

# HISTORISCH-POLITISCHE MITTEILUNGEN

## Archiv für Christlich-Demokratische Politik

Im Auftrag der  
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
herausgegeben von  
Günter Buchstab, Hans-Otto Kleinmann  
und Hanns Jürgen Küsters

19. Jahrgang  
2012



BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

## HISTORISCH-POLITISCHE MITTEILUNGEN

Archiv für Christlich-Demokratische Politik

19. Jahrgang 2012

Im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

herausgegeben von

Dr. Günter Buchstab, Prof. Dr. Hans-Otto Kleinmann

und Prof. Dr. Hanns Jürgen Küsters

Redaktion: Dr. Wolfgang Tischner, Dr. Kordula Kühlem

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Wissenschaftliche Dienste / Archiv für Christlich-Demokratische Politik

Rathausallee 12

53757 Sankt Augustin

Tel. 02241 / 246 2240

Fax 02241 / 246 2669

e-mail: zentrale-wd@kas.de

Internet: www.kas.de

© 2012 by Böhlau Verlag GmbH & Cie., Wien Köln Weimar

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, info@boehlau.de, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satzpunkt Ursula Ewert GmbH, Bayreuth

Druck: Strauss GmbH, Mörlenbach

ISSN: 0943-691X

ISBN: 978-3-412-21008-3

Erscheinungsweise: jährlich

Preise: € 19,50 [D] / € 20,10 [A]

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Böhlau Verlag unter:

vertrieb@boehlau.de, Tel. +49 221 91390-0, Fax +49 221 91390-11

Ein Abonnement verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn die Kündigung nicht zum 1. Dezember erfolgt ist. Zuschriften, die Anzeigen und Vertrieb betreffen, werden an den Verlag erbeten.

# Inhalt

## AUFSÄTZE

- Hanns Jürgen Küsters* ..... 1  
Der Bonn/Berlin-Beschluss vom 20. Juni 1991 und seine Folgen
- Katrin Rupprecht* ..... 25  
Der isländische Fischereizonenstreit 1972–1976. Im Konfliktfeld zwischen regionalen Fischereiiinteressen und NATO-Bündnispolitik
- Herbert Elzer* ..... 47  
Weder Schlaraffenland noch Fata Morgana: Das Königreich Saudi-Arabien und die Fühlungnahme mit der Bundesrepublik Deutschland im Herbst 1952

## ZUR CHRISTLICHEN DEMOKRATIE VOR 1945

- Markus Lingen* ..... 77  
Heinrich Brauns (1868–1939) – Reichsarbeitsministerium und Sozialpolitik in der Weimarer Republik
- Benjamin Schulte* ..... 109  
Das Scheitern „kultureller Demobilisierung“ nach dem Ersten Weltkrieg: die Ruhrkrise 1923
- Christopher Sterzenbach* ..... 137  
Die Rezeption der Irischen Frage in der Zentrumspartei und der Germania, 1912–1922

## DIE ÄRA KOHL IM GESPRÄCH

### XII. Die Wende 1982/83: Der Beginn der Ära Kohl

- Hanns Jürgen Küsters* ..... 161  
Einführung

|  |     |
|--|-----|
| <i>Wolfgang Jäger</i> .....  | 167 |
| Die „Wende“ 1982: Bruch der Koalition und Regierungsbildung  |     |
| <i>Matthias Stickler</i> .....   | 177 |
| „Zu kurz gesprungen“? – Die CSU und der Bonner Regierungswechsel<br>des Jahres 1982  |     |
| <i>Joachim Scholtyseck</i> .....   | 197 |
| Die FDP in der Wende   |     |
| <i>Hartmut Soell</i> .....   | 221 |
| Der Regierungswechsel 1982 aus der Sicht der SPD   |     |
| <i>Hans-Peter Schwarz</i> .....  | 237 |
| Langzeitwirkungen der Wende von 1982/83  |     |
| <br>LEBENSBILDER   |     |
| <i>Erik Lommatzsch</i> .....   | 253 |
| Umweltpolitische Positionen Hans Filbingers  |     |
| <i>Denise Lindsay</i> .....  | 269 |
| Lieselotte Berger (1920–1989)  |     |
| <br>MISZELLE   |     |
| <i>Rudolf Morsey</i> .....   | 289 |
| Eine erfolglose Intervention von drei Schweizer Bischöfen im<br>Dezember 1933 zugunsten des verhafteten Münchner Publizisten Fritz<br>Gerlich. Zugleich Korrektur einer Fehlinformation über deren Initiator |     |
| <br>AUS DER ARBEIT DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG  |     |
| <i>Josef Thesing</i> .....   | 305 |
| Die Konrad-Adenauer-Stiftung in der Welt. Der Beginn der Arbeit des<br>Instituts für Internationale Solidarität  |     |

## LITERATURBERICHT

|   |     |
|---|-----|
| <i>Ulrike Hospes</i> . . . . .  | 319 |
| „Plane mit, arbeite mit, regiere mit.“ Gerald Götting – Gesicht<br>der Blockpartei CDU und Träger des Systems der DDR |     |

|  |     |
|--|-----|
| NEUERSCHEINUNGEN ZUR CHRISTLICHEN DEMOKRATIE . . . . | 327 |
|--|-----|

|   |     |
|---|-----|
| Abstracts – Résumés – Zusammenfassung . . . . . | 341 |
|---|-----|

|                                     |     |
|-------------------------------------|-----|
| Mitarbeiter dieses Bandes . . . . . | 356 |
|-------------------------------------|-----|



## AUFSÄTZE

### **Der Bonn/Berlin-Beschluss vom 20. Juni 1991 und seine Folgen\***

**Hanns Jürgen Küsters**

Sie gehört zu den Sternstunden des deutschen Parlamentarismus, die Entscheidung über den Bonn/Berlin-Beschluss am 20. Juni 1991. Riesengroß war die Spannung im Bonner Wasserwerk, als nach fast zwölfstündiger Debatte, in der 104 Rednerinnen und Redner zu Wort kamen, Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth um 21.47 Uhr das Abstimmungsergebnis verkündete: Abgegebene Stimmen 660, davon gültige Stimmen 659. Für den Antrag „Bundesstaatslösung“, das meinte den „Bonn-Antrag“, Parlament und die Regierung in Bonn zu belassen, jedoch Bundesrat und den Sitz des Bundespräsidenten nach Berlin zu verlegen, 320 Stimmen; für den Antrag „Vollendung der Einheit Deutschlands“, das hieß „Berlin-Antrag“, Umzug von Parlament und Teilen der Regierung nach Berlin, 337 Stimmen, später auf 338 Stimmen korrigiert, 2 Enthaltungen.<sup>1</sup> Das Protokoll vermerkt: „(Lebhafter Beifall bei Abgeordneten aller Fraktionen und Gruppen)“.<sup>2</sup> In Wirklichkeit herrschten Jubel und blankes Entsetzen im Plenarsaal. Zum Schluss der Sitzung sagte Rita Süßmuth den wichtigsten Satz: „Das Ergebnis ist zu respektieren und bindet uns.“<sup>3</sup> Gemeint waren sowohl Berlin-Befürworter, die auf diesen Ausgang mehr gehofft als vertraut hatten, als auch Bonn-Anhänger, die eigentlich nicht damit rechneten.

Führen wir uns zunächst die Ausgangslage vor Augen, fragen dann nach dem Zustandekommen des Beschlusses, der Umsetzung und den Konsequenzen.<sup>4</sup>

---

\* Erweiterte Fassung des Vortrags im Rahmen der Veranstaltung „20 Jahre Bonn/Berlin-Beschluss“ am 24. Mai 2011 auf dem Petersberg in Königswinter.

1 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 157, 12. Wahlperiode, 34. Sitzung, 20. Juni 1991, S. 2735–2926, Abstimmungsergebnis S. 2845.

2 Ebd., S. 2848.

3 Ebd.

4 Zum Forschungsstand: Helmut Herles (Hg.): Die Hauptstadt-Debatte. Der Stenographische Bericht des Bundestages. Bonn 1991. Ders. (Hg.): Das Berlin-Bonn-Gesetz. Eine Dokumentation, Bonn 1994. Franz Möller: Der Beschluss. Bonn/Berlin-Entscheidungen von 1990 bis 1994. Bonn 2002. Udo Wengst: Historiker betrachten Deutschland. Beiträge zum Vereinigungsprozeß und zur Hauptstadtdiskussion. Bonn u. a. 1992, S. 213–264. Dietmar Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, in: Werner Süß (Hg.): Hauptstadt Berlin. Bd. 1: Nationale Hauptstadt – Europäische Metropole. Berlin 1995, S. 77–98. Ders.: Zitterpartie. Der Umzug des Bundestags von Bonn nach Berlin. Hamburg 2003. Volker Tschirch: Der Kampf um Bonn. Hg. vom Oberkreisdirektor des Rhein-Sieg-Kreises. Bonn 1998. Werner Süß: Der Bonn-Berlin-Kompromiß

*Ausgangslage*

Ausgangspunkt war die vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland getroffene Entscheidung des Parlamentarischen Rats am 10. Mai 1949 mit 33 gegen 29 Stimmen für Bonn und gegen Frankfurt am Main als vorläufigen Sitz der leitenden Bundesorgane.<sup>5</sup> In der Debatte des Deutschen Bundestages am 30. September 1949 über diese Frage<sup>6</sup> machte der SPD-Abgeordnete Georg August Zinn erstmals deutlich: „Für uns ist und bleibt die eigentliche und heimliche Hauptstadt Berlin.“<sup>7</sup> Am 3. November 1949 beschloss der Deutsche Bundestag auf Antrag der SPD<sup>8</sup>, Berlin solle für die Bundesrepublik Deutschland „in Zukunft wieder ihre Hauptstadt werden“<sup>9</sup>. Die KPD-Fraktion ging einen Schritt weiter und forderte: „Der Bundestag versammelt sich alsbald in Berlin.“<sup>10</sup> Eine mögliche Verlegung des Sitzes der leitenden Bundesorgane nach Berlin wurde auf Drängen der SPD an die Abhaltung allgemeiner, freier, gleicher, geheimer und direkter Wahlen „in ganz Berlin und in der Sowjetischen Besatzungszone“ gekoppelt.<sup>11</sup> Die Entscheidung stand unter dem Diktum, provisorisch zu sein, solange Deutschland geteilt ist.<sup>12</sup>

In den 1970er Jahren mutierte Bonn zur Bundeshauptstadt. In seiner Regierungserklärung vom 18. Januar 1973 sprach Bundeskanzler Willy Brandt erstmals davon, es bedürfe „einer engen Kooperation von Stadt, Land und Bund, damit Bonn seine Funktion als Bundeshauptstadt gut erfüllen“ könne.<sup>13</sup> Gegen Ende dieses Jahrzehnts erwartete schon niemand mehr die baldige Wiederver-

---

– eine faire Arbeitsteilung?, ebd., S. 99–122. Andreas Salz: Bonn–Berlin: Die Debatte um Parlaments- und Regierungssitz im Deutschen Bundestag und die Folgen. Magisterarbeit o. J., Phil. Fak. Universität Bonn, [http://bonn-berlin-debatte.de/salz\\_bonn\\_berlin.pdf](http://bonn-berlin-debatte.de/salz_bonn_berlin.pdf).

- 5 Parlamentarischer Rat, Stenographischer Bericht, I. Bd., Nr. 11, Elfte Sitzung, 10. Mai 1949, S. 264–266, Abstimmungsergebnis S. 266.
- 6 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 1, 1. Wahlperiode 1949, 30. September 1949, S. 244–256.
- 7 Ebd., S. 245.
- 8 Deutscher Bundestag, 1. Wahlperiode 1949, Drucksache Nr. 4, Antrag der Fraktion der SPD betr. Vorläufigen Sitz der leitenden Bundesorgane, 7. September 1949.
- 9 Zum Beschluss: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 1, 1. Wahlperiode 1949, 3. November 1949, S. 342f.
- 10 Deutscher Bundestag, 1. Wahlperiode 1949, Drucksache 135, Antrag der Abgeordneten Renner und Genossen betr.: Sitz der leitenden Bundesorgane, 1. November 1949.
- 11 Ebd., Drucksache 143, Änderungsantrag der Fraktion der SPD zu dem Antrag der Abgeordneten Renner und Genossen – Nr. 135 der Drucksachen – betr. Sitz der leitenden Bundesorgane, 2. November 1949. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 1, 1. Wahlperiode 1949, 3. November 1949, S. 341–347.
- 12 Zur Diskussion über Bonn als vorläufigen Sitz der obersten Bundesorgane: Reiner Pommerin: Von Berlin nach Bonn. Die Alliierten, die Deutschen und die Hauptstadtfrage nach 1945. Köln u. a. 1989, S. 169–195.
- 13 Regierungserklärung Brandt in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 81, 7. Wahlperiode 1972, 7. Sitzung, 18. Januar 1973, S. 121–134, hier S. 133.

einigung. Das „ehemalige Provisorium“ habe sich verfestigt. Bonn sei „auf dem Wege zur ‚echten Hauptstadt‘“, begründete Bundestagspräsident Richard Stücklen im September 1979 die Neubaupläne des Deutschen Bundestages und des Bundesrates. Gleichzeitig betonte er: „Dennoch, die eigentliche Hauptstadt Deutschlands ist Berlin.“ Eines Tages werde Berlin „auch wieder voll seine alte Hauptstadtfunktion erfüllen“. Solange die Teilung des Vaterlandes „aufgezwungen bleibt“, werde „Berlin in seiner politischen Funktion als Hauptstadt – als Parlaments- und Regierungssitz des freien Deutschland – durch Bonn vertreten“.<sup>14</sup> Das war die offizielle Staatsdoktrin. Auf dieser Grundlage begann in den 1980er Jahren der Ausbau der Bundeshauptstadt Bonn, gestützt auf der so genannten „Bonn-Vereinbarung ’80“.<sup>15</sup>

Wenige Wochen nach dem Mauerfall 1989 unterzeichnete Bundeskanzler Kohl am 13. Dezember 1989 persönlich die so genannte „Bonn-Vereinbarung ’90“<sup>16</sup>. Sie bescherte der Stadt für die kommenden zehn Jahre finanziellen Rückhalt als Bundeshauptstadt durch Bundeszuschüsse von insgesamt 1,335 Milliarden DM<sup>17</sup> und war angesichts immenser Bauvorhaben – neuer Plenarsaal für den 1987 abgerissenen alten Plenarsaal, neue Bürogebäude für die Abgeordneten (nach dem Architekten benannt „Schürmann-Bau“), drei Bundesministerien, dazu Bundeskunsthalle, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und das Gästehaus Petersberg in Königswinter<sup>18</sup> – von zentraler strukturpolitischer und wirtschaftlicher Bedeutung für die Region. Bonns Oberbürgermeister Hans Daniels unkte bereits, die Stadt müsse eventuell für andere Aufgaben gewappnet sein.<sup>19</sup>

In diesen Tagen kamen bei Berlin-Anhängern wie bei Bonn-Anhängern erste Überlegungen auf, wo im Falle der Wiedervereinigung der Sitz von Regierung und Parlament sein werde. Dietmar Kansy, niedersächsischer CDU-Abgeordneter, jahrelang Mitglied des Ältestenrats, des Ausschusses für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau des Deutschen Bundestages und einer der führenden Berlin-Anhänger, fühlte sich offenbar durch Kohls Zehn-

14 Rede Stücklen in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, 168. Sitzung, 8. Wahlperiode, 12. September 1979, S. 13401–13408, hier S. 13407.

15 Deutscher Bundestag, Wissenschaftliche Dienste: Dokumentation Die Beziehungen zwischen dem Bund und der Stadt Bonn 1949–1987, Januar 1988, mit Anhang Vereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland, dem Land Nordrhein-Westfalen und der Stadt Bonn im Hinblick auf die Aufgaben der Stadt Bonn als Bundeshauptstadt vom 18. März 1980 – Bonn-Vereinbarung ’80 –, 65 S., in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) 01-920-014 (Depositum Franz Möller).

16 Zur „Bonn-Vereinbarung ’90“: Jens Krüger: Die Finanzierung der Bundeshauptstadt Bonn. Berlin 2006, S. 227–233.

17 „Ich erweise der Stadt einen guten Dienst“. Kohl unterschrieb den Bonn-Vertrag 90–1,3 Milliarden Mark Zuschüsse bis 1999, in: General-Anzeiger (Bonn), 14. Dezember 1989.

18 Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Presseinformation, Bundesbauten in Bonn, 29/90, 28. Februar 1990.

19 Krüger: Die Finanzierung der Bundeshauptstadt Bonn, S. 227.

Punkte-Plan vom 28. November 1989 „elektrisiert“, der im Zuge des Aufbaus konföderativer Strukturen ein gemeinsames parlamentarisches Gremium der beiden deutschen Staaten vorsah, das seiner Ansicht nach nur in Berlin tagen könnte.<sup>20</sup> Beflügelt durch Anspielungen des Bundeskanzlers in der Sitzung der CDU/CSU-Fraktion am 6. Februar und im Fraktionsvorstand am 12. Februar 1990 auf einen Wechsel des Parlaments vom Rhein an die Spree und erste Äußerungen der Bonn-Befürworter, im Falle der Wiedervereinigung müsse Berlin nicht zwangsläufig alleinige zukünftige Hauptstadt sein,<sup>21</sup> nahm die Diskussion an Fahrt auf. Die Kabinettsvorlage des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau vom 16. Februar 1990 sah die „grundsätzliche Entscheidung“ vor, „begonnene Bauvorhaben“ in Bonn „zu Ende zu führen“, „Planungen für noch nicht begonnene Bauvorhaben“ nun „bis zur Ausführungsreife“ fortzusetzen, jedoch auf einen Baubeginn vorerst zu verzichten und „Planungsaufträge für neue Baumaßnahmen“ fortan „nur zu erteilen“, wenn diese „unumgänglich“ sind.<sup>22</sup>

Der langjährige CDU-Bundestagsabgeordnete und Landrat des Rhein-Sieg-Kreises, Franz Möller, gab in seinem Memorandum vom 10. Februar 1990 die Parole aus: „Berlin ist deutsche Hauptstadt – Bonn bleibt Regierungssitz.“ Es dürfe „kein Austrocknen, kein Ausbluten, keinen Ausverkauf“ Bonns geben.<sup>23</sup> Ausgangspunkt war die Annahme, Berlin werde als Hauptstadt nicht zu verhindern sein. Die Bundespolitik könne jedoch weiterhin in Bonn gemacht werden. Im Interesse Bonns war der Vorschlag einer Trennung von Hauptstadt-funktion und Regierungssitz naheliegend, barg allerdings erheblichen politischen Konfliktstoff in sich. Als der Ausschuss für innerdeutsche Beziehungen des Deutschen Bundestages drei Tage später die Empfehlung verabschiedete, „im Rahmen des Einigungsprozesses muss Berlin wieder Hauptstadt werden“,<sup>24</sup> konterte Daniels am 16. Februar mit der Bemerkung, die Hauptstadtfrage sei juristisch und politisch offen; darüber könne nur der gesamtdeutsche Souverän entscheiden.<sup>25</sup> Das implizierte zunächst einmal Ver-

20 Kansy: Zitterpartie, S. 14.

21 Schreiben Daniels an Möller, 21. Februar 1990, mit Anlage Vermerk, Ergebnis des Gesprächs des Oberbürgermeisters mit den Partei- und Fraktionsvorsitzenden bzw. -sprechern und den Bundestagsabgeordneten der im Rat der Stadt Bonn vertretenen Parteien am 16. Februar 1990, in: ACDP 01-920-001.

22 Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Tischvorlage für die Kabinettsitzung am 21.02.1990, Betr. Ausbau der Bundeshauptstadt Bonn, hier: Auswirkungen der deutschlandpolitischen Entwicklung, B III-01452-00, 16. Februar 1990, ebd.

23 Aufzeichnung Möller, Berlin ist deutsche Hauptstadt Bonn bleibt Regierungssitz, 10. Februar 1990, ebd.

24 Deutscher Bundestag, 11. Wahlperiode, Drucksache 11/6434, Beschlussempfehlung und Bericht des Ausschusses für innerdeutsche Beziehungen (17. Ausschuß), 13. Februar 1990.

25 Möller: Der Beschluss, S. 15.

schiebung und Zeitgewinn. Gleichwohl lagen damit zwei Maximalpositionen auf dem Tisch. Die Kampfgruppen formierten sich.

Vertreter der Stadt Bonn, der umliegenden Kreise und die örtlichen Bundestagsabgeordneten kamen nun in der „Möller-Runde“ und später unterstützt von der nordrhein-westfälischen Landesregierung in der „Clement-Runde“ unter Leitung des Chefs der Staatskanzlei, Wolfgang Clement, zusammen,<sup>26</sup> um die jeweiligen Gefechtspositionen abzustimmen. In Berlin gründeten die Sympathiewerber, allen voran der CDU-Bundestagsabgeordnete Jochen Feilcke und der später als Informeller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit enttarnte Redakteur der CDU-Ost, Peter Mugay, die „Initiative Hauptstadt Berlin“. Ihr Ziel: Berlin sollte das neue politische Zentrum des wiedervereinigten Deutschland werden.<sup>27</sup> Dies zu verhindern war das vorrangige Interesse der Bonn-Anhänger.

Bei einer gemeinsamen Sitzung der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und der Volkskammerabgeordneten, die der „Allianz für Deutschland“ angehörten, am 29. Mai 1990 im Berliner Reichstagsgebäude nutzte DDR-Ministerpräsident Lothar de Maizière die Gelegenheit und machte mit seiner Bemerkung, in diesem Hause werde man „künftig zusammen tagen als eine Fraktion und ein Parlament“ Werbung für Berlin.<sup>28</sup>

Zum Auftakt der Verhandlungen über den Einigungsvertrag am 6. Juli 1990 forderte de Maizière, unterstützt vom Berliner Senat, Berlin zur Hauptstadt des vereinten Deutschlands zu machen.<sup>29</sup> Als Begründung führte er die jahrelang von der Bundesregierung vertretene Auffassung und die Symbolwirkung der Stadt bei der Überwindung der Teilung Deutschlands an. Dagegen verwiesen die Vertreter Bonns auf die inzwischen 40 Jahre alte Demokratietradition der

---

26 Der so genannten „kleinen Möller-Runde“ gehörten an die CDU-Bundestagsabgeordneten Adolf Herkenrath, Editha Limbach und Franz Möller, der Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Hans Daniels, und deren Stadtdirektor Klaus Rau. Sie traf sich einmal pro Woche in Möllers Büro, „um die Aktivitäten pro Bonn abzustimmen“. Gelegentlich wurde die Runde um die SPD-Bundestagsabgeordneten Horst Ehmke und Ingrid Matthäus-Maier sowie die FDP-Bundestagsabgeordneten Gerhart Baum und Paul Friedhoff zur so genannten „großen Möller-Runde“ erweitert. Dazu: Dokumentation. Bericht über die Aktivitäten der Bonn-Befürworter vor der Entscheidung im Deutschen Bundestag am 20. Juni 1991 über den Sitz von Parlament und Regierung, ohne Datum, in: ACDP 01-920-035.

27 Jochen Feilcke/Peter Mugay, Statement anlässlich der Pressekonferenz am 15. März 1990, Initiative Hauptstadt Berlin, ACDP 01-920-001.

28 Kansy: Zitterpartie, S. 15.

29 Erste Verhandlungsrunde über den Vertrag zur Herstellung der Einheit Deutschlands (Einigungsvertrag), 6. Juli 1990, in: Deutsche Einheit. Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90. Dokumente zur Deutschlandpolitik. Hg. vom Bundesministerium des Innern unter Mitwirkung des Bundesarchivs. Bearb. von Hanns Jürgen Küsters/Daniel Hofmann. München 1998, S. 1324–1331, hier S. 1326f. Dazu auch Wolfgang Schäuble: Der Vertrag. Wie ich über die deutsche Einheit verhandelte. Hg. von Dirk Koch/Klaus Wirtgen. Stuttgart 1991, S. 131–134.

Bundesrepublik. Die nordrhein-westfälische Landesregierung hatte zuvor gegenüber dem bundesdeutschen Verhandlungsführer, Bundesinnenminister Schäuble, unmissverständlich betont,<sup>30</sup> entsprechend dem Gespräch mit den Chefs der Staats- und Senatskanzleien der Länder der Bundesrepublik vom 26. Juni 1990<sup>31</sup> solle die Hauptstadtfrage und die Frage des Sitzes von Regierung und Parlament nicht im Einigungsvertrag geregelt werden. Darüber sollten nach Herstellung der Einheit die zuständigen Verfassungsorgane entscheiden. Möller teilte Schäuble sogar mit, er werde dem Einigungsvertrag nicht zustimmen, „wenn darin (auch in einer Anlage oder einem Schriftwechsel) Berlin als Hauptstadt und Regierungssitz festgeschrieben werden“ sollte.<sup>32</sup> Angesichts dieser massiven Widerstände neigte Kohl dazu, die Entscheidung dem gesamtdeutschen Parlament zu überlassen.<sup>33</sup> So stimmte auch Schäuble Ende Juli notgedrungen zu, die Festlegung sei im Einigungsvertrag nicht erreichbar.<sup>34</sup> Angesichts der starren Haltungen und des Widerstands der Länder Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz<sup>35</sup> kam unter Zeitdruck im August 1990 der Kompromiss im Artikel 2 Absatz 1 Einigungsvertrag zustande: Die Hauptstadt ist Berlin, über Sitz von Parlament und Regierung wird nach Herstellung der deutschen Einheit entschieden.<sup>36</sup> Damit war die Hauptstadtfrage formal geklärt, jedoch nicht die politische Substanz.

#### *Das Zustandekommen des Bonn/Berlin-Beschlusses*

Hauptstadt Berlin als repräsentative Hülle entsprach weder dem Anspruch noch dem Denken der Berlin-Befürworter. Die Bonn-Befürworter hingegen hatten einen Etappensieg errungen, weil die Kernfrage offen geblieben war. Bereits am 30. August 1990 hatte Bundeskanzler Kohl gegenüber Franz Möller die Möglichkeit einer Funktionsteilung in der zu regelnden Sitzfrage signalisiert.<sup>37</sup> Daraufhin forderte am 28. September der Kreistag des Rhein-Sieg-Kreises in einer Resolution: „Bonn muss Parlaments- und Regierungssitz auch des wiedervereinigten Deutschlands bleiben.“<sup>38</sup> Dagegen führte der Regieren-

30 Schreiben Clement an Seiters, 30. Juni 1990, in: Deutsche Einheit, S. 1284.

31 Schäuble: Der Vertrag, S. 114, S. 116.

32 Schreiben Möller an Schäuble, 3. Juli 1990, in: ACDP 01-920-002.

33 Helmut Kohl: Erinnerungen 1990–1994. München 2007, S. 196f.

34 Schreiben Schäuble an Möller, 27. Juli 1990, in: ACDP 01-920-002.

35 Vermerk Lehnguth, 17. August 1990, in: Deutsche Einheit, S. 1466–1471, hier S. 1466. Vorlage Busse und Stern an Seiters, 23. August 1990, ebd., S. 1490–1492, hier S. 1491f.

36 Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik über die Herstellung der Einheit Deutschlands Einigungsvertrag, 31. August 1990, in: Presse und Informationsamt der Bundesregierung, Bulletin, Nr. 104, 6. September 1990, S. 877.

37 Möller: Der Beschluss, S. 27.

38 Rhein-Sieg-Kreis, Bonn bleibt Parlaments- und Regierungssitz im vereinten Deutschland, 28. September 1990, in: ACDP 01-920-003.

de Bürgermeister von Berlin, Walter Momper, an, für Bonn sei der „Funktionsverlust“ leichter zu ertragen als für Berlin, das „im vergleichsweise armen und strukturschwachen Ostdeutschland“ liege. Die „Glaubwürdigkeit westdeutscher Politiker“ stehe „auf dem Prüfstand“.<sup>39</sup>

Nachfolgende Diskussionen bis Juni 1991 waren von einer Medienschlacht begleitet, in der beide Seiten nicht nur Samthandschuhe trugen. In der Auseinandersetzung vermischten sich sachliche Argumente und Halbwahrheiten zu mythischen Assoziationen. Berlin als Nukleus des Kalten Krieges stand für das Zusammenwachsen der Stadt und des gesamtdeutschen Staates. Das neue Berlin wurde gleichgesetzt mit der Abkehr vom Odem des Nationalsozialismus und der Hinwendung zur westlichen Demokratie, sichtbar durch den Wandel der DDR-Hauptstadt zur demokratischen gesamtdeutschen Hauptstadt mit dem Glanz einer Weltstadt-Metropole,<sup>40</sup> begleitet mit einem Schuss Arroganz und Überheblichkeit. Das rheinische Bonn verkörperte alle bewährten Tugenden der alten Bundesrepublik: erste beständige freiheitlich parlamentarische Demokratie in Deutschland, Verlässlichkeit, Stabilität, deutsche Bescheidenheit, kluges Verhalten, feste Verankerung im atlantischen Bündnis und Anker der europäischen Integration.<sup>41</sup>

Das Paar „Bonn – Berlin“ wurde zu Antipoden hochstilisiert: Bundesstaat contra Zentralstaat, Fortbestehen des Föderalismus versus Orientierung auf einen neuen Zentralismus, alte Länder gegen neue Länder, Westdeutschland gegen Ostdeutschland, Preußen gegen Rheinland, Westbindung und Ostbindung Deutschlands, Katholizismus und christlich-abendländische Tradition im Westen, Protestantismus und Tendenzen der Entchristlichung im Osten. Dazu kamen hohe moralische Ansprüche, die sich in den Begriffen Versprechen, Vertrauen, Worthalten und Glaubwürdigkeit widerspiegeln. Denn in vielen Sonntagsreden waren über vier Jahrzehnte die Wiedervereinigung und Berlin als eigentliche Hauptstadt beschworen worden. Die Quadratur des Kreises bestand darin, einerseits das historische Versprechen einzulösen und andererseits nicht die Demokratie-Verdienste Bonns zu negieren. Paradoxe Weise verkehrten sich ihre Sinnbilder. Plötzlich erschien Bonn als die alte Bundeshauptstadt und die alte Reichshauptstadt Berlin als neue Hauptstadt Deutschlands.<sup>42</sup>

Nach der ersten gesamtdeutschen Bundestagswahl im Dezember 1990 hatte sich der Ältestenrat des Deutschen Bundestages am 27. Februar 1991 auf zwei Grundsätze verständigt: Bis zur Sommerpause sollte eine Entscheidung des

39 Schreiben Momper an Möller, 11. Oktober 1990, ebd.

40 Eberhard Diepgen: Der Umzug von Parlament und Regierung in die deutsche Hauptstadt Berlin, in: Werner Süß (Hg.): Hauptstadt Berlin. Bd. 1: Nationale Hauptstadt – Europäische Metropole. 2. Aufl. Berlin 1995, S. 43–53, hier S. 52f.

41 Möller: Der Beschluss, S. 34.

42 Zu den Pro- und Contra-Argumenten Bonn–Berlin umfangreiche Materialien in: ACDP 01-920-001.

Parlaments herbeigeführt werden, und sie sollte gesetzlich geregelt werden. Anschließend fixierten die Kontrahenten ihre Positionen.<sup>43</sup>

Bundespräsident Richard von Weizsäcker hatte schon 1990 mächtig die Trommel für Berlin gerührt, nicht zuletzt bei der Verleihung der Ehrenbürgerwürde von Berlin im Juni 1990. Mit seinem Vorpreschen in der Hauptstadtfrage ging er – wie er später selbst zugab – „bis an die Grenze der Kompetenz“ seines Amtes.<sup>44</sup> Ende Februar 1991 bezog er in einem „Memorandum zur Hauptstadt“<sup>45</sup> erneut klar Stellung. Berlin sei trotz wirtschaftlicher Defizite Drehscheibe zwischen West- und Osteuropa. Zwar müsse sich „Berlin primär mit allen eigenen Kräften selbst helfen“, werde jedoch „für lange Zeit auf massive Hilfe des ganzen Landes angewiesen bleiben“. Bonn-Befürworter verübelten ihm diese Positionierung, weil sie um die Wirkung seiner Worte wussten. Dass ihm als Verfassungsorgan das Recht zur Stellungnahme zustand, blieb außen vor.

Die Mehrheit für Bonn beginne zu bröckeln, konstatierten die Bonn-Anhänger in einem Strategiegespräch Anfang März 1991 angesichts abnehmender Zustimmungszahlen für Bonn sorgenvoll.<sup>46</sup> Umgekehrt witterten Berlin-Befürworter Morgenluft. Eberhard Diepgen, seit dem 24. Januar 1991 wieder Regierender Bürgermeister von Berlin, kündigte an, im Falle der Wahl Bonns das Bundesverfassungsgericht anzurufen und die Entscheidung überprüfen zu lassen.<sup>47</sup> Die Fraktionen von CDU/CSU, FDP und SPD waren in ihren Haltungen tief gespalten. Allein Bündnis '90/Die Grünen und PDS/Linke Liste plädierten fast einhellig für Berlin. Berlin-Anhänger argwöhnten, die Bonn-Protagonisten hätten große Teile der Beamtenschaft hinter sich, die schon allein wegen ihrer Immobilien wenig geneigt sei, nach Berlin umzuziehen und daher bei der Presse Stimmung gegen die Hauptstadt mache.<sup>48</sup> Bonn-Anhänger sahen die überregionale Presse und mehrheitlich die politische Prominenz gegen sich.<sup>49</sup>

Bundeskanzler Kohl, Bundesinnenminister Schäuble und Fraktionschef Alfred Dregger machten sich in der CDU/CSU-Fraktion für Berlin stark. Bei der SPD waren es Willy Brandt und Parteichef Hans-Jochen Vogel, bei der FDP Parteichef und Außenminister Hans-Dietrich Genscher, der Fraktionsvorsitzende Wolfgang Mischnick, Burkhard Hirsch und Hermann-Otto Solms. Kohl

43 Vermerk Möller, Betr. Parlaments- und Regierungssitz, 28. Februar 1991, in: ACDP 01-920-005.

44 Richard von Weizsäcker: Vier Zeiten. Erinnerungen. Berlin 1997, S. 401f.

45 Ders.: Memorandum zur Hauptstadt, Bonn, Ende Februar 1991, in: ACDP 01-920-001.

46 Vermerk Tengler, Koordinierungsrunde Parlaments- und Regierungssitz am 6. März 1991 bei der IHK Bonn, 7. März 1991, in: ACDP 01-920-005.

47 Möller: Der Beschluss, S. 47, mit Bezug auf die Stellungnahme der nordrhein-westfälischen Staatskanzlei vom 12. März 1991.

48 Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 79. Ders.: Zitterpartie, S. 15.

49 Möller: Der Beschluss, S. 31.

stand allerdings den Bonn-Befürwortern stets bei, wenn es um Ausgleichsmaßnahmen ging.<sup>50</sup> Prominente Bonn-Befürworter waren an einer Hand abzulesen: Bundesarbeitsminister Norbert Blüm, CSU-Chef Theo Waigel, die Bundesminister Gerda Hasselfeldt und Carl-Dietrich Spranger, von der SPD Horst Ehmke, Anke Fuchs, Ingrid Matthäus-Maier und Franz Müntefering sowie Otto Graf Lambsdorff von der FDP.

In einem Beschlussentwurf vom 20. März 1991<sup>51</sup> forderten die Berlin-Vertreter mit deren Sprecher Peter Kittelmann von der CDU und Gerd Wartenberg von der SPD mit Bezug auf das Memorandum von Weizsäckers die Verlegung von Parlament und Regierung in die deutsche Hauptstadt. Die volle Funktionsfähigkeit sollte in zehn bis zwölf Jahren erreicht sein. Zudem sollte eine von der Bundestagspräsidentin eingesetzte Föderalismuskommission über die Verteilung der Institutionen befinden. Zugleich waren ein „Ausgleich für den Verlust des Parlamentssitzes und die Übernahme und Ansiedlung neuer Funktionen und Institutionen von nationaler und internationaler Bedeutung im politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Bereich“ vorgesehen.

Diesen taktischen Winkelzug lehnten die Bonn-Anhänger ab, da er nur einen institutionellen Ausgleich enthielt, jedoch keinen finanziellen Ausgleich für die Region. Da Berlin nicht gänzlich aus dem Rennen zu werfen sein würde, war schon Mitte Februar 1991 auf Betreiben der Möller-Runde<sup>52</sup> in der nordrhein-westfälischen Staatskanzlei in Düsseldorf ein knapper Gesetzentwurf zur Festlegung des Sitzes von Bundestag, Bundesrat und Bundesregierung entstanden.<sup>53</sup> Franz Möller legte dann am 21. März 1991 den leicht modifizierten Gesetzentwurf vor, der in drei Sätzen die Maximalposition beschrieb, jedoch keinen § 2 Absatz 2 mit der Möglichkeit der Durchführung von Sitzungen in der Hauptstadt enthielt: „§ 1 Hauptstadt ist Berlin. § 2 Sitz von Parlament und Regierung ist Bonn. § 3 Das Gesetz tritt am Tage der Verkündung in Kraft.“<sup>54</sup>

Die diametral entgegengesetzten Vorstellungen rollten wie rasende Züge aufeinander zu. Bundestagspräsidentin Süßmuth suchte gemeinsam mit Bundeskanzler Kohl durch Hinzuziehung der „Organbank“, der Vertreter aller obersten Verfassungsorgane, und durch Absprache über Prozedere und Ter-

50 Helmut Kohl: *Erinnerungen 1982–1990*. München 2005, S. 628f. Ders.: *Erinnerungen 1990–1994*, S. 453f.

51 Antrag der Abgeordneten der CDU/CSU, der SPD, der FDP und von Bündnis'90/Grünen, *Vollendung der Einheit Deutschlands*, 20. März 1991, in: ACDP 01-920-006.

52 Vermerk Rauen, Gespräch am 15. Februar 1991, Teilnehmer: Limbach, Möller, Daniels, Rauen, 18. Februar 1991, in: ACDP 01-920-005.

53 Schreiben Chef der Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen an Blüm, Möllemann, Ehmke, Möller, Hoyer, Matthäus-Meier, Daniels, Dieckmann, Dörrhöfer-Tucholski, 19. Februar 1991, mit Anlage: Entwurf eines Gesetzes zur Festlegung des Sitzes von Bundestag, Bundesrat und Bundesregierung, ebd.

54 Möller: *Der Beschluss*, S. 37.

mine das weitere Entscheidungsverfahren zu entschärfen.<sup>55</sup> Am 24. April stand zumindest der Fahrplan: Erstens sollte es einen Grundsatzbeschluss mit späterer Konkretisierung in Gesetzesform geben.<sup>56</sup> Das erforderte eine Überarbeitung der beiden Anträge und öffnete die Tür für Verhandlungen im nachfolgenden Gesetzgebungsverfahren. Zweitens wurde der 20. Juni als Termin der Debatte und Abstimmung festgelegt. Drittens sollte der Bundesrat einen Tag später seine Entscheidung treffen, womit eine parallele Beschlussfassung ermöglicht würde. Und viertens sollte es auf Vorschlag Berlins für die unterlegene Stadt einen gesetzlich festgeschriebenen Ausgleich geben. In diesem Gremium wurde wohl auch erstmals über die Aufteilung von Regierungsfunktionen gesprochen.

In der ausführlichen Beratung der CDU/CSU-Fraktion am 24. April unterstrichen die beiden früheren Fraktionsvorsitzenden, Bundespräsident a. D. Karl Carstens und Bundestagspräsident a. D. Rainer Barzel den Wert der Demokratietradition der Bundesrepublik<sup>57</sup> und verstärkten damit die positive Grundstimmung für Bonn. Auf der Suche nach einem Kompromiss schlug Heiner Geißler ein Konsensmodell nach der Grundsatz vor: nicht Bonn *oder* Berlin, sondern Bonn *und* Berlin. Konkret: Legislative und Exekutive werden räumlich getrennt. Der Sitz von Bundespräsident, Bundestag und Bundesrat sollte Berlin, der Sitz der Bundesregierung Bonn sein. Fünf Aspekte sprachen dafür: Das Glaubwürdigkeitsproblem wäre gelöst, Berlin nicht nur formal Hauptstadt, Arbeitsmarktprobleme würden sich in Grenzen halten, entstehende Kosten wären überschaubar und Raumordnungsprobleme lösbar.<sup>58</sup> Wolfgang Schäuble unterstützte „eine Entscheidung für Berlin, die Bonn nicht im Stich lassen darf“, eine Entscheidung, die Klarheit für Berlin bringt, „die Folgen für Bonn begrenzt“ und „befrieden kann“.<sup>59</sup> Das Konsensmodell hatte nur einen Haken: Keine Stadt bekäme einen finanziellen Ausgleich.

Für Möller war es die zweitbeste Lösung, wenn die Rahmenbedingungen eingehalten würden, sprich: Die Regelung müsste dauerhaft sein, also nicht über kurz oder lang den befürchteten Rutschbahn-Effekt auslösen und Bonns „Tod auf Raten“ einleiten.<sup>60</sup> Abweichend von der Maximalposition sah sein Kompromiss nun vor, der Deutsche Bundestag zieht nach Berlin, Bonn bleibt Sitz der Bundesregierung, die Festlegung erfolgt per Gesetz, die Funktionsfä-

55 Kansy: Zitterpartie, S. 28

56 Möller: Der Beschluss, S. 38–40.

57 CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, 12. Wahlperiode, Protokoll der Fraktions-sitzung, 24. April 1991, Sondersitzung: Parlamentssitz Bonn/Berlin, S. 18–34, in: ACDP 08-012-106/3 (Bestand CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag).

58 Äußerung Geißler, ebd., S. 63–66.

59 Äußerung Schäuble, ebd., S. 5–11, hier S. 11.

60 Möller: Der Beschluss, S. 43.

higkeit muss in zehn bis zwölf Jahren erfolgt sein, was eine gewisse Rücksicht auf die Forderungen Berlins implizierte.<sup>61</sup>

Auf dem SPD-Bundesparteitag vom 28. bis 31. Mai in Bremen erhielt bei einer Abstimmung Bonn zwar mit 203 Stimmen gegenüber Berlin mit 202 Stimmen eine Stimme mehr, doch war zugleich die Forderung für eine Volksabstimmung über die Sitzfrage verabschiedet worden,<sup>62</sup> die Bundeskanzler Kohl allerdings strikt zurückwies<sup>63</sup>. Die geringe Neigung in der SPD, vor allem bei Otto Schily und Peter Conradi, den Sitz von Bundestag und Bundesregierung zu trennen,<sup>64</sup> komplizierte die Situation zusätzlich. In der CDU/CSU-Fraktion gab auf Druck der Bonn-Befürworter Fraktionschef Alfred Dregger zu bedenken, eine vollständige Verlegung aller Bundesorgane nach Berlin, also eine „Totallösung“, überfordere den Bund und Bonn. Machbar sei eine Konsenslösung, bei der Berlin Sitz des Parlamentes und Bonn Regierungssitz bleibe. Auch Kohl hielt eine Konsenslösung für denkbar, so dass einige Bundesbehörden in Bonn verblieben und ein Totalumzug erst in 10 bis 15 Jahren in Betracht käme. Bei der Aussprache am 3. Juni herrschte lediglich dahingehend ein gewisses Einvernehmen, auf der Grundlage des Geißler-Vorschlags weiter nach einer einvernehmlichen Lösung zu suchen.<sup>65</sup>

Am 6. Juni veröffentlichte Hamburgs Erster Bürgermeister und damaliger Bundesratspräsident, Henning Voscherau, einen weiteren Vorschlag, nämlich den Sitz des Bundespräsidenten, des Bundesrates, des Bundesverfassungsgerichts und des Auswärtigen Amtes nach Berlin zu verlegen und Bundestag und Bundesregierung in Bonn zu belassen.<sup>66</sup>

Je näher die Entscheidung rückte, desto hektischer wurden die Bemühungen, in Konsensgesprächen eine Einigung zu finden.<sup>67</sup> Berlin-Anhänger waren zwar für die Totallösung, erkannten jedoch, dass diese die Stadt und den Bund überforderten. Auch die Bonn-Befürworter signalisierten nun, auf der Basis des

---

61 Dokumentation. Bericht über die Aktivitäten der Bonn-Befürworter vor der Entscheidung im Deutschen Bundestag am 20. Juni 1991 über den Sitz von Parlament und Regierung, ohne Datum, in: ACDP 01-920-035.

62 Die Doppelhauptstadt droht, in: Der Spiegel, Nr. 24, 10. Juni 1991, S. 18–21, hier S. 18.

63 Möller: Der Beschluss, S. 40.

64 Ebd., S. 62.

65 CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, 12. Wahlperiode, Protokoll der Fraktions-sitzung, 3. Juni 1991, 63 S., hier S. 62, in: ACDP 08-012-107/1. Möller: Der Beschluss, S. 46–48. Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 82.

66 Bundesrat, Mitteilung an die Presse, Bundesratspräsident Dr. Voscherau schlägt Konsenslösung im Streit „Berlin oder Bonn“ vor, 92/91, 6. Juni 1991, in: ACDP 01-920-011.

67 Vermerk Möller über die Sitzung der Organbank am 6. Juni 1991, von 16.00 bis 19.30 Uhr, 10. Juni 1991, in: ACDP 01-920-035. Protokoll der Besprechung zur Erarbeitung eines Fragenkatalogs im Zusammenhang mit der Festlegung des Parlaments- und Regierungssitzes am 7. Juni 1991, ebd. Schreiben Schäuble an Süßmuth, 10. Juni 1991 mit Anlage: Fragenkatalog des Parlaments im Zusammenhang mit der Festlegung des Parlaments- und Regierungssitzes, ebd.

Voscherau-Vorschlags einen Konsens anzustreben, wenn sichergestellt sei, dass die Region um Bonn nicht ausblute. Letztlich ging es um den Erhalt der Arbeitsplätze und Strukturmaßnahmen. Eigenen Berechnungen<sup>68</sup> zufolge standen für Bonn 59.600, für den Rhein-Sieg-Kreis 35.900, zusammen 95.500 Arbeitsplätze auf dem Spiel. Nach Schätzungen wären davon 30 Prozent der Erwerbstätigen betroffen mit einem Einkommen von 6,2 Mrd. DM, einer Kaufkraft von 2,3 Mrd. DM, Vermögen von 21,2 Mrd. DM und 240 Mill. DM Steuereinnahmen. Die nordrhein-westfälische Staatskanzlei bezifferte Umzugskosten gar auf 50 bis 60 Mrd. DM.<sup>69</sup>

Intensive Gespräche führten zur Modifikation der Beschlussvorlagen, um schwankende Abgeordnete für den eigenen Antrag zu gewinnen. Durch Unterschrift auf streng vertraulichen Listen wurden die eigenen Anhänger zusammengetrommelt<sup>70</sup> und Anhänger der anderen Gruppierungen überprüft.<sup>71</sup> Das verhärtete die Fronten, die nur in einem Punkte übereinstimmten: Dem Beschluss am 20. Juni muss die Ausformulierung des Gesetzes folgen, die Handlungsspielraum für Kompensationen bot. Selbst der Versuch von Wolfgang Clement, noch in der Nacht zum 20. Juni mit einer Modifikation des Voscherau-Plans – Bundespräsident, Bundesrat und Teile der Bundesregierung, gemeint waren Kanzleramt und Auswärtiges Amt, sollten nach Berlin ziehen, eventuell der Bundestag dort einige Plenarsitzungen abhalten – eine Einigung herbeizuführen, scheiterte.<sup>72</sup> So standen in der Bundestagsdebatte insgesamt fünf Anträge zur Abstimmung.

Der modifizierte Berlin-Antrag mit dem Titel „Vollendung der Einheit“ wurde unter anderem von Willy Brandt, Wolfgang Schäuble, Burkhard Hirsch, Wolfgang Thierse und Hans-Jochen Vogel eingebracht. Der Vorschlag lag am 14. Juni 1991<sup>73</sup> auf dem Tisch von Bundespräsident von Weizsäcker, Bundeskanzler Kohl und Bundestagspräsidentin Süssmuth mit dem Hinweis, es seien „einige weitere Kompensationsmaßnahmen für die Stadt Bonn aufgenommen“ worden. Die Berlin-Befürworter seien „weiterhin interessiert, einer Konsensverfahrenslösung zuzustimmen“, doch sehe es „im Moment aufgrund der Hal-

---

68 Daten zur Bedeutung der Hauptstadtfunction für die Hauptstadtregion Bonn-Rhein-Sieg, ohne Datum, 5 S., in ACDP 01-920-002.

69 Kansy: Zitterpartie, S. 29.

70 Dazu Schreiben [Kittelmann] an die Mitglieder der Landesgruppe der Berliner CDU-Bundestagsabgeordneten, 17. April 1991, und Unterschriften: (Stand: 2. Juni 1991), beide in: ACDP 08-012-422/1.

71 Schreiben Doris Bach an die Mitglieder der Landesgruppe Berlin der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, 18. Juni 1991, und Vermerk für Kittelmann, Betr. Unterschriften (Stand: 18. Juni 1991)/Ba, ebd.

72 Möller: Der Beschluss, S. 62.

73 Antrag von Abgeordneten der CDU/CSU, der SPD, der FDP und von Bündnis 90/Grünen, 14. Juni 1991, in: ACDP 08-012-422/1.

tung der Bonn-Befürworter nicht so aus“.<sup>74</sup> Der Antrag enthielt verlockende Angebote an Bonn und die Region, nämlich den Auftrag, eine „faire Arbeitsteilung“ zwischen Berlin und Bonn zu vereinbaren, wobei Bonn auch nach dem Umzug des Parlaments nach Berlin Verwaltungszentrum der Bundesrepublik Deutschland bleiben sollte, indem „Bereiche in den Ministerien und die Teile der Regierung, die primär verwaltenden Charakter“ haben, „ihren Sitz in Bonn behalten“. Dort sollte auch der Bundesrat verbleiben. Dadurch bliebe „der größte Teil der Arbeitsplätze in Bonn erhalten“. Eine unabhängige Föderalismuskommission sollte Vorschläge zur Verteilung der Institutionen unterbreiten. Schwankenden Abgeordneten hielten die Berlin-Anhänger damit den Köder hin, der ins Herz der Argumentation der Bonn-Befürworter traf, nämlich einen Teil der Regierung zu behalten und einen Ausgleich zu bekommen.<sup>75</sup>

Unter dem Titel „Bundesstaatslösung für eine Aufgabenteilung zwischen der Hauptstadt Berlin, dem Parlaments- und Regierungssitz Bonn und den neuen Bundesländern“ war der Bonn-Antrag unter anderem von Norbert Blüm, Wolfgang Bötsch, Editha Limbach, Franz Möller, Horst Ehmke, Gerhart Baum und Irmgard Adam-Schwaetzer unterzeichnet.<sup>76</sup> Darin konzedierte die Bonn-Anhänger nun die Verlegung des Sitzes des Bundespräsidenten und des Bundesrates, einen zweiten Dienstsitz der Bundesregierung, die Tagungen der Bundesversammlung sowie gelegentliche Sitzungen des Deutschen Bundestages in Berlin. Zur Regelung der Sonderbelastungen sollte mit Berlin ein Hauptstadtvertrag geschlossen werden und das Land wie die neuen Länder Finanzhilfen des Bundes zur Überwindung der Teilung erhalten.

Aus dem Geißler-Vorschlag entwickelte sich der „Konsensantrag Berlin/Bonn“, der unter anderen von Volker Rühle, Michael Glos, Lothar de Maizière, Heribert Scharrenbroich, Rainer Eppelmann, Dietmar Kansy und Reinhard von Schorlemer unterstützt wurde.<sup>77</sup> Demnach sollten Bundestag und Bundespräsident nach Berlin umziehen, der Bundesrat, die Bundesregierung und die Ministerien in Bonn bleiben und das Nähere ein Gesetz regeln. Hinzu kam die

---

74 Im Wortlaut gleiche Schreiben Kittelmann an Friedrich Bohl, Alfred Dregger, Heiner Geißler, Helmut Kohl, Günther Krause, Maria Michalk, Karl-Heinz Spilker, Wolfgang Schäuble, Oscar Schneider und Richard von Weizsäcker mit Antrag von Abgeordneten der CDU/CSU, der SPD, der FDP und von Bündnis '90/Die Grünen, alle 14. Juni 1991, sowie Antrag Schreiben Kittelmann an Süßmuth, 17. Juni 1991, alle ebd.

75 Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode, Drucksache 12/815, Antrag der Abgeordneten Willy Brandt, Burkhard Hirsch, Günther Krause u. a., Vollendung der Einheit Deutschlands, 19. Juni 1991.

76 Ebd., Drucksache 12/814, Antrag der Abgeordneten Norbert Blüm, Wolfgang Bötsch, Horst Ehmke, u. a., Bundesstaatslösung für eine Aufgabenteilung zwischen der Hauptstadt Berlin, dem Parlaments- und Regierungssitz Bonn und den neuen Bundesländern (Bonn-Antrag), 19. Juni 1991.

77 Ebd., Drucksache 12/817, Antrag der Abgeordneten Heiner Geißler, Pauls Laufs, Karl-Heinz Hornhues u. a., Konsensantrag Berlin/Bonn, 19. Juni 1991.

Garantie, dass mit der gesetzlichen Regelung die Verlagerung des Sitzes der Bundesregierung und der Ministerien nach Berlin ausgeschlossen wäre. Baumaßnahmen des Parlaments in Bonn sollten fortgeführt werden. Von Ausgleichsmaßnahmen für die Region war keine Rede. Gerade deshalb lehnten die Bonn-Anhänger den Vorschlag ab. Hatten die Berlin-Befürworter den Vorschlag zunächst gutgeheißen in der insgeheimen Hoffnung, wenn erst der Bundestag in Berlin sei, werde schon über kurz oder lang die Bundesregierung folgen, wurden dann Zweifel laut, wie es mit Ausgleichsmaßnahmen aussehe, falls man verliere. Der Antrag fiel mit 147 Ja-Stimmen und 489 Nein-Stimmen bei 18 Enthaltungen durch – also auch mit Stimmen der Bonn-Befürworter.<sup>78</sup>

Damit erledigte sich auch der von Otto Schily und Peter Conradi eingebrachte Antrag „Zur Erhaltung der Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie“<sup>79</sup>, der als Gegenantrag zu dem Konsensantrag lediglich die örtliche Trennung von Bundestag und Bundesregierung verhindern sollte.<sup>80</sup>

Das Radikalkonzept der Gruppe PDS/Linke Liste um Gregor Gysi forderte im Berlin-Antrag die sofortige Inkraftsetzung des Beschlusses „Bestimmung der Hauptstadt Berlin zum Sitz von Parlament und Bundesregierung“<sup>81</sup> und nannte als „Aufgabe von Bundesregierung und Bundestag“ lediglich „Fördermaßnahmen für die Stadt Bonn“, die „die Infrastruktur der Stadt erhalten“. Kurz vor der Abstimmung zog Gysi in einer Erklärung zur Geschäftsordnung den Antrag wegen mangelnder Erfolgsaussicht zurück.<sup>82</sup>

In der Debatte<sup>83</sup> fielen sehr häufig die Begriffe Glaubwürdigkeit und Versprechen, doch traten keine wirklich neuen Aspekte mehr zu Tage. Die namentliche Abstimmung ermöglicht die genaue Zuordnung.<sup>84</sup> Während sich die Lager bei den beiden damals großen Parteien in etwa die Waage hielten – bei der CDU/CSU überwogen die Bonn-Befürworter mit 10 Stimmen (164 zu 154), bei der SPD gar mit 16 Stimmen (126 zu 110) –, stimmten zwei Drittel der FDP-Abgeordneten (53 zu 26), die PDS/Linke Liste mit einer Ausnahme (15 zu 1) und Bündnis '90/Die Grünen mit zwei Ausnahmen (6 zu 2) für Ber-

78 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 157, 12. Wahlperiode, 20. Juni 1991, S. 2840.

79 Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode, Drucksache 12/816, Antrag der Abgeordneten Peter Conradi, Otto Schily, Brigitte Adler u. a., Zur Erhaltung der Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie (Erhaltung der Funktionsfähigkeit), 19. Juni 1991.

80 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, 12. Wahlperiode, Stenographische Berichte Bd. 157, 20. Juni 1991, S. 2843.

81 Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode, Drucksache 12/818, Antrag des Abgeordneten Gregor Gysi und der Gruppe der PDS/Linke Liste, Bestimmung der Hauptstadt Berlin zum Sitz von Parlament und Bundesregierung (Berlin-Antrag), 19. Juni 1991.

82 Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 157, 12. Wahlperiode, 20. Juni 1991, S. 2845.

83 Ebd., S. 2735–2840.

84 Ebd., S. 2846–2848.

lin. Die kleineren Parteien gaben also den Ausschlag. Abgeordnete der neuen Länder votierten eindeutig für Berlin, vermutlich aus wirtschaftlichen und finanziellen Erwägungen des Aufbaus Ost. Mehrheitlich war eine nord- und ostdeutsche Präferenz für Berlin und eine west- und süddeutsche Mehrheit für Bonn erkennbar.<sup>85</sup> Das Durchschnittsalter der Bonn-Befürworter und der Berlin-Befürworter wich kaum voneinander ab. Es lag bei CDU/CSU, SPD und FDP jeweils um die 50 Jahre.<sup>86</sup> Auffallend war lediglich, dass die Gruppe der unter 45-Jährigen mehrheitlich für Berlin stimmte, während bei den über 45-Jährigen eine leichte Mehrheit für Bonn votiert hatte.<sup>87</sup>

Später behaupteten Bonn-Befürworter, neun Stimmen, die gefehlt hätten, wären von jenen Abgeordneten gekommen, die zuvor für Bonn eingetreten seien. Die Akten belegen jedoch, dass sich von jenen neun Abgeordneten sechs schon einige Tage zuvor anders entschieden hatten. Außerdem führten die Verlierer wiederholt an, sie hätten in den vergangenen Monaten stets nicht nur große Teile der politischen Prominenz gegen sich gehabt, sondern auch die führende überregionale deutsche Presse. Doch was wollte die deutsche Bevölkerung, und was vermittelte die Presse?

Umfrageergebnisse schwankten. Gab es zunächst eine Mehrheit für Bonn als Parlaments- und Regierungssitz, zeichnete sich unmittelbar nach der Wiedervereinigung im Oktober 1990 eine Mehrheit in Westdeutschland wie in Ostdeutschland für Berlin ab. Sie änderte sich jedoch wieder im März 1991, als im Westen eine relative Mehrheit für Bonn im Gegensatz zu den Deutschen im Osten, die sich für Berlin aussprachen, festgestellt wurde.<sup>88</sup> Gleichwohl rechneten nach einer Umfrage der Wickert-Institute (Tübingen) 87,3 Prozent der Deutschen im Westen und 94,1 Prozent der Deutschen im Osten damit, dass in zehn Jahren Parlament, Regierung und der Sitz des Bundespräsidenten in Berlin sein würden.<sup>89</sup> Im Mai 1991 wiederum ermittelte aufgrund einer repräsentativen Umfrage die „Forschungsgruppe Wahlen“ (Mannheim) für das ZDF-Politbarometer auf die Frage „Wo soll der Sitz der Bundesregierung sein?“ 42 Prozent für Berlin und 54 Prozent für Bonn. Auf die Frage nach dem langfris-

85 Udo Wengst: Wer stimmt für Bonn, wer für Berlin? Die Entscheidung über den Parlaments- und Regierungssitz, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 22 (1991) 3, S. 339–343.

86 Durchschnittsalter der Bundestagsabgeordneten bei der Entscheidung über den Parlaments- und Regierungssitz, aufgeschlüsselt nach Berlin- und Bonn-Befürwortern, ohne Datum, in: ACDP 08-012-422/1.

87 Altersmäßige Zusammensetzung der Bonn- und Berlin-Befürworter bei der Entscheidung über den zukünftigen Parlaments- und Regierungssitz nach Jahrganggruppen, ohne Datum, ebd.

88 Hunderttausende: Ab in den Westen. Spiegel-Umfrage über die politische Situation im März (II): Die deutsch-deutschen Probleme, in: Der Spiegel, Nr. 12, 18. März 1991, S. 50–57, hier S. 57.

89 Umfrage: 90 Prozent für Berlin als Regierungssitz. Bundestag entscheidet vor Sommerpause, in: Münchner Merkur, 26. März 1991.

tigen Regierungssitz sprachen sich allerdings 60 Prozent für Berlin und 35 Prozent für Bonn aus.<sup>90</sup> Nach einer Umfrage des Forsa-Instituts (Dortmund) für RTL plus waren Anfang Juni 43 Prozent der Bundesbürger für Berlin gegenüber 49 Prozent für Bonn. Unter den Deutschen im Osten wurden im April 82 Prozent und Anfang Juni nur noch 69 Prozent für Berlin festgestellt.<sup>91</sup>

Unmittelbar vor der Debatte des Deutschen Bundestages am 20. Juni war das Meinungsbild in den Umfrageergebnissen noch widersprüchlicher und bot somit für die Abgeordneten kaum Anhaltspunkte. Eine Umfrage des Emnid-Instituts (Bielefeld) in der Zeit vom 22. Mai bis 14. Juni, die der Senat von Berlin in Auftrag gegeben hatte, kam zu dem Ergebnis, „fast zwei Drittel der Bundesbürger“ erwarteten, Berlin werde Sitz der Bundesregierung. Einer repräsentativen Erhebung des Infas-Instituts (Bonn-Bad Godesberg) zufolge, die der Westdeutsche Rundfunk bezahlt hatte, plädierten 53 Prozent für den Verbleib von Parlament und Regierung in Bonn, während sich 43 Prozent für die Verlegung nach Berlin äußerten. Forsa führte am 17. und 18. Juni eine Umfrage durch, bei der sich 52 Prozent für Berlin als langfristigen Regierungssitz aussprachen, während 44 Prozent für Bonn waren. Allerdings gab es eine breite Übereinstimmung von 81 Prozent, dass Bundestag und Bundesregierung am gleichen Ort arbeiten sollten.<sup>92</sup> Vollkommen unsicher war die Meinung über das Abstimmungsverhalten der Abgeordneten. 33 Prozent der Befragten meinten bei einer Umfrage der Wickert-Institute, die Politiker würden für Bonn stimmen, 23 Prozent tendierten zu Berlin und 44 Prozent glaubten an einen Kompromiss.<sup>93</sup> Am Tag der Debatte und Abstimmung meldete das Forsa-Institut, das eine Umfrage im Auftrag von SAT 1 durchgeführt hatte: „Die Stimmung ist klar: Absolute Mehrheit für Bonn“. 52 Prozent der Befragten sprachen sich für Bonn und 40 Prozent für Berlin aus, 8 Prozent hatten keine Meinung.<sup>94</sup> Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch das Infas-Institut bei seiner Umfrage für den WDR: „Künftiger Regierungssitz Bonn 53 Prozent Berlin 43 Prozent keine Angabe 4 Prozent“.<sup>95</sup>

90 Bundespresseamt (BPA)-Nachrichtenabt. Ref. II A 5, Rundf.-Ausw. Inland, Fernseh-/Hörfunkspiegel I, 27.05.1991, Politbarometer (Auszug), ZDF/24.05.91/22.10/Loy, in: ACDP, Pressearchiv, 13/1/3 Hauptstadt.

91 BPA-Nachrichtenabt. Ref. II A 5, Rundf.-Ausw. Inland, Fernseh-/Hörfunkspiegel I, 10.06.91, FORSA-Umfrage, RTL plus/07.06.1991/18.45/FB, ebd., 13/1/5 Forsa.

92 Dpa-Meldung, bas435 3 pl 301, dpa 944, 19. Juni 1991, ebd., 13/1/5 EMNID.

93 BPA-Nachrichtenabt. Ref. II A 5, Rundf.-Ausw. Inland, Fernseh-/Hörfunkspiegel II, 19.06.91, UMFRAGE 0619, RTL plus/19.06.91/07.05/WS, HALLO EUROPA, ebd., 13/1/5 Wickert.

94 BPA-Nachrichtenabt. Ref. II A 5, Rundf.-Ausw. Inland, Fernseh-/Hörfunkspiegel I, 20.06.91, FORSA-Meinungsumfrage, SAT 1/19.06.91/18.45/Fb, GUTEN ABEND, DEUTSCHLAND, ebd., 13/1/5 Forsa.

95 BPA-Nachrichtenabt. Ref. II A 5, Rundf.-Ausw. Inland, Fernseh-/Hörfunkspiegel II, 20.06.91, infas-Umfrage, DFS/19.06.91/22.10/De, IM BRENNPUNKT, ebd., 13/1/5 Infas.

Je nach politischem Standort der Presse fielen die Argumente pro oder contra Bonn und Berlin aus. In einer von der FAZ am 6. April 1990<sup>96</sup> veröffentlichten Umfrage sprach sich „jeder vierte“ für Bonn aus, dagegen „mehr als die Hälfte“ für Berlin. Infratest kam bei einer Umfrage für den „General-Anzeiger“ (Bonn) am 9./10. Juni 1990<sup>97</sup> zu ganz anderen Zahlen. 48,7 Prozent plädierten für Bonn und 32,2 Prozent für Berlin. Bei Fragen nach dem Anforderungsprofil der künftigen Hauptstadt als Symbol für demokratische und freiheitliche Tradition sprachen sich 51,5 Prozent für Berlin und 24,6 Prozent für Bonn aus, als Symbol der Einheit Deutschlands 67,6 Prozent für Berlin und 17,7 Prozent für Bonn und hinsichtlich der Kompatibilität zum föderalistischen Aufbau lag Berlin mit Werten von 45,2 Prozent gegenüber Bonn mit 21,0 Prozent vorn. Lediglich bei der Frage nach dem Symbol nationaler Bescheidenheit rangierte Bonn mit 45,0 Prozent deutlich vor Berlin mit 30,7 Prozent, wobei 9,8 Prozent eine Gleichverteilung erkannten. In der Hauptstadtfrage votierten 48,7 Prozent für Bonn und nur 32,2 Prozent für Berlin, für Frankfurt/Main sprachen sich 1,5 Prozent und für München 0,7 Prozent aus.

In Meinungsumfragen verbuchte Bonn hinsichtlich der Verkörperung politischer Stabilität Pluspunkte, während langfristig Berlin als Parlaments- und Regierungssitz bei den Deutschen punktete. Die wiedervereinten Deutschen wünschten sich im Grunde beides: die freiheitlich-demokratische Tradition der alten Bonner Republik und das Flair der neuen Metropole Berlin. Die Entscheidung zugunsten Berlins fand in der Bevölkerung breite Zustimmung. Die Wickert-Institute ermittelten bei 79,1 Prozent der Befragten, „die Entscheidung sei gut für die Republik“, 17,2 Prozent lehnten dies ab.<sup>98</sup> Etwas weniger euphorische Zahlen veröffentlichte im Juli 1991 „Der Spiegel“. Einer Emnid-Umfrage von Ende Juni/Anfang Juli zufolge meinten 54 Prozent, die Entscheidung für Berlin sei „richtig“, 43 Prozent hingegen hielten sie für „falsch“.<sup>99</sup>

### *Das Berlin/Bonn-Gesetz*

Während die Berlin-Anhänger die Entscheidung als „Berlin-Beschluss“ präsentierten, erkannten die Bonn-Befürworter, der 20. Juni 1991 war zwar „ein schwarzer Tag für uns“, doch „der Beschluss gibt uns noch Luft zum Atem“<sup>100</sup>.

96 Für Berlin, in: FAZ, 6. April 1990.

97 Wolfgang Wentsch: Die Mehrheit der Bürger will Bonn als Hauptstadt. Repräsentative Infratest-Umfrage für den General-Anzeiger, in: General-Anzeiger (Bonn), 9. Juni 1990. Dazu auch: Die Hauptstadtfrage. Analysen – Meinungen und eine Umfrage von Infratest für diese Zeitung, in: General-Anzeiger (Bonn), Sonderbeilage, 9./10. Juni 1991.

98 „Berlin ist gut für Deutschland“, in: Frankfurter Neue Presse, 27. Juni 1991.

99 Nur noch so beliebt wie die Russen. Spiegel-Umfrage über die Einstellung der Ost- und Westdeutschen zueinander, in: Der Spiegel, Nr. 30, 22. Juli 1991, S. 24–29, hier S. 29.

100 Bericht Möller im Kreisausschuß, Blick zurück im Zorn, aber auch entschlossen nach vorn!, 24. Juni 1991, in: ACDP 01-920-013.

Die Umsetzung des „Doppelbeschlusses“, wie ihn Franz Möller nannte,<sup>101</sup> nämlich den „Kernbereich der Regierungsfunktionen in Berlin“ anzusiedeln und „zwischen Berlin und Bonn“ eine dauerhafte und „faire Arbeitsteilung“ herzustellen, stand fortan unter dem Diktum „Umzug und Ausgleich“.<sup>102</sup> Die Bonn-Anhänger suchten nun im Gesetzgebungsverfahren den Ausgleich für Bonn und die Region unter Wahrung der zugestandenen Belange nach der Devise durchzusetzen: Wer aus Kostengründen Teile des Beschlusses in Frage stellt, stellt alles in Frage<sup>103</sup> und hebt damit die Geschäftsgrundlage auf. Bonn beanspruchte nun den Ausgleich für den Verlust, auch wenn es Verwaltungszentrum bleiben sollte.

Nachdem das Bundeskabinett am 25. Juni die Einrichtung des „Arbeitsstabes Berlin/Bonn“ beschlossen hatte,<sup>104</sup> der die weiteren Maßnahmen vorbereiten sollte, erhielten die Bonn-Vertreter in einem Gespräch bei Bundeskanzler Kohl am 8. Juli Unterstützung für die ganzheitliche Umsetzung des Beschlusses.<sup>105</sup> Im zweiten Gespräch am 2. Oktober<sup>106</sup> präzisierten sie in einem Zehn-Punkte-Programm ihre Forderungen: mindestens 70 Prozent der Arbeitsplätze in Bonn zu belassen und 81 Mill. DM, später auf 210 Mill. DM aufgestockt, als Soforthilfe und Signal zur Wirtschaftsförderung zu erhalten sowie den Anschluss der Region an das internationale Fernverkehrssystem zu gewährleisten.<sup>107</sup> Kohl bekräftigte außerdem, Bonn solle bedeutende politische Aufgabenbereiche behalten.<sup>108</sup> Daraus erwuchs die Forderung, die Bundesregierung solle ihren Sitz neben Berlin auch in Bonn haben.

Feste Terminvorgaben bestimmten die weiteren Verhandlungen. Bis zum 31. Dezember 1991 sollte ein Konzept für den Umzug des Deutschen Bundestages stehen, in vier Jahren die Arbeitsfähigkeit in Berlin hergestellt und in spätestens zehn bis zwölf Jahren die volle Funktionsfähigkeit erreicht sein.<sup>109</sup> Die

---

101 Möller: Der Beschluss, S. 75, 92.

102 Ebd., S. 74–82.

103 Ebd., S. 86f.

104 Kohl: Erinnerungen 1990–1994, S. 355.

105 Möller, Vermerk für Herrn Bundeskanzler Dr. Kohl anlässlich des Gesprächs im Kanzleramt am 8. Juli 1991, in: ACDP 01-920-011. Möller: Der Beschluss, S. 83–85.

106 Vermerk über das zweite Gespräch der CDU-Vertreter der Region Bonn mit Bundeskanzler Kohl „über die weitere Umsetzung des Beschlusses des Deutschen Bundestages vom 20.6.1991“; Teilnehmer: „BM Schäuble, BM Krause, BM Seifers Vertreter der CDU/CSU-Bundestagsfraktion sowie der Landesvorsitzende der CDU Nordrhein-Westfalen, BM Norbert Blüm“, ohne Datum, sowie Vermerk Möller für Herrn Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl anlässlich des Gesprächs im Kanzleramt am 2. Oktober 1991, beide in: ACDP 01-920-017. Möller: Der Beschluss, S. 98–100.

107 Zum Zehn-Punkte-Programm von Stephan Eisel: Gipfeltreffen zwischen Kohl und Regional-CDU. Christdemokraten legen Forderungskatalog vor – „Große Sorge“ über Parteaustritte, in: General-Anzeiger (Bonn), 3. Juli 1991.

108 Möller: Der Beschluss, S. 99.

109 Ebd., S. 92f.

Strategie der Berlin-Anhänger zielte darauf, den Umzug möglichst schnell zu vollziehen unter der Maßgabe, kein Provisorium schaffen, sondern die dauerhafte Umsiedlung sicherstellen.<sup>110</sup> Sie warfen den Bonn-Freunden vor, diese würden quasi ex post versuchen, den Umzugsbeschluss in Frage zu stellen und deren Realisierung hinauszuzögern, damit alles noch mehr Geld koste.<sup>111</sup> Wiederum waren die Bonn-Befürworter besorgt, Berlin würde auch finanziell der große Gewinner sein, und für Bonn bleibe nichts mehr übrig. Dies schürte in Berlin Befürchtungen, die Beamtenschaft werde den Umzug so lange wie möglich verhindern, um mehr für Bonn herauszuholen, als der Beschluss hergab. Zudem rief Kohl nun am 27. Juni 1991 dazu auf, sich auch um die Belange Bonns zu kümmern.<sup>112</sup>

Die weiteren Verhandlungen wurden in verschiedensten Gremien und Beratungskreisen geführt. Der Ältestenrat des Deutschen Bundestages setzte vier Kommissionen ein: die Föderalismuskommission, sie war aus Repräsentanten aller Verfassungsorgane, der obersten Bundesbehörden und unabhängiger Persönlichkeiten besetzt und erarbeitete von Ende Oktober 1991 bis Ende Mai 1992 Vorschläge für die Verteilung der nationalen und internationalen Institutionen, die dem Deutschen Bundestag bis zum 30. Juli 1992 Beschlüsse ermöglichen sollten. Die Baukommission war für die Planungen insbesondere in Berlin sowie die Personal- und Sozialkommission für die Regelung dienstrechtlicher Fragen zuständig. Die Konzeptkommission unter Leitung von Bundestagspräsidentin Süssmuth sollte die Verlegung des Parlaments und des Kernbereichs der Regierungsfunktionen von Bonn nach Berlin gestalten.<sup>113</sup>

Zunächst bedurfte es der Definition, was eine „faire Arbeitsteilung“ bedeutete. Dazu hatten die Staatskanzleien von Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz, die Stadt Bonn sowie der Rhein-Sieg-Kreis und der Kreis Ahrweiler in einer gemeinsamen Front Eckpunkte für die Verhandlungen mit dem Bund festgesetzt. Dieses Papier enthielt als Kernforderungen die Bundesministerien für Verteidigung, Post und Telekommunikation, Wissenschaft und Forschung sowie die Kultusministerkonferenz in Bonn zu belassen.<sup>114</sup> Der interministerielle Arbeitsstab der Bundesregierung unter Leitung von Staatssekretär Kropfenstedt vom Bundesinnenministerium präsentierte in einem Zwischenbericht

110 Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 86f.

111 Ders.: Zitterpartie, S. 26.

112 Ebd., S. 36

113 Zur Einsetzung und den Aufgaben der Kommissionen ebd., S. 36f. Ders.: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 86. Vermerk Möller über Beschluss des Ältestenrates zur Ausführung der Berlin-Bonn-Beschlusses, 5. September 1991, in: ACDP 01-920-016. Möller: Der Beschluss, S. 102–104.

114 Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen, Stadt Bonn, Rhein-Sieg-Kreis, Staatskanzlei Rheinland-Pfalz, Kreis Ahrweiler: Eckpunkte für die Verhandlungen mit dem Bund über die Umsetzung des Beschlusses des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 1991, in: ACDP 01-920-15.

vom 30. September 1991 drei Lösungen: Die „vertikale Teilung“ meinte, eine Reihe von Ministerien vollständig nach Berlin zu verlagern, die „horizontale Teilung“ bedeutete, Ministerien aufzuteilen in einen ministeriellen Kernbereich und einen sonstigen ministeriellen Bereich, die jeweils ihren Standort sowohl in Berlin als auch in Bonn haben würden. Das dritte so genannte „Kombinationsmodell“ oder „Kopfstellenmodell“,<sup>115</sup> das dem Kabinett vorgelegt wurde,<sup>116</sup> sah die Aufteilung der Ministerien nach Bereichen mit stärkeren ministeriellen und mehr administrativen Aufgaben vor. Es beabsichtigte, einzelne Ressorts in Bonn zu belassen oder diese nur in Teilen nach Berlin zu verlegen. Die Entscheidung darüber wurde mittels Festlegung von Politikbereichen für Berlin und Bonn getroffen, die der Ältestenrat des Deutschen Bundestages am 12. Dezember 1991 aufgrund des Zwischenberichts seiner Konzeptkommission billigte.<sup>117</sup> Daraus folgte, dass zehn Ministerien nach Berlin verlegt würden und acht Ministerien – nämlich die Bundesministerien für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, der Verteidigung, für Gesundheit, für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, für Forschung und Technologie, für Bildung und Wissenschaft sowie für wirtschaftliche Zusammenarbeit – ihren ersten Dienstsitz in Bonn beibehalten sollten. Somit könnte Bonn ein eigenes politisches Profil entwickeln und eine beständige und faire Arbeitsteilung ermöglicht werden.<sup>118</sup>

Dem Deutschen Bundestag lag nach harten Verhandlungen am 26. Juni 1992 der Zweite Zwischenbericht<sup>119</sup> vor, der wichtige Eckpunkte eines Berlin/Bonn-Gesetzes enthielt: die Regelung des Sitzes der Verfassungsorgane, den Grundsatz der Aufteilung der Ministerien auf Berlin und Bonn, der Verbleib bzw. die Verlegung von Arbeitsplätzen, die Schaffung von Politikbereichen in Bonn, die Zusammenarbeit und Unterstützung der Funktionsfähigkeit Berlins als Hauptstadt, Ausgleichsmaßnahmen für Bonn sowie dienstrechtliche Regelungen für Mitarbeiter, denen Nachteile entstehen würden.

Inzwischen hatten sich die finanzpolitischen Belastungen des Bundes jedoch zum eigentlichen Streitpunkt entwickelt. Angesichts knapper Kassen, des verstärkten Bewusstseins der Kosten für den Aufbau Ost und konjunkturbedingter Mindereinnahmen von Steuern entbrannte im Frühjahr 1993 vollends

115 Möller: Der Beschluss, S. 94f., S. 98.

116 Ebd., S. 97. Kansy: Zitterpartie, S. 39.

117 Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode, Drucksache 12/1832, Unterrichtung durch die Präsidentin des Deutschen Bundestages, Zwischenbericht der Konzeptkommission des Ältestenrates vom 11. Dezember 1991, 12. Dezember 1991.

118 Möller: Der Beschluss, S. 105–108.

119 Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode, Drucksache 12/2850, Beschlussempfehlung des Ältestenrates zum zweiten Zwischenbericht der Konzeptkommission des Ältestenrates zur Umsetzung des Beschlusses des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 1991 zur Vollendung der Einheit Deutschlands, 26. Juni 1992.

die Auseinandersetzung über die Beschleunigung oder Verschiebung des Umzugs.<sup>120</sup> Im CDU/CSU-Fraktionsvorstand sprach sich der Fraktionsvorsitzende Schäuble dafür aus, „mit weniger Aufwand nach Berlin umzuziehen“. Daniels plädierte gar dafür, die Entscheidung „im nächsten Bundestag zu überdenken“. Allenthalben war Sparen angesagt, doch bitte zu Lasten der jeweils anderen Seite.<sup>121</sup> Schätzungen der Umzugskosten bewegten sich zwischen 20 und 30 Mrd. DM, allein die Umbaukosten des Reichstags stiegen von 210 auf 605 Mill. DM. Von Mitgliedern der Baukommission wurden die Kosten hingegen auf 13 bis 20 Mrd. DM veranschlagt.<sup>122</sup> Die Erarbeitung eines definitiven Zeitplans war unumgänglich. Ende Juni 1993 beriet die CDU/CSU-Fraktion darüber.<sup>123</sup> Zugleich sollten die Ausgleichsmaßnahmen aufgrund eines Gesetzes konkretisiert werden. Gegen die Bestrebungen der Bonn-Befürworter wurde im Herbst 1993 der Beginn der 14. Legislaturperiode (ab 1998) als Umzugstermin fixiert. Dabei stand allgemein der Wunsch im Vordergrund, zu Beginn des neuen Jahrtausends in Berlin zu sein.<sup>124</sup> Am 12. Oktober 1993 beschloss das Bundeskabinett den Umzug bis zum Jahre 2000.<sup>125</sup>

Der Inhalt des Berlin/Bonn-Gesetzes, die Aufteilung zwischen Berlin und Bonn und die Regelung der Kernbereiche der Regierungsfunktionen, die in Berlin angesiedelt werden sollten, wurden letztlich in einem Spitzengespräch der Partei- und Fraktionsvorsitzenden bei Bundeskanzler Kohl am 14. Januar 1994 geklärt.<sup>126</sup> Die Ergebnisse flossen dann in den Dritten Zwischenbericht des Ältestenrates vom 20. Januar 1994 ein.<sup>127</sup> Mit Festlegung des Zeitraums für den Umzug bis zum Jahre 2000, der Begrenzung der Umzugskosten bis maximal 20 Mrd. DM und der Zusicherung der Ausgleichszahlungen wurden die Eckpunkte des Berlin/Bonn-Gesetz fixiert. Für Bonn und die Region war ein Ausgleich in Höhe von 2,81 Mrd. DM vorgesehen mit zukunftsfähigen Projekten für Bonn als Wirtschafts-, Wissenschafts- und Kulturstandort und als

120 Kansy: Zitterpartie, S. 56f.

121 Möller: Der Beschluss, S. 134, zu den Diskussionen um Sparvorschläge S. 137–142. Kansy: Zitterpartie, S. 57f.

122 Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 89.

123 CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, Protokoll der Fraktionssitzung, 29. Juni 1993, S. 79–120, in: ACDP 08-012-121/1.

124 Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 94f. Möller: Der Beschluss, S. 142f.

125 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Pressemitteilung Nr. 385/93, 12. Oktober 1993, in: ACDP 01-920-026.

126 Ergebnisvermerk über das „parteiübergreifende Spitzengespräch beim Bundeskanzler vom 14.1.1994“, ohne Datum, in: ACDP 01-920-027. Kansy: Der Bundestag vom Berlin-Beschluß zum Berlin/Bonn-Gesetz, S. 96f. Möller: Der Beschluss, S. 155–158.

127 Deutscher Bundestag, 12. Wahlperiode, Drucksache 12/6615, Beschlussempfehlung des Ältestenrates zum dritten Zwischenbericht der Konzeptkommission des Ältestenrates zur Umsetzung des Beschlusses des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 1991 zur Vollen- dung der Einheit Deutschlands, 20. Januar 1994.

Standort für Entwicklungspolitik sowie nationale und internationale Einrichtungen. Die Vereinten Nationen, das Center for Advanced European Studies and Research und der Anschluss des Köln/Bonner Flughafens an das ICE-Netz gehörten dazu. Maßgeblich zu verdanken waren die Ergebnisse den harten Verhandlungen von Franz Möller in der überparteilichen Sondierungsgruppe, die aus der Konzeptkommission hervorgegangen war.<sup>128</sup> Berlin erhielt für seine zusätzlichen Aufgaben 1,3 Mrd. DM. Auch in der Frage der gesamtstaatlichen Repräsentation wurde ein Kompromiss erzielt: Der Bund sollte sowohl die Bundeshauptstadt Berlin als auch die Bundesstadt Bonn bei der Wahrnehmung der gesamtstaatlichen Repräsentation unterstützen.

Nach Verabschiedung des Gesetzes<sup>129</sup> am 10. März 1994 durch den Deutschen Bundestag<sup>130</sup> stimmte der Bundesrat am 18. März ebenfalls zu<sup>131</sup>. Das Gesetz<sup>132</sup> trat dann am 7. Mai 1994 in Kraft. Mit dieser Einigung war auch der Weg für die Vereinbarung über die Ausgleichsmaßnahmen für die Region Bonn geebnet, die am 29. Juni 1994 zwischen der Bundesrepublik Deutschland, den Ländern Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz sowie der Region Bonn – der Bundesstadt Bonn, dem Rhein-Sieg-Kreis und dem Kreis Ahrweiler – zur Unterschrift kam.<sup>133</sup>

Die Frage von Glaubwürdigkeit, Berechenbarkeit und Verlässlichkeit wurde zwei Jahre später mit der erneuten Beschlussfassung über den Sitz des Bundesrats nochmals in Frage gestellt. Als der Bundesrat am 5. Juli 1991 der Empfehlung des Deutschen Bundestages gefolgt war und sich für Bonn als Sitz ausgesprochen hatte,<sup>134</sup> unterstützten keineswegs alle Länder diese Entscheidung. Nach Verabschiedung des Berlin/Bonn-Gesetzes wuchsen bei den Ministerpräsidenten der Länder Bayern, Hessen, Niedersachsen und Sachsen – Max Streibl, Hans Eichel, Gerhard Schröder und Kurt Biedenkopf – die Sorgen, der

128 Kansy: Zitterpartie, S. 61. Möller: Der Beschluss, S. 158–160.

129 Gesetz zur Umsetzung des Beschlusses des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 1991 zur Vollendung der Einheit Deutschlands (Berlin/Bonn-Gesetz), 26. April 1994, in: Bundesgesetzblatt (BGBl.) 1994 I, S. 918–921.

130 Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, Bd. 173, 216. Sitzung, Plenarprotokoll 12/216, 10. März 1994, S. 18609–18631.

131 Bundesrat, Stenographischer Bericht, 667. Sitzung, Plenarprotokoll 667, 18. März 1994, S. 79.

132 Gesetz zur Umsetzung des Beschlusses des Deutschen Bundestages vom 20. Juni 1991 zur Vollendung der Einheit Deutschlands (Berlin/Bonn-Gesetz) vom 26. April 1994, in: BGBl. 1994 I, Nr. 27, 6. Mai 1994, S. 918–921.

133 Vereinbarung über die Ausgleichsmaßnahmen für die Region Bonn zwischen der Bundesrepublik Deutschland, den Ländern Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz und der Region Bonn (Bundesstadt Bonn, Rhein-Sieg-Kreis, Kreis Ahrweiler), 29. Juni 1994, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen (GV. NW.) 1994, S. 970.

134 Bundesrat, Stenographischer Bericht, 633. Sitzung, 5. Juli 1991, S. 279–294, Abstimmungsergebnis S. 293.

Bundesrat könnte vom politischen Geschehen in Berlin abgekoppelt werden.<sup>135</sup> Diepen forderte, der Bundesrat müsse auf Dauer in Berlin angesiedelt werden. Gegen den Widerstand von Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein revidierte die Länderkammer ihren Beschluss vom 5. Juli 1991 und entschied am 27. September 1996, ihren Sitz nach Berlin zu verlegen.<sup>136</sup> Einen sachlichen Grund gab es dafür nicht, nur den politischen: gegenüber Bundestag und Bundeskanzler nicht aufgrund örtlicher Entfernung an Einfluss zu verlieren.

### *Fazit*

Zusammenfassend lässt sich zur historischen Bedeutung des Bonn/Berlin-Beschluss von 1991 festhalten:

Erstens, der Beschluss war zunächst das Ergebnis einer Kampfabstimmung aufgrund mangelnder Kompromissbereitschaft aller Beteiligten. Diese resultierte aus der Furcht, am Ende mit leeren Händen da zu stehen und einen gewaltigen Prestige- und Imageverlust zu erleiden. Politische, wirtschaftliche und strukturelle Konsequenzen einer einseitigen Entscheidung waren für Protagonisten beider Seiten Ansporn, eine Funktionsteilung anzustreben. Der Berlin-Antrag hatte den Vorzug, das historische Versprechen gegenüber Berlin als Hauptstadt mit politischer Substanz und die Leistungen Bonns, in der sich 40 Jahre lange die freiheitliche parlamentarische Demokratie entwickelte, politisch besser in Einklang zu bringen. Die Bonn-Befürworter hätten mit Zustimmung zum Konsensantrag vielleicht die Bundesregierung in Bonn halten können, dafür jedoch keine Ausgleichsmaßnahmen für die Region eingehandelt. Die Entscheidungen über das Prozedere eröffneten Spielräume für weitere Verhandlungen und materielle Konzessionen im Gesetzgebungsprozess.

Zweitens, das Berlin/Bonn-Gesetz nahm dem Beschluss durch die Ausgestaltung Berlins und die Festschreibung Bonns als Bundesstadt die Schärfe. Denn die Lösung im Berlin/Bonn-Gesetz stellte eine Mischung aus mehreren Modellen mit dem Kern des beschlossenen Berlin-Antrags und dem abgeschwächten Konsensmodell dar.

Drittens, die Berlin-Anhänger erreichten die Aufwertung des ursprünglichen Hauptstadtbeschlusses aus dem Einigungsvertrag 1990, die Bonn-Anhänger setzten in der Substanz die vollständige Umsetzung des Beschlusses im Berlin/Bonn-Gesetz durch. Aus regionalpolitischer Sicht entscheidend waren die Zusage einer dauerhaften „fairen Arbeitsteilung“ und der Verbleib der Mehrzahl der Arbeitsplätze. Die Tragfähigkeit dieser Lösung zeigte sich inzwischen. Im-

135 Dazu Edmund Stoiber: Der Bundesrat: Zukunftsorientierter Föderalismus in der Hauptstadt Berlin, in: Werner Süß (Hg.): Hauptstadt Berlin. Bd. 3: Metropole im Umbruch. Berlin 1996, S. 127–137.

136 Bundesrat, Stenographischer Bericht, 702. Sitzung, 27. September 1996, S. 427–435.

mer wiederkehrende öffentliche Debatten in den Folgejahren um die vollständige Verlegung des Regierungssitzes von Bonn nach Berlin belegen aber, dass Bonn um die Dauerhaftigkeit des Bonn/Berlin-Beschlusses stets wird kämpfen müssen.

Viertens, Bundeshauptstadt und Bundesstadt haben erheblich von den Regelungen profitiert – finanziell, wirtschaftlich, kulturell. Sie werden auch weiterhin mit der Aufgabenteilung leben können. Denn in Bonn und der Region ebenso wie in Berlin gelang der Strukturwandel. Das war bei der Beschlussfassung keineswegs absehbar.

# **Der isländische Fischereizonenstreit 1972–1976. Im Konfliktfeld zwischen regionalen Fischereinteressen und NATO-Bündnispolitik**

**Katrin Rupprecht**

Zwischen 1972 und 1976 tobte zwischen Island und der Bundesrepublik sowie Großbritannien ein Fischereizonenstreit, der die bilateralen Beziehungen sowie das Verhältnis Islands zur NATO schwer belastete. Über vier Jahre dauerte es, den Streit beizulegen. Die Bundesregierung war gefangen im Spannungsverhältnis zwischen der Rücksichtnahme auf einen kleinen, aber unersetzbaren Allianzpartner einerseits und den berechtigten Interessen der Fischereiwirtschaft in den strukturschwachen Küstenstädten andererseits.

Im Frühsommer 1973 demonstrierten zwischen 20.000 bis 30.000 Isländer, das heißt rund zehn Prozent der isländischen Bevölkerung, während eines Staatsbesuches des US-Präsidenten Richard Nixon in Island gegen Großbritannien. In seinen Memoiren schilderte der spätere Außenminister Henry Kissinger, der Nixon auf seiner Reise begleitete, seine Sicht auf den Konflikt: „Eine von zweihunderttausend Menschen bewohnte Insel drohte einer Weltmacht mit einer Bevölkerung von fünfzig Millionen mit einem Krieg, und den Anlaß bildete die Kabeljaufischerei. Eine Supermacht hielt es für notwendig, erstens dazu Stellung zu nehmen und zweitens nicht die stärkere, sondern die schwächere Seite zu besänftigen.“<sup>1</sup> Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie ein eigentlich überschaubarer Konflikt um Fischereirechte Europa, die USA und die NATO beschäftigen konnte? Auf welche Weise reagierte die Bundesrepublik, die ebenso wie Großbritannien konfliktbeteiligt war?<sup>2</sup> Warum konnte sie nicht einen Konflikt, der die außenpolitischen Interessen der Bundesrepublik tangierte, per Scheckbuchpolitik lösen und den wirtschaftlichen Interessen der kleinen Insel nachgeben?

Die isländische Regierung hatte sich zu Beginn des Jahres 1972 darauf festgelegt, die Küstengewässer in einer Breite von 50 Seemeilen für ausländische Fischer zu sperren. Dies war ein Bruch des Völkerrechtes, da einem Küstenstaat nur Hoheitsrechte innerhalb einer Zone von zwölf Seemeilen zustanden. Die Bundesrepublik wollte dies nicht hinnehmen und zog daher gemeinsam mit Großbritannien vor den Internationalen Gerichtshof (IGH)<sup>3</sup>. Die von den

---

1 Henry A. Kissinger: Memoiren 1973–1974, Bd. 2. München 1982, S. 205.

2 Der Aufsatz basiert auf der Dissertation der Verfasserin: Der deutsch-isländische Fischereizonenstreit 1972–1976. Krisenfall für die NATO? Anhand der Akten des Auswärtigen Amtes. Frankfurt/Main u. a. 2011.

3 Einen Überblick zu rechtlichen Fragestellungen gibt Tobias Pierlings: IGH v. 2.2.1973 und v. 25.7.1974 – Isländischer Fischereistreit. Judicial Self Restraint in Zeiten seerechtlichen Wandels, in: Völkerrechtssprechung. Ausgewählte Entscheidungen zum Völker-

Isländern beanspruchte Fischereigrenze bedrohte die deutsche Hochseefischerei in ihrer Existenz. So war damit zu rechnen, dass sich durch die Sperrung dieser Zone die Fangmengen der deutschen Fischereiwirtschaft um ein Drittel reduzieren würden.<sup>4</sup> Dadurch standen etwa 1.700 Arbeitsplätze auf See und rund 7.000 Stellen bei den mit der Hochseefischerei verbundenen Wirtschaftszweigen auf dem Spiel.<sup>5</sup> Problematisch war weiterhin, dass sich die deutsche Fischereiwirtschaft auf strukturschwache Küstengebiete konzentrierte. So trug sie in der Region Cuxhaven zu Beginn der 1970er Jahre beispielsweise noch rund 40 Prozent zum Bruttosozialprodukt bei.<sup>6</sup> Die Bundesregierung befürchtete eine regionale Strukturkrise.<sup>7</sup> Auch wäre durch eine Ausweitung die westdeutsche Subventionspolitik in Frage gestellt worden. Schließlich hatten die Bundesregierung sowie die Länder die Fischereiwirtschaft mit rund einer halben Milliarde Mark unterstützt.<sup>8</sup> Eine Potenzierung des Problems wurde befürchtet, da bei Hinnahme des isländischen Vorgehens möglicherweise auch andere Nationen ihre Fischereizonen ausdehnen würden.

Die Isländer begründeten ihr Vorgehen mit dem Argument, dass man die Fischbestände schützen müsse. Strebten die Isländer also ein nachhaltiges Fischereimanagement an, während die großen Staaten ohne Rücksicht auf ökologische Belange und Nachhaltigkeit, ihre wirtschaftlichen Interessen durchzusetzen suchten? Strittig war insbesondere die Kabeljaufrage.<sup>9</sup> Bei dieser Fischart war 1971 vor den Küsten Islands tatsächlich ein drastischer Rückgang zu beobachten.<sup>10</sup> Doch die ICES/ICNAF-Arbeitsgruppe der zum Schutz der Fischbestände gegründeten Organisationen, die wissenschaftliche Empfehlungen auswerteten, gab keine Empfehlung zur Verminderung der Fänge.<sup>11</sup> Vielmehr

---

recht in Retrospektive. Hg. von Jörg Menzel, Tobias Pierlings, Jeannie Hoffmann. Tübingen 2005, S. 672–677.

- 4 Schnellbrief des Landwirtschaftsministers an Kabinettskollegen, 31. Juli 1972, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA AA), B 80, Bd. 985.
- 5 Schreiben des Bundesmarktverbandes der Fischereiwirtschaft an BML, 8. März 1972, ebd.
- 6 Aufzeichnung des BML, Referat III C 1, 15. März 1973, in: PA AA, B 60, Bd. 108657.
- 7 Aufzeichnung des BML, Referat III C 1, 29. Januar 1973, ebd.
- 8 So hatte die Bundesregierung zwischen 1962 und 1971 rund 362 Millionen Mark an Zuschüssen gegeben. Von den Bundesländern Niedersachsen und Bremen waren zudem über mehrere Jahre verteilt weitere 150 Millionen Mark an Förderhilfen bereitgestellt worden. Vgl. Brief des Bundeslandwirtschaftsministers an den Deutschen Gewerkschaftsbund, 21. Dezember 1972, in: PA AA, B 60, Bd. 989, und Aufzeichnung des BML, Referat III C 1, 15. März 1973, in: PA AA, B 60, Bd. 108657.
- 9 Der Fischereizonenstreit wurde in der Presse auch häufig „Kabeljau-Krieg“ genannt.
- 10 Bericht des International Council for the Exploration of the Sea (ICES) in Vertretung für die North-East Atlantic Fisheries Commission (NEAFC) und die International Council of North Atlantic Fisheries (ICNAF) Working Group on Cod Stocks in the North Atlantic vom März 1972, in: PA AA, B 80, Bd. 986.
- 11 Für andere Gebiete im Nordatlantik gab es diese Empfehlungen jedoch. Dabei wurden üblicherweise Fangquoten festgelegt, Schutzgebiete ausgewiesen und bestimmte Fangme-

argumentierte sie, dass die ungewöhnlich hohen Erträge an Kabeljau im Jahr 1970 auf zugewanderte Kabeljaubestände zurückzuführen wären und daher der Rückgang im Jahr darauf wenig aussagekräftig sei.<sup>12</sup> Außerdem würden die für den Bestand wichtigen Laichgebiete ausschließlich von isländischen Fischern angefahren. Sie stellte damit die isländische Argumentation in Frage.

Allerdings war es nur eine Frage der Zeit, bis die Überfischung durch die Vergrößerung der Fangflotten weltweit auch für die isländischen Gewässer zum Problem werden würde, denn die Fischereiwirtschaft hatte sich in den beiden vergangenen Jahrzehnten immer mehr industrialisiert. So war die ehemals kräftezehrende, harte und gefährliche Arbeit auf See, bei denen die Fänge unter schwierigen Wetterbedingungen von der Mannschaft an Bord gehievt werden mussten, durch technische Innovationen immer komfortabler geworden. Die so genannten Vollfroster verfügten mittlerweile über Weiterverarbeitungsanlagen und riesige Kühlhallen an Bord und konnten daher monatelang auf See bleiben.<sup>13</sup> Insgesamt war die deutsche Flotte weitgehend auf diesen Schiffstyp umgestellt. Ihre Tonnage am Gesamtvolumen der deutschen Fischereischiffe betrug 1974 rund 70 Prozent.<sup>14</sup> Doch im weltweiten Vergleich lag die deutsche Hochseefischerei größtmäßig nur im Mittelfeld: Hochspezialisierte Fangflotten aus Ländern wie Japan, der Sowjetunion, China, Peru, Norwegen und den USA teilten sich untereinander mehr als die Hälfte des weltweiten Fischfangs.<sup>15</sup>

Da den Fischbeständen vor der Küste nachweislich noch kein akuter Schaden drohte, stellt sich die Frage, worum es den Isländern ging? Letztendlich beanspruchten die Isländer ein ökonomisches Nutzungsmonopol der Fischbestände vor ihren Küsten. Dieses verstanden sie auch als ihr gutes Recht, da die Insel kaum über andere nennenswerte Ressourcen verfügte. Die neue Linksregierung plante zudem seit ihrem Regierungsantritt 1971 eine ganze Reihe von Maßnahmen, die sich weit über ein vertretbares Maß hinaus an den Interessen der Arbeiter ausrichtete.<sup>16</sup> Island leistete sich seit Ende des Zweiten Weltkrieges ohnehin einen Lebensstandard, der über dem anderer Länder lag.

---

thoden verboten. Bulletin der Bundesregierung Nr. 118, S. 1145, 9. November 1976, in: PA AA, B 88, Bd. 193965.

12 ICES/ICNAF-Report, BML, Referat III C 1, 30. August 1972, in: PA AA, B 80, Bd. 986.

13 Anja Benschaidt/Alfred Kube: Der letzte deutsche Seitentrawler. Hochseefischerei auf dem Museumsschiff „GERA“ (Morgenstern-Museum Bremerhaven, Kleine Schriften 3). Bremerhaven 1995, S. 20.

14 Schnellbrief des Bundeslandwirtschaftsministers an das AA, 30. April 1974, in: PA AA, B 88, Bd. 102888.

15 Lothar Gündling: Die 200 Seemeilen-Wirtschaftszone. Entstehung eines neuen Regimes des Meeresvölkerrechts (Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht 83). Berlin u. a. 1983, S. 3f.

16 Schriftbericht Nr. 25 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 12. Januar 1972, in: PA AA, B 14, Bd. 102459.

So belegte Island innerhalb der OECD-Länder den dritten Platz beim Pro-Kopf-Einkommen nach den Vereinigten Staaten und Schweden.<sup>17</sup> Dieses Wirtschaftswunder beruhte im Export fast ausschließlich auf dem Fischfang.

### *Deutsches Konfliktmanagement bei Beginn der Auseinandersetzung*

Anfangs waren sowohl die Bundesrepublik als auch Großbritannien überzeugt, sich mit den Isländern auf Fangbeschränkungen einigen zu können. Doch dann zogen sie 1972 gemeinsam vor den IGH, der jedoch nur entscheidungsberechtigt ist, wenn die Konfliktparteien zustimmen. London, Bonn und Reykjavik hatten sich 1961 bei der Beilegung des zweiten Fischereizonenstreites<sup>18</sup> für den Fall zukünftiger Auseinandersetzungen auf die Zuständigkeit des Gerichtshofes geeinigt. Im Sommer veröffentlichte der IGH eine einstweilige Verfügung, die für die Fischer aus Großbritannien und der Bundesrepublik Höchstfangmengen festlegte und Island aufforderte, sich jeder Zwangsmaßnahme gegenüber den ausländischen Fischern zu enthalten.<sup>19</sup> Reykjavik weigerte sich mit juristisch aus britischer und deutscher Sicht nicht haltbaren Argumenten während des gesamten Konfliktes, den IGH anzuerkennen und ignorierte das Gericht, das laut Charta der Vereinten Nationen das Hauptrechtssprechungsorgan in internationalen Streitigkeiten sein sollte.

Das spezifische mentale Problem war, dass die Ausweitung der Fischereizone auf 50 Seemeilen aus isländischer Sicht weniger eine rechtliche Auseinandersetzung als vielmehr eine nationale Frage war, die spätestens ab 1972 auch parteiübergreifend unterstützt wurde. Der Kampf der kleinen Insel gegen große Staaten, das dem David-Goliath-Schema folgte, hatte für die Isländer eine nach innen einende Funktion. Das Gemeinschaftsgefühl war ohnehin ausgesprochen stark, da es sich um eine zahlenmäßig überschaubare und geographisch isolierte Nation handelte. Oder wie es ein deutscher Botschafter einmal etwas salopp ausdrückte: In diesem kleinen Land seien „fast alle miteinander verwandt, verschwägert, befreundet oder – wenigstens – verfeindet“<sup>20</sup>.

Reykjavik hatte sich erst 1944 von der Personalunion mit Dänemark gelöst. Durch die sehr spät erfolgte Unabhängigkeit waren nationalistische Empfindungen weit verbreitet, die andere Staaten in der Nachkriegszeit längst hinter sich gelassen hatten. Zudem sorgte die Insellage dafür, dass den Isländern das

17 OECD Economic Survey Iceland. Paris 1973, S. 5.

18 Bereits 1952 hatte Island seine Fischereizone von drei auf vier Seemeilen ausgeweitet. Bei diesem ersten Streit hatte sich die Bundesrepublik noch völlig zurückgehalten, da sie erst kurz zuvor wieder diplomatische Beziehungen zu Island aufgenommen hatte. Rupprecht: Fischereizonenstreit, S. 50–62.

19 Einstweilige Anordnung des Internationalen Gerichtshofes: Cour Internationale de Justice, S. 30–44.

20 Schriftbericht Nr. 66 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 10. Februar 1976, in: PA AA, B 32, Bd. 110349.

Austarieren von unterschiedlichen Interessen mit anderen Staaten nahezu unbekannt war. Von daher war für die Isländer ein Kompromiss von vornherein im Grunde ausgeschlossen. So sagte Ministerpräsident Jóhannesson in seiner Neujahresansprache 1972, dass selbstverständlich mit Großbritannien und der Bundesrepublik Deutschland verhandelt werden müsse, allerdings ohne dass jedoch von dem Grundsatz, der Anerkennung einer isländischen Fischereizone von 50-Seemeilen abgewichen werde.<sup>21</sup> Immer wieder zeigte sich während der Verhandlungen, dass die Isländer in vielen Fragen lediglich das Durchsetzen der eigenen Position als Erfolg empfanden. Insofern zeigt die Auswertung der Quellen, dass die deutsche Konfliktstrategie, die bis Mitte 1975 sehr legalistisch geführt wurde, zum Scheitern verurteilt sein musste, da das Auswärtige Amt häufig von falschen Prämissen beim isländischen Verhandlungspartner ausging.

Die einseitige Ausweitung der Fischereizone am 1. September 1972 wurde in Island entsprechend groß gefeiert: mit einer Sonderbriefmarke, einer Sondermünze und sogar mit politischen Torten mit der Aufschrift „50 Seemeilen“<sup>22</sup>. Der internationale Konflikt war damit vorprogrammiert. Die Isländer verfolgten während der gesamten Auseinandersetzung stets die gleiche Strategie, um andere Nationen am Fischfang zu hindern: Ausländische Schiffe, die innerhalb der 50-Meilen-Zone fischten, wurden aus diesem Bereich verwiesen. Kammen sie dieser Aufforderung nicht nach, steuerte das isländische Küstenwachschiff das gegnerische Schiff an und kappte mit einer speziellen Vorrichtung die Netzleinen. Da die Fischer keine Ersatznetze mit sich führten, mussten sie erst einmal ohne Fang gen Heimat fahren<sup>23</sup>.

Zu einem ersten schweren Zwischenfall, der das bilaterale Verhältnis nachhaltig bewegte, kam es im November 1972. Dabei wurde ein deutscher Seemann durch ein isländisches Küstenwachschiff schwer verletzt. Bonn bestellte den isländischen Botschafter ein, der den Vorfall leugnete, obwohl dieser durch zahlreiche Augenzeugenberichte belegt war.<sup>24</sup> Die Bundesregierung brachte die Sorge über die deutsch-isländischen Beziehungen zum Ausdruck, das Bundeskabinett werde sich auf seiner bevorstehenden Sitzung mit den Zwischenfällen befassen.<sup>25</sup> In der Folge beschloss die Bundesregierung eine Garantier-

---

21 Schriftbericht Nr. 20 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 6. Januar 1972, in: PA AA, B 14, Bd. 102459.

22 Schriftbericht Nr. 518 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 12. Dezember 1972, in: PA AA, B 80, Bd. 989.

23 Sachstandsbericht (ohne Angaben), 8. Juni 1973, in: PA AA, B 14, Bd. 102459.

24 Drahterlass Nr. 4923 an die deutsche Botschaft in Reykjavik, 27. November 1972, in: Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland (AAPD): 1972, wissenschaftliche Leiterin Ilse Dorothee Pautsch, bearb. von Mechthild Lindemann, Daniela Taschler und Fabian Hilfrich, III, Dok. 384, S. 1740–1743.

25 Kurzprotokoll der 133. Kabinettsitzung, 29. November 1972, in: PA AA, B 130, Bd. 8406.

klärung, die die Erstattung von möglichen Schäden für die deutsche Hochseefischerei vorsah. Diese hatte gedroht, anderenfalls die Fangtätigkeit einzustellen.<sup>26</sup>

Als deutsche Fischereischiffe weiterhin am Fischfang gehindert wurden, forderten die Bundesländer Bremen, Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein sowie der Verband der Deutschen Hochseefischerei im Frühjahr 1973 offiziell ein bereits häufiger diskutiertes Anlandeverbote für isländischen Fisch in den deutschen Häfen.<sup>27</sup> Um eine Eskalation zu vermeiden, schaltete sich Bundeskanzler Brandt direkt ein und schickte den Bremer Bürgermeister Koschnick als Sonderbeauftragten nach Reykjavik.<sup>28</sup> Er betonte gegenüber Ministerpräsident Jóhannesson und Außenminister Ágústsson, dass dem Bundeskanzler daran gelegen sei, auf die Interessen kleinerer Staaten Rücksicht zu nehmen. Er verwies allerdings auch ganz generell auf die äußerst schwierige Wirtschaftslage in Deutschland. Wodurch war diese 1973 bestimmt? Tatsächlich kämpfte die Bundesregierung mit der steigenden Inflation aufgrund einer erhitzten Konjunktur. Zu Beginn des Jahres 1973 geriet außerdem die bisherige Währungsordnung durch hohe Defizite in der amerikanischen Zahlungsbilanz sowie Veränderungen der internationalen Finanzströme ins Wanken, was zur Aufgabe des nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführten Bretton-Woods-Systems führte. So lösten sich im März sechs europäische Staaten vom Dollarkurs als Leitwährung.<sup>29</sup> Gleichzeitig kam es in der deutschen Stahlindustrie zu wilden Streiks, da die Arbeitnehmer aufgrund der hohen Unternehmensgewinne und steigender Lebenshaltungskosten einen Nachschlag bei den Löhnen forderten, was die Inflation weiter anheizte.<sup>30</sup>

Koschnick führte aus, dass sich die wirtschaftliche Lage für die Fischereiwirtschaft noch ungleich schwieriger darstelle. Sie stecke mitten im Strukturwandel. An den deutschen Küsten, wo die SPD traditionell sehr stark sei, wäre eine explosive Stimmung entstanden. Ministerpräsident Jóhannesson strich hingegen die Abhängigkeit der Insel vom Fisch heraus. Diese bestehe in

- 
- 26 Schreiben des Bundeslandwirtschaftsministers an das Bundesfinanzministerium und nachrichtlich an das AA und Bundeskanzleramt, 15. Januar 1973, in: PA AA, B 88, Bd. 193905.
- 27 Aufzeichnungen für Staatssekretär, Referat 500, 10. April 1973, in: PA AA, B 88, Bd. 193906.
- 28 Drahtbericht Nr. 80, VLR Fleischhauer an das AA, z. Z. Reykjavik, 16. April 1973, in: AAPD 1973, wissenschaftliche Leiterin Ilse Dorothee Pautsch, bearb. von Matthias Peter, Michael Kieninger, Michael Ploetz, Mechthild Lindemann und Fabian Hilfrich, I, Dok. 108, S. 530–534.
- 29 Marie-Luise Recker: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. 2. überarb. Auflage Nördlingen 2005, S. 75.
- 30 Wolfgang Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition 1969–1974, in: Republik im Wandel 1969–1974. Die Ära Brandt, Bd. 5/1 (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland). Hg. von Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Jäger und Werner Link. Stuttgart u. a. 1986, S. 15–155, hier S. 108.

Deutschland aufgrund der Wirtschaftskraft so nicht. Sein Außenminister bekräftigte, dass die Fischerei „für Island eine Frage von Leben und Tod“<sup>31</sup> sei. Auf deutscher Seite zog man das Fazit, dass der isländische Ministerpräsident über keinen innenpolitischen Spielraum verfüge. Daher entschied sich die Bundesrepublik fürs Erste gegen einen Anladestopp für isländischen Fisch.

### *Die enorme geopolitische Bedeutung Islands im Kalten Krieg*

Wieso nahm die Bundesrepublik wieder und wieder Rücksicht auf die kleine Insel? Dies ist nur vor dem Hintergrund der NATO-Mitgliedschaft Islands zu verstehen. Zwar bestand kein Zusammenhang zwischen Fischereizonenstreit und der Allianzfrage. Doch war klar, dass der Streit Rückwirkungen auf die Stabilität des Militärbündnisses haben könne. Island war sich seines politischen Wertes, der allein in der geographischen Lage bestand, durchaus bewusst, denn aus Sicht der Allianz war die Insel im Nordwesten ein unersetzbarer Stützpunkt für die atlantische Verteidigung. Bei einem Konflikt im Nordatlantik wäre ein Stützpunkt auf der Insel entscheidend für Sieg oder Niederlage gewesen. Oft wurde das Bild des „unsinkbaren Flugzeugträgers“ genutzt.<sup>32</sup> Da die Amerikaner bei der Überquerung des Ozeans im Laufe der Zeit nicht mehr auf die Zwischenlandung auf der Insel angewiesen waren, nahm die Bedeutung als Luftwaffenstützpunkt ab. Im Gegenzug nahm die maritime Bedeutung der Insel zu. Washington verfügte 1961, dass der Oberbefehl über die Insel von der US-Luftwaffe auf die Navy überging.<sup>33</sup>

Die Russen rüsteten seit der Kubakrise ihre bis dahin relativ unbedeutenden Seestreitkräfte auf.<sup>34</sup> War zuvor die Aufgabe der sowjetischen Nordflotte auf die Küstenverteidigung beschränkt, bekam sie nun einen offensiven Charakter, der auch der Abschreckung und Machtdemonstration diene.<sup>35</sup> Dahinter stand die Idee, dass eine Großmacht notwendigerweise über eine starke Flotte verfügen müsse. Daher wurde Island für die Beobachtung der sowjetischen Militäraktivitäten immer bedeutsamer. Nur über die isländische Militärbasis Keflavik konnte die sowjetische Flotte in den nordwestlichen Gewässern überwacht werden: Das militärische Aufklärungssystem SOSUS (Sound Surveillance

31 Drahtbericht Nr. 80, VLR Fleischhauer an das AA, z. Z. Reykjavik, 16. April 1973, AAPD 1973 I, Dok. 108, S. 530–534.

32 Örjan Berner: *Soviet Policies toward the Nordic Countries*. Lanham 1986, S. 72.

33 Schriftbericht Nr. 75 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 2. Februar 1961, in: PA AA, B 23, Bd. 196.

34 Vermerk der deutschen Vertretung bei der NATO, 4. Juni 1976, in: PA AA, B 150, Bd. 349; vgl. auch Lawrence S. Kaplan: *NATO and the United States: The Enduring Alliances*. Überarb. Auflage New York 1994, S. 105.

35 Falk Bomsdorf: *Sicherheit im Norden Europas. Die Sicherheitspolitik der fünf nordischen Staaten und die Nordeuropapolitik der Sowjetunion*. Baden-Baden 1989, S. 26.

System), ermöglichte es, U-Boote über lange Strecken zu orten.<sup>36</sup> Island war zudem auch ein wichtiger Standort für die Radaranlagen zur Luftraumklärung. NATO-Generalsekretär Joseph Luns sagte 1976 gegenüber der Presse, dass es die Amerikaner schätzungsweise 22 Milliarden US-Dollar kosten werde, ein alternatives Überwachungssystem vergleichbar dem Stützpunkt im isländischen Keflavik aufzubauen.<sup>37</sup>

Die Isländer waren geprägt durch eine pazifistische Grundhaltung sowie das Fehlen jeglicher militärischer Traditionen. Zudem wurde die Stationierung der amerikanischen Truppen und deren Einfluss in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht als große Bedrohung für die Unabhängigkeit Islands und die Bewahrung der kulturellen Identität angesehen. Die UdSSR wurde hingegen nur sehr kurzzeitig und anlassbezogen als Aggressor wahrgenommen.<sup>38</sup> Dies sorgte dafür, dass die NATO nicht die Akzeptanz der Bevölkerung erreichte, die eigentlich notwendig gewesen wäre.

Auf diese Vorbehalte konnten auch die isländischen Kommunisten setzen, die seit Juni 1971 an der Regierung waren. Obwohl die Insel über so gut wie keine Industrie und damit Arbeiterschaft verfügte, und es auch keine großen sozialen Gegensätze gab, waren die Kommunisten seit der Staatsgründung 1944 meist stärker als die Sozialdemokraten und gewannen bei Wahlen häufig rund 20 Prozent der Stimmen. Absurderweise gelang es der Partei, deren konstituierendes Element eigentlich der gemeinsame internationale Kampf für den Kommunismus war, sehr erfolgreich, sich als Hüterin der nationalen Interessen zu positionieren, die sich angeblich gegen jede Form des Fremdeinflusses wehrte.<sup>39</sup> So forderten die Kommunisten, dass die Insel neutral bleiben müsse. Mit diesen Argumenten hatten sie bereits im Frühjahr 1949 vehement gegen den Beitritt der Insel zur NATO gekämpft und Tausende Menschen zu Protesten aktivieren können. Unter einem Steinregen, der gegen die Fenster schlug, stimmte das Parlament am 30. März 1949 für den umstrittenen Allianzbeitritt und eine Verankerung Islands im westlichen Verteidigungssystem<sup>40</sup>. Zudem versuchten die Kommunisten später das Keflavikabkommen vom Okto-

36 John C. Ausland: *Nordic Security and the Great Powers*. Boulder 1986, S. 171.

37 Zitiert nach Hannes Jónsson: *Friends in Conflict. The Anglo-Icelandic Cod Wars and the Law of the Sea*. Connecticut 1982, S. 177.

38 John Robin Fairlamb: *Icelandic Threat Perceptions*, in: *Naval War College Review* 34 (1981), September–Oktober, S. 66–77, hier S. 67–69.

39 Valur Ingimundarson: *Die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen der SED und der Isländischen Sozialistischen Partei*, in: *Nordeuropa und die beiden deutschen Staaten 1949–1989. Aspekte einer Beziehungsgeschichte im Zeichen des Kalten Krieges*. Hg. von Jan Hecker-Stampehl. Leipzig u. a. 2007, S. 75–90, hier S. 90.

40 Thor Whitehead: *Die Außenpolitik Islands 1945–1956*, in: *Nationale Außen- und Bündnispolitik der NATO-Mitgliedsstaaten (Entstehung und Probleme des Atlantischen Bündnisses bis 1956, 2)*. Hg. von Norbert Wiggershaus und Winfried Heinemann. München 2000, S. 41–69, hier S. 55.

ber 1946, das die Stationierung von amerikanischen NATO-Truppen auf der Insel regelte, zu torpedieren. 1956 war es sogar zu einer Kündigung der Vereinbarung gekommen, die nach dem Einmarsch der Russen in Ungarn allerdings wieder rückgängig gemacht wurde. 1973 bot die Fischereizonenfrage nun erneut die Gelegenheit, gegen die NATO zu agitieren.

*Island als „Illoyal Ally“ innerhalb der NATO?*

Moskau war stets daran interessiert, Konflikte auszunutzen, um die USA von ihren Partnern zu isolieren.<sup>41</sup> Da ein Ausscheiden Islands die Allianz militärisch geschwächt hätte, war es nur folgerichtig, dass sich die Sowjetunion aktiv um eine politische Neutralisierung Islands bemühte: „Islands Rolle als Nordflanke des NATO-Verteidigungsbereichs ist den Sowjets ein Dorn im Auge; seit Jahren ist ihr Bemühen auf den Abbau der amerikanischen Präsenz und ganz allgemein auf die Herauslösung Islands gerichtet“<sup>42</sup>.

Entsprechend umfangreich waren auch die diplomatischen Bemühungen. Die Neue Zürcher Zeitung berichtete, dass die sowjetische Botschaft in der isländischen Hauptstadt rund 60 Leute beschäftigte, davon elf akkreditierte Diplomaten: „Die Zahl ist dreimal so groß wie die durchschnittliche Besetzung der westlichen Botschaften und nimmt sich vor dem Hintergrund des Städtchens Reykjavik grotesk aus.“<sup>43</sup>

Daher war es wenig verwunderlich, dass die Sowjetunion versuchte, den Fischereizonenkonflikt propagandistisch auszunutzen. Zwar verfolgte die Sowjetunion im Fischereizonenstreit inhaltlich eine Position, die weitestgehend der der westlichen Staaten entsprach. Der Kreml hatte Protest gegen die Ausweitung eingelegt.<sup>44</sup> Schließlich sah Moskau seine eigenen Interessen als Seemacht sowie als Land mit einer großen Fischereiflotte gefährdet.<sup>45</sup> Im Sommer 1973 wurden aber solche Bedenken zurückgestellt. Dass die isländischen Kommunisten seit 1971 an der Regierung beteiligt waren, kam Moskau dabei sehr zupass. Zwar gab es seit dem Einmarsch der Sowjets in Prag offiziell keine Beziehungen mehr zu den Parteien der UdSSR und der DDR. Allerdings hielt der neu ernannte Fischerei- und Handelsminister Lúdvik Jósefsson, einer der führenden Köpfe der isländischen kommunistischen Partei, nun auf einer geheimen und informellen Basis weiterhin Kontakt zur sow-

41 Phillip A. Petersen: Iceland in Soviet Military Strategy, in: Iceland, NATO and Security in the Norwegian Sea. Hg. von Kjartan Gunnarsson. A Report from a Conference in Reykjavik Iceland 12th–13th March 1987, S. 7–27, hier S. 7.

42 Aufzeichnungen Referat I A 5, Sowjetische Island-Politik, 10. September 1971, in: PA AA, B 31, Bd. 379.

43 NZZ, 7. Juni 1971.

44 Vermerk, Referat V 1, 5. April 1972, in: PA AA, B 80, Bd. 983.

45 Schriftbericht Nr. 2084 der deutschen Botschaft in Moskau, 6. Juni 1973, in: PA AA, B 60, Bd. 108657.

jetischen Botschaft.<sup>46</sup> Auch traf er sich umgehend nach Regierungsantritt mit dem Leiter der DDR-Handelsvertretung.<sup>47</sup>

Die kommunistische Ministerriege in Island hatte direkt bei Regierungsantritt bei den Ostblockstaaten um wirtschaftliche Unterstützung gebeten.<sup>48</sup> Moskau kam dieser Bitte nach und forderte die DDR und Polen dazu auf, es ihr gleich zu tun.<sup>49</sup> Seitdem war die UdSSR zum drittgrößten Abnehmerland Islands aufgerückt.<sup>50</sup> Damit konnte die Abhängigkeit von den USA, dem größten Importeur von isländischem Fisch, in diesem Bereich verringert werden.<sup>51</sup>

Mit politischer Konzilianz und wirtschaftlicher Opportunitätspolitik spielte die isländische Linksregierung ihre Möglichkeiten im Kalten Krieg geschickt aus. Dies entsprach einem Muster der internationalen Staatenpolitik der Zeit: Die Konkurrenzsituation zwischen Amerikanern und Sowjetunion konnte insbesondere von kleinen und schwächeren Staaten genutzt werden, um Macht auszuüben. Das Verhalten Islands widerspricht jedoch insoweit der gängigen Forschungsmeinung, die besagt, dass kleineren Staaten innerhalb des Bündnisses lediglich drei Rollen übrig blieben, die des „Loyal Ally“, des „Super Loyal Ally“ oder des „Moderately Independent Ally“<sup>52</sup>. Island kann zumindest während der Zeiten der kommunistischen Regierungsbeteiligung als „Illoyal Ally“ bezeichnet werden.

#### *Zuspitzung des Konfliktes mit London und Kündigung des Keflavik-Abkommens*

Mitte Mai 1973 entsandte Großbritannien Kriegsschiffe in die Gewässer um Island. Die alte Weltmacht war nicht länger bereit, sich von einem kleinen Land vorführen zu lassen.<sup>53</sup> Die Navy sollte die Störmanöver der isländischen

46 Jón Ólafsson: The Nature of Friendship: The Icelandic Socialist and Their Special Relations with the Communist International and the CPSU According to Soviet Sources, in: Sovjetunionen och Norden – Konflikt, Kontakter, Influenser (Historiallinen Arkisto, 110/1). Helsinki 1997, S. 243–264, hier S. 258–260.

47 Bericht der Handelsvertretung in Reykjavik, 20. Juli 1971, PA/AA, MfAA HG 2, L 69, Nr. C 1382/73.

48 Vermerk Gespräch mit Einar Olgeirsson, 21. Juli 1971, PA/AA, MfAA, HG 4, L 69, Nr. C 1390/73.

49 Bericht der Handelsvertretung der DDR, 18. September 1972, PA/AA, MfAA, HG 2, L 69, Nr. C 1116/74.

50 Schriftbericht Nr. 28 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 26. Januar 1973, in: PA AA, B 31, Bd. 101406.

51 Aufzeichnungen, Referat 400, 7. September 1973, in: PA AA, B 60, Bd. 108655.

52 Nikolaj Petersen: The Alliance Policies of the Smaller NATO Countries, in: NATO after Thirty Years. Hg. von Lawrence S. Kaplan und Robert W. Clawson. Wilmington 1981, S. 83–106, hier S. 94f.; Robert Keohane: Big influence of Small Allies, in: Foreign Policy 2 (1971), S. 161–182, hier S. 164.

53 Zusammenfassung des Gesprächs zwischen dem deutschen und britischen Außenminister in Helsinki, 5. Juli 1973, in: PA AA, B 60, Bd. 108657.

Küstenwachschiffe innerhalb der von Reykjavik als Hoheitsgebiet deklarierten 50-Seemeilen-Zone unterlaufen und die britischen Fischer bei der Ausübung ihrer Tätigkeit schützen. London schickte zudem Flugzeuge, die normalerweise der NATO als Hochseeaufklärer dienten, um die isländischen Küstenwachschiffe aus der Luft zu beobachten.<sup>54</sup>

Bonn bewertete die von den Briten getroffenen Maßnahmen als völkerrechtlich gerechtfertigt.<sup>55</sup> Für die Bundesrepublik konnte der Einsatz von Kriegsschiffen im Atlantik mit Blick auf die anderen europäischen Staaten fast 30 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg aber keine Option sein. Das Handelsblatt urteilte über die Briten scharf: „Säbelrasseln und Kanonenboot-Diplomatie rufen ein imperiales Echo wach“<sup>56</sup>.

Die isländische Bevölkerung war über das britische Vorgehen empört. Dies nutzten die Kommunisten aus, weiter die NATO-feindliche Atmosphäre zu schüren.<sup>57</sup> Auf einer Protestkundgebung im Mai 1973 kam es sogar zu gewaltsamen Ausschreitungen, die sich gegen die britische Botschaft und deren Personal richteten. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung berichtete über die Demonstrationen unter der Überschrift „Bruch mit der NATO scheint unabwendbar“<sup>58</sup>. Dieser Kampf wurde von den Isländern auch in den politischen Gremien geführt: Ende Mai 1973 waren auf Antrag des isländischen Botschafters die NATO-Vertreter der Mitgliedsstaaten in Brüssel zusammengekommen. Dieser forderte, die Allianz möge veranlassen, dass die Briten ihre Kriegsschiffe zurückzögen.<sup>59</sup> Der NATO-Generalsekretär informierte den Rat einen Tag später über seine Vermittlungsinitiative.<sup>60</sup> Ein grundsätzliches Problem war, dass Reykjavik Erwartungen an die Allianz richtete, die sie nicht erfüllen konnte. Denn das Militärbündnis konnte keine friedliche Beilegung von Konflikten erzwingen und verfügte auch nicht über eine eigene Streit-schlichtungsinstanz. Zwar war 1956 die „Entschließung über die friedliche Regelung von Streitfällen und Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern der Organisationen des Nordatlantikvertrages“ vom NATO-Rat verab-

---

54 Jónsson: *Friends in Conflict*, S. 139 und Appendix, S. 216.

55 Runderlass (ohne Nummer) Referat 500 an die NATO- und UN-Vertretung sowie die Botschaften in Washington, Reykjavik, Oslo, Stockholm und Kopenhagen, 24. Mai 1973, in: PA AA, B 14, Bd. 102459.

56 Rudolf Hahn: Kanonenboote lösen den Streit um den Kabeljau auch nicht, in: Handelsblatt, 30. Mai 1973.

57 Antwort an das Bundeskanzleramt, Referat 500, 25. Januar 1974, in: PA AA, B 32, Bd. 101416.

58 FAZ, 26. Mai 1973.

59 Drahtbericht Nr. 606 der deutschen Vertretung bei der NATO, 29. Mai 1973, in: PA AA, B 14, Bd. 102459.

60 Dok. 819, Drahtbericht Nr. 619 der deutschen Vertretung bei der NATO, 30. Mai 1973, in: PA AA, B 150, Bd. 281.

schiedet worden.<sup>61</sup> Sie sah die Pflicht zu Konsultationen innerhalb der Allianz vor, bevor sonstige internationale Stellen eingeschaltet werden sollten. Dafür oblag es dem Generalsekretär, seine „guten Dienste“ anzubieten. Allerdings konnte er Vermittlungsverfahren nur mit Zustimmung der betroffenen Staaten durchführen.<sup>62</sup> Damit war ein Mechanismus zur Beratung geschaffen worden, ohne jedoch den Primat der Freiwilligkeit aufzugeben.

Island boykottierte Anfang Juni ein Treffen der NATO-Verteidigungsminister.<sup>63</sup> Auf der anstehenden Ministerratstagung machte Reykjavik den Fischereizonenstreit und seine nachteiligen Folgen für das gesamte Bündnis zu einem Hauptpunkt der Diskussion. Unterstützt wurde Island von dem ihm freundschaftlich verbundenen Ländern Norwegen, Dänemark und Kanada, die zudem auch im Rahmen der UN-Seerechtskonferenz an einer Ausweitung einer Fischereizone interessiert waren<sup>64</sup>. Außerdem stellten sich die Belgier auf Islands Seite, die im Sommer 1972 ein Fischereiabkommen mit Reykjavik geschlossen hatten und die die Entwicklung hin zu einer 50-Seemeilen-Zone als unvermeidlich ansahen.<sup>65</sup> Außenminister Ágústsson informierte die Allianzpartner darüber hinaus über die Kündigung des Keflavik-Abkommens. Island plante nach Artikel VII der Vereinbarung, die dafür zuvor notwendige Prüfung der Notwendigkeit einer Aufrechterhaltung der Verteidigungseinrichtungen einzuleiten.<sup>66</sup>

Um die Situation zu deeskalieren, versuchte Washington während der gesamten Auseinandersetzung, die zentrale Frage des NATO-Stützpunktes Keflavik und die emotional belastete Auseinandersetzung um die Fischereizonenfrage zu entkoppeln. Daher unterstrich der amerikanische Außenminister Rogers, dass die Fischereifrage nicht mit der geplanten Kündigung des Truppenstützpunktes durch Island in Verbindung stehe. Nichtsdestotrotz war die Verknüpfung beider Themenkomplexe für alle Beteiligten mehr als offensichtlich. Denn noch zu Beginn des Jahres hatte der Vorsitzende der Freigesinnten und Linken, Hannibal Valdimarsson, geäußert, die Keflavik-Frage stehe erst nach

---

61 Winfried Heinemann: Vom Zusammenwachsen des Bündnisses. Die Funktionsweise der NATO in ausgewählten Krisenfällen 1951–1956 (Entstehung und Probleme des Atlantischen Bündnisses bis 1956, 1). München 1998, S. 256.

62 Roger Hill: Political Consultation in NATO (Wellesley Papers 6/1978). Toronto 1978, S. 33.

63 Drahtbericht Nr. 657 der deutschen Vertretung bei der NATO, 7. Juni 1973, in: AAPD 1973 II, Dok. 183, S. 947–955.

64 Zusammenfassung für StS Apel, Referat 500, 15. Juni 1973, PA AA, B 60, Bd. 108657.

65 Drahtbericht Nr. 156 der deutschen Botschaft in Kopenhagen, 14. Juni 1973, PA AA, B 150, Bd. 282.

66 Drahtbericht Nr. 160, NATO-Ministerkonferenz in Kopenhagen, 16. Juni 1973, in: AAPD 1973 II, Dok. 195, S. 1002–1010.

Fortschritten in der Fischereizonenfrage auf der Agenda. Im Jahr 1973 werde es nicht zu einer Entscheidung kommen.<sup>67</sup>

Der deutsche Botschafter befürchtete im Sommer 1973, dass darüber hinaus sogar ein Austritt aus der NATO tatsächlich vollzogen werden könnte. Denn die anderen isländischen Parteien stünden unter dem Druck der Kommunisten, die als einzige der Regierungsparteien bei möglichen Neuwahlen mit Stimmenzuwächsen rechnen könnten.<sup>68</sup> Daher bestand aus Sicht des Diplomaten die einzige Möglichkeit zur Lösung des Konfliktes in einer Vermittlungsinitiative. Das Auswärtige Amt wurde aktiv und erkundete die Haltung der NATO sowie der Bündnispartner Dänemark, Kanada und USA.<sup>69</sup> Deren Regierungen bejahten eine Interdependenz von NATO-Mitgliedschaft, Stützpunktfrage und Fischereizonenstreit. Sie befürchteten jedoch keine unmittelbaren Auswirkungen auf die NATO-Mitgliedschaft. Der NATO-Generalsekretär Luns hielt hingegen ein Ausscheiden Islands jederzeit für möglich. Damit würde die Verteidigungspolitik für Mitteleuropa gefährdet, da die Bekämpfung der sowjetischen See- und Luftstreitkräfte, die die atlantischen Verbindungswege bedrohten, wesentlich erschwert würde.<sup>70</sup> Die Bundesregierung plante, weitere Initiativen zunächst Luns zu überlassen.<sup>71</sup>

Anfang September 1973 beschloss das isländische Kabinett, die Beziehungen zu London abubrechen, falls es nochmals zu einer Auseinandersetzung mit einem britischen Kriegsschiff auf See käme.<sup>72</sup> Daraufhin reiste der NATO-Generalsekretär umgehend nach Reykjavik und London. Der britische Premier Heath reagierte auf das isländische Ultimatum, zog die Kriegsschiffe zurück und lud den isländischen Ministerpräsidenten nach London zu Verhandlungen ein.<sup>73</sup> In der Folge kam es zu einer auf zwei Jahre befristeten Interimsvereinbarung, nach der die Briten mit einer 25-prozentigen Verminderung ihres Fischfangs zu rechnen hatten. Zudem stimmten die Briten dem völligen

---

67 Schriftbericht Nr. 2 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 4. Januar 1973, in: PA AA, B 88, Bd. 193905.

68 Drahtbericht Nr. 120 der deutschen Botschaft an Reykjavik, 1. Juni 1973, in: PA AA, B 14, Bd. 102459.

69 Runderlass Nr. 2772, Referat 204 an die Ständige Vertretung bei der NATO und die deutschen Botschaften in Kopenhagen, Oslo, Ottawa und Washington, 21. August 1973, in: AAPD 1973 II, Dok. 255, S. 1275–1277.

70 Drahtbericht Nr. 914 der ständigen Vertretung bei der NATO, 24. August 1973, in: PA AA, B 150, Bd. 287, Dok. 1199.

71 Bericht für die Leitungsebene des AA, Referat 204, 31. August 1973, in: PA AA, B 150, Bd. 287.

72 Drahtbericht Nr. 186 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 11. September 1973, in: PA AA, B 88, Bd. 193908.

73 Drahtbericht Nr. 1083 der deutschen Vertretung bei der NATO, 2. Oktober 1973, in: PA AA, B 60, Bd. 108657.

Ausschluss von Fabrikschiffen zu.<sup>74</sup> Möglich war eine Einigung nur geworden, weil Ministerpräsident Jóhannesson den kommunistischen Fischereiminister Jósefsson, der bislang jede Einigung erfolgreich torpediert hatte, von den Verhandlungen weitgehend ausschloss.

*Stagnation in den deutsch-isländischen Verhandlungen und Eskalation*

Doch warum stagnierten in den zwei Jahren nach der britischen Einigung mit Reykjavik die deutsch-isländischen Verhandlungen und häuften sich die Zusammenstöße? Die isländische Küstenwache hatte nun offenkundig mehr Kapazitäten, um gegen die deutschen Schiffe vorzugehen. Der wichtigste Streitpunkt war die Zulassung der deutschen Gefrierschiffe. Sie waren in Island umstritten und wurden dort nur als „Fabrikschiff“ oder „Staubsaugerschiff“ bezeichnet.<sup>75</sup> Die Bundesregierung wollte einem Ausschluss dieser Schiffe unter keinen Umständen zustimmen, da die deutsche Fischereiflotte fast komplett auf diesen Typ umgestellt worden war. Sie verwies darauf, dass auch die deutschen Vollfroster mit den gleichen Fanggeräten, Netzen und Maschengrößen wie isländische Trawler arbeiteten.<sup>76</sup> Doch alle Argumente halfen nicht, da dieses Thema in Island hochemotional gesehen wurde und eine Prinzipienfrage war.

Im Mai 1974 zerbrach die linke Koalition aufgrund schwerer wirtschaftlicher Probleme des Landes.<sup>77</sup> Der neue Ministerpräsident Geir Hallgrímsson wurde von der konservativen Unabhängigkeitspartei gestellt, die mit der Fortschrittspartei koalierte. Die Kommunisten schieden aus der Regierung aus und die Keflavik-Frage konnte zur Zufriedenheit der Allianz gelöst werden. Der neue und alte Außenminister Ágústsson musste die Kündigung des Keflavik-Abkommens wieder rückgängig machen.<sup>78</sup> Die Vereinbarung wurde – wenn auch modifiziert – fortgesetzt.<sup>79</sup> So war unter anderem vorgesehen, die amerikanische Personalstärke im Bereich Technik und Verwaltung um 420 Mann zu verringern. Die Aufgaben sollten zukünftig von Isländern übernommen werden. Moskau war es also nicht gelungen, Island aus der Allianz herauszulösen.

74 Antwort für das Bundeskanzleramt, Referat 500, 25. Januar 1974, in: PA AA, B 32, Bd. 101416.

75 Drahtbericht Nr. 30 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 18. Februar 1974, in: PA AA, B 150, Bd. 299.

76 Drahterlass (ohne Nr.), Referat 500 an die deutsche Botschaft in Reykjavik, 3. Januar 1974, in: PA AA, B 88, Bd. 193919.

77 Schriftbericht Nr. 115 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 12. Juni 1974, in: PA AA, B 88, Bd. 193920.

78 Drahtbericht Nr. 180 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 4. Dezember 1975, in: PA AA, B 14, Bd. 113542.

79 Drahtbericht Nr. 2916 der deutschen Botschaft in Washington, 2. Oktober 1974, in: PA AA, B 14, Bd. 102466.

Selbst die Entscheidung des IGH, die im Juli 1974 verkündet worden war<sup>80</sup>, trug nicht zu einer Entspannung bei. Zwar bestätigten die Richter grundsätzlich die Konzeption einer Fischereizone, mahnten aber gleichzeitig die Berücksichtigung der historischen Rechte Großbritanniens und der Bundesrepublik an. In der Praxis bedeutete dies, dass Island nicht berechtigt war, einseitig deutsche Fischer auszuschließen.

Doch vom Urteil des IGH völlig unbeeindruckt plante die neue isländische Regierung, die Fischereizone im kommenden Jahr sogar auf 200 Seemeilen auszuweiten. Hintergrund für diese Forderung war die UN-Seerechtskonferenz, die 1973 in New York eröffnet wurde. Sie war der Versuch, das bislang größte internationale Vertragswerk zu schaffen.<sup>81</sup> Diesmal ging es anders als bei vorangegangenen Konferenzen nicht um eine Kodifikation des bestehenden Rechtes, sondern um eine umfassende Neuregelung des gesamten Seerechts. Großen Einfluss auf dessen Entwicklung hatte die Dekolonisierung der 1950er und 1960er Jahre. Die dadurch nun selbständig gewordenen, neuen Staaten konnten geltend machen, dass die aktuellen Regelungen ohne ihre Mitwirkung geschaffen worden waren.<sup>82</sup> Beim zweiten Treffen im Sommer 1974 in Caracas sprachen sich über 100 Staaten für eine exklusive Wirtschaftszone aus.<sup>83</sup> Damit sollte den Küstenländern das Recht eingeräumt werden, die natürlichen Ressourcen wie beispielsweise Fisch für die eigene wirtschaftliche Entwicklung zu nutzen. Auf dieser Konferenz vollzogen die Sowjetunion und die USA einen Positionswechsel. Da die Bewegungsfreiheit für beide Großmächte oberste Priorität hatte, waren sie bereit, auf Kosten der Fernfischerei Zugeständnisse zu machen<sup>84</sup>. Im Gegenzug sollten sie für die geostrategisch wichtigen Meerengen freie Durchfahrt und Überflugrechte erhalten. Damit war klar, dass zukünftig nicht mehr über das „ob“, sondern nur noch über die Ausgestaltung einer Wirtschaftszone gesprochen werden würde.<sup>85</sup> Doch dies waren noch Zukunftsgedanken, da bei multilateralen Verhandlungen nach dem Konsensprinzip selten schnelle Einigungen zu erwarten sind.

In den deutsch-isländischen Beziehungen erreichte der Streit über die Fischereirechte am 24. November 1974 mit der Aufbringung des deutschen Fischereischiffes *Arcturus N.* einen neuen Höhepunkt.<sup>86</sup> Das deutsche Schiff

80 Drahtbericht Nr. 143 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 31. Juli 1974, in: PA AA, B 60, Bd. 108658.

81 Aufzeichnungen, Referat 413, 30. September 1974, in: PA AA, B 88, Bd. 193936.

82 Gündling: 200-Seemeilen-Wirtschaftszone, S. 8.

83 Jónsson: *Friends in Conflict*, S. 160.

84 Günther Jaenicke: Die Dritte Seerechtskonferenz der Vereinten Nationen. Grundprobleme im Überblick, in: Zeitschrift für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht 38 (1978), S. 438–511, hier S. 484.

85 Vermerk, Referat 500, 12. Februar 1975, PA AA, B 88, Bd. 102899.

86 Ministerialdirektor van Well, z. Z. Brüssel, an das AA, Fernschreiben Nr. 1793, 12. Dezember 1974, in: AAPD 1974, wissenschaftliche Leiterin Ilse Dorothee Pautsch,

wurde nicht nur beschossen, sondern auch beschlagnahmt, der Kapitän verhaftet und die Angelegenheit von einem isländischen Gericht völkerrechtswidrig abgeurteilt.<sup>87</sup> Mit der Einschaltung der Judikative war eine neue Eskalationsstufe erreicht. Gegenüber der Presse nannte ein Sprecher des Auswärtigen Amtes den Vorgang einen „Akt der modernen Seeräuberei“<sup>88</sup>. Deutsche Medien berichteten mit großen Aufmachern. Die BILD-Zeitung brachte am 29. November 1974 die Nachricht auf Seite 1. Im Kommentarteil urteilte sie unter der Überschrift „Bonn protestiert – aber tut nichts“: „Aus dem ‚Kabeljau-Krieg‘ ist ein echter Krieg geworden“<sup>89</sup>. Für die deutschen Regierungsvertreter war nun die rote Grenze überschritten: Die vier Küstenländer beschlossen in Abstimmung mit der Bundesregierung umgehend ein Verbot der Direktanlandungen für isländischen Fisch in deutschen Häfen.<sup>90</sup> An den Küsten wurde es als unerträglich wahrgenommen, dass isländische Exporteure unbehelligt ihre Fänge in der Bundesrepublik verkaufen durften, während gleichzeitig die deutschen Fischer von den Isländern massiv an der Ausübung ihrer Erwerbsarbeit gehindert wurden.<sup>91</sup> Die Isländer zeigten sich über den Anlandebann empört, was die Verhandlungen nicht erleichterte.

Für die Bundesregierung war es schwierig zu vermitteln, dass es zu keinen Fortschritten kam. Wurde dies von der Opposition ausgenutzt und die Verhandlungstaktik kritisiert? Im Bremer Wahlkampf im Sommer 1975 waren der Fischereikonflikt und seine Auswirkungen auf die Region sowie die lokale Wirtschaft eines der zentralen Themen.<sup>92</sup> So reisten auch der Bremer SPD-Bundestagsabgeordnete Horst Grunenberg und der Abgeordnete und ehemalige CDU/CSU-Fraktionsvorsitzende Rainer Barzel im Vorfeld der Wahl nach Reykjavik. Barzel formulierte im Anschluss einen Bericht, den er auch der Bundesregierung übersandte. Seine Einschätzung unterschied sich allerdings nicht wesentlich von der des Auswärtigen Amtes.<sup>93</sup> Dies zeigt, dass es zwischen den Parteien inhaltlich keinen großen Dissens gab und vielmehr im Fi-

---

bearb. von Daniela Taschler, Fabian Hilfrich und Michael Ploetz, II, Nr. 370, S. 1630–1632.

87 Drahtbericht Nr. 225 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 28. November 1974, in: PA AA, B 88, Bd. 193921.

88 Protest gegen „Seeräuberei“, in: Die Welt, 26. November 1974.

89 BILD-Zeitung, 29. November 1974.

90 Drahterlass Nr. 5063, Referat 500 an die deutsche Botschaft in Reykjavik, 29. November 1974, in: PA AA, B 88, Bd. 193921.

91 Sprechzettel für StS Wischniewski, Referat 500, 28. Januar 1975, in: PA AA, B 14, Bd. 113497.

92 Vermerk, Referat 500, Gespräch in Bremen, 12. September 1975, PA AA, B 14, Bd. 113542.

93 Schreiben vom 17. August 1975, ebd.

schereizonenstreit bei den wichtigen Fragen eine Überstimmung über Parteigrenzen hinweg herrschte.<sup>94</sup>

Im Juli 1975 kam es zu einer weiteren Eskalation, da die isländische Regierung beschloss, dass man die Fischereizone mit Wirkung zum 15. Oktober 1975 auf 200 Seemeilen erweitern werde.<sup>95</sup> Damit war das Maß voll: Nun protestierten nicht nur die betroffenen westeuropäischen Staaten, sondern auch die Ostblockstaaten. Dies fiel letzteren umso leichter, da die zweite Ausweitung nicht auf die isländischen Kommunisten zurückging. Das Ziel der Bundesregierung war es, nun endlich eine Lösung zu erreichen, die auch direkt die 200-Seemeilenzone mit umfassen sollte. Außenminister Genscher und sein Staatsminister Wischniewski übernahmen die Initiative.<sup>96</sup> So wurde im September 1975 eine behördeninterne Übergabe der Federführung verfügt.<sup>97</sup> Die Leitung sollte vom Referat Völkerrecht an die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes abgegeben werden. Von deutscher Seite war die Auseinandersetzung bisher sehr juristisch geprägt geführt worden. Diese Strategie konnte jedoch angesichts der Einstellung der Gegenseite nicht aufgehen, da die Haltung der Isländer sich auf eine Kurzformel bringen ließ: „Ihr behaltet euren Rechtsstandpunkt, wir behalten dafür unseren Fisch“<sup>98</sup>.

#### *Deutsche NATO-Interessen machen Weg für Einigung frei*

Die Bundesrepublik war nun bereit, in jedem Fall ein Abkommen zu erreichen. Doch woher kam die Dynamik, den Fischereizonenstreit unbedingt beenden zu wollen? Zum einen wurden die deutsch-isländischen Beziehungen seit Jahren nahezu ausschließlich vom Konflikt geprägt. Zum anderen spielten bündnispolitische Überlegungen eine wichtige Rolle.<sup>99</sup> Denn die NATO war 1975 schweren inneren Problemen ausgesetzt. Dazu zählten aus deutscher Sicht die abnehmende Verteidigungsbereitschaft in vielen westeuropäischen Ländern,

---

94 Bereits 1972 hatte es einen parteiübergreifenden Entschließungsantrag der Bremer Bürgerschaft gegeben, der gegen Übergriffe der isländischen Küstenwachschiffe protestiert hatte: „Parlament verurteilt Aktion gegen Trawler“, in: Weser Kurier Bremen, 7. Dezember 1972.

95 Drahtbericht Nr. 77 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 11. Juli 1975, in: PA AA, B 60, Bd. 108659.

96 Sein Einsatz in der Fischereifrage hatte ihm bei den Medien einen neuen Spitznamen eingebracht. Aus „Ben Wisch“, wie ihn viele nach Verhandlungserfolgen mit arabischen Gesprächspartnern nannten, wurde zwischenzeitlich „Ben Fisch“, in: Der Spiegel: Großer Coup, 20. Oktober 1975.

97 Referat 500 zum Übergang der Federführung, 29. September 1975, in: PA AA, B 88, Bd. 102899.

98 Bericht der SPD-Abgeordneten Karl-Heinz Saxowski und Horst Grunenberg über eine Reise nach Reykjavik, Juli 1975, ebd.

99 Vgl. dazu auch Genscher/Callaghan in Rom, Referat 204, 1. Dezember 1975, in: PA AA, B 32, Bd. 110438.

öffentliche Diskussionen der zukünftigen Rolle der USA sowie wirtschaftliche Verwerfungen in den Mitgliedsstaaten.<sup>100</sup> Weitere Konfliktpunkte innerhalb der Allianz waren die regionalen Krisenherde an der Südflanke des Bündnisses wie beispielsweise die konflikthaften Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei in der Zypernfrage<sup>101</sup>, die Unsicherheit über die weitere politische Entwicklung in Portugal und die Rolle der Griechen, die 1974 aus dem militärischen NATO-Stab ausgeschieden waren. Explizit benannte der zuständige NATO-Botschafter Franz Krapf Island an der Nordflanke als weiteres Problem. Auch wenn es im Fischereikonflikt zwischen Island und der Bundesrepublik Deutschland ruhiger geworden sei, müsse für diese Frage im übergeordneten Interesse der Allianz bald eine Lösung gefunden werden.<sup>102</sup>

Auch beunruhigte die NATO, dass Moskau seine Seestreitkräfte massiv aufrüstete und die Allianz auf diese Weise immer mehr ins Hintertreffen geriet.<sup>103</sup> Dies hatte eine sowjetische Truppenübung im NATO-Befehlsbereich mit dem Tarnnamen „Okean“ 1975 deutlich gemacht, an der alle fünf sowjetischen Flotten beteiligt waren und die die neue Stärke und das Selbstbewusstsein Moskaus zeigte.<sup>104</sup> Die Sowjets testeten den Zeitbedarf und die Realisierung von größeren Kräfteansammlungen im Atlantik.<sup>105</sup>

Vor diesem Hintergrund lautete bei den entscheidenden Verhandlungsrunden für ein deutsch-isländisches Abkommen im Oktober und November 1975 die Devise „Besser ein Abkommen als keines“ und „Ein Abkommen, mit dem wir leben können“<sup>106</sup>. Dafür bot man den Isländern auf vertraulicher Basis den Ausschluss der Vollfroster an. Das war ein außenpolitisches Foul-Spiel gegenüber London. Denn die Bundesrepublik hatte nur zwei Monate zuvor gegen den Willen Großbritanniens eine Koordinierung der jeweils bilateral geführten Verhandlungen innerhalb der EG erzwungen. Dabei war auf deutschen Wunsch

100 Vorschau auf die bevorstehende NATO-Konferenz, 21. Mai 1975, in: AAPD 1975, wissenschaftliche Leiterin Ilse Dorothee Pautsch, bearb. von Michael Kieninger, Mechthild Lindemann und Daniela Taschler, I, Dok. Nr. 128, S. 569–577. Vgl. hierzu auch Alfred Grosser: Das Bündnis. Die westeuropäischen Länder und die USA seit dem Krieg. München 1978, S. 389–393.

101 Jeanette Choisi: Wurzeln und Strukturen des Zypernkonfliktes 1878–1990 (Studien zur modernen Geschichte 43). Diss. phil. Stuttgart 1993, S. 259–261.

102 Vorschau auf die bevorstehende NATO-Konferenz, 21. Mai 1975, in: AAPD 1975 I, Dok. 128, S. 569–577.

103 Islands strategische Bedeutung für die NATO, Referat 201, 4. Mai 1976, in: PA AA, B 150, Bd. 347.

104 John C. Ausland: Nordic Security and the Great Powers. Boulder 1986, hier S. 74.

105 John F. Erickson: Der Kriegsschauplatz Nord und die sowjetischen Optionen, in: Nordeuropa – Ausfalltor der Sowjetunion zu den Weltmeeren (Schriftenreihe des Deutschen Marine Instituts 8). Hg. von Eckart Busch im Auftrag des Deutschen Marine Instituts. Herford 1985, S. 25–50, hier S. 38.

106 Aufzeichnungen Referat 204, 24. Oktober 1974, in: PA AA, B 60, Bd. 108659.

beschlossen worden, dass kein Land den Ausschluss einer bestimmten Schiffsart präjudizieren dürfe.<sup>107</sup> Großbritannien hatte sich heftig dagegen gewehrt, da man beim ersten Interimsabkommen mit Island im November 1973 diesem Ausschluss zugestimmt hatte und nun eine schnelle Einigung mit Island torpediert sah. Denn London musste jetzt aufgrund der von der Bundesrepublik durchgesetzten Vorgabe einen solchen Ausschluss in einem Nachfolgeabkommen herausverhandeln.

Hinter der Kehrtwende Bonns stand die Angst, dass das Königreich als erstes Land ein Abkommen abschließen könne. Für den zweiten Verhandlungspartner ergab sich eine geschwächte Position, da Island dann auf den bereits erreichten Punkten beharren würde, um ein noch besseres Verhandlungsergebnis zu erreichen. Wischniewski gab die Losung aus, dass annehmbare Vorschläge der Isländer akzeptiert werden sollten. Auf andere EG-Länder dürfe keine Rücksicht genommen werden.<sup>108</sup> Ende November wurde ein auf zwei Jahre befristetes Interimsabkommen geschlossen. Dabei gab es Fang- und Schiffsbeschränkungen: die deutschen Trawler sollten pro Jahr 60.000 Tonnen Fisch fangen dürfen.

#### *Britisch-isländischer Kontaktabbruch 1976*

Die Bundesregierung schloss nicht nur ein Abkommen mit Island, sondern betätigte sich auch als Vermittler im neu entflammten Streit zwischen London und Reykjavik. Nach Auslaufen der bilateralen Vereinbarung im November 1975 schickte London erneut seine Navy. Dabei standen nun 23 britische Kriegsschiffe mit 2 700 Seeleuten sieben kleinen isländischen Küstenwachschiffen mit 140 Besatzungsmitgliedern gegenüber.<sup>109</sup>

Die isländische Regierung beantragte Anfang Januar 1976 eine Sondersitzung des NATO-Rates zum Fischereistreit mit Großbritannien.<sup>110</sup> Man drohte damit, die diplomatischen Beziehungen zu London abzubrechen, wenn sich die Zwischenfälle fortsetzen würden.<sup>111</sup> Angesichts der britischen Übermacht und der Folgen für die NATO waren die elf Stellungnahmen der NATO-Vertreter nahezu ausnahmslos proisländisch. Dies zeigt, dass Großbritannien sich zunehmend in der Defensive befand. Insbesondere die Unverhältnismäßigkeit des Mitteleinsatzes durch das Vereinigte Königreich wurde kritisiert.<sup>112</sup>

107 Ebd.

108 Vermerk Staatsminister Wischniewski, 6. November 1975, in: PA AA, B 32, Bd. 110438.

109 Brief des isländischen Außenministeriums, 10. Januar 1976, in: PA AA, B 14, Bd. 113542.

110 Drahtbericht Nr. 40 der deutschen NATO-Vertretung, 9. Januar 1976, ebd.

111 Drahtbericht Nr. 5 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 16. Januar 1976, in: PA AA, B 14, Bd. 112542.

112 Drahtbericht Nr. 53 der deutschen Vertretung bei der NATO in Brüssel, 12. Januar 1976, in: PA AA, B 150, Bd. 342.

Als sich der Konflikt Anfang Februar weiter zuspitzte, schaltete sich Bonn mit einer Vermittlungsinitiative ein. Man appellierte an die isländische Regierung, mit der britischen Regierung nach neuen Lösungsmöglichkeiten zu suchen.<sup>113</sup> Ebenso wandte sich Bonn an den NATO-Generalsekretär.<sup>114</sup> Die Amerikaner begrüßten die deutsche Initiative.<sup>115</sup> Beim britisch-deutschen Gipfeltreffen am 7. Februar 1976 in Chequers appellierte Bundeskanzler Helmut Schmidt an den neuen britischen Premierminister Harold Wilson, die außenpolitischen Folgen zu bedenken. Ein offener Konflikt an der Nordflanke der NATO zusätzlich zu den bestehenden griechisch-türkischen Differenzen gefährde die Allianz.<sup>116</sup> Doch alle Bemühungen halfen nichts, Reykjavik brach am 19. Februar 1976 die diplomatischen Beziehungen zu London ab.<sup>117</sup>

Im Anschluss übernahm Oslo, das wegen der direkten Nachbarschaft der Sowjetunion großes Interesse an einer stabilen NATO-Nordflanke hatte, eine Vermittlerrolle.<sup>118</sup> Da kein direkter Kontakt mehr bestand, war ein Austausch zwischen beiden Konfliktparteien nicht mehr möglich gewesen.<sup>119</sup> Ursprünglich hatten sowohl London als auch Reykjavik und Oslo in dieser Frage auf Bonn gehofft<sup>120</sup>, da man den Deutschen das notwendige Fingerspitzengefühl für die schwierige Mission zutraute. Die Bundesregierung war jedoch der Meinung, dass man aufgrund eigener Interessen nicht über genügend Unabhängigkeit und Unparteilichkeit verfüge und wurde in dieser Sichtweise von den Amerikanern unterstützt. Eine Lösung wurde im Juli 1976 erreicht, als die Konfliktpartner in Oslo auf neutralem Boden zusammengekommen waren.<sup>121</sup> Nach dem neuen, auf zwei Jahre befristeten Abkommen war davon auszugehen, dass Großbritannien nur noch 30.000 Tonnen Fisch werde fangen können.<sup>122</sup> Für die Briten war dies ein bitteres Ergebnis. Der Bundesrepublik war

---

113 Drahterlass Nr. 455 an die deutsche Botschaft in Reykjavik, Referat 204, 5. Februar 1976, in: PA AA, B 32, Bd. 110350.

114 Drahterlass Nr. 456 an die deutsche Vertretung bei der NATO, Referat 204, 5. Februar 1976, ebd.

115 Drahtbericht Nr. 410 der deutschen Botschaft in Washington, 5. Februar 1976, in: PA AA, B 88, Bd. 193926.

116 Deutsch-britisches Regierungsgespräch in Chequers, 7. Februar 1976, in: AAPD 1976, wissenschaftliche Leiterin Ilse Dorothee Pautsch, bearb. von Matthias Peter, Michael Ploetz und Tim Geiger, I, Dok. 41, S. 174–180.

117 Drahtbericht Nr. 33 der deutschen Botschaft in Reykjavik, 19. Februar 1976, in: PA AA, B 14, Bd. 113542.

118 Zum Verhältnis von Norwegen und Island: Jóhannesson, Guðni Thorlacius: *Sympathy and Self-interest. Norway and the Anglo-Icelandic Cod Wars* (Forsvarsstudier/Institut for Forsvarsstudier, IFS [tidligere Forsvarshistorisk Forskningscenter] 2005, 1). Oslo 2005.

119 Aufzeichnungen, Referat 204, 29. April 1976, in: PA AA, B 150, Bd. 346.

120 Drahtbericht Nr. 46 der deutschen Botschaft in Oslo, 11. Februar 1976, in: PA AA, B 32, Bd. 110350.

121 Drahtbericht Nr. 192 der deutschen Botschaft in Oslo, 1. Juni 1976, ebd.

122 Drahtbericht Nr. 1176 der deutschen Botschaft in London, 2. Juni 1976, in: PA AA, B 14, Bd. 113542.

durch das Abkommen von 1975 noch die doppelte Menge zugestanden worden, obwohl die deutschen Fangergebnisse traditionell immer wesentlich unter denen Großbritanniens gelegen hatten.

Eine grundsätzliche Regelung der Fischereizonenfrage erfolgte schließlich durch die dritte UN-Seerechtskonferenz, die allen Küstenstaaten eine „ausschließliche Wirtschaftszone“ von 200 Seemeilen einräumte.<sup>123</sup> Faktisch erhielten die betroffenen Ländern innerhalb dieser Küstenzone die Kontroll- und Verfügungsgewalt über die natürlichen Ressourcen wie die Fischereibestände. Islands Maximalposition war damit Bestandteil des Völkerrechts geworden.

### *Island als Beispiel für verändertes Konfliktmanagement innerhalb der NATO*

Die Analyse des Konfliktes zeigt, dass die Bundesrepublik im Fischereizonenstreit einlenkte, auch weil man fürchtete, dass der Streit Auswirkungen auf die Allianz haben könne. Island war es also gelungen, geschickt seine besondere Bedeutung innerhalb der NATO auszuspielen, um die eigenen Interessen durchzusetzen. Der Fischereizonenstreit ist ein Beleg dafür, dass die Allianz in den 1970er Jahren zunehmend als Forum des politischen Austausches in Streitfällen genutzt wurde. So unternahm NATO-Generalsekretär Luns – auch auf Initiative der Bundesrepublik – Vermittlungsversuche und reiste wiederholt nach Reykjavik. Interessanterweise hatte sein Vorgänger Hastings Lionel Ismay dies bei der ersten Auseinandersetzung 1956 noch abgelehnt mit dem Hinweis, dass er sich damit in die inneren Angelegenheiten Islands einmischen würde.<sup>124</sup> Der deutsche NATO-Botschafter Krapf beschrieb dieses neue Selbstverständnis der Allianzpartner, das sich zumindest bei überschaubaren Konflikten als hilfreich erweisen konnte, Mitte der 1970er Jahre folgendermaßen: „In Ansätzen bilden sich neue Strukturen für die Bewältigung innerer Probleme des Bündnisses heraus: Kleinere Gruppen von Bündnispartnern versuchen Mittel und Wege für die Beilegung von Spannungen zwischen einzelnen Bündnispartnern zu leisten“<sup>125</sup>. Diese Gruppen würden wechseln, stets beteiligt seien jedoch außer den USA die Bundesrepublik Deutschland und Großbritannien, so Krapf.

Auch wenn die Amerikaner nach wie vor wichtigster Bezugspunkt blieben und sich ihre hegemoniale Stellung lediglich etwas abschwächte, übernahmen die europäischen Staaten, wie von den Vereinigten Staaten unter der Regierung Nixon gefordert, zunehmend Verantwortung für die Beilegung regionaler Aus-

123 Vgl. dazu Gündling: 200-Seemeilen-Wirtschaftszone. Die UN-Seerechtskonferenz tagte zwischen 1974 und 1982.

124 Winfried Heinemann: Die NATO und Island. Kommunistische Regierungsbeteiligung und Stützpunktfrage, in: Militärgeschichte 3 (1993) 1, S. 6–13, hier S. 8.

125 Vorschau auf die NATO-Konferenz, 21. Mai 1975, in: AAPD 1975 I, Dok. 128, S. 569–577.

einandersetzungen.<sup>126</sup> Die wissenschaftliche Untersuchung weiterer Konfliktherde wie beispielsweise Zypern, Malta oder Portugal und mögliche Vermittlungsinitiativen von Allianzmitgliedern wie der Bundesrepublik könnte in diesem Kontext die These eines veränderten Konfliktmanagementmusters innerhalb der NATO in den 1970er Jahren erhärten.

---

126 Richard Davy: *European Détente. A Reappraisal*. London 1992, hier S. 9.

# **Weder Schlaraffenland noch Fata Morgana: Das Königreich Saudi-Arabien und die Fühlungnahme mit der Bundesrepublik Deutschland im Herbst 1952**

**Herbert Elzer**

Der „arabische Frühling“ des Jahres 2011 ist zum geflügelten Wort geworden. Im Jahre 1952 gab es dagegen einen deutsch-arabischen Herbst. Das traditionell gute Verhältnis Deutschlands zur arabischen Welt stand infolge des deutsch-israelischen Vertrages vor einer Belastungsprobe. Bonn erachtete Wiedergutmachungsleistungen an Israel als unverzichtbar, um in der Staatengemeinschaft Akzeptanz finden und sich glaubhaft von den Untaten des Dritten Reiches distanzieren zu können. Am 10. September 1952 schloss die Bundesregierung den Luxemburger Vertrag mit Israel und der Jewish Claims Conference über deutsche Warenlieferungen im Werte von 3 Mrd. bzw. 450 Mio. DM. Die arabischen Länder befanden sich seit 1948 im Krieg mit Israel und sahen darin eine Stärkung des Feindes. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Bundesrepublik zu den arabischen Staaten schien plötzlich in Frage gestellt. Im September/Oktober 1952 verbreitete sich das Gerücht eines möglichen arabischen Boykotts gegen deutsche Firmen.

Die Bundesrepublik Deutschland erreichte dank der Verträge mit den Westalliierten vom Mai 1952 einen Durchbruch im Hinblick auf ihre künftige Souveränität und militärische Sicherheit. Das bedeutete in Bezug auf den Nahen Osten längst noch keine Verminderung der nötigen Rücksichtnahme auf die dort präsenten Siegermächte USA, Großbritannien und Frankreich und ließ außenpolitische Behutsamkeit geraten erscheinen. Allerdings setzte die Bundesregierung seit 1951 auf Expansion im Außenhandel. Das Auswärtige Amt befand sich im Neuaufbau, was für den deutschen Export mangels diplomatischer Vertretungen im Vorderen Orient gravierende Schwierigkeiten mit sich brachte.<sup>1</sup> Die junge Bundesrepublik konnte auf das Entgegenkommen der traditionell deutschfreundlichen Länder der Levante rechnen und ihren Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen nicht zuletzt dort decken. Der Nahe Osten wiederum brauchte deutsche Fertigwaren, was der Suche der Bundesrepublik nach neuen Absatzmärkten zupass kam. Das Abkommen mit Israel beeinträchtigte diese Aussichten, zumal die Westmächte als ökonomische Rivalen wenig Anlass zu wohlwollender Unterstützung hatten und deutsche Avancen gegenüber den Arabern misstrauisch beobachteten.

---

<sup>1</sup> Grundlegend: Sven Olaf Berggötz: Nahostpolitik in der Ära Adenauer. Möglichkeiten und Grenzen 1949–1963 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 33). Düsseldorf 1998, hier S. 97f., S. 130–136, S. 179f. – Der Autor dankt der Deutschen Forschungsgemeinschaft für ihre Unterstützung seiner Studien zu Schilumim und deutscher Nahostpolitik.

Das Bundesministerium für Wirtschaft (BMWi) wollte seine Kompetenz für die Außenhandelspolitik nur widerstrebend dem Auswärtigen Amt übertragen. Die Abteilung V (Außenwirtschaft) des BMWi besaß bis Ende 1952 die Zuständigkeit für Handelspolitik und Zahlungsabkommen, die Schlüsselemente der Außenwirtschaftspolitik.<sup>2</sup> Neben dieses strukturelle trat ein personenbezogenes Problem: Helmut Allardt übernahm im August 1952 die Leitung des Referats Naher, Mittlerer und Ferner Osten in der Außenhandelsabteilung des Auswärtigen Amtes.<sup>3</sup> Er hatte zuvor in der analogen Abteilung des BMWi gearbeitet. Mit seinem Pendant im Nahostreferat des BMWi, Hans Strack, vertrug er sich überhaupt nicht. Der frühere Diplomat Strack hatte Handelsverträge mit der Türkei und Ägypten abgeschlossen, die maßgeblich zur Etablierung der Bundesrepublik als ökonomische Potenz in der Levante beitrugen und ihm sowohl bei deutschen Unternehmen als auch in der Führungsschicht des Nahen Ostens höchstes Ansehen verschafften.<sup>4</sup> Im Auswärtigen Amt kritisierten Staatssekretär Walter Hallstein und Ministerialdirektor Herbert Blankenhorn seine Distanz zum Israel-Vertrag und erreichten im Januar 1953 bei Ludwig Erhard seine Ablösung.

In diesem Aufsatz soll der Einzelfall Saudi-Arabien geprüft werden, mochte das entlegene Königreich auch nicht so bedeutsam sein wie die Länder der Levante. Gleichwohl wollte die junge Bundesrepublik mit dem aufstrebenden Ölstaat zwischen den Wüsten Nefud und Rub al Khali in Verbindung kommen. Wer dieses damals aus Bonner Perspektive noch archaisch-entrückt anmutende Land verstehen will, muss seine außenpolitischen Leitlinien kennen. Daher soll zuerst dessen Positionierung im internationalen Koordinatensystem skizziert werden, die mit der Geschichte seiner Etablierung als dauerhaftes Staatswesen eng verknüpft ist. Der Beitrag umreißt die deutsch-saudischen Kontakte seit den 1920er Jahren und beleuchtet dann des Näheren das Herantasten an die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1952 unter Zugrundelegung der Akten des Auswärtigen Amtes und des BMWi. Welche Motive leiteten die beiden

- 
- 2 Bernhard Löffler: Soziale Marktwirtschaft und administrative Praxis. Das Bundeswirtschaftsministerium unter Ludwig Erhard (Verfassungs-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 162). Wiesbaden 2002, S. 419–429; Berggötz: Nahostpolitik, S. 50f., S. 73, S. 79–83.
  - 3 Zu den Zuständigkeiten und Personalien des Auswärtigen Amtes: Herbert Elzer: Kaufmann und Rebell. Joachim Hertlets politische Prozesse um die Nahostpolitik der Bundesregierung 1952–1973, Teil I, Kap. 3a (in Vorbereitung); Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945. Hg. vom Historischen Dienst des Auswärtigen Amtes (Maria Keipert, Peter Grupp). 3 Bde. Paderborn u. a. 2000, 2005, 2008.
  - 4 Strack wurde auf Initiative des Auswärtigen Amtes Anfang 1953 im BMWi in eine andere Abteilung versetzt. Er wehrte sich gerichtlich gegen die dabei erhobenen fragwürdigen Anschuldigungen und wurde 1959 rehabilitiert sowie in den diplomatischen Dienst berufen. Dazu Herbert Elzer: Sturz eines Nahostreferenten. Hans Stracks juristischer Feldzug gegen das Auswärtige Amt 1952–1960 (in Vorbereitung). Dort Literaturhinweise zum Wiedergutmachungsvertrag und zum arabisch-israelischen Konflikt.

Länder und wie verhielten sie sich in der spezifischen Situation des Herbstes 1952? Der Aufsatz soll auch den neuesten Stand der als üppig zu bezeichnenden westlichen Literatur über den erst 1932 gegründeten Staat widerspiegeln.

*Das Königreich Saudi-Arabien: Quellenlage und Außenpolitik bis 1945*

Saudi-Arabien besitzt keine Kultur, die vorwiegend auf Schriftlichkeit beruht. Die Geschichte früherer Zeiten kann nicht in Archiven nach mitteleuropäischen Maßstäben systematisch erforscht werden. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein muss sich der Forscher auf vereinzelte arabische Chroniken und Reiseberichte abenteuerlustiger Fremdlinge sowie diverse zeitgenössische Schriften stützen.<sup>5</sup> Nur in der amerikanischen Aktenedition „Foreign Relations of the United States“ und in der Editionsreihe „Documents on the History of Saudi Arabia“<sup>6</sup> sowie in Sonderpublikationen wie dem Aramco-Handbook findet sich namhaftes Quellenmaterial über Saudi-Arabien, das für unsere Zwecke aber wenig ergiebig ist.

Den bislang einzigen Aufsatz zum deutsch-saudischen Verhältnis im ersten Nachkriegsjahrzehnt hat Helmut Mejcher 2001 vorgelegt.<sup>7</sup> Der Hamburger Orientalist gibt die Aktivitäten des Auswärtigen Amtes jedoch nicht detailliert

---

5 Guter Überblick bei Alexei Vassiliev: *The History of Saudi Arabia*. 2. Aufl. London 2000, S. 11–27. Ferner: J. E. Peterson: *The Arabian Peninsula in modern Times: A Historiographical Survey*, in: *American Historical Review* 96 (1991), S. 1435–1449, hier S. 1435–1437, S. 1441f. Zur Quellenproblematik auch Madawi Al-Rasheed/Robert Vitalis: *Introduction*, in: Dies. (Hg.): *Counter-Narratives: History, contemporary Society, and Politics in Saudi Arabia and Yemen*. New York 2004, S. 1–10, hier S. 4–7. Die wichtigste Chronik ist das vierbändige Werk des saudischen Hofbeamten Khair al Din al Zirikly (in arabischer Sprache) über Saudi-Arabien zurzeit von Ibn Saud, das 1970 erschien. Bei den Reisebeschreibungen und Erinnerungen ragen diejenigen von Harry St. John Philby (vgl. Anm. 69) und des Ingenieurs und Geologen Karl Twitchell: *Saudi Arabia. With an Account of the Development of its natural Resources*. 3. Aufl. Princeton 1958, heraus. Zur Reiseliteratur: Derek Hopwood: *Some Western Studies of Saudi Arabia, Yemen and Aden*, in: Ders. (Hg.): *The Arabian Peninsula: Society and Politics* (School of Oriental and African Studies. *Studies on Modern Asia and Africa* 8). London 1972, S. 13–27.

6 Angaben zu den zwischen 1976 und 1985 erschienenen, von Ibrahim al-Rashid herausgegebenen Bänden über ausgewählte Teilaspekte der saudischen Geschichte bei Tim Niblock: *Saudi Arabia. Power, Legitimacy and Survival*. New York 2006, S. 188.

7 Helmut Mejcher: *Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Saudi-Arabien nach dem Zweiten Weltkrieg*, in: *Orient. Deutsche Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur des Orients* 42 (2001), S. 469–484. Auch in: Konrad Schliephake/Ghazi Shanneik (Hg.), *Die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Königreich Saudi-Arabien* (Würzburger Geographische Manuskripte, Sonderheft 3). Berlin 2001, S. 51–57. Der Band enthält Beiträge aus unterschiedlichen Forschungsgebieten. – In einem anderen Aufsatz zeigt Mejcher, dass sich die deutsch-saudischen Beziehungen im 20. Jahrhundert schubweise entwickelten und mehrfach unterbrochen waren. Dazu Helmut Mejcher: *Germany and Saudi Arabia. Encounters in the 20th Century*, in: Ders.: *The Struggle for a new Middle East in the 20th Century*.

wieder und verzichtet auf die Unterlagen des BMWi. Sven-Olaf Berggötz wiederum kann in seiner fundamentalen Studie über die deutsche Nahostpolitik in der Ära Adenauer Saudi-Arabien nur wenige Seiten widmen.<sup>8</sup> Doch wie fing alles an mit diesem Wüstenstaat?

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbündete sich Scheich Mohammed ben Saud mit dem Wanderprediger Mohammed ben Abdul Wahhab, der eine reine Lehre des Islam realisieren wollte. Diese Verbindung erwies sich als dauerhaft und wirksam.<sup>9</sup> Der Dschihad (Heilige Krieg) bescherte den Saudis die Herrschaft über weite Teile Arabiens, die freilich im Wandel der Zeit nicht immer behauptet werden konnte.<sup>10</sup> Im Jahre 1902 eroberte der im Exil in Kuwait lebende Abdul Aziz Ibn Abdul Rahman Ibn Feisal as-Saud<sup>11</sup> (meist verkürzt Ibn Saud genannt) die Wüstenmetropole Riad mit einem kühnen Hand-

---

Studies in Imperial Design and National Politics. Hg. von Camilla Dawletschin-Linder/Marianne Schmidt-Dumont (Periplus Studien 11). Berlin 2007, S. 391–408.

- 8 Berggötz: Nahostpolitik, S. 305–309. Dies gilt gleichermaßen für die freilich nicht auf Archivmaterial gestützte Studie von Peter Hünseler: Die außenpolitischen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu den arabischen Staaten von 1949 bis 1980 (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXXI: Politikwissenschaft, 143). Frankfurt/Main u. a. 1990.
- 9 Dazu Guido Steinberg: Religion und Staat in Saudi-Arabien. Die wahhabitischen Gelehrten 1902–1953. Würzburg 2002; Ders.: The Wahhabi Ulema and the Saudi State: 1745 to the Present, in: Paul Aarts/Gerd Nonneman (Hg.): Saudi Arabia in the Balance. Political Economy, Society, Foreign Affairs. New York 2005, S. 11–34; Christine Moss Helms: The Cohesion of Saudi Arabia: Evolution of political Identity. London 1981, S. 76–126; Natana DeLong-Bas: Wahhabi Islam. From Revival and Reform to global Jihad. New York 2004; George Rentz: Wahhabism and Saudi Arabia, in: Hopwood (Hg.): Arabian Peninsula, S. 54–66.
- 10 Grundlegend: Robert Lacey: The Kingdom: Arabia and the House of Saud. London 1982; Nadav Safran: Saudi Arabia. The ceaseless Quest for Security. 2. Aufl. Ithaka, N. Y. 1988; David Holden/Richard Johns: Die Dynastie der Sauds. Wüstenkrieger und Weltfinanziers. Düsseldorf u. a. 1983. Populärwissenschaftliche, aber solide recherchierte deutsche Darstellungen: Gerhard Konzelmann: Wem gehört Mekka? Krisenherd Saudi-Arabien. Bergisch-Gladbach 2000; Friedrich Schreiber: Die Saudis. Macht und Ohnmacht der Herrscher Arabiens. Wien 1981. Kurze Überblicksdarstellungen aus jüngster Zeit: Wayne H. Bowen: The History of Saudi Arabia. Westport, Conn. 2008; Michaela Prokop: Saudi-Arabien. München 2005; Guido Steinberg: Saudi-Arabien: Politik – Geschichte – Religion. München 2004; James Wynbrandt: A brief History of Saudi Arabia. New York 2004; P. Menoret: L'Enigme saoudienne: Les Saoudiens et le Monde (1744–2003). Paris 2003; Madawi Al-Rasheed: A History of Saudi-Arabia. Cambridge 2002. Bild-Text-Band: Robin Dunipace (Hg.): The Kingdom of Saudi Arabia. London 1977. Geographisch: Hans Karl Barth/Konrad Schliephake: Saudi-Arabien. Gotha 1998.
- 11 Zur Person: Leslie McLoughlin: Ibn Saud: Founder of a Kingdom. Basingstoke 1993; Uwe Pfullmann: Ibn Saud. König zwischen Tradition und Fortschritt. Berlin 1999; David Howarth: Desert King: A Life of Ibn Saud. London 1964; Mohammed Almana: Arabia unified. A Portrait of Ibn Saud. London 1980.

streich von den verfeindeten Raschid zurück. Seitdem blieb die Stadt in den Händen der Saudis.<sup>12</sup>

Das Binnenland der arabischen Halbinsel blieb von jedweder Kolonialherrschaft verschont. Großbritannien ignorierte die Saudis bis zum Ersten Weltkrieg und betrachtete sie als türkische Vasallen, was an den faktischen Machtverhältnissen vorbeiging. Erst die Allianz zwischen der Türkei und den Mittelmächten bewog das Foreign Office, Ibn Saud für die Kernlandschaft Nedschd als unabhängigen Emir unter britischem Protektorat anzuerkennen.<sup>13</sup> Dennoch avancierte der das Hedschas mit den heiligen Stätten kontrollierende Scherif von Mekka, Hussein ben Ali, aus der altehrwürdigen Sippe der Hасhemiten zum wichtigsten Verbündeten des Empire gegen die Türkei. Dies lag an der strategischen Bedeutung des Hedschas, das sich entlang der Küste des Roten Meeres erstreckt. Im Irak und in Transjordanien wurden Söhne Husseins dank britischer Förderung inthronisiert. Ibn Saud wühlte sich von haschemitischen Gebieten umzingelt. Das Ansehen der Briten bei den Arabern litt unter der Teilung der Einflussphären im Nahen Osten zwischen Großbritannien und Frankreich durch das Sykes-Picot-Abkommen von 1916. Die Enttäuschung wuchs weiter, als London im Zuge der „Balfour-Deklaration“ von 1917 den Zionismus unterstützte. Palästina wurde 1919 in Versailles zum britischen Mandatsgebiet erhoben.

Ibn Saud errichtete an verschiedenen Sammelpunkten des Nedschd regelrechte Dörfer fanatischer Wahhabiten. Es mag sein, dass Ibn Saud eine religiöse Mission ersann, um die unberechenbaren Nomaden sesshaft zu machen und sie bei Bedarf als schnelle Eingreiftruppe zu verwenden.<sup>14</sup> Jedenfalls entstand daraus ein zweischneidiges Machtinstrument: der Ichwan (Bruderschaft)<sup>15</sup>. Er erblickte im Handel mit Luxusgütern und in modernem Komfort einen Verstoß gegen die Gebote Allahs. Der Ichwan drängte Ibn Saud zum Konflikt mit Hussein, der sich den wahhabitischen Lehren verschloss, und fegte ihn aus dem heiligen Land der Moslems. Ibn Saud wurde am 8. Januar 1926 zum König des Hedschas proklamiert und ein Jahr später zum König des Nedschd. Er vereinigte diese Gebiete und die Randprovinzen Hasa im Osten und Asir im Südwesten am 18. September 1932 zum Königreich Saudi-Ara-

---

12 Die Bedeutung der Dynastie betonen George Rentz: *The Saudi Monarchy*, in: Willard Beling (Hg.): *King Feisal and the Modernization of Saudi Arabia*. London 1980, S. 15–33, sowie Uwe Pfullmann: *Thronfolge in Saudi-Arabien. Wahhabitische Familienpolitik von 1744 bis 1953 (Zentrum Moderner Orient, Arbeitshefte 13)*. Berlin 1997.

13 Gary Troeller: *The Birth of Saudi Arabia. Britain and the Rise of the House of Saud*. London 1976; Jacob Goldberg: *The Foreign Policy of Saudi Arabia: The formative Years 1902–1918*. Cambridge, Mass. 1986.

14 So Jacques Benoist-Méchin: *Ibn Saud und die arabische Welt*. Düsseldorf u. a. 1956, S. 157–164.

15 John S. Habib: *Ibn Saud's Warriors of Islam: The Ikhwan of Najd and their Role in the Creation of the Saudi Kingdom (1910–1930)*. Leiden 1978.

bien.<sup>16</sup> Ibn Saud schützte das weltoffenere Hedschas mit Mühe vor den Zeloten und zerschlug den beutelustigen Ichwan 1929.<sup>17</sup>

Trotz der zahlreichen, zu Gebührenzahlungen verpflichteten Pilger blieb das Land in den 1930er Jahren bettelarm. Nach der Weltwirtschaftskrise drohte der Kollaps, zumal die Einnahmen durch die Pilger drastisch schrumpften. Der Kommunismus fand aber in Riad keinerlei Anklang.<sup>18</sup> In dieser Lage brachte das Erdöl die Rettung. Im Wettbewerb zwischen britischen und amerikanischen Konzernen um Saudi-Arabien machte die Standard Oil Company of California (Socal) 1933 das Rennen, da die britische Konkurrenz im Irak bereits unerschöpfliche Quellen zu besitzen glaubte.<sup>19</sup> Erst fünf Jahre später erfüllten sich die Hoffnungen von Socal in der Ostprovinz Hasa, und seit 1939 wurde in großem Stil Öl gefördert. Nachdem mit Texaco ein weiterer amerikanischer Ölkonzern eingestiegen war, erfolgte 1944 die Gründung der Arabian-American Oil Company (Aramco)<sup>20</sup>.

Im Laufe des Zweiten Weltkriegs wetteiferten die Vereinigten Staaten und Großbritannien um den vorwaltenden Einfluss in Saudi-Arabien.<sup>21</sup> Die USA

- 
- 16 Zur Entwicklung von 1902 bis 1932: Joseph Kostiner: *The Making of Saudi Arabia 1916–1936: From Chieftaincy to monarchical State*. New York 1993; Uwe Pfullmann: *Politische Strategien Ibn Sauds beim Aufbau des dritten saudischen Staates. Eine historische Studie unter besonderer Berücksichtigung deutschen Archivmaterials (Leipziger Beiträge zur Orientforschung 8)*, Frankfurt/Main 1996; Clive Leatherdale: *Britain and Saudi Arabia 1925–1939: The Imperial Oasis*. London 1983.
- 17 Konzelmann: *Wem gehört Mekka*, S. 166–180.
- 18 Stephen Page: *The USSR and Arabia: The Development of Soviet Policies and Attitudes towards the Countries of the Arabian Peninsula*. London 1971.
- 19 Anthony Cave Brown: *Oil, God, and Gold: The Story of Aramco and the Saudi Kings*. Boston 1999, Kap. 2 und 3; Anthony Sampson: *Die Sieben Schwestern. Die Ölkonzerne und die Verwandlung der Welt*. Reinbek 1976, S. 95–111; Edward Peter Fitzgerald: *The Iraq Petroleum Company, Standard Oil of California, and the Contest for Eastern Arabia 1930–1933*, in: *International History Review* 13 (1991), S. 441–465; Helmut Mejcher: *Die Politik und das Öl im Nahen Osten*. Bd. I: *Der Kampf der Mächte und Konzerne vor dem Zweiten Weltkrieg*. Stuttgart 1980, S. 83–93.
- 20 Irvine Anderson: *Aramco, the United States, and Saudi Arabia. A Study of the Dynamics of Foreign Oil Policy 1933–1950*. Princeton, N.J. 1981; Daniel Yergin: *Der Preis. Die Jagd nach Öl, Geld und Macht*. Überarb. deutsche Ausgabe Frankfurt/Main 1991, S. 499–506, S. 519–525. Eine etwas unkonventionelle interne Geschichte der Aramco bietet Robert Vitalis: *America's Kingdom: Mythmaking on the Saudi Oil Frontier (Stanford Studies in Middle Eastern and Islamic Societies and Cultures)*. Stanford, Cal. 2007. Mit kritischer Tendenz ferner: Helen Lackner: *A House built on Sand: A political Economy of Saudi Arabia*. London 1978; Said K. Aburish: *Der märchenhafte Aufstieg und Verfall des Hauses Saud. Ist Saudi-Arabien als Partner des Westens noch tragbar?* München 1994.
- 21 David Long: *The United States and Saudi Arabia: Ambivalent Allies*. Boulder, Col. 1985, S. 102–106; Simon Davis: *Keeping the Americans in Line? Britain, the United States and Saudi Arabia 1939–1945: Inter-Allied Rivalry in the Middle East revisited*, in: *Diplomacy & Statecraft* 8 (1997), S. 96–136; Fred Halliday: *A curious and close Liaison: Saudi Arabia's Relations with the United States*, in: Tim Niblock (Hg.): *State, Society and Economy in Saudi Arabia*. London 1982, S. 125–147.

zeigten sich immer weniger bereit, den Vorrang Großbritanniens im Nahen und Mittleren Osten anzuerkennen. Die unermeßlichen Ölvorräte Saudi-Arabiens waren dabei ein wichtiger Faktor.<sup>22</sup>

*Saudi-Arabien vom Zweiten Weltkrieg bis zum Tode von Ibn Saud im November 1953*

Im Februar 1945 traf sich Präsident Franklin D. Roosevelt auf dem Rückweg von Jalta mit Ibn Saud auf dem amerikanischen Zerstörer „Quincy“ im Suezkanal.<sup>23</sup> Die herzliche Begegnung stellte Ibn Sauds rasch arrangiertes Treffen mit Churchill wenige Tage später in den Schatten. London zog sich immer mehr zurück, sodass Saudi-Arabien ein enger Alliiertes der USA wurde.<sup>24</sup> Für Washington blieb eine bilaterale Militärallianz freilich tabu, auch wenn es in Dhahran am Persischen Golf über eine Luftwaffenbasis verfügte.<sup>25</sup> Am 18. Juni 1951 schlossen die USA und Saudi-Arabien ein Abkommen, das die 1946 vereinbarte Verpachtung des Stützpunktes Dhahran für weitere fünf Jahre vorsah; im Gegenzug lieferten die Vereinigten Staaten Waffen und sagten die militärische Ausbildung saudischer Verbände zu.<sup>26</sup> Eine als Garantieerklärung für das Territorium Saudi-Arabiens interpretierte Stellungnahme von Präsident Harry S. Truman vom 31. Oktober 1950<sup>27</sup> wurde mit Befriedigung aufgenommen.

Der Kolonialismus Großbritanniens erschien dem State Department nicht mehr zeitgemäß.<sup>28</sup> Die US-Regierung wollte den Staat im Hintergrund halten

22 Helmut Mejcher: Die amerikanische Einflußnahme in Saudi-Arabien und am Golf: Ölinteressen und Politik am Vorabend und während des Zweiten Weltkriegs, in: Linda Schatkowski-Schilcher/Claus Scharf (Hg.): Der Nahe Osten in der Zwischenkriegszeit 1919–1939. Die Interdependenz von Politik, Wirtschaft und Ideologie (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 22). Stuttgart 1989, S. 109–127.

23 William Eddy: F.D.R. meets Ibn Saud. New York 1954.

24 Rachel Bronson: Thicker than Oil. America's uneasy Partnership with Saudi Arabia. Oxford 2006, Kap. 2 und 3; Dies.: Understanding US-Saudi Relations, in: Aarts/Nonneman (Hg.): Saudi Arabia, S. 372–398; Nathan J. Citino: From Arab Nationalism to OPEC. Eisenhower, King Saud and the Making of US-Saudi Relations (Indiana Series in Middle East Studies). Bloomington, Ind. 2002, S. 1–62; Aron David Miller: Search for Security: Saudi-Arabian Oil and American Foreign Policy 1933–1949. Chapel Hill, N.C. 1980; Parker T. Hart: Saudi Arabia and the United States: Birth of a Security Partnership. Bloomington, Ind. 1998. – Hart war selbst als Konsul (1949–1951) und Botschafter (1961–1965) in Saudi-Arabien tätig.

25 James L. Gormly: Keeping the Door open in Saudi Arabia: The United States and the Dhahran Airfield 1945/46, in: Diplomatic History 4 (1980), S. 189–205.

26 Long: United States and Saudi Arabia, S. 33–36; Bronson: Thicker than Oil, S. 56–59.

27 Wortlaut in: Foreign Relations of the United States (FRUS) 1950, Vol. V. Washington 1950, S. 1190. Vgl. Yergin: Preis, S. 538f.; Hart: Saudi Arabia, S. 43–47; Citino: Arab Nationalism, S. 24.

28 Zur allmählichen Wachablösung am Persischen Golf: Michael A. Palmer: Guardians of the Gulf: A History of America's expanding Role in the Persian Gulf 1833–1992. New

und lieber private Gesellschaften wie die Aramco diskret unterstützen.<sup>29</sup> Allerdings bedeutete dies keinesfalls, das State Department habe einen raschen Zerfall der britischen Macht auf der arabischen Halbinsel herbeigesehnt;<sup>30</sup> vielmehr sollte komplementär mit unterschiedlichen Methoden das Öl im Nahen Osten vor dem Zugriff der UdSSR bewahrt werden.<sup>31</sup> London bewertete die Aramco gleichwohl als ein Instrument, mit dem Großbritannien zugunsten der Vereinigten Staaten aus dem Land gedrängt werden sollte.<sup>32</sup> Indessen vermochte Riad den Bemühungen der Westmächte zur Eindämmung des Kommunismus im Vorderen Orient nicht viel Positives abzugewinnen, denn die Saudis hatten andere Prioritäten.<sup>33</sup>

Die UNO beschloss 1947 eine Teilung Palästinas, doch die Araber ließen sich darauf nicht ein und griffen zu den Waffen, als Israel am 15. Mai 1948 seine Unabhängigkeit erklärt hatte. Die Saudis operierten in der Palästina-Frage trotz Verstimmung über die israelfreundliche Politik von Washington behutsam.<sup>34</sup> Saudi-Arabien beteiligte sich an dem desaströsen Feldzug nur mit zwei Kompanien und zeigte eher mäßiges Interesse.<sup>35</sup> Der Jemen bildete keine Bedrohung für Saudi-Arabien, war aber nie kalkulierbar. Im Fokus blieben die Haschemiten. Ibn Saud fürchtete lange eine Rückeroberung des Hedschas durch die verfeindete Dynastie. Die Groß-Syrien-Pläne des Königs Abdallah von Transjordanien und die konkurrierenden Unionsideen des irakischen Ministerpräsidenten Nuri al Said nährten das Unbehagen der Saudis.<sup>36</sup> Von ara-

---

York 1992; Ritchie Ovendale: *Britain, the United States, and the Transfer of Power in the Middle East 1945–1962*. New York 1996; Howard M. Sachar: *Europe leaves the Middle East*. London 1974.

- 29 David S. Painter: *Oil and the American Century: The political Economy of U.S. Foreign Oil Policy 1941–1954*. Baltimore 1986; Rex J. Casillas: *Oil and Diplomacy: The Evolution of American Foreign Policy in Saudi Arabia 1933–1945*. New York 1987; Michael B. Stoff: *Oil, War and American Security: The Search for a National Policy on Foreign Oil 1941–1947*. New Haven 1980; Stephen J. Randall: *United States Foreign Oil Policy 1919–1948: For Profits and Security*. Kingston 1985.
- 30 Dies betont aber Tore Tingvold Petersen: *The Middle East between the Great Powers: Anglo-American Conflict and Cooperation 1952–1957*. New York 2000.
- 31 Zum amerikanisch-britischen Ringen um eine Einigung über das Erdöl im Vorderen Orient: Helmut Mejer: *Die Politik und das Öl im Nahen Osten*. Bd. II: *Die Teilung der Welt 1938–1950*. Stuttgart 1990, Kap. III und V; Painter: *Oil*, S. 153–160.
- 32 Wm. Roger Louis: *The British Empire in the Middle East 1945–1951: Arab Nationalism, the United States, and Postwar Imperialism*. New York 1984; Ovendale: *Transfer of Power*, S. 41–44, S. 87–91, S. 125–130, S. 143–146; Jacob Abadi: *Britain's Withdrawal from the Middle East 1947–1971. The economic and strategic Imperatives*. Princeton, N.J. 1982.
- 33 Long: *United States and Saudi Arabia*, S. 107–109.
- 34 Ebd., S. 106f.; Hart: *Saudi Arabia*, S. 41f., S. 48f.
- 35 Al-Rasheed: *History*, S. 101–103; Brown: *Oil*, Kap. 8; Bronson: *Thicker than Oil*, S. 51–55.
- 36 Safran: *Saudi Arabia*, S. 62–69; A. R. Kelidar: *The Arabian Peninsula in Arab and Power Politics*, in: Hopwood (Hg.): *Arabian Peninsula*, S. 145–159.

bischer Einheit konnte in Anbetracht der Unversöhnlichkeit zwischen Saudis und Haschemiten keine Rede sein. Syrien wiederum erwies sich nach dem Abzug der französischen Truppen als sehr instabil. Hinter den Kulissen rangen die verschiedenen arabischen Potentaten um den vorwaltenden Einfluß. Mit dem Militärputsch von Oberst Schischakli im Dezember 1949 setzte sich vorläufig die prosaudische Richtung durch, denn der Diktator blieb bis Februar 1954 an der Macht.

Ibn Saud bemühte sich stets um ein gutes Verhältnis zu Ägypten. Beide Länder beobachteten die haschemitischen Nachbarn mit Misstrauen. Der Ibn Saud freundschaftlich verbundene König Faruk wurde am 23. Juli 1952 durch einen Putsch der „Freien Offiziere“ um Gamal abd el Nasser und des Generals Mohammed Naguib gestürzt. Was Saudi-Arabien von den neuen Herrschern zu erwarten hatte, blieb vorläufig unklar. In den ersten Jahren arrangierten sich die beiden Regime miteinander.

Das riesige Reich der Saudis wurde im Wesentlichen durch personale Strukturen zusammengehalten – die in die Tausende gehende Verwandtschaft des Königs. Die Administration in Saudi-Arabien war freilich noch archaisch, Korruption gang und gäbe.<sup>37</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Ölproduktion der Aramco stark an<sup>38</sup> – gleichzeitig aber auch der Geldhunger der zahlreichen saudischen Prinzen. Dies hatte Spannungen zur Folge, die von Streitigkeiten innerhalb des Konsortiums verschärft wurden.<sup>39</sup> Am 30. Dezember 1950 schloss die Aramco ein Abkommen mit Saudi-Arabien über eine Gewinnverteilung von 50:50, durch das sich die Abgaben schon im Jahr 1951 auf 110 Mio. Dollar beinahe verdoppelten.<sup>40</sup>

Der Erfolg Saudi-Arabiens lag sicherlich am Pragmatismus des Königshauses, das vom religiösen Feuer der Wahhabiten profitierte, aber es auch im Notfall einzudämmen verstand. Lavieren und Ausbalancieren gehörten zu den bevorzugten Methoden Ibn Sauds, was ihm in der Außenpolitik staatsmännisches Format verlieh.<sup>41</sup> Härte war für Ibn Saud Mittel zum Zweck, sinnlose

---

37 Vassiliev: *History*, S. 287–311, S. 333f. Zu den inneren Verhältnissen in Saudi-Arabien Anfang der 1950er Jahre: Niblock (Hg.): *State*; Al-Rasheed/Vitalis (Hg.): *Counter-Narratives*.

38 Zahlen und Details zu den Ölfundorten bei Stephen Hemsley Longrigg: *Oil in the Middle East. Its Discovery and Development*. 2. Aufl. London u. a. 1961, S. 198–206.

39 Brown: *Oil*, Kap. 7; Burton I. Kaufman: *The Oil Cartel Case. A documentary Study of Antitrust Activity in the Cold War Era*. Westport, Conn. 1978, S. 27f.

40 Yergin: *Preis*, S. 553–557; Anderson: *Aramco*, S. 187–197; Painter: *Oil*, S. 165–171; Bronson: *Thicker than Oil*, S. 55f. – Erst 1973 wurde der Staat Saudi-Arabien Teilaktionär der Aramco und übernahm sie am 8. November 1988 als Saudi Arabian Oil Company vollständig (Brown: *Oil*, S. 359; Yergin: *Preis*, S. 800f.).

41 Gerd Nonneman: *Saudi-European Relations 1902–2001: A pragmatic Quest for relative Autonomy*, in: *International Affairs* 77 (2001), S. 631–661.

Greuelthaten verabscheute er.<sup>42</sup> Der geschickte Realpolitiker operierte oft mit Verheiratungen, wo es nützlich erschien. Die innere Entscheidungsfindung war stets konsensorientiert. Die Saudis begriffen sich nie nur als Sachwalter eines Stammes.<sup>43</sup> Das schuf Vertrauen inmitten der eigentlich tribalistischen Unzähmbarkeit der arabischen Wüsten.

Im Oktober 1953 wurde erstmals ein Ministerrat eingesetzt. Ibn Saud mochte den herannahenden Tod spüren, der ihn am 9. November 1953 ereilte.<sup>44</sup>

### *Saudi-Arabien und Deutschland 1929–1945*

Erdöl, Angelsachsen, Haschemiten – das waren die konstitutiven Stichwörter der saudischen Außenpolitik, die ein Ringen um Sicherheit und Stabilität unter Wahrung der wahhabitischen Überlieferung implizierte. Unter diesen Auspizien konnte aber auch Deutschland eine Rolle spielen, wie sich schon vor dem Zweiten Weltkrieg gezeigt hatte.

Die Kabinette der Weimarer Republik widmeten Saudi-Arabien und dem Vorderen Orient allgemein wenig Aufmerksamkeit.<sup>45</sup> Die britische Vorherrschaft in dieser Region wurde anerkannt, denn ein gutes Verhältnis zu London war zurzeit Gustav Stresemanns prioritär. Direkte Ziele verfolgte das Reich im Nahen Osten nicht; er war nur von funktionaler Bedeutung für die Beziehungen zu europäischen Mächten. Seit Mitte der 1920er Jahre gab es Verbindungen nach Saudi-Arabien über einzelne deutsche Geschäftsreisende, vor allem den Ingenieur Kurt Krokowski, der auf die Einrichtung eines Konsulats in Djidda drängte. Tatsächlich schlossen das Deutsche Reich und das Königreich von Nedschd und Hedschas am 26. April 1929 einen Freundschaftsvertrag<sup>46</sup>, der die baldige Aufnahme diplomatischer Beziehungen ins Auge fasste. In Djidda wurde 1931 ein deutsches Konsulat unter dem Kaufmann Heinrich de Haas gegründet. Deutsche Geschäftsleute klagten über die Zahlungsmoral in Saudi-Arabien, wo chronische Finanznot herrschte. Honorarkonsul de Haas

42 Schreiber: Saudis, S. 208; Hans-Peter Schwarz: Das Gesicht des Jahrhunderts. Monster, Retter und Mediokritäten. Berlin 1998, S. 115.

43 Joseph Kostiner: Transforming Dualities: Tribe and State Formation in Saudi Arabia, in: Philip S. Khoury/Joseph Kostiner (Hg.): Tribes and State Formation in the Middle East. London u. a. 1991, S. 226–251.

44 Alexander Bligh: From Prince to King: Royal Succession in the House of Saud in the Twentieth Century. New York 1984, S. 56f.

45 Uwe Pfullmann: German-Saudi Relations and their Actors on the Arabian Peninsula 1924–1939, in: Wolfgang G. Schwanitz (Hg.): Germany and the Middle East 1871–1945. Princeton, N.J. 2004, S. 119–152; Ders.: Strategien, S. 346–370; Fahd as-Simmari: König Abdulaziz und Deutschland. Eine historische Studie der saudi-deutschen Beziehungen 1926–1939. Beirut 1999.

46 Wortlaut in: Reichsgesetzblatt. Hg. vom Reichsministerium des Innern. Berlin 1930, Teil II, S. 1063–1065. Vgl. auch Mejcher: Wiederaufnahme, S. 483; Ders.: Saudi-Arabiens Beziehungen zu Deutschland, S. 110.

liquidierte seine Firma und schloss das Konsulat im Januar 1934. Derweil trat Fritz Grobba, deutscher Botschafter im Irak seit 1932, für eine Unterstützung der arabischen Unabhängigkeitsbestrebungen ein.<sup>47</sup> Schon 1933 schlug ein Beauftragter von Ibn Saud Grobba in Bagdad ein Waffengeschäft vor. Berlin blieb reserviert. Danach brach der Kontakt eine Zeitlang ab.

Der stellvertretende Außenminister Scheich Jussuf Jassin suchte Grobba am 5. November 1937 auf und bekundete den Wunsch Saudi-Arabiens, diplomatische Beziehungen aufzunehmen.<sup>48</sup> Grobba regte eine doppelte Akkreditierung in Bagdad und Riad an, was Saudi-Arabien mit einem in Berlin ansässigen „europäischen“ Botschafter ebenso handhaben könnte.<sup>49</sup> Doch der Sondergesandte Scheich Khalid al Hud traf im Sommer 1938 auf Vorbehalte beim Leiter des Orientreferats der Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Werner Otto von Hentig, und bei Unterstaatssekretär Ernst Woermann.

Grobba agierte seit Januar 1939 in der geschilderten Doppelfunktion. Ibn Saud und Jussuf Jassin sagten ihm Mitte Februar, ihr Land wünsche mehr

- 
- 47 Wolfgang G. Schwanitz: „The Jinnee and the Magic Bottle“. Fritz Grobba and the German Middle Eastern Policy (1900–1945), in: Ders. (Hg.): *Germany and the Middle East*, S. 87–117; Edgar Flacker: *Fritz Grobba and Nazi Germany's Middle Eastern Policy 1933–1942*. London 1998; Francis R. Nicosia: *Fritz Grobba and the Middle East Policy of the Third Reich*, in: Edward Ingram (Hg.): *National and international Politics in the Middle East. Essays in Honour of Elie Kedouri*. London 1986, S. 206–228; Michael Wolffsohn: *The German-Saudi Arabian Arms Deals of 1936 to 1939 reconsidered*, in: Uriel Dunn (Hg.): *The Great Powers in the Middle East 1919–1939*. New York 1988, S. 283–300; Uwe Pfullmann: *Die deutsch-saudischen Beziehungen am Vorabend des Zweiten Weltkrieges: Der Waffenhandel und die Etablierung diplomatischer Missionen im Kontext der regionalen und europäischen Politik*, in: *Asien, Afrika, Lateinamerika* 23 (1995), S. 355–377.
- 48 *Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918–1945 (ADAP)*, Serie D (1937–1945), Bd. 5: Polen, Südosteuropa, Lateinamerika, Klein- und Mittelstaaten (Juni 1937 bis März 1939). Baden-Baden 1953, Nr. 574, S. 648–650, Bericht Grobbas an AA, Nr. 2633, Vertraulich, 9. November 1937.
- 49 Für das Folgende: Lukasz Hirsowicz: *The Third Reich and the Arab East*. London u. a. 1966, S. 47–61; Francis R. Nicosia: *The Third Reich and the Palestine Question*. London 1985, S. 180–192; D.C. Watt: *The Foreign Policy of Ibn Saud 1936–1939*, in: *Journal of the Royal Central Asian Society* 50 (1963), S. 152–160; Helmut Mejcher: *Hitlers Route to Baghdad? Some Aspects of German Oil Policy and Political Thinking on the Middle East in the 1930s and early 1940s*, in: Haim Goren (Hg.): *Germany and the Middle East. Past, Present, and Future (World Powers and the Middle East)*. Jerusalem 2003, S. 71–83; Ders.: *Saudi-Arabiens Beziehungen zu Deutschland*, S. 109–127; Mohamed-Kamal El Dessouki: *Hitler und der Nahe Osten*. Diss. phil. Berlin[-West] 1963, S. 51f.; Josef Schröder: *Die Beziehungen der Achsenmächte zur Arabischen Welt*, in: Manfred Funke (Hg.): *Hitler, Deutschland und die Mächte. Materialien zur Außenpolitik des Dritten Reichs*. Kronberg 1978, S. 365–382, hier S. 370–373; Andreas Hillgruber: *Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940–1941*. 2. Aufl. München 1982, S. 474 mit Anmerkungen 7–10; Fritz Grobba: *Männer und Mächte im Orient. 25 Jahre diplomatischer Tätigkeit im Orient*. Göttingen u. a. 1967, S. 94f., S. 105–115.

Spielraum gegenüber Großbritannien.<sup>50</sup> Der König bat um deutsche Waffen. Ibn Saud stellte Neutralität im Kriegsfall in Aussicht und bot ein neues Freundschafts- und Handelsabkommen an. Grobba befürwortete ein Eingehen auf die saudischen Wünsche und überzeugte das Auswärtige Amt schließlich. Tatsächlich war die deutsche Orientpolitik bis dahin stark von Rücksichtnahme auf Großbritannien und den Verbündeten Italien geprägt. Benito Mussolini betrachtete den Süden Arabiens als sein Einflussgebiet. Im Jahr 1939 ging das Auswärtige Amt aber partiell auf saudische Wünsche ein, um London vor der heraufziehenden Krise um Polen unter Druck zu setzen.

Am 17. Juni 1939 sprach al Hud bei Hitler im Berghof vor.<sup>51</sup> Dieser gewährte Saudi-Arabien einen Kredit von 6 Mio. Reichsmark für Rüstungsgüter und den Bau einer Munitionsfabrik. Riad unterbrach am 11. September nach britischer Aufforderung die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland bei formeller Neutralität.<sup>52</sup> Saudi-Arabien taktierte in der Folge sehr vorsichtig, zumal seine militärischen Möglichkeiten den Ansprüchen moderner Kriegführung nicht genügten.<sup>53</sup> Der NS-Chefideologe Alfred Rosenberg warf von Hentig 1941 vor, durch jahrelange falsche Einschätzung Saudi-Arabien die deutsche Orientpolitik um einen potentiellen Partner gebracht zu haben.<sup>54</sup> Die Sympathien von Ibn Saud persönlich scheinen aber eher auf britischer Seite gelegen zu haben.<sup>55</sup>

Saudi-Arabien erklärte Deutschland im Februar 1945 den Krieg, weil dies Voraussetzung für den Beitritt zur UNO war. Die große Entfernung und die mangelnde Verwurzelung des ohnehin überbürdeten Reiches auf der arabischen Halbinsel durchkreuzten nähere Kontakte. Ibn Saud dürfte in erster Linie an einem Gegengewicht zu Großbritannien interessiert gewesen sein. Der Zusammenbruch Deutschlands 1945 brachte für etliche Jahre jede Verbindung zum Erliegen.

50 ADAP, Serie D, Bd. 5, Nr. 589, S. 672–680, Bericht Grobbas an AA, Nr. Dj. 44, Streng Geheim, 18. Februar 1938.

51 Ebd., Bd. 6: Die letzten Monate vor Kriegsausbruch (März bis August 1939). Baden-Baden 1956, Nr. 541, S. 620f., Aufzeichnung von Hentigs, 20. Juni 1939.

52 Hirszcwicz: Third Reich, S. 68f., S. 101.

53 Lacey: Kingdom, S. 256–258; Pfullmann: Strategien, S. 427–471. Zur saudischen Armee: Ebd., S. 447, Anm. 76.

54 Aktennotiz Rosenbergs, 8. Juli 1941, in: Hans-Günther Seraphim (Hg.): Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs aus den Jahren 1934/35 und 1939/40 (Quellensammlung zur Kulturgeschichte 8). Göttingen u. a. 1956, Nr. 281, hier S. 191–194.

55 McLoughlin: Ibn Saud, S. 150–156. Anders Pfullmann: German-Saudi Relations, S. 144, S. 146. Seine Interpretation, die Saudis hätten 1939 beabsichtigt, deutsche Waffen zu kaufen, um sie gegen die Briten einzusetzen (Pfullmann: Strategien, S. 521), erscheint angesichts der damaligen Machtverhältnisse auf der arabischen Halbinsel wenig plausibel.

*1952: Buraimi-Krise und saudische Avancen für die Bundesrepublik Deutschland*

Im Sommer 1952 eskalierte ein regionaler Konflikt, bei dem Riad auf Beistand aus Washington gehofft hatte. Hartnäckig stritt Saudi-Arabien in den 1950er Jahren mit den Herrschern von Abu Dhabi und Oman sowie deren britischem Protektor über die Oase Buraimi an seiner Ostgrenze.<sup>56</sup> Die Scheichtümer entlang der Küste des Persischen Golfes gediehen mit viel Geschick im Windschatten größerer Mächte prächtig und strotzten vor Selbstbewusstsein.<sup>57</sup> Sie wollten sich mitnichten unter die Botmäßigkeit Saudi-Arabiens begeben. Die Aramco drängte mit Macht auf Bohrungen in dieser Region am Rande der ausgedörrten Felsenwüste Rub al Khali mit 10.000 Bewohnern. Britische Ölgesellschaften förderten von Kuwait bis Maskat „schwarzes Gold“ in üppigen Mengen, was die Aramco bewog, den Rivalen nicht ganz Südostarabien zu überlassen. An der Oase Buraimi lagen neun Siedlungen inmitten einer vermeintlich ölreichen, versteppten Gegend, deren Besitzrechte seit langem unklar waren.<sup>58</sup> Der Scheich von Abu Dhabi und der Sultan von Maskat und Oman hatten sie bislang inne.<sup>59</sup>

Seit 1949 liefen Verhandlungen über die Grenzverläufe im Osten der arabischen Halbinsel, die Anfang 1952 ergebnislos beendet wurden.<sup>60</sup> Am 31. August 1952 drang ein Trupp saudischer Soldaten nach Buraimi vor und besetzte die größte Ortschaft Hamasa. Britische Einheiten umstellten die Dörfer, und auch der Sultan von Oman zog Truppen zusammen. London wollte seine Schützlinge am Golf nicht im Stich lassen, zumal sein Prestige gerade durch Mohammad Mossadeghs Verstaatlichung der anglo-iranischen Ölgesellschaft stark gelitten hatte. Die britische Machtposition in Ägypten wankte ohnehin.

---

56 John B. Kelly: *Eastern Arabian Frontiers*. London 1964, Kap. V–VII; Ders.: *The Buraimi Oasis Dispute*, in: *International Affairs* 32 (1956), S. 318–326; John C. Wilkinson: *Arabia's Frontiers: The Story of Britain's Boundary Drawing in the Desert*. London u. a. 1991; Tore Tingvold Petersen: *Anglo-American Rivalry in the Middle East: The Struggle for the Buraimi Oasis 1952–1957*, in: *International History Review* 14 (1992), S. 71–91; Citino: *Arab Nationalism*, S. 19–37, S. 44–47, S. 73f., S. 81–90, S. 98f., S. 105f.; Bronson: *Thicker than Oil*, S. 64–68; Brown: *Oil*, S. 207–214; Alexander Melamid: *The Buraimi Oasis Dispute*, in: *Middle Eastern Affairs* 7 (1956), S. 56–63.

57 Frederick Anscombe: *The Ottoman Gulf: The Creation of Kuwait, Saudi Arabia, and Qatar*. New York 1997.

58 Zur Vorgeschichte der Grenzstreitigkeiten im Osten: Michael J. Hogan: *Informal Entente: The private Structure of Cooperation in Anglo-American economic Diplomacy 1918–1928*. Columbia, Mo. 1977, S. 159–185; Painter: *Oil*, S. 59–74; Kelly: *Frontiers*, Kap. IV.

59 Auf der Konferenz von Uqair bei Bahrain im November 1922 legte der britische Vertreter zur allgemeinen Unzufriedenheit die umstrittene Grenze zwischen Saudi-Arabien, dem Irak, Kuwait und Transjordanien fest (vgl. Wilkinson: *Arabia's Frontiers*, S. 144–146).

60 Ebd., S. 288–299.

Die USA hielten die Kontrahenten in Buraimi nur mit Mühe von Gewaltanwendung ab und drängten auf Verhandlungen. Der Vorstoß der Saudis beruhte nicht nur auf Territorialforderungen dynastischer Natur, sondern auch auf positiven Ölprognosen von Bohrtrupps der Aramco. Washington saß zwischen zwei Stühlen und fürchtete einen Propagandaerfolg der Sowjetunion. Ibn Saud überschätzte das Ausmaß amerikanischer Rückendeckung und erlebte im Fall Buraimi eine Enttäuschung.<sup>61</sup> Das State Department schreckte vor der undankbaren Aufgabe zurück, den „ehrlichen Makler“ zu spielen. Am 26. Oktober 1952 schloss der König mit den Briten ein Stillhalteabkommen, doch die Krise war damit nicht vorüber. London wollte von einem in Riad bevorzugten Plebiszit nichts wissen und schlug eine Vermittlung durch die UNO vor. Im April 1953 stimmte Saudi-Arabien widerwillig zu.<sup>62</sup>

Im Herbst 1952 hatte Riad also Anlass, den Angelsachsen zu misstrauen. Die Buraimi-Krise sorgte für Abkühlung auch im Verhältnis zwischen Saudi-Arabien und den USA. Der Krieg um Palästina und der kulturell-religiöse Graben zwischen Saudi-Arabien und den Vereinigten Staaten ließen ohnehin völlige Abhängigkeit von Washington bedenklich erscheinen. Politisch und militärisch gab es für Ibn Saud damals keine realistische Alternative, aber ökonomisch konnten auch andere westliche Länder als Partner Bedeutung erlangen. Und dabei dachten der König und seine Ratgeber vor allem an die Bundesrepublik.

### *Gefährdete Projekte – Hansa-Stahl und Siemens in Djidda*

Der Ministerialdirigent der Länderabteilung des Auswärtigen Amtes Hasso von Etzdorf charakterisierte Jordanien und Saudi-Arabien am 4. März 1952 als „wesentliche Pfeiler der westlichen Politik im arabischen Raum“.<sup>63</sup> Saudi-Arabien baue seine Infrastruktur und Industrie ständig aus, was langfristig für die deutsche Wirtschaft gute Perspektiven biete. Der deutsch-saudische Handel beschränkte sich allerdings fast ausschließlich auf Erdölprodukte.<sup>64</sup>

61 Hart: Saudi Arabia, S. 55–67. Dokumente in: FRUS 1952–1954, Vol. IX: The Near and Middle East. Washington 1986, S. 2458–2616.

62 Zur weiteren Entwicklung: Wilkinson: Arabia's Frontiers, Chapter 15. Am 30. Juli 1954 kam es zu einem Abkommen über ein Schiedsverfahren (Wortlaut in: Kelly: Frontiers, Appendix A). Nachdem beim Schiedsgericht in Genf keine Lösung in Sicht war und Jussuf Jassin dort zu Bestechungsversuchen gegriffen haben soll, nahm eine Einheit des Oman unter britischer Führung am 26. Oktober 1955 Hamasa im Handstreich gegen die verbliebenen saudischen Polizeikräfte. Kurzzeitig drohte ein militärischer Konflikt. Als sich herausstellte, dass es in Buraimi kein Öl gab, verlor der regionale Streit seine Brisanz. Am 29. Juli 1974 verzichtete Saudi-Arabien auf die Oase.

63 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin (PA/AA), B 11 (Länderabteilung), Bd. 354, Bl. 175–177, hier Bl. 175. Vgl. auch Mejcher: Wiederaufnahme, S. 471.

64 Knapper Überblick der Handelsbeziehungen in den frühen 1950er Jahren bei Yves Fanchon/Maurice Leruth: L'Allemagne et le Moyen-Orient. Analyse d'une Pénétration éco-

Abdullah Suleiman al-Hamdan kümmerte sich von jeher um die Finanzen des Königreichs.<sup>65</sup> Der Sohn einer Kaufmannsfamilie aus dem Nedschd hatte in Bombay Buchhaltung und Handel erlernt und verstand es, unter den schwierigen Bedingungen des Hofes und korrupter Amtsträger die Geldmittel zusammenzuhalten. Er stand bei Ibn Saud in höchstem Ansehen. Abdullah Suleiman verkörperte die deutschfreundliche Richtung im Umfeld von Ibn Saud. Allerdings hatte er zu Beginn der 1950er Jahre seinen Zenit überschritten. Im Sommer 1952 sah Abdullah Suleiman die Zeit gekommen, der deutschen Industrie endlich einen gebührenden Anteil an der Modernisierung Saudi-Arabiens zu verschaffen.

Die Düsseldorfer Firma Hansa Stahl-Export besaß gute Kontakte nach Saudi-Arabien und vermittelte am 8. Juli 1952 eine Vorsprache arabischer Persönlichkeiten bei Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard in Begleitung von Hansa-Mitarbeitern.<sup>66</sup> Hansa erinnerte Erhard am 14. Juli an seine Zusage, einen Vertreter des BMWi für die Delegation deutscher Industrievertreter abzustellen, die in Kürze nach Saudi-Arabien reisen wolle. Strack nahm sich der Anliegen an, die die Gäste aus dem Orient unterbreitet hatten. Am 16. Juli teilte er Abdullah Suleiman mit, Mohammed Ali Mously – der Sohn des Staatssekretärs für Wirtschaft – habe verschiedene Bauprojekte angesprochen, u. a. eine Eisenbahnlinie zwischen Nedschd und Hedschas sowie ein Zementwerk in Tharan. Die Bundesrepublik sei an diesen Plänen interessiert und werde gerne Hilfe leisten. In Bonn würdige man den Einsatz, den er (Abdullah Suleiman) für die Verbesserung der bilateralen Handelsbeziehungen zeige.

Im Hochsommer 1952 schien die Stimmung zwischen der Bundesrepublik und Saudi-Arabien ungetrübt. Durch Notenwechsel vom 31. März/10. Juli 1952 wurde der Freundschaftsvertrag von 1929 wieder in Kraft gesetzt.<sup>67</sup> Nachdem Strack erfahren hatte, dass Geschäftsführer Peter Busch für Hansa nach Saudi-Arabien fliegen wollte, informierte er ihn am 28. Juli über sein Gespräch mit dem diplomatischen Vertreter Saudi-Arabiens in Kairo vom Frühjahr 1952.<sup>68</sup> Dabei hatte sich die Aufgeschlossenheit der Regierung in Riad für Vereinbarungen über Handelsfragen gezeigt. Strack bat Busch, Abdullah Suleiman um Stellungnahme zu ersuchen, ob er an Verhandlungen über einen Handelsvertrag interessiert wäre. Abdullah Suleiman telegraphierte

---

nomique contemporaine (Les grandes Expansions économiques et commerciales, Série Allemagne, 1). Paris 1957, S. 187–190.

65 Holden/Johns: *Dynastie*, S. 115f.; Vassiliev: *History*, S. 298f.; Brown: *Oil*, S. 201; Yergin: *Preis*, S. 377f.

66 Bundesarchiv Koblenz (BArch), B 102 (Bundesministerium für Wirtschaft), Bd. 58131 (auch für das Folgende).

67 Bundesgesetzblatt 1952. Hg. vom Bundesministerium der Justiz. Köln 1952, Teil II S. 724, Bekanntmachung vom 31.7.1952.

68 BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

Strack am 4. August, eine wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik wäre sehr wünschenswert. Die Delegation sei ihm willkommen.

So kam es zu einem vierwöchigen Aufenthalt von Firmenmitarbeitern auf der arabischen Halbinsel, allerdings ohne Beteiligung von Regierungsvertretern. Hansa erstattete Erhard am 12. September 1952 darüber Bericht. Es gab zahlreiche Unterredungen mit Abdullah Suleiman, aus denen abzuleiten war, welche gute Chancen für die Realisierung einer Reihe von Projekten bestünden. Vor der Reise hatte Hansa einen intensiven Meinungs austausch mit Strack geführt, dessen „große[r] Erfahrung“ man eine „Vielzahl von Ratschlägen“ verdanke. Der saudische Finanzminister erwähnte einmal den Israel-Vertrag, den er als schwere Bürde für die guten deutsch-arabischen Beziehungen charakterisierte. Hansa befürchtete nach der Unterzeichnung des Vertrages am 10. September empfindliche Störungen für den Nahosthandel. Dies sei umso bedrohlicher, als nirgendwo diplomatische Vertretungen der Bundesrepublik existierten. Die deutsche Wirtschaft weise mit Nachdruck auf diesen „Mißstand“ hin, denn sie könne im Vorderen Orient auf „hoheitlichen Schutz“ nicht verzichten. Hansa erwäge ein Projekt, bei dem etwa 100 Facharbeiter und Ingenieure benötigt würden. In Djidda wurde geraten, sie der Obhut der iranischen oder türkischen Vertretung anzuvertrauen. Ein näherer Kommentar dazu erübrige sich! In Ägypten und Saudi-Arabien erkundigten sich verschiedene Leute, warum es noch nicht zur Errichtung einer Gesandtschaft und ihrer Besetzung mit Strack gekommen sei, wie überall erwartet werde.

Strack schrieb einem wohl deutschstämmigen Informanten aus Saudi-Arabien namens Mahmoud Abdul Samad am 2. September 1952, er habe viel von seiner Tätigkeit gehört und werde ihn gerne empfangen. Samad schickte seine Antwort vom 17. September – eine Woche nach Unterzeichnung des Luxemburger Abkommens – an Stracks Bonner Privatadresse, um ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Die saudische Regierung revidierte nun einen vor drei Wochen mit Siemens & Halske geschlossenen Vertrag über drahtlose Telefonanlagen mit einem Volumen von 2 Mio. Dollar. Er arbeite mit dem Beauftragten von Siemens in Djidda zusammen, der Generaldelegierter des saudischen Kriegsministeriums in Europa sei. Von deutschen Reparationszahlungen an Israel war zwar seit längerem die Rede. Dennoch sei die Aufregung im ganzen Land groß, weil Deutschland als Idol gelte. Das Abkommen werde als „Vertrauensbruch“ betrachtet. Einem Regierungsbeamten zufolge habe die „Hetze“ der Alliierten gegen Deutschland die Zuneigung der Araber nicht erschüttert, aber dieser Vertrag schade nachhaltig dem deutschen Ansehen. Samad zweifelte nicht an der Notwendigkeit einer deutschen Rücksichtnahme auf die USA, die hinter Israel stünden. Indessen dürfe die Bedeutung des Orienthandels nicht vernachlässigt werden. An einen Abbruch der deutsch-arabischen Handelsbeziehungen glaube er nicht, da die Araber selbst dabei viel zu verlieren hätten. Gerade die Engländer nutzten die Gelegenheit, über die Deut-

schen zu schimpfen, die sie vom arabischen Markt verdrängen wollten, fuhr Samad fort. Ibn Sauds persönlicher Freund Abdullah Philby<sup>69</sup> wollte den Rückschlag für Siemens sofort ausnutzen, und auch zahlreiche Beamte mit guten Drähten nach London störten nun die Kreise deutscher Firmen. Dabei habe Hansa sehr kompetent gewirkt und in Djidda beeindruckt. Strack wäre geschickt genug, um vor Ort in wenigen Tagen den Horizont aufzuhellen – wobei seine persönliche Bekanntschaft mit Außenminister Prinz Feisal nicht unwichtig erscheine.

Staatssekretär Ludger Westrick (BMW) orientierte am 22. September 1952 Ministerialdirektor Hans Globke (Kanzleramt) über die Mitteilungen von Samad.<sup>70</sup> Alle Geschäfte mit deutschen Firmen ruhten bis zu einer Entscheidung der Arabischen Liga über einen Wirtschaftsboykott gegen die Bundesrepublik. Am 27. September gab Schniedermann (Siemens) dem BMW nähere Informationen über den Auftrag zur Bildung eines Kommunikationssystems, den Siemens in Saudi-Arabien erhalten hatte.<sup>71</sup> Sein Gesamtwert liege bei 9 Mio. DM. Indem die Nachrichtenverbindungen in diesem riesigen Land von einer deutschen Firma erstellt würden, wäre das Terrain bereitet für gute Wettbewerbschancen in allen Branchen.

Die Zuspitzung der Lage in Saudi-Arabien bewog Hansa am 27. September zu einem langen Grundsatzbrief an Erhard.<sup>72</sup> Keineswegs solle die Wiedergutmachung an sich in Frage gestellt werden, sondern vielmehr die Art und Weise ihrer Handhabung. Es gehe den Arabern um den Adressaten, denn der Staat Israel habe in der Zeit des Nationalsozialismus gar nicht existiert. Die Entschä-

69 Der englische Weltenbummler Harry St. John Bridger Philby (1885–1960) pflegte schon seit dem Ersten Weltkrieg enge Beziehungen zu Ibn Saud. Der eigenwillige, energische Mann zerstritt sich immer wieder mit dem Foreign Office und kehrte 1925 dem diplomatischen Dienst den Rücken. Jahrzehntlang wirkte er als einer der maßgeblichen Berater Ibn Sauds, zugleich war er Abenteurer, Geograph und Naturforscher. Philby gründete in Riad die Handelsgesellschaft Sharqieh und konvertierte 1930 zum Islam; fortan hieß er Abdullah Philby. Dazu Elizabeth Monroe: *Philby of Arabia*. London 1973; Margret Boveri: *Der Außenseiter zwischen Morgen- und Abendland: Harry St. John Philby*, in: FAZ, 7. Juni 1956. *Memoiren u.a.: Harry St. J. B. Philby: Saudi Arabia*. London 1955. Philby schrieb fast ein Dutzend Bücher über den Nahen und Mittleren Osten. Sein Sohn Kim arbeitete im Zweiten Weltkrieg als Agent der Sowjetunion im britischen Geheimdienst. *Doppelbiographie der beiden Philbys als „Verräter“ von Anthony Cave Brown: Treason in the Blood*. Boston 1994.

70 BArch, B 136 (Bundeskanzleramt), Bd. 7805; PA/AA, B 11, Bd. 252, Bl. 3–4. Eine analoge Nachricht ging an Hallstein (PA/AA, B 66, Bd. 25; PA/AA, B 2-VS, Bd. 3). B 66 enthält den Bestand des Nahostreferates, B 2 denjenigen des Büros Staatssekretär. – Am 23. September bestätigte Siemens dem BMW die Stornierung (BArch, B 102, Bd. 58131). Knappe Hinweise zum saudischen Geschäft mit Siemens bei Hünseler: *Beziehungen*, S. 49f.

71 BArch, B 102, Bd. 58131; BArch, B 136, Bd. 7805. Notiz auch in: PA/AA, B 2-VS, Bd. 3.

72 BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

digung müsste betroffenen Einzelpersonen zugute kommen. Die Warenlieferungen gereichten einer Macht zum Nutzen, die mit der arabischen Welt Krieg führe. Trotz aller Hilfe werde Israel der Bundesrepublik gegenüber kühl bleiben; diese büße aber die Gunst von Ländern ein, die stets zu Deutschland gestanden hätten. In den arabischen Staaten werde manchmal der Verdacht geäußert, ökonomische Rivalen aus westlichen Ländern hätten ihre Finger im Spiel.

Hansa habe erfahren, dass der Kanzler über die Zusammenhänge nicht ausreichend unterrichtet gewesen sei. Die deutsche Wirtschaft blühe im arabischen Raum gerade auf und besitze glänzende Perspektiven. Konsulate und Gesandtschaften müssten unbedingt eingerichtet und die Märkte im Nahen Osten von deutschen Firmen intensiver bearbeitet werden. Seit Monaten erörtere Hansa mit führenden saudischen Persönlichkeiten wie Abdullah Suleiman große Projekte. Er verfüge über 200 Mio. Dollar jährlich für bauliche Zwecke, die Aramco zur Disposition stelle. Es erscheine dringend geboten, mit den Arabern einen Kompromiss über den Wiedergutmachungsvertrag zu finden. Erhard möge den Kanzler vom Ernst der Lage überzeugen. Briefe von Samad und Ali Mously wurden beigefügt. Auch ein Schreiben von Reinhard Hüber (Nah- und Mittelost-Verein) lag an. Der engagierte Lobbyist malte Schreckensszenarien für deutsche Firmen im Nahen Osten an die Wand, sofern die arabischen Länder keine Konzessionen erhielten.

Hansa richtete am 1. Oktober 1952 konkrete Vorschläge an Erhard, mit denen der durch das Israel-Abkommen drohende Schaden für die deutsch-arabischen Beziehungen gemildert werden sollte. Vordringlich sei die Zusammenstellung einer Sondermission unter Leitung eines Diplomaten mit einschlägigen wirtschaftlichen Kenntnissen für Beratungen mit der Arabischen Liga in Kairo. Dies solle der Beruhigung und Mäßigung dienen. Die Delegation sollte dann die einzelnen arabischen Hauptstädte aufsuchen, um Verständnis werben und besondere ökonomische Wünsche der Araber herausfinden, aus denen Zugeständnisse abgeleitet werden könnten. Ferner müsste sie die Lebensumstände der palästinensischen Flüchtlinge begutachten und eine karitative Aktion starten: Lieferung von Medikamenten, Lebensmittelkonserven und Textilien, Entsendung von Ärzten, Bereitstellung von Wohnbaracken. Diese – nicht kostspielige – Initiative würde die gleichzeitige Einrichtung von diplomatischen Vertretungen effektiv unterstützen. Mit der Leitung der Mission sollte Strack betraut werden, dessen Reputation in der arabischen Welt sich mit politischem Geschick und wirtschaftlicher Beschlagenheit verbinde. Hansa wurde in ähnlicher Form auch bei Regierungssprecher Felix von Eckardt vorstellig, der zuvor mit Geschäftsführer Peter Busch und Prokurist Rudi F. Schwabenthan gesprochen hatte.<sup>73</sup>

---

73 PA/AA, B 66, Bd. 24.

Allardt meinte am 30. September 1952, ein Wiederaufleben des Kontrakts mit Siemens sei jederzeit möglich.<sup>74</sup> Über eine Kündigung weiterer Lieferverträge mit deutschen Firmen durch arabische Staaten wisse das BMWi derzeit nichts. Wohl aber gebe es Nachrichten über Stornierungen. Die Handelskammer Hamburg teilte mit, deutsche Unternehmen müssten unterschreiben, keine Waren nach Israel zu liefern, bevor sie einen Vertrag mit einem arabischen Partner unterzeichnen dürften.

Der Schuss vor den Bug schien zu wirken. Das Auswärtige Amt entschloss sich am 30. September zu einem Vorstoß. Von Etzdorf wies die deutsche Vertretung in London an, Kontakt zum saudischen Botschafter aufzunehmen und diesem zu erklären, die Bundesregierung beabsichtige die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Saudi-Arabien und bitte um Nachricht, ob dies der Regierung in Riad genehm wäre.<sup>75</sup> Georg Rosen übergab der saudischen Botschaft ein kurzes Memorandum der Bundesregierung<sup>76</sup> und erwiderte am 1. Oktober aus London, die Saudis wollten beim Außenministerium nachfragen<sup>77</sup>. Mehr als ein böses Omen war aber der Leitartikel des Chefredakteurs des Regierungsblattes „al-Bilad as-Saudiya“, Abdallah Charif, vom 29. September 1952.<sup>78</sup> Es gebe nur ein Mittel, Westdeutschland zur Einsicht zu bringen: einen Boykott der Wirtschaftsbeziehungen!

Gleichwohl reflektierte von Etzdorf am 2. Oktober, wie es mit diplomatischen Vertretungen in Saudi-Arabien generell bestellt sei.<sup>79</sup> Großbritannien und die Vereinigten Staaten unterhielten eine eigene Botschaft in Djidda. Einige Missionschefs seien sowohl in Kairo als auch in Djidda akkreditiert, darunter aber niemand im Range eines Botschafters. Großbritannien und die USA könnten es als „aufdringlich“ empfinden, wenn Bonn einen eigenen Botschafter nominierte. Ansonsten schlage die Länderabteilung vor, nach einer Zustimmung aus Saudi-Arabien Günther Pawelke – der am 13. Oktober die Leitung der deutschen Botschaft in Kairo übernahm – zusätzlich zum Gesandten in Riad zu bestellen, womit die Bundesrepublik dem Beispiel Frankreichs und Italiens folgen würde.

Blankenhorn erfuhr am 10. Oktober vom BMWi, die saudische Regierung habe jetzt den Vertrag mit Siemens bestätigt und eine sofortige Ausführung verlangt!<sup>80</sup> Er glaubte, in Saudi-Arabien sei der Boykott damit wohl aufgehoben. Schniederermann ließ Allardt am 16. Oktober zwar wissen, Abdullah Sulei-

---

74 PA/AA, B 2-VS, Bd. 3; PA/AA, B 66, Bd. 25.

75 PA/AA, B 11, Bd. 354, Bl. 184.

76 Ebd., Bl. 192.

77 Ebd., Bl. 185.

78 PA/AA, B 11, Bd. 252, Bl. 104, dpa-Information, 1. Oktober 1952. Ende November gab es einen weiteren Angriff in der Presse (PA/AA, B 11, Bd. 255, Bl. 21).

79 PA/AA, B 11, Bd. 354, Bl. 190–191.

80 PA/AA, B 2-VS, Bd. 3.

man habe Siemens die Lizenz für Funkstationen und Trägerfrequenzsysteme erteilt.<sup>81</sup> Dafür musste der Firmenvertreter Mardam Bey indes versprechen, Siemens werde sich bei der Bundesregierung dafür verwenden, das deutsch-israelische Abkommen nicht zu ratifizieren. Mardam Bey betonte, wie schwer es ihm gefallen war, Abdullah Suleiman zu überreden.

Kurt Munzel vom Orientreferat des Auswärtigen Amtes bohrte am 15. Oktober bei der Londoner Vertretung nach:<sup>82</sup> Eine baldige Zustimmung der saudischen Regierung zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen wäre erwünscht. Es sei aber zu vermeiden, den Eindruck von „Dringlichkeit“ hervorzurufen. Daher möge vor Ort entschieden werden, ob eine Nachfrage sinnvoll wäre. Allardt urteilte am 20. Oktober mit voreiligem Optimismus, eine gemeinsame Boykottkonzeption der arabischen Staaten sei nicht in Sicht.<sup>83</sup> Vielmehr deuteten die Zeichen auf Entspannung. Die saudische Regierung beispielsweise wolle einen stornierten Auftrag an Siemens nun doch durchführen und habe die Firmen Krupp und Stahlbau Rheinhausen eingeladen, über Zulieferungen für den Eisenbahnbau zu verhandeln.

#### *Einladung und Brüskierung einer deutschen Delegation*

Am 1. Oktober 1952 erreichte Strack bei seiner Kur in Badenweiler ein Telegramm von Abdullah Suleiman.<sup>84</sup> Es enthielt eine offizielle Einladung zum Besuch in Saudi-Arabien. Direktor Gerhard Bruns vom Hüttenwerk Oberhausen telegraphierte Erhard wohl nicht zufällig am gleichen Tag, zur Rettung der deutschen Geschäfte mit Saudi-Arabien empfehle er die Entsendung eines Vertreters des BMWi nach Djidda, am besten Strack.

Strack hielt am 14. Oktober fest, wie er zu dieser Ehre gekommen war: Am 8. Juli gab Erhard Ali Mously und Bruns die Zusage, eine Delegation nach Djidda zu entsenden. Auf die schriftliche Bestätigung vom 16. Juli folgte ein positiver Bescheid des Finanzministers in einem Telegramm vom 4. August. Die Vertreter von Hansa erklärten Abdullah Suleiman in Djidda, Strack könne noch nicht kommen. Nun schickte der Finanzminister diese förmliche Einladung nach Abstimmung mit Prinz Feisal.

Dem Auswärtigen Amt gefiel dies nicht. Der Umweg über London war kein Zufall. Blankenhorn machte kein Hehl aus seinen Vorbehalten gegen Strack. Dieser sagte dazu im Landgericht Bonn am 18. März 1959 Folgendes:<sup>85</sup> Als es 1952 um Verhandlungen in Saudi-Arabien ging, sei er zunächst dafür vorgesehen gewesen; dann war es sein Stellvertreter Wolfgang Seeliger, aber auch

81 PA/AA, B 66, Bd. 24.

82 PA/AA, B 11, Bd. 354, Bl. 186.

83 PA/AA, B 2-VS, Bd. 182.

84 BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

85 PA/AA, B 83 (Strafrecht), Bd. 401, Aufzeichnung Marmanns, 19. März 1959.

dieser wurde wegen kritischer Bemerkungen über den Israel-Vertrag beim Deutschen Industrie- und Handelstag „zurückgepfiffen“. Blankenhorn entschied sich für Friedrich Freiherr von Lupin, der im BMWi zuletzt für Skandinavien kompetent war.<sup>86</sup>

Dieses Verwirrspiel um Personalia sorgte im Oktober 1952 für zeitlichen Verzug, was in Saudi-Arabien nicht unbemerkt blieb. Busch von Hansa-Stahl telegraphierte Ernst Kutscher (BMW) am 13. Oktober<sup>87</sup>, er höre von seinem Geschäftspartner Ali Mously, es sei noch keine Antwort auf die Einladung an Strack ergangen. Hansa sagte am 15. Oktober zu, dass Busch der Delegation von Lupin bei der Unterbringung in Djidda behilflich sein werde.

Das BMWi entwarf derweil eine Antwort Erhards an Suleiman, in der schlicht von einer Verschiebung wegen anderweitiger Beanspruchung Stracks die Rede war. Staatssekretär Hallstein lehnte diesen Entwurf ab, billigte aber eine am 15. Oktober abgeschickte Fassung des Telegramms, wonach Strack „on account [of] other urgent duties unfortunately prevented from accepting now but is looking forward to later opportunity“; jetzt würden andere Vertreter geschickt, um eilige Wirtschaftsprobleme zu erörtern.<sup>88</sup> Die saudische Regierung willigte am 20. Oktober ein; sie bat um Namen und Ankunftszeit zwecks Visaerteilung.

Allardt hielt am 22. Oktober 1952 fest, Hallstein und Erhard seien übereingekommen, die nach Saudi-Arabien eingeladene deutsche Wirtschaftsdelegation aus Mitgliedern beider Ministerien zusammensetzen.<sup>89</sup> Das Auswärtige Amt werde wegen der gegenwärtigen Unruhe in der arabischen Welt über den Israel-Vertrag beteiligt. Es übernehme die Kosten der Delegation. Kurt Munzel (Länderabteilung) und Bernd Huber (Handelspolitische Abteilung) nähmen an der Reise teil. Der Aufbruch sei für den 27. Oktober geplant, nach der Ankunft in Kairo am 28. folge am 30. der Weiterflug nach Djidda. Die Dauer des dortigen Aufenthalts dürfe zwei Wochen umfassen.

Allardt betonte am 24. Oktober, die Delegation werde ihr „Hauptaugenmerk“ darauf richten müssen, die Beunruhigung in den arabischen Staaten über den Wiedergutmachungsvertrag „durch offene Gespräche mit saudiarabischen Politikern zu zerstreuen“. Es müsse ihnen klargemacht werden, dass das Abkommen irreversibel sei, aber nichts enthalte, was die Freundschaft zu den arabischen Ländern oder die Handelsbeziehungen beeinträchtige. Die De-

---

86 Von Lupin, Jahrgang 1895, stammte aus Ulm und war von 1929 bis 1945 im Reichsverband der deutschen Industrie tätig. Nach dem Krieg arbeitete er im bayerischen Wirtschaftsministerium und in der Verwaltung für Finanzen bzw. für Wirtschaft der Bizone sowie im BMWi. Am 1. Mai 1953 wechselte er in die Handelspolitische Abteilung des AA über (Personalien in: BAArch, B 126, Bundesministerium der Finanzen, Bd. 17001).

87 BAArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

88 Deutscher Text in: PA/AA, B 66, Bd. 25.

89 PA/AA, B 66, Bd. 26 (auch für das Folgende).

legation müsse sich vor allem für den Vorschlag wappnen, die Durchführung des Abkommens der UNO zu übertragen.

Erhard nannte Abdullah Suleiman am 22. Oktober die Namen der deutschen Besucher und die Reisettermine.<sup>90</sup> Der Bundeswirtschaftsminister musste am 28. Oktober ein weiteres Kabel senden, in dem er eine Verzögerung der Abreise der Delegation um zwei Tage bekanntgab. Von Lupin werde in Kairo wegen der Visa Kontakt mit der saudischen Botschaft aufnehmen.

Blankenhorn stellte am 25. Oktober für die Botschaft Kairo klar, dass die Delegation lediglich nach Djidda fliege.<sup>91</sup> Meldungen über eine Ausweitung der Mission in alle arabischen Länder träfen nicht zu. Amerikanische Diplomaten bewerteten die Entsendung der Delegation kritisch, wie Pawelke am gleichen Tag dem Auswärtigen Amt mitteilte.<sup>92</sup> Der US-Botschafter Jefferson Caffery sagte ihm, nach Meinung des Hohen Kommissars in Bonn Walter J. Donnelly zeuge die Aktion von „unnötige[r] Nervosität der Bundesregierung“. Caffery glaube, es werde neue Diskussionen über die Nahostpolitik der Bundesregierung geben. Er rate zu Aufklärung auf normalem diplomatischen Weg. Hallstein nahm dies zum Anlass einer Erkundigung bei John P. Davies, dem Politischen Direktor der amerikanischen Hohen Kommission in Bonn. Dieser beschwor am 29. Oktober: Das State Department habe keine Bedenken gegen das Vorhaben.<sup>93</sup>

Generalkonsul Hans E. Riesser hörte am 28. Oktober in New York vom saudischen Repräsentanten bei der UNO, seine Regierung bedauere die Einschränkung der Handelsbeziehungen, die ihr aufgezwungen worden sei.<sup>94</sup> Dies bedeute keinen Boykott, sondern eine vorübergehende Unterbrechung, bis eine Einigung erfolgt sei. Riesser verhehlte ihm nicht, wie gefährlich eine solche Verfahrensweise werden könnte. Zudem sollten die deutsch-arabischen Differenzen nicht bei den Vereinten Nationen ausgetragen werden.

Strack legte im BMWi am 20. Oktober eine Aufzeichnung für den Fall einer Vorsprache der soeben in Bonn eingetroffenen Delegation der Arabischen Liga vor.<sup>95</sup> Mehrere Anlagen enthielten länderspezifische Aufzeichnungen. Für Saudi-Arabien schrieb Strack, kein Delegationsmitglied stamme von dort. Er fuhr fort: Als im Mai 1952 in Kairo mit Ägypten verhandelt wurde, nahm die deutsche Delegation Fühlung mit der dortigen diplomatischen Vertretung von Saudi-Arabien auf. Dabei wurde beiderseitiges Interesse an einem Handelsvertrag bekundet. Prinz Feisal ließ Strack Grüße übermitteln, denn er kannte ihn seit

90 BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

91 PA/AA, B 66, Bd. 26.

92 PA/AA, B 11, Bd. 253, Bl. 29.

93 PA/AA, B 66, Bd. 26.

94 PA/AA, B 11, Bd. 253, Bl. 70.

95 BArch, B 102, Bd. 58131.

einem Staatsbesuch in Berlin im Jahre 1929<sup>96</sup>. Einige besonders leistungsfähige deutsche Firmen hätten in Djidda Fuß gefasst: Hansa-Stahl Düsseldorf, Hansen & Söhne Hamburg, Siemens, Krupp, Julius Berger, Philipp Holzmann, Ferrostahl. Es lockten große geschäftliche Perspektiven, die aber die Aufnahme diplomatischer Beziehungen voraussetzten. Die deutsche Wirtschaft hege die Erwartung, dass dies bald geschehen werde.

Von Lupin sprach am 22. Oktober mit Firmenvertretern von Hansa in Bonn.<sup>97</sup> Hansa sagte dem BMWi jede denkbare Unterstützung zu. Die genaue Kenntnis der Menschen und ihrer Sitten sei unabdingbar. Hansa schlug sogar geeignete Geschenke vor: ein Bild Adenauers und ein Rosenstock für Kronprinz Saud, ein Bild Erhards mit Widmung für den Finanzminister.

Strack präsentierte Kutscher am 27. Oktober einen mit Hansa verabredeten Briefentwurf, durch den das BMWi die Verhandlungen in Djidda fördern könne. Busch hatte Hansa mitgeteilt, die saudische Regierung erbitte vom BMWi Angaben über den Leumund der Firmen Hansa und Berger. Aus Zeitmangel könne die Handelskammer Düsseldorf vor Absendung nicht mehr gefragt werden – konstatierte Strack –, doch ihr Einverständnis unterliege keinem Zweifel. Gemeint war ein Zertifikat der Handelskammer für Hansa und die Wiesbadener Julius-Berger-Tiefbau AG, denen ein erstklassiger Ruf und finanzielle Stabilität bescheinigt wurden. Strack artikuliert die gewünschte Empfehlung des BMWi in seinem Schreiben an Abdullah Suleiman vom 29. Oktober.

H. Ehlers (Hansa) wies Seeliger am 31. Oktober auf ominöse Nachrichten aus Saudi-Arabien hin: Busch kabelte seiner Firma, die Details des deutsch-israelischen Vertrages würden gerade veröffentlicht und sorgten für Wirbel. Hoffentlich könne von Lupin die Wogen glätten. Noch schien alles in Ordnung, denn Abdullah Suleiman ließ am 31. Oktober wissen, die saudische Botschaft in Kairo sei instruiert worden, die nötigen Visa zu beschaffen.

Am 28. Oktober 1952 fand das letzte Gespräch der Delegation der Arabischen Liga in Bonn statt.<sup>98</sup> Ein Eklat konnte nur mit Mühe verhindert werden. Hallstein lehnte ein Aufschieben der Ratifizierung des Wiedergutmachungsabkommens brüsk ab und warf den Arabern vor, als Gäste in Deutschland Propaganda gegen die Bundesregierung zu betreiben. Er bot wirtschaftliche Leistungen für die arabischen Länder an. Der Staatssekretär brachte die Erwar-

---

96 Dies dürfte auf einer Verwechslung beruhen, denn eine Reise Feivals nach Deutschland ist nur für das Jahr 1932 überliefert (vgl. Pfullmann: *German-Saudi Relations*, S. 135f.), während 1929 der Freundschaftsvertrag abgeschlossen wurde. Vermutlich lernte Strack den Prinzen also 1932 kennen.

97 BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

98 Protokoll des Gespräches vom 28. Oktober 1952 in: *Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland (AAPD) 1952*. Wiss. Leiter Rainer A. Blasius. Bearb. von Martin Koopmann/Joachim Wintzer. Hg. im Auftrag des Auswärtigen Amtes vom Institut für Zeitgeschichte. München 2000, Nr. 222, S. 680–685.

tung zum Ausdruck, die Besucher würden nunmehr bald die Heimreise antreten. Von Lupin kritisierte Hallsteins Auftreten in einem Schreiben an Seeliger aus Kairo vom 3. November.<sup>99</sup> Dessen letztes Treffen mit der Delegation endete „unerfreulich“, nämlich mit einem „Hinausschmiß“ der Araber. Von Lupin sah seine Reise damit unter einem „Unstern“.

Pawelke und von Lupin meldeten dem Auswärtigen Amt am 2. November vom Nil, es sei nicht gelungen, die Visafrage mit der Botschaft von Saudi-Arabien zu regeln.<sup>100</sup> Offenbar wollten die Saudis den Zusammentritt der Arabischen Liga am 5. November abwarten. Auch Munzel schrieb Blankenhorn am 3. November, die Saudis suchten Zeit zu gewinnen.<sup>101</sup> In Kürze mache Prinz Feisal Zwischenstation in Kairo; Munzel hoffte, ihn sprechen zu können und Klarheit über die Weiterreise nach Djidda zu erhalten.

Hansa orientierte Kutscher am 6. November über seine neuesten Informationen aus Djidda, die sich auf Buschs Bericht für die Firmendelegation vom 30. Oktober stützten.<sup>102</sup> Darin hieß es, am 29. Oktober habe man erwartet, den von Abdullah Suleiman zugesagten Kontrakt perfekt machen zu können. Stattdessen wurde eine ägyptische Zeitung präsentiert, die Details des deutsch-israelischen Abkommens enthüllte. Ibn Saud habe sich darüber bestürzt gezeigt, wie viel die Bundesregierung Israel zubilligte. Im Auftrag Abdullah Suleimans wurden die deutschen Industriellen gebeten, der in Kürze eintreffenden Delegation von Lupin diese Auffassung mitzuteilen und zu versuchen, das Inkrafttreten des Vertrages zu verhindern. Wie es nun mit den laufenden Projekten weitergehe, stehe in den Sternen. Die Hansa-Beauftragten befürchteten, dass die Einheimischen sich von ihrem Protest zuviel erhofften. Es wurde beschlossen, einen Teil der Hansa-Reisegruppe zur Beobachtung im Land zu lassen. Ali Mously sollte bei Abdullah Suleiman klären, ob Ingenieure weitere Studien für die Eisenbahn-Trasse durchführen dürften. Insgesamt gelte es jedenfalls, ruhig Blut zu bewahren.

Die Delegation von Lupin sei um ihre Aufgabe nicht zu beneiden. Wie Busch hörte, solle ihr ein kühler Empfang bereitet werden. Die Verzögerungen und die Nominierung eines unbekanntenen Delegationsleiters überraschten die Saudis, zumal sie erst durch Radiomeldungen davon erfuhren. Abdullah Suleiman wurde zu Ibn Saud zitiert und musste sich rechtfertigen. Angeblich sagte er dem Monarchen, er habe beabsichtigt, die Schwierigkeiten wegen des Israel-Vertrages in direkten Gesprächen zu überwinden. Prinz Feisal war zwar nicht der Urheber der Einladung, doch er zeigte sich über deren Behandlung in Bonn verärgert: Zwei Wochen sei das Kabel liegen geblieben, und dann wurde

<sup>99</sup> PA/AA, B 2-VS, Bd. 182; BArch, B 136, Bd. 1128, Bl. 217–220.

<sup>100</sup> PA/AA, B 10, Bd. 1685, und B 11, Bd. 253, Bl. 126.

<sup>101</sup> PA/AA, B 11, Bd. 254, Bl. 29–33, hier Bl. 32–33.

<sup>102</sup> BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

der ihm vertraute Strack nicht berücksichtigt! Feisal betrachte dies als zusätzliche Brüskierung, die die ohnehin starke Kränkung der deutschfreundlichen Gefühle der arabischen Bevölkerung infolge des Israel-Vertrages verschlimmere. Busch meinte, es wäre viel günstiger gewesen, Strack zu senden und diesen weniger offiziell als durch seine persönlichen Verbindungen wirken zu lassen. Die Delegation von Lupin könne die Erwartungen der Araber niemals erfüllen; fast wäre zu wünschen, dass sie gar nicht käme. Busch ahnte nicht, dass dieser Stoßseufzer inzwischen die Realität widerspiegelte.

Die Hiobsbotschaft kam am 4. November: Der Finanzminister erklärte Erhard telegraphisch, die saudische Regierung sei wegen der Haltung der Bundesregierung zur Wiedergutmachung an Israel leider gezwungen, die Visen bis zu einer Entscheidung der Arabischen Liga zu suspendieren. Diese beratschlage gegenwärtig in Kairo und werde sich binnen drei Tagen äußern. Das Auswärtige Amt unterbreitete dem BMWi am 6. November folgenden Vorschlag für eine Antwort: „sorry not to be in a position to comply with your proposal. Delegation is ordered to return (for the time being) to Germany.“ Tatsächlich rief Hallstein am 5. November von Lupin telegraphisch zurück.<sup>103</sup> Manche Zeitungen meldeten dies daraufhin schon am 7. November.<sup>104</sup> Indessen verfügte Hallstein in Anbetracht der unübersichtlichen Lage – die Konferenz der Arabischen Liga dauerte an –, dass von Lupin noch in Kairo ausharren sollte.<sup>105</sup> Allardt beorderte von Lupin schließlich am 14. November nach Deutschland zurück.<sup>106</sup> Das BMWi ließ durchblicken, das „Zurückhalten der deutschen Delegation“ in Kairo sei vom Auswärtigen Amt initiiert worden.<sup>107</sup> Hallsteins Zaudern und Taktieren missfiel Erhard.

Wie Pawelke am 6. November erfuhr<sup>108</sup>, beantragten Syrien und Saudi-Arabien einen Beschluss der Arabischen Liga zum Boykott deutscher Waren. Indessen habe der ägyptische Machthaber General Naguib interveniert und die Frage an einen Unterausschuss überwiesen.

Abdullah Suleiman sagte am 13. November 1952 einer Gruppe von Ingenieuren der Firma Dortmunder Brückenbau unter Führung von Kurt Latzin, die Freundschaft der Araber für Deutschland habe sich in zwei Weltkriegen bewährt.<sup>109</sup> Zu ihrer Aufrechterhaltung müsse das Wiedergutmachungsabkom-

---

103 PA/AA, B 11, Bd. 253, Bl. 199.

104 Bonn ruft Handelsdelegation zurück, in: FAZ, 7. November 1952.

105 AAPD 1952, Nr. 227, Anm. 8.

106 PA/AA, B 66, Bd. 25.

107 Israel gegen jede Revisionsabsicht, in: FAZ, 8. November 1952.

108 PA/AA, B 11, Bd. 253, Bl. 206.

109 BArch, B 126, Bd. 51545, PA/AA, B 2-VS, Bd. 182, und PA/AA, B 66, Bd. 25, Aufzeichnung Latzins, 15. November 1952. Der Großhändler Gustav Buhl aus Selb verlor einen Auftrag zur Lieferung von Rohöfen, die Firma „Sinalco“ brauchte dringend konsularische Hilfe in Djidda (ebd.).

men hinausgezögert werden. Die Ratifizierung biete dafür ebenso Gelegenheit wie die tatsächliche Zahlung der vereinbarten Summen. Israel habe keinen Anspruch darauf, denn die geflohenen deutschen Juden lebten zumeist in anderen Ländern. Ein Ausweg wäre die Einschaltung der UNO. Unvermittelt ging der Finanzminister zum Neubau einer Eisenbahnlinie zwischen Riad und Djidda über, der bald öffentlich ausgeschrieben werde. Wenn die politische Lage sich bis dahin kläre, könnte eine deutsche Firma maßgeblich beteiligt werden.

Munzel analysierte am 18. November die Situation.<sup>110</sup> Als von Lupin am 30. Oktober in Kairo eintraf, lag dort gerade der Bericht der Delegation der Arabischen Liga über ihren Besuch in der Bundesrepublik vor. Darin dürfte weniger von den konstruktiven Vorschlägen Hallsteins als vom Ersuchen einer baldigen Abreise die Rede gewesen sein. Bei der Tagung der Arabischen Liga seit 5. November waren Saudi-Arabien und Syrien die „Hardliner“, während Ägypten sofortige Sanktionen gegen die Bundesrepublik unterband. Munzel sprach nicht klar aus, was auf der Hand lag: Die Abfuhr, welche die arabische Delegation in Bonn erhielt, trug zur schroffen Kehrtwendung in Riad bei. Die Arabische Liga vertagte einen Beschluss, Bonn bot den arabischen Staaten Beratungen über Wirtschaftshilfe an – damit war kostbare Zeit gewonnen. Doch was in Kairo half, wirkte in Riad nicht.

Ein Siemens-Mitarbeiter meldete am 3. Dezember, laut Mardam Bey sei das Funk-Projekt gefährdet, weil Feisal für Repressalien plädiere.<sup>111</sup> Siemens gelang es im Dezember, den Auftrag für eine hochmoderne funktechnische Anlage gegen starke Konkurrenz aus England und den Niederlanden zu bekommen. Siemens musste aber einen Preisabschlag von 8 Prozent in Kauf nehmen.<sup>112</sup> Siemens hatte also dank einer Preisreduzierung seine Transaktion bewerkstelligen können. Andere Exporteure mussten sich in Geduld üben, denn Abdullah Suleiman und Feisal benutzten die Anträge der deutschen Firmen als Waffe im diplomatischen Ringen mit der Bundesregierung. Sie wussten aber genau, dass auch Saudi-Arabien von guter ökonomischer Zusammenarbeit mit Deutschland profitierte.

Abdullah Suleiman richtete am 25. November 1952 ein freundliches Schreiben an Hansa, in dem er die von Schwabenthan überreichten Ausarbeitungen

110 PA/AA, B 11, Bd. 255, Bl. 86–88.

111 PA/AA, B 66, Bd. 25.

112 Indessen wies der interministerielle Unterausschuss „G“ (Gegenseitigkeitsgeschäfte) am 17. Dezember 1952 den Antrag von Siemens zurück, die von Saudi-Arabien unerwartet geleistete Anzahlung von 600.000 Dollar für eine Einfuhr von Waren der Positivliste zur Verfügung zu stellen. Das bezog sich auf Produkte, die noch der Devisenbewirtschaftung unterlagen. Das Geschäft habe einen Gesamtumfang von 2 Mio. US-Dollar. Der Ausschuss wollte aber nicht mehr als die üblichen 40 Prozent gewähren (BArch, B 103, Interministerieller Einfuhrausschuss, Bd. 9, Protokoll der Sitzung des Unterausschusses „G“ vom 17. Dezember 1952, hier S. 2f.).

positiv bewertete.<sup>113</sup> Es ging um eine Regierungs-Organisation für technische Arbeiten in Saudi-Arabien und die Erweiterung der Hafen- und Eisenbahnanlage Dhahran. Beide Projekte könnten konkretisiert werden, wenn der deutsch-israelische Vertrag dies nicht gegenwärtig verhinderte. Hansa versäumte nicht, diesen Brief am 16. Dezember dem BMWi vorzulegen. In Dhahran gehe es um ein Geschäft in Höhe von 30 Mio. Dollar, bei der Erschließungsgesellschaft um 20 Mio. Dollar jährlich. Die Vergabe an Hansa wäre sicher, wenn das politische Verhältnis in Ordnung wäre. Strack antwortete am 9. Januar 1953, das BMWi habe das Auswärtige Amt informiert und sei bereit, Hansa zu helfen. Doch das blieb ein schwieriges Unterfangen.

### *Schlussbetrachtung und Ausblick*

Ibn Saud hatte in der Außenpolitik stets mehr als ein Eisen im Feuer. Gleichwohl: Großbritannien war bis zum Zweiten Weltkrieg im Nahen Osten dominant. London bevorzugte die in Riad verhassten Haschemiten. Ibn Saud praktizierte eine lockere Anlehnung an Großbritannien, demonstrierte aber mit der Vergabe der Ölkonzessionen an amerikanische Gesellschaften seine Entscheidungsfreiheit. Großbritanniens Stern sank nach 1945 rapide, und die Vereinigten Staaten avancierten zum engsten Alliierten. Die Saudis strebten nach amerikanischem Schutz, hielten aber Ausschau nach ergänzenden Optionen. Dieses Ausbalancieren verstand Ibn Saud meisterhaft, wie er schon bei der Bildung seines Königreiches demonstriert hatte. Flexibilität ist aber auch dringend erforderlich, denn Saudi-Arabien gilt als Land der Widersprüche: „It is a breeder of rampant materialism while it bears the cloak of asceticism.“<sup>114</sup> So blieben die durch Erdöl und militärstrategische Opportunität aneinander geketteten, kulturell sehr unterschiedlich geprägten Staaten USA und Saudi-Arabien stets „ambivalent Allies“ (David Long). Der Islamismus stellt diese Zweckgemeinschaft vor große Herausforderungen.

Im Rahmen dieses Machtkalküls der Saudis konnte die im Nahen Osten zweitrangige Bundesrepublik Deutschland keine ausschlaggebende Rolle spielen. Sie war infolge ihrer rein wirtschaftlichen Interessen und ihres ausgezeichneten Rufs im Orient überall willkommen. Saudi-Arabien konnte sich nicht nur auf die USA stützen, was dessen Förderung Israels und die Reserviertheit Washingtons beim Streit um die Oase Buraimi veranschaulichten. Großbritannien vermochte selbst seine alten Bastionen in Ägypten, im Irak und im Iran kaum noch zu verteidigen – und es beschützte weiterhin die kleinen Scheichtümer am Persischen Golf gegen saudische Gebietsansprüche. Frankreich und Italien fanden in Riad wenig Beachtung, und der Kommunis-

113 BArch, B 102, Bd. 58131 (auch für das Folgende).

114 Lackner: House, S. 216.

mus war verpönt. Ibn Saud hatte sich schon in den 1930er Jahren um das Deutsche Reich bemüht, als London zu sehr auf der Welle der Haschemiten schwamm. Abdullah Suleiman handelte daher in seinem Sinne beim Werben um den westdeutschen Staat.

Umgekehrt war Saudi-Arabien für die Bundesrepublik ein lukrativer Wirtschaftspartner. Erdöl wurde zu einem der wichtigsten Rohstoffe, den Saudi-Arabien im Überfluss besaß. Der bilaterale Handel galt einstweilen als *quantité négligeable*, aber die Modernisierungspolitik der Saudis versprach lohnende Aufträge für deutsche Firmen. Hansa-Stahl und Siemens als Vorreiter konnten bei der Erschließung helfen. Sie verrieten verständlicherweise große Besorgnis, als die Mission von Lupin sine die vertagt wurde und Riad seine Wut über den Wiedergutmachungsvertrag nicht verbarg. Mit Hans Strack besaß das BMWi einen routinierten Fachmann und versierten Diplomaten. Ihn trotz persönlicher Einladung durch Abdullah Suleiman im Oktober 1952 nicht nach Djidda reisen zu lassen, war eine riskante Entscheidung. Strack mochte ein Kritiker des Israel-Abkommens sein, aber als loyaler Beamter hätte er in Djidda seine Weisungen befolgt. Hallstein und Blankenhorn brüskierten Prinz Feisal und Abdullah Suleiman: Wochenlanges Schweigen bewertete die saudische Regierung als grobe Unhöflichkeit. Das Ausweichen nach London fand keine Resonanz. Mit einer Ausflucht nötigte Hallstein den Saudis – und dem insgeheim grollenden BMWi – einen Personenwechsel auf: Statt des im Orient respektierten Strack nominierte er einen unbekanntenen Beamten. Es zeugt für die Konzilianz von Abdullah Suleiman, dass er trotzdem von Lupin als Delegationsleiter akzeptierte.

Erst als Ende Oktober 1952 zwei weitere Vorfälle hinzukamen, wendete sich das Blatt. Die Veröffentlichung des Luxemburger Abkommens zeigte, in welchem Ausmaß die Bundesrepublik Waren an Israel liefern sollte. Offenbar hatte Riad dies bis dahin unterschätzt. Während das Auswärtige Amt hier aus Staatsräson keine weitreichenden Konzessionen machen konnte, war die Abfuhr für die Delegierten der Arabischen Liga vermeidbar. Hallstein durfte den Besuchern durchaus zu verstehen geben, ihre Agitation sei unerwünscht und eine Verletzung diplomatischer Gepflogenheiten. Er war aber schlecht beraten, prestige- und statusbewusste arabische Gäste derart unverblümt zur Heimreise aufzufordern; dies erhitzte in der gesamten arabischen Welt die Gemüter. So ging das Angebot einer wirtschaftlichen Hilfe für die arabischen Staaten und einer möglichen Einschaltung der UNO (freilich mit begrenzter Befugnis) zunächst unter. In den meisten arabischen Ländern verrauchte der Zorn bald. In Saudi-Arabien traf das nur bedingt zu: Der spätere König Feisal – ohne Frage ein redlicher Mann – hatte der Bundesregierung schon die unerquicklichen Abläufe im Oktober verübelt. Für ihn war einstweilen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Bundesrepublik tabu. Abdullah Suleiman konnte daran nichts ändern.

Seit Januar 1953 bemühte sich die Länderabteilung des Auswärtigen Amtes unter von Etzdorf, über die von Hans Schlange-Schöningen geleitete deutsche Gesandtschaft in London diplomatische Beziehungen mit Saudi-Arabien anzubahnen.<sup>115</sup> Die Bundesregierung beabsichtigte, bei König Ibn Saud den Botschafter in Kairo Günther Pawelke als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu bestellen. Trotz reger diplomatischer Bemühungen unter Einschaltung des ehemaligen deutschen Konsuls in Djidda, de Haas, und Besuchen hochrangiger arabischer Persönlichkeiten in Deutschland wie Abdullah Suleiman (Oktober 1953) kam das Auswärtige Amt seinem Ziel nur schrittweise näher. Generell lag den Saudis aber weniger an Palästina als an ihrer Reputation in der arabischen Welt. Feisal ließ wirtschaftliche Verbindungen zur Bundesrepublik zu, aber er sträubte sich weiter gegen offizielle Beziehungen. Dazu trug auch der Wunsch bei, die Akkreditierung eines deutschen Gesandten in Djidda zu erreichen anstelle einer doppelten Zuständigkeit des deutschen Botschafters in Kairo.

Deutsche Wirtschaft, Nahostverein und insgeheim auch das BMWi bedauerten den Verzug bei der Errichtung diplomatischer und konsularischer Vertretungen im Vorderen Orient. Sie kreideten dem Auswärtigen Amt an, zu langsam vorzugehen und andere Regionen zu begünstigen. Nun dürfte das Auswärtige Amt in seiner schwierigen Aufbauphase nicht aus bösem Willen den Nahen Osten benachteiligt haben. Allerdings wäre eine frühere Repräsentanz etwa durch Honorarkonsule vorstellbar gewesen, wengleich der zentrale Schauplatz Kairo wegen einer Statusangelegenheit<sup>116</sup> vermintes Gelände schien. Wie wichtig eine staatlich autorisierte Anlaufstelle für deutsche Firmen in Saudi-Arabien gewesen wäre, erhellt das Beispiel der Govenco, die vorübergehend eine einmalige Chance für eine geradezu dominante ökonomische Position vom Nedschd bis zum Hedschas besaß.

Die Government Engineering Company (Govenco) wurde von der Julius-Berger-Tiefbau AG und der Hansa-Stahl-Export GmbH gegründet.<sup>117</sup> Sie schloss am 9. September 1953 mit der saudischen Regierung einen Vertrag über Bauprojekte, der ihr nahezu eine Monopolstellung bei Industrialisierung und Erneuerung der Infrastruktur des Landes gewährte. Es ging gleichsam um die Nachfolge des amerikanischen Bechtel-Konzerns. Die Gesellschaft geriet 1953/54 in den Sog interner Machtkämpfe nach dem Tod Ibn Sauds; auch Kor-

---

115 Material in: PA/AA, B 11, Bde. 354 und 1156; PA/AA, B 66, Bd. 26.

116 Es gab Probleme wegen des von Faruk gewünschten Titels „König von Ägypten und dem Sudan“, die nach dem Putsch bereinigt werden konnten (vgl. Hünslers: Beziehungen, S. 31f., S. 34f.).

117 Material in: BArch, B 122 (Bundespräsidialamt), Bd. 518; vgl. Mejcher: Wiederaufnahme, S. 476–480; Ders.: Germany and Saudi Arabia, S. 397–399. Auf Angaben von Hansa-Stahl beruhend: Anton Müller-Engstfeld: Opfer einer Palast-Intrige: Deutsche Geiseln in Saudiarabien, in: Neue Rhein-Zeitung, 28. Oktober 1954.

ruption und Intrigen ausländischer Konkurrenten scheinen im Spiel gewesen zu sein. Der große Gönner von Govenco war Abdullah Suleiman, dessen Machtposition aber bröckelte.

In Bonn wuchsen die Sorgen um die deutschen Führungskräfte der in Misskredit geratenen Govenco. Ihnen drohten drastische Strafen in einem Gerichtsverfahren, das rechtsstaatlichen Ansprüchen nicht genügte. So entschloss sich Bundespräsident Theodor Heuss, eine Delegation unter Führung des Staatssekretärs im Bundesministerium für Angelegenheiten des Bundesrates, Georg Ripken, in Sondermission nach Saudi-Arabien zu schicken. Sie hielt sich vom 27. Oktober bis 30. November 1954 in Djidda auf. Es gelang ihr, die Govenco-Affäre zu entschärfen und endlich die Aufnahme diplomatischer Beziehungen durch einen Briefwechsel zwischen Ripken und Feisal am 10. November zu vereinbaren.<sup>118</sup> Am 23. September 1955 wurde die deutsche Gesandtschaft in Djidda unter Oswald Freiherr von Richthofen gegründet und am 9. Juni 1959 zur Botschaft aufgewertet.<sup>119</sup> Jawal D. Zikri kam am 15. März 1957 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Bonn und bekleidete ab 1959 den Rang eines Botschafters.

Saudi-Arabien war für die Bundesrepublik kein Schlaraffenland, denn es verstand seine Interessen geschickt zu wahren. Ganz gewiss entpuppte es sich aber auch nicht als Fata morgana, sondern als nützlicher Partner im arabischen Raum, mit dem Deutschland nach amtlichen Angaben noch heute „freundschaftlich[e] und spannungsfrei[e]“ Beziehungen unterhält.<sup>120</sup>

---

118 Berggötz: Nahostpolitik, S. 193f.; Mejcher: Wiederaufnahme, S. 482; Werner Otto von Hentig: Mein Leben – eine Dienstreise. Göttingen 1962, S. 420–422.

119 Mejcher: Wiederaufnahme, S. 483.

120 [http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/SaudiArabien/Bilateral\\_node.html](http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/SaudiArabien/Bilateral_node.html), 3. Juni 2012. Dort auch Informationen zu den kulturellen Beziehungen.

# ZUR CHRISTLICHEN DEMOKRATIE VOR 1945

## **Heinrich Brauns (1868–1939) – Reichsarbeitsministerium und Sozialpolitik in der Weimarer Republik**

**Markus Lingen**

„Fünf Eigenschaften sind es vornehmlich, die einen ernsthaften Sozialpolitiker auszeichnen müssen: neben gesundem Menschenverstand und aufrichtigem angeborenem Mitgefühl für die Nöte der Menschen, die beide aber nicht ausreichen, bedarf er der guten und schlechten Erfahrungen einer langfristigen sozialpolitischen Praxis, der sozialpolitischen Kenntnisse und des Wissens von früher gewonnenen Erkenntnissen und Erfolgen, nicht zuletzt aber eines selbstlosen Einsatzes für sozialpolitische Ziele, auch wenn diese von der Nachwelt nicht mehr als Erfolge, sondern als Selbstverständlichkeiten oder gar als überholte und abwegige Erscheinungen angesehen werden.“<sup>1</sup>

Heinrich Brauns teilt das Schicksal vieler christlicher Politiker des 19. und 20. Jahrhunderts: Sie sind weitgehend vergessen. Dabei war sein Name wie derjenige weniger anderer Zeitgenossen über Jahrzehnte hin mit der Geschichte des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ ebenso verbunden wie mit derjenigen der deutschen Zentrumspartei und der Sozialpolitik in der Weimarer Republik.

Am 3. Januar 1868 wurde Heinrich Brauns als einziges Kind der Eheleute Anna Katharina Brauns, geborene Creveld, und Johann Brauns in der Kölner Altstadt geboren.<sup>2</sup> Der Vater war ein im eigenen Betrieb für Kölner Konfektionshäuser arbeitender Schneidermeister. Da seine Mutter infolge eines lang-

---

1 Friedrich Syrup: Hundert Jahre Staatliche Sozialpolitik 1839–1939. Bearb. von Otto Neuloh. Stuttgart 1957, S. 13.

2 Zur Biographie: Hubert Mockenhaupt: Priesterliche Existenz und sozialpolitisches Engagement von Heinrich Brauns. Phil. Diss. Saarbrücken 1976; Ders. (Bearb.): Heinrich Brauns. Katholische Sozialpolitik im 20. Jahrhundert. Ausgewählte Aufsätze und Reden (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: 19). Mainz 1976; Ders.: Weg und Wirken des geistlichen Sozialpolitikers Heinrich Brauns (Beiträge zur Katholizismusforschung, Reihe B: Abhandlungen). München u. a. 1977; Markus Lingen: Art. Brauns, Heinrich, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 17, Sp. 175–184; Ders.: Heinrich Brauns und der „Volksverein für das katholische Deutschland“ (1900–1933), in: Im Gedächtnis der Kirche neu erwachen. Studien zur Geschichte des Christentums in Mittel- und Osteuropa zum Jubeljahr 2000 als Festgabe für Gabriel Adriányi zum 65. Geburtstag (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 22). Hg. von Reimund Haas/Karl-Josef Revinius/Hermann-Josef Scheidgen. Köln u.a. 2000, S. 235–265; Ders.: Heinrich Brauns, in: <http://www.kas.de/wf/de/71.8345/> (Abruf: 12. Juni 2012); Horstwalter Heitzer: Art. Brauns, in: Lexikon der Christlichen Demokratie in

wierigen und schmerzhaften Nervenleidens immer kränklich war und deswegen häufig den Haushalt nicht mehr führen konnte, musste Heinrich frühzeitig diesen Aufgabenbereich übernehmen. Beide Eltern waren tief religiös. Brauns hat immer betont, dass das Elternhaus der Ort der ersten Glaubensunterweisung und die Mutter die erste Lehrerin des Glaubens sein müsse. Heinrich Brauns war fest davon überzeugt, dass er seinen Priesterberuf vor allem seinen Eltern verdanke. Er erfuhr die Familie als einen Raum in der Gesellschaft, in dem das Fundament für sein späteres religiöses, politisches und soziales Leben gelegt wurde. Hier wurde die Gottesbeziehung zugrunde gelegt und der Umgang mit Menschen eingeübt, hier wurden Ansatzpunkte vermittelt, auf denen ein weiteres Leben aufgebaut werden konnte. 1874 wurde er in die Pfarrschule „St. Aposteln“ eingeschult, von dort ging er dann auf das „Königliche katholische Gymnasium an der Apostelkirche“. An dieser Schule machten auch der spätere Zentrumsführer Carl Trimborn<sup>3</sup> und der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland Konrad Adenauer ihr Abitur. Schon mit 16 Jahren trat er zum ersten Mal als Redner in Versammlungen auf, so z. B. in den Arbeitervereinen in Köln-Kalk und Köln Süd. Gleich nach dem Abitur begann Heinrich Brauns sein Studium der Theologie und Philosophie. Am 5. Mai 1886 wurde er an der „Königlich preußischen rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität“ zu Bonn immatrikuliert. Am Tag seiner Immatrikulierung trat er der katholischen Studentenverbindung Novesia im Cartellverband bei.<sup>4</sup> Die Bonner Universität verließ Heinrich Brauns nach dem Wintersemester 1888/89 und ging ins Kölner Priesterseminar. Die Priesterweihe<sup>5</sup> wurde Heinrich Brauns am 10. August 1890 von Weihbischof Antonius Fischer in der Seminarkirche Mariä Himmelfahrt erteilt.

---

Deutschland. Hg. von Winfried Becker/Günter Buchstab/Anselm Doering-Manteuffel/Rudolf Morsey. Paderborn u. a. 2002, S. 204f.

- 3 Carl Trimborn (\*2. Dezember 1854 in Köln, †25. Juli 1921 in Bonn), 1873 Studium der Philosophie und Geschichte in Leipzig, wechselte nach einem Jahr über zum Jurastudium. Studierte Jura in Leipzig, München und Straßburg, in allen drei Städten gründete oder wurde er Mitglied im Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine (KV). 1882 Rechtsanwalt in Köln. Mitglied der Zentrumsparlei, 1890 Zweiter Vorsitzender des Volksvereins, 1894 Vorsitzender der rheinischen Zentrumsparlei, 1896–1912 MdA, 1896–1921 MdR, 1919 Fraktionsvorsitzender, 1920 Parteivorsitzender des Zentrums. Vgl. dazu: Michael F. Feldkamp: Art. Trimborn, Karl, in: Biographisches Lexikon des KV. Teil 3 (Revocatio historiae 4). Hg. von Siegfried Koss/Wolfgang Löhr. Schernfeld 1994, S. 113–115; Christoph Kuhl: Carl Trimborn (1854–1921). Eine politische Biographie (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 120). Paderborn u. a. 2011; Wolfgang Tischner: Carl Trimborn, in: <http://www.kas.de/wf/de/71.8607> (Abruf: 12. Juni 2012).
- 4 CV-Handbuch. Zweite, erw. Aufl. München 1990, S. 415; Novesenblatt 1920/21, S. 28. Während seines staatswissenschaftlichen Studiums in Freiburg wurde Brauns ebenso Mitglied der K.D.St.V. Arminia im CV.
- 5 Vgl. Kirchlicher Anzeiger Köln, Nr. 17 (1890), S. 84.

Am 22. September 1890 wurde Brauns zum zweiten Kaplan an der St. Josephskirche in Krefeld ernannt.<sup>6</sup> Er fand in der niederrheinischen Industriestadt Verhältnisse vor, die es ihm relativ leicht machten, sich schnell in die Pfarrseelsorge einzuarbeiten. Die pastoralen Impulse in Krefeld gingen damals von Dr. Hermann Joseph Schmitz aus, der seit 1886 Oberpfarrer in Krefeld und für die Hauptpfarrkirche St. Dionysius zuständig war. Dieser baute durch die Gründung eines Arbeitervereins 1887 eine sozial-pastorale Initiative auf. Sein Ziel war es, den Glauben der Arbeiter zu stärken, indem er versuchte, ihnen ihren Selbstwert bewusst zu machen. Aus diesem Grunde achtete er darauf, dass der Verein von den Arbeitgebern unabhängig blieb, so dass eine Manipulation unmöglich war. Schon im ersten Kaplansjahr referierte Brauns in den Arbeitervereinen Krefelds über soziale und sozialpolitische Themen.

Ende Januar 1895 trat Heinrich Brauns seine neue Stelle als dritter Vikar in der Bergarbeitergemeinde St. Dionysius in Essen-Borbeck an.<sup>7</sup> Brauns natürliche Begabung, mit einfachen Menschen umzugehen<sup>8</sup>, kam hier besonders zum Tragen. Bei einem seiner ersten Besuche einer Bergarbeiterversammlung in Borbeck am 11. Februar 1895 traf er auf den Gründer des „Gewerkvereins christlicher Arbeiter“, August Brust<sup>9</sup>, der diesen Verein am 26. August 1894 konstituiert hatte. Durch Brust fand Brauns den unmittelbaren Zugang zur Arbeiterbewegung. Nach wenigen Wochen wählten ihn die Bergleute in den Ehrenrat ihrer gewerkschaftlichen Organisation, dem auch schon Franz Hitze<sup>10</sup>

6 Klaus-Peter Vosen: Die katholische Kirche und die Alt-Katholiken in Alt-Krefeld, in: Reinhard Feinendegen/Hans Vogt (Hg.): Krefeld. Die Geschichte der Stadt. Bd. 4: Kirchen-, Kultur-, Baugeschichte (1600–1900). Krefeld 2003, S. 183–258.

7 Vgl. Kirchlicher Anzeiger Köln, Nr. 2 (1895), S. 12; Ernst Deuerlein: Heinrich Brauns. Schattenriss eines Sozialpolitikers, in: Ferdinand A. Hermes/Theodor Schieder (Hg.): Wirtschaft und Politik in der Weimarer Republik. Festschrift für Heinrich Brüning. Berlin 1967, S. 41–96, hier S. S. 48.

8 Vgl. Joseph Joos: Am Räderwerk der Zeit. Erinnerungen aus der katholischen und sozialen Bewegung und Politik. Augsburg 1948, S. 32.

9 August Brust (\*1. August 1862 in Hamm, †20. April 1924 in Essen). Gründete den „Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund“. 1894–1904 erster Vorsitzender. Trat immer für die parteipolitische Neutralität der christlichen Gewerkschaften ein. Während der Zeit des Gewerkschaftsstreites war er hin und her gerissen zwischen den Ansprüchen seiner Religion und den Einsichten, die er aus dem gewerkschaftlichen und sozialpolitischen Tageskampf zog. 1903 als erster Bergarbeiter in das Preußische Abgeordnetenhaus gewählt. 1918 in die verfassungsgebende preußische Landesversammlung und 1921 in den Landtag für Westfalen-Nord gewählt. 1921 Geschäftsführung des Niedersächsischen Kohlensyndikats in Hannover. Vgl. dazu: Claudia Hiepel: Arbeiterkatholizismus an der Ruhr. August Brust und der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter (Konfession und Gesellschaft 18). Stuttgart 1999.

10 Franz Hitze (\*16. März 1851 in Hanemicke, †20. Juli 1921 in Bad Nauheim) Mitglied des Unitas-Verbandes (UV). 1875 hielt er im UV seinen ersten Vortrag: „Die soziale Frage und der moderne Sozialismus in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung des christlichen“. Nach der Priesterweihe wurde er 1880 Generalsekretär des Verbands Arbeiterwohl in Mönchengladbach. 1890 gründete er u. a. mit Ludwig Windthorst, Carl Trimborn

angehörte. Der zuständige Regierungspräsident versuchte beim Kölner Erzbischof zu erreichen, Brauns aus dem Revier zu entfernen, da er die Arbeiter zur Annahme von sozialistischen Thesen verführe. Brauns geriet in den Verdacht, ein „roter Kaplan“ zu sein. Für die Behörden war Vikar Brauns eine verdächtige Person, die sie beobachten und dessen Reden sie protokollieren ließen.<sup>11</sup>

Im Sommer 1900 zeigten sich die Folgen der andauernden physischen und psychischen Überanstrengungen. Vom 15. September 1900 an wurde Heinrich Brauns von seiner Vikarstelle entbunden, beurlaubt und fortan bei der erzbischöflichen Behörde als „Privatgeistlicher“ geführt.<sup>12</sup>

Franz Hitze veranlasste seine Berufung als wissenschaftlicher Mitarbeiter an die Zentralstelle des „Volksvereins für das katholische Deutschland“<sup>13</sup> in Mönchengladbach. Der Volksverein entstand auf Initiative des Mönchengladbacher Fabrikanten Franz Brandts<sup>14</sup> und des Priester und Sozialpolitikers Franz Hitze, getragen durch die politische Führungsautorität Ludwig Windthorst

---

und Franz Brandts den „Volksverein für das katholische Deutschland“. 1893 erhielt er den ersten Lehrstuhl für „Christliche Gesellschaftslehre“ in Münster. 1892–1912 MdA, 1884–1921 MdR. Vgl. Hubert Mockenhaupt: Franz Hitze (1851–1921), in: *Zeitgeschichte in Lebensbildern*. Aus dem deutschen Katholizismus des 20. Jahrhunderts. Bd. 1. Hg. von Rudolf Morsey. Mainz 1973, S. 53–64; Michael F. Feldkamp, Hitze, Franz, in: *Biographisches Lexikon des KV, Teil 3 (Revocatio historiae 4)*. Hg. Von Siegfried Koss/Wolfgang Löhr. Schernfeld 1994, S. 58f.

- 11 Vgl. Heiner Budde: Man nannte sie „rote“ Kapläne. Priester an der Seite der Arbeiter. *Skizzen zur christlichen Sozialtradition*. Köln 1989, S. 66f.; Hubert Mockenhaupt: Heinrich Brauns (1868–1939), in: *Zeitgeschichte in Lebensbildern*. Aus dem deutschen Katholizismus des 20. Jahrhunderts. Bd. 1. Hg. von Rudolf Morsey. Mainz 1973, S. 148–159, hier S. 151; Heitzer: Brauns, Sp. 874.
- 12 Vgl. Mockenhaupt: Weg, S. 40. „Endlich haben Hochdieselben den Vikar Heinrich Brauns in Borbeck vom 15. September an krankheitshalber von seiner Stelle entbunden und beurlaubt“. *Kirchlicher Anzeiger Köln*, Nr. 17 (1900), S. 86.
- 13 Vgl. Detlef Grothmann: „Verein der Vereine“? Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik (Paderborner Historische Forschungen 9). Köln 1997, S. 20–22; Horstwalter Heitzer: Der Volksverein für das katholische Deutschland im Kaiserreich 1890–1918 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 26). Mainz 1979, S. 15–23; Gotthard Klein: Der Volksverein für das Katholische Deutschland 1890–1933. Geschichte, Bedeutung, Untergang (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 75). Paderborn u. a. 1996, S. 38–46.
- 14 Franz Brandts (\*12. November 1834 in Mönchengladbach, †5. Oktober 1914 ebd.) Besuch der Höheren Stadtschule in M.Gladbach 1845–1849 wo er Latein, Englisch und Französisch lernte. Reiste mit seinem Vater quer durch Deutschland und ging 1863 nach England. 1872 errichtet er eine eigene Fabrik in M.Gladbach. Von 1871–1904 Kommunalpolitiker in M.Gladbach. Mitbegründer des Verbandes „Arbeiterwohl“ und des „Volksvereins für das katholische Deutschland“. Ehrenmitglied der KV-Verbindung Suevia in Köln. Vgl. dazu: Wilhelm Hohn: Brandts, Franz, in: *Staatslexikon*. Bd. 1. Fünfte, von Grund aus neu bearb. Aufl., Freiburg/Breisgau 1926, Sp. 1029–1031; Wolfgang Löhr, Franz Brandts (1834–1914). Fabrikant und 1. Vorsitzender des Volksvereins, in: Karl Schein (Hg.): *Christen zwischen Niederrhein und Eifel. Lebensbilder aus zwei Jahrhunderten*. Bd. 1, Mönchengladbach 1993, S. 37–70.

und wurde am 24. Oktober 1890 in Köln konstituiert. Ziel des Vereins war es, die Katholiken nach dem Ende des Kulturkampfes auf die gleichberechtigte Mitarbeit in Staat und Gesellschaft vorzubereiten, Umsturzbestrebungen auf sozialem Gebiet entgegenzutreten und die christliche Ordnung zu verteidigen. Der Volksverein verstand sich als außerparlamentarische Kraft und suchte über die öffentliche Meinung, den Widerstand reformunwilliger Regierungen und Parteien zu überwinden. Der Verbreitung und Vertiefung der Volksvereinsidee unter den Mitgliedern diente eine Vielzahl von Versammlungen, Konferenzen und Kursen, die den aus allen Berufsgruppen rekrutierten Teilnehmern unter anderem grundlegende Kenntnisse in Steuerfragen, in Fragen des Tarif- und Arbeitsrechts, der Jugend- und Wohlfahrtspflege, der Kommunal- und Staatspolitik vermittelten. In einem umfangreichen und breitgefächerten Schrifttum wurden aktuelle außen-, innen- und vor allem sozialpolitische Fragen aufgegriffen, auf weiteres Schulungsmaterial verwiesen und über vereinsinterne Vorgänge berichtet. Der sozialen Bildungsarbeit des Volksvereins widmete sich Brauns mit großer Hingabe. Als Direktor organisierte und leitete er nun allein die volkswirtschaftlichen Kurse, die zum Ziel hatten, Führungskräfte für die christlichen Arbeiterbewegung heranzubilden. Dass der Volksverein einen rasanten Aufschwung erlebte, war vor allem Brauns zu verdanken. Im Gewerkschaftsstreit<sup>15</sup> stellte sich Brauns auf die Seite der christlichen Gewerkschaften. Durch seine Tätigkeit im Volksverein kam er in engen Kontakt zur Zentrums- partei und ihren Führern.

### *Sozialpolitik in der Weimarer Republik*

Die Weimarer Republik verdankte ihre politische Existenz einem verlorenen Krieg und einer unvollendeten Revolution. Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg waren die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen der Republik denkbar schlecht: Industrieproduktion und landwirtschaftliche Erzeugung bewegten sich 1919 etwa auf der Hälfte des Vorkriegsstandes. Das halbierte Volkseinkommen reichte nicht, um ein Millionenheer von Hungernden, Arbeitslosen und Heimatlosen zu versorgen. Sechs Millionen Soldaten mussten demobilisiert, in Arbeit und Brot gebracht werden, und parallel dazu war die Industrieproduktion von Kriegs- auf Friedenswirtschaft umzustellen. Die gescheiterte soziale Revolution hatte als Verfassungskompromiss den demokratischen Sozialstaat mit sozialen Grundrechten ergeben, die ökonomischen und

---

15 Zum Gewerkschaftsstreit vgl. Rudolf Brack: Deutscher Episkopat und Gewerkschaftsstreit 1900–1914 (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 9), Köln u. a. 1976; Ernst Deuerlein: Der Gewerkschaftsstreit, in: Staatslexikon. Bd. 3. Sechste, völlig neu bearb. Aufl., Freiburg/Breisgau 1959, Sp. 943–946; Horstwalter Heitzer, Georg Kardinal Kopp und der Gewerkschaftsstreit 1900–1914 (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 18), Köln u. a. 1983.

sozialen Probleme forderten ihn gleichfalls, aber sie gefährdeten ihn auch permanent. Vor allem erwies es sich als verhängnisvoll, dass die ökonomischen Ressourcen zu einem ausreichenden materiellen Ausbau des versprochenen Sozialstaats fehlten.<sup>16</sup>

In Art. 161 Weimarer Reichsverfassung (WRV) wurde bestimmt: „Zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, zum Schutz der Mutterschaft und zur Vorsorge gegen die wirtschaftlichen Folgen von Alter, Schwäche und Wechselfällen des Lebens schafft das Reich ein umfassendes Versicherungswesen unter maßgebender Mitwirkung der Versicherten.“ Diesem Programm stand eine Sozialversicherung gegenüber, deren Kapitalvermögen weitgehend verloren, deren beitragszahlender Versichertenbestand verringert war und an deren Leistungsvermögen erhöhte Anforderungen gestellt wurden. So war z. B. die Rentenversicherung mit beitragslosen Anwartschaften und einer hohen Zahl von Renten für die Kriegsoffer belastet. Von 1913 bis 1925 verdreifachte sich ihr Rentenbestand. Die allgemeinen Voraussetzungen für Aufbau und Ausbau der Sozialversicherung schuf die Stabilisierung der Währung, die speziellen die Einführung eines Umlageverfahrens in der Rentenversicherung; beides geschah 1924.

Diese Sanierungsreform brachte die Rentenversicherung allerdings in eine direkte Abhängigkeit von der Bevölkerungs- und Arbeitsmarktentwicklung und war daher nicht sehr beliebt. Die generelle Abhängigkeit der Rentenfinanzierung von der Sozialproduktentwicklung wurde damals noch nicht so klar gesehen wie heute.

Retter der Sozialversicherung in dieser Zeit war vor allem das als Institution neugegründete Reichsarbeitsministerium, das unter der Führung des Zentrums eine ausgesprochen arbeitnehmerfreundliche Sozialpolitik betrieb.<sup>17</sup>

Trotz der überaus schwierigen wirtschaftlichen Lage waren die Bedingungen für die Republik nicht ungünstig, soweit man die institutionellen Voraussetzungen betrachtete. Die Republik erbt vom Kaiserreich nicht nur die Rechtsordnung und die Institutionen, sondern auch ein professionelles und als vorbildlich gerühmtes Beamtentum. Das gleiche gilt für die Kommunen und Kommunalverbände. Traditionell lag bei ihnen ein Großteil der nun anstehenden Aufgaben (Armen- und Jugendfürsorge, Schaffung von Arbeitsplätzen und Wohnraum, kommunale Gesundheitspolitik, soziale Infrastruktur). Da sie den sozialen Problemen am nächsten waren, regten sich auch dort am ehesten die

---

16 Vgl. dazu: Werner Abelshauer (Hg.): Die Weimarer Republik als Wohlfahrtsstaat. Stuttgart 1987; Christoph Sachße/Florian Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871 bis 1929. Stuttgart 1988, S. 68ff.; Walter Bogs: Die Sozialversicherung in der Weimarer Demokratie. München 1981.

17 Syrup: Sozialpolitik; Rudolf Wissell (Hg.): Deutsche Sozialpolitik 1918–1928. Erinnerungsschrift des Reichsarbeitsministeriums. Berlin 1929.

Kräfte zu ihrer Überwindung. Die freie Wohlfahrtspflege war weiter präsent und in großen Verbänden organisiert.<sup>18</sup>

Die Sozialversicherungen der Arbeiter und Angestellten waren finanziell geschwächt, aber sie waren institutionell intakt. Die Kriegswohlfahrtspflege konnte fortgesetzt werden. Die sozialpolitisch besonders aufgeschlossene „Weimarer Koalition“ (Sozialdemokratie, Zentrum, Deutsche Demokratische Partei) dominierte in der Nationalversammlung. Das Frauenwahlrecht (Art. 22 WRV) gab dieser Richtung eine wesentlich breitere demokratische Legitimation. Auch die Versagung des Wahlrechts für Fürsorgeempfänger war durch Verordnung des Rats der Volksbeauftragten vom 29. November 1918 aufgehoben worden. Die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer wuchs von 3,9 Mio. (1918) auf 13,3 Mio. (1922).<sup>19</sup> Die neue Verfassung vom 11. August 1919 gab dem Reich die Gesetzgebungskompetenz für das „Armenwesen und die Wandererfürsorge“, „die Bevölkerungspolitik, die Mutterschafts-, Säuglings-, Kinder- und Jugendfürsorge“, „das Arbeitsrecht, die Versicherung und den Schutz der Arbeiter und Angestellten sowie den Arbeitsnachweis“ und die „Fürsorge für die Kriegsteilnehmer und ihre Hinterbliebenen“ (Art. 7 WRV). Soweit ein Bedürfnis für den Erlass einheitlicher Vorschriften bestand, hatte das Reich auch die Gesetzgebungskompetenz für die „Wohlfahrtspflege“ (Art. 9 WRV). Zusammen mit den sozialpolitischen Grundzügen teils programmatischen, teils grundrechtlichen Charakters im zweiten Hauptteil der Verfassung (Art. 109, 119, 122, 151, 161, 162, 163 WRV) bildeten diese Normen die verfassungsrechtliche Grundlage für eine breit gefächerte Sozialgesetzgebung, mit der die von Anfang an gefährdete Republik die Bewältigung des Kriegselends, der Inflation und Depression vonseiten der Sozialpolitik in Angriff nehmen konnte.<sup>20</sup>

So gut diese Ausgangsbedingungen erscheinen mochten, so rasch häuften sich die Probleme. Die deutsche Gesellschaft und ihre Politik waren durch Kriegsverlust und außenpolitische Demütigung verstört, die bislang herrschenden Klassen teils gestürzt, teils desorientiert. Die schon seit Ende des 19. Jahrhunderts sich häufenden Symptome geistiger Unruhe und Sinnsuche, ein Indikator für eine krisenhafte Wandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse und des damit verbundenen Lebensgefühls, verdichteten sich nun phasenweise zum Erlebnis von Katastrophen. Die schwierigsten Phasen (1920–1923, 1929–1932) und ihre politischen Abläufe sind von der Wissenschaft intensiv er-

18 Vgl. den Überblick bei Sachße/Tennstedt: *Geschichte der Armenfürsorge*, S. 152–172.

19 Ludwig Preller: *Sozialpolitik in der Weimarer Republik*. Stuttgart 1949, S. 180ff.

20 Friedrich Wilhelm Henning: *Das industrialisierte Deutschland 1914 bis 1976*. 4. Aufl. Paderborn 1978, S. 64ff.; Otto von Büsch/Gerald D. Feldman (Hg.): *Historische Prozesse der deutschen Inflation 1914–1924*. Berlin 1978; Gerald D. Feldman: *Vom Weltkrieg zur Wirtschaftskrise. Studien zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1914–32*. Göttingen 1984.

forscht und beschrieben worden, ebenso die in diesen Phasen realisierte Sozialpolitik.<sup>21</sup>

Krieg und Inflation verschoben die Grundrichtung der Sozialpolitik. Während sie im Kaiserreich primär auf die Industriearbeiterschaft zielte und durch materielle Sicherung zugleich deren politische Befriedung erreichen wollte, deutete schon die konsequente Erweiterung der Sozialversicherung in die Richtung einer allmählich entstehenden Volksversicherung. Diese Tendenz setzte sich aber erst vollständig durch, als in der Nachkriegszeit ganz neue Bevölkerungsgruppen unfreiwillig vom Staat abhängig wurden. Zwischen 1913 und 1924 vervierfachte sich die Zahl der Bedürftigen, und der Bedarf an staatlicher Unterstützung pro Kopf stieg auf das Achtfache.<sup>22</sup> Da die Zahl der Industriearbeiterschaft stagnierte, während Angestelltenschaft und sozial bedürftige Schichten anwuchsen, zeigte sich hier der Übergang von der einfacher gegliederten Klassengesellschaft zur komplexeren modernen Massengesellschaft. In ihr gewannen die Inhaber von Arbeitsplätzen dank verbandlicher Absicherungen eine relativ gefestigte Position, während Arbeitslose und zahlreiche andere Gruppen stufenweise zu „Armen“ wurden, ohne sich in organisierter Form dagegen wehren zu können. Diese Gruppen, die nun auch Wähler waren, konnten durch Verweisung auf die traditionelle Fürsorge nicht zufrieden gestellt werden. Tendenziell und potenziell wurden nun immer breitere Schichten zu Empfängern von Sozialleistungen, was notgedrungen zu einer Verflechtung der verschiedenen Sondersysteme und zu immer feineren Austarierungen von „Gleichheit“ führen musste. Dies ist auch der Grund, warum der Gleichheitssatz des Art. 109 WRV einen außerordentlichen Bedeutungszuwachs erlebte.<sup>23</sup>

Auch andere Politikfelder wurden auf diese Weise vom allgegenwärtigen Gedanken des „Sozialen“ erfasst. Jede politische Maßnahme, die das durch äußere Not zusammengepresste Volk berührte, musste das soziale Element berücksichtigen. So gehörten zur Sozialpolitik und in einem weiteren Sinne zum

---

21 Karl Dietrich Bracher: Die Auflösung der Weimarer Republik. 5. Aufl. Villingen 1971; Charles Kindleberger: Die Weltwirtschaftskrise. München 1973; Horst Möller: Weimar. Die unvollendete Demokratie. 6. Aufl. München 1997; Syrup: Sozialpolitik; Heinrich August Winkler: Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918–1924 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts 9). 2. Aufl. Berlin u. a. 1985; Ders.: Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924–1930 (Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts 10). 2. Aufl. Berlin u. a. 1988; Ders.: Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. 2. Aufl. München 1994; Wissell: Deutsche Sozialpolitik.

22 Sachße/Tennstedt: Geschichte der Armenfürsorge, S. 81.

23 Zusammenfassend Gerhard Anschütz: Die Verfassung des Deutschen Reiches. 14. Aufl. 1933, Art. 109.

Sozialrecht das Reichssiedlungs- und Reichsheimstättengesetz, die gesetzlichen Bestimmungen zum Mieter- und Pächterschutz, zur Beseitigung des Wohnungsmangels, zur Dämpfung des Mietanstiegs sowie der gesamte soziale Wohnungsbau der 1920er und 1930er Jahre<sup>24</sup>. Sozial motiviert in diesem weitesten Sinn war auch die Bekämpfung der Inflation.

Das bedeutet, dass die Sozialpolitik, die unentrinnbar auch Gesellschaftspolitik im großen Stil war, die Achillesferse der jungen Republik war. An ihrer Fähigkeit zur Entschärfung sozialer Konflikte entschied sich das Schicksal des Staates. Das war nicht nur die Konstellation der Jahre nach einem verlorenen Weltkrieg und eines von Unsicherheiten geprägten Neubeginns, sondern entsprach auch einer Langzeitendenz der Entwicklung in den west- und mitteleuropäischen Staaten seit dem 19. Jahrhundert. Die Industrielle Revolution war hier durch die Entfesselung des Kapitalismus und unter großen Menschenopfern der „Sozialen Frage“ in Gang gekommen. Aber der von der „Sozialen Frage“ ausgehende politische Druck und die steigende Produktivität der Industrialisierung erlaubten auch den Aufbau großer kollektiver Sicherungssysteme, den Ausbau des Arbeitsschutzes, die rechtliche Regulierung der Interessengensätze im kollektiven Arbeitsrecht<sup>25</sup>. Auf allen Feldern verließ der Staat seine dürftige Rolle als nur auf die polizeiliche Gefahrenabwehr konzentrierter Wächter und rückte in die Stellung eines umfassenden Garanten ein. Er wurde „Wohlfahrtsstaat“, zunächst noch im Sinne einer Abwehr von Gefahren für den politischen Körper, die diesem von Massenarmut und Klassenkämpfen drohen konnte, dann aber immer mehr als eine mit den gesellschaftlichen Kräften vielfältig verflochtene Agentur zur Verteilung des Nationaleinkommens. Diese Kräfte waren nun in Verbänden organisiert, und sie achteten in Kooperation und Antagonismus mit den Parteien und mit der Ministerialbürokratie vor allem darauf, das Steuerruder der Gesetzgebung in die Hand zu bekommen. Von der Funktionsfähigkeit dieses so gewandelten Staates hing nun alles ab, die politische Aktionsfähigkeit auf der einen und die Produktivität der Wirtschaft auf der anderen Seite<sup>26</sup>.

---

24 Günther Schulz: Perspektiven europäischer Wohnungspolitik 1918–1960, in: Ders. (Hg.): Wohnungspolitik im Sozialstaat. Deutsche und europäische Lösungen. 1918–1960 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 22). Düsseldorf 1993, S. 11–45.

25 Syrup: Sozialpolitik, S. 58–232; Preller: Sozialpolitik, S. 4–85.

26 Vgl. Fritz Blaich: Die Wirtschaftskrise 1925/26 und die Reichsregierung. Von der Erwerbslosenfürsorge zur Konjunkturpolitik. Kallmünz 1977; Ursula Büttner: Weimar. Die überforderte Republik 1918–1933. Leistung und Versagen in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur. Stuttgart 2008, S. 209–267; Hans Mommsen/Dietmar Petzina/Bernd Weisbrod (Hg.): Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik. Verhandlungen des Internationalen Symposiums in Bochum vom 12. bis 17. Juni 1973. Düsseldorf 1974. Dietmar Petzina: Die deutsche Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit. Wiesbaden 1977.

Die Funktionsfähigkeit speziell der großen Sozialversicherungssysteme wiederum war an das Vorhandensein von „Arbeit“ geknüpft. Nur Arbeitsverhältnisse brachten Versicherungsbeiträge, die wieder anderen zugute kommen konnten. Umgekehrt bedeutete Arbeitslosigkeit finanzielle Belastungen und politischen Extremismus. Nicht ohne Grund versprach deshalb die Weimarer Verfassung den besonderen Schutz der Arbeitskraft (Art. 157), ihren umfassenden sozialen Schutz (Art. 157–163) und erklärte, jedem Deutschen solle „die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben“ (Art. 163). Die zentrale Position des Faktors „Arbeit“ zeigt sich auch darin, dass die Organisationen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber seit ihrer umfassenden Anerkennung in der Verfassung (Art. 159, 165 WRV) auch die Beteiligung der Versicherten in der Sozialversicherung beherrschten. „Arbeit“ und „Arbeitslosigkeit“ waren die beherrschenden Themen der Republik. Das führte zur intensiven Umgestaltung des individuellen und kollektiven Arbeitsrechts sowie zur Einführung einer eigenen Arbeitsgerichtsbarkeit. Es berührte mittelbar die Sozialversicherung, deren Grundpfeiler das versicherungspflichtige Arbeitsverhältnis war; so veränderte jede auf den Arbeitsmarkt bezogene Maßnahme auch die Rahmenbedingungen für die akzessorische Sozialversicherung. Schließlich erweiterte sich die klassische Sozialversicherung durch eine kühne Neuerung, ein die Arbeitsvermittlung und eine echte Versicherung gegen Arbeitslosigkeit kombinierendes Gesetz über Arbeitslosenvermittlung und Arbeitslosenversicherung von 1927 (AVAVG).<sup>27</sup> Das Schicksal der Weimarer Republik, so könnte man pointierend sagen, ist die „Arbeit“ geworden. Sie verdankte ihre Entstehung einer mehrheitlich gemäßigten Arbeiterbewegung, und sie scheiterte letztlich an der über die Ufer tretenden Arbeitslosigkeit.

Erstmals gab es nun ein Reichsarbeitsministerium.<sup>28</sup> Es war zuständig auch für das von der Verfassung garantierte „umfassende Versicherungswesen“ unter maßgebender Mitwirkung der Versicherten „zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, zum Schutz der Mutterschaft und zur Vorsorge gegen die wirtschaftlichen Folgen von Alter, Schwäche und Wechselfällen des Lebens“ (Art. 161 WRV). Mit dieser Umschreibung im Verfassungstext waren die vor-

27 Anselm Faust: Von der Fürsorge zur Arbeitsmarktpolitik: Die Errichtung der Arbeitslosenversicherung, in: Werner Abelshauer (Hg.): Die Weimarer Republik als Wohlfahrtsstaat. Stuttgart 1987, S. 260–279; Karl Christian Führer: Arbeitslosigkeit und die Entstehung der Arbeitslosenversicherung in Deutschland 1902–1927 (Beiträge zu Inflation und Wiederaufbau in Deutschland und Europa, Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 73), Berlin 1990; Peter Lewek: Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenversicherung in der Weimarer Republik 1918–1927 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte Nr. 104). Stuttgart 1992.

28 Erlass vom 4. Oktober 1918, RGBI. S. 1231. Vgl. Florian Tennstedt: Das Reichsversicherungsamt und seine Mitglieder – einige biografische Hinweise, in: Entwicklung des Sozialrechts als Aufgabe der Rechtsprechung. Köln u. a. 1984, S. 47ff.

handenen Zweige der Sozialversicherung gemeint, während die „maßgebende Mitwirkung der Versicherten“ 1911 eingeschränkt worden war. Es gab sie „maßgebend“ nur bei der Kranken- und bei der Knappschaftsversicherung, abgeschwächt bei der Invaliden-, bei der Angestelltenversicherung und der Arbeitslosenversicherung, und bei der Unfallversicherung fehlte sie ganz. 1928 allerdings fanden erstmals gemeinsame Sozialwahlen der Arbeiter- und Angestelltenversicherungen sowie der Knappschaftsversicherung statt.<sup>29</sup> Kern der gesetzlichen Grundlagen der Sozialversicherung blieb weiterhin die Reichsversicherungsordnung von 1911, die nach der Inflation überarbeitet und neugefasst wurde.<sup>30</sup> Neben ihr standen das Angestelltenversicherungsgesetz (1911/1924) und das Reichsknappschaftsgesetz (1923).<sup>31</sup> Den einzelnen Zweigen der Sozialversicherung in der Weimarer Republik ist gemeinsam:<sup>32</sup> Die generell gestiegene demokratische Legitimation, die damit gewachsene intensivere Abhängigkeit von Politik und Parteipolitik, die Funktionalisierung der Sozialversicherungen bei der Bewältigung der Kriegsfolgen, der Inflation und der Weltwirtschaftskrise, die Ausweitung des versicherten Personenkreises und der Versicherungsleistungen – mit gegenläufigen Tendenzen hektischer Kürzungen durch Notverordnungen, schließlich die wachsende Verflechtung der Sicherungssysteme zu einem Gesamtsystem kommunizierender Röhren, genannt „Wohlfahrtsstaat“.<sup>33</sup> Letzteres hatte deutliche Schattenseiten im immer unübersichtlicher werdenden Normenbestand der Sozialversicherung. Zu einer grundsätzlichen Neuorientierung kam es nicht, obwohl es Vorschläge hierzu gab. Nicht einmal die nahe liegende Vereinigung von Invalidenversicherung und Angestelltenversicherung ist gelungen. Doch musste unter dem Druck der Verhältnisse das Sozialversicherungsrecht derart oft geändert und nachgebessert werden, dass auch Fachleute resignierten.<sup>34</sup> Das war nicht nur ein Missstand der Praxis, sondern auch ein strukturelles Problem, mit dem die Sozial-

29 Gesetz über die Wahlen nach der Reichsversicherungsordnung dem Angestelltenversicherungsgesetz und dem Reichsknappschaftsgesetz vom 8. April 1927, RGBl. I S. 95; Florian Tennstedt: Geschichte der Selbstverwaltung in der Krankenversicherung. Bonn 1977.

30 Reichsversicherungsordnung i. d. F. vom 15. Dezember 1924, RGBl. I S. 779; Reichsversicherungsordnung (Drittes, Fünftes und Sechstes Buch) i. d. F. vom 9. Januar 1926, RGBl. I S. 9.

31 Angestelltenversicherungsgesetz i. d. F. vom 28. Mai 1924, RGBl. I S. 563; Reichsknappschaftsgesetz vom 23. Juli 1923, RGBl. I S. 431, Neufassung vom 1. Juli 1926, RGBl. S. 369.

32 Friedrich Kleeis: Die Geschichte der sozialen Versicherung in Deutschland (Berlin 1928). Berlin u. a. 1981; Walter Bogs: Die Sozialversicherung in der Weimarer Demokratie. München 1981.

33 Zur Wortgeschichte siehe: Michael Stolleis: Art. Wohlfahrt, in: Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 5 (1998), Sp. 1486–1488; vgl. auch: Eckart Reidegeld: Staatliche Sozialpolitik in Deutschland. Bd. 2: Sozialpolitik in Demokratie und Diktatur 1919–1945. Wiesbaden 2006, S. 43–350; Preller: Sozialpolitik.

34 Ebd., S. 283.

politik bis heute zu kämpfen hat: Ein Rechtssystem mit einem hohen Grad an Unübersichtlichkeit, in das ständig externe politische Impulse eingearbeitet werden (müssen), vermag die Nebenwirkungen auf die Subsysteme, die sich gelegentlich zu Kaskadeneffekten steigern können, nicht mehr abzuschätzen. Dementsprechend arbeitet man mit „probeweiser“ Einführung von Neuerungen, experimenteller Gesetzgebung oder befristeten Regelungen. Entscheidungen werden unter Überspringung unsinnig gewordenen Gesetzesrechts nach preiswerten Faktoren getroffen.

### *Brauns und die Ruhrkrise 1923/24*

Heinrich Brauns ist der Minister mit der längsten Amtszeit in der Weimarer Republik. Er wurde am 27. Juni 1920 von Reichspräsident Friedrich Ebert zum Reichsarbeitsminister ernannt.<sup>35</sup> Die Ernennung wurde am 10. Mai 1921, am 26. Oktober 1921, am 22. Oktober 1922, am 13. April 1923, am 6. Oktober 1923, am 30. November 1923, am 3. Juni 1924, am 15. Januar 1925, am 20. Januar 1926, am 17. Mai 1926 und am 19. Januar 1927 bestätigt.<sup>36</sup> Somit war er in zwölf Kabinetten durchgehend als Reichsarbeitsminister tätig.<sup>37</sup>

Die Niederlage der Weimarer Koalition bei den Reichstagswahlen 1920 betraf auch das Zentrum, und Carl Trimborn wurde mit der Regierungsbildung beauftragt. Nachdem die SPD sich bereit erklärte, ein Minderheitskabinett der Mitte zu tolerieren, schlug Carl Trimborn den Zentrumsabgeordneten Konstantin Fehrenbach als Reichskanzler vor.<sup>38</sup> Innerhalb der Zentrumsfraktion wollten zuerst einige Abgeordnete des demokratischen Flügels, wie Heinrich Brauns, Joseph Wirth, Eugen Bolz und Konstantin Fehrenbach den Auftrag zur Kabinettsbildung zurückgeben.<sup>39</sup> Am 25. Juni konnte Fehrenbach nach schwierigen Verhandlungen mit der DVP sein Kabinett vorstellen. „Die personelle

35 Vgl. Akten der Reichskanzlei (ARK). Weimarer Republik: Das Kabinett Fehrenbach. 26. Juni 1920 bis 4. Mai 1921. Bearb. von Peter Wulf. Boppard 1972, S. XXXI.

36 Vgl. Deuerlein: Brauns, S. 59. „Seine bis 1928 durchgehende Ministertätigkeit in den verschiedensten Kabinetten waren eine Zeichen für seine Qualifikation und seinen Rang als Sozialpolitiker“. ARK Kabinett Fehrenbach, S. XXXII.

37 In der Sekundärliteratur wird die Anzahl der Kabinette, in denen Heinrich Brauns Minister war, unterschiedlich wiedergegeben, sie schwankt zwischen 10 und 14 Kabinetten. 1925/26 war Brauns kurz zusätzlich Minister für die besetzten Gebiete.

38 Vgl. ARK Kabinett Fehrenbach, S. XIV–XX; Rudolf Morsey: Die Deutsche Zentrumsparlei 1917–1923 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 32). Düsseldorf 1966, S. 329–331.

39 „Dr. Brauns: Neuwahlen noch im Jahre 1920 scheinen ihm unvermeidlich. Zentrum solle den Auftrag zur Kabinettsbildung zurückgeben. Es kämen nur drei Möglichkeiten in Frage: 1. Ministerium der Rechten, 2. alte Koalition, wobei die SPD ihre Bedingungen stellen würde, 3. Geschäftsministerium. Zentrum muss Führung ablehnen, falls SPD nicht ihre ablehnende Stellung ändert“. Rudolf Morsey/Karsten Ruppert (Bearb.): Die Protokolle der Reichstagsfraktion der Deutschen Zentrumsparlei 1920–1925 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: 33). Mainz 1981, Nr. 1, S. 4f.

Zusammensetzung des Kabinetts war in mehrfacher Hinsicht sehr heterogen; in ihr spiegelte sich die ganze Vielfalt der politischen Anschauungen und der sozialen Herkunft der Minister vom linken Flügel des Zentrums bis zum rechten Flügel der DVP wider<sup>40</sup>. Das Reichsarbeitsministerium und das Wiederaufbauministerium waren bei der Kabinettsvorstellung noch unbesetzt. Die Ernennung des Reichsarbeitsministers verzögerte sich, weil niemand bereit war, in dieser kritischen Zeit die Verantwortung für die amtliche Sozialpolitik zu übernehmen. Zwei Zentrumspolitiker waren bereits gefragt worden: Adam Stegerwald<sup>41</sup> und Johannes Becker, beide lehnten aber ab, das Amt zu übernehmen.<sup>42</sup> Trimborn schlug nun Heinrich Brauns als Reichsarbeitsminister vor.<sup>43</sup> Vor der Ernennung bemühte sich Fehrenbach, die Zustimmung des Kölner Erzbischof Karl Joseph Schulte<sup>44</sup> zu erhalten<sup>45</sup>. Die Berufung eines katho-

40 ARK Kabinett Fehrenbach, S. XXI.

41 Adam Stegerwald (\* 14. Dezember 1874 in Greußenheim bei Würzburg, † 3. Dezember 1945 in Würzburg). Vgl. Bernhard Forster: Adam Stegerwald (1874–1945). Christlich-nationaler Gewerkschafter, Zentrumspolitiker, Mitbegründer der Unionsparteien (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 41). Düsseldorf 2003.

42 Vgl. Mockenhaupt: Brauns, S. 154; Lothar Roos: Der Sozialkatholizismus und die Sozialpolitik der Zentrumsparterie, in: Günther Rüter (Hg.): Geschichte der christlich-demokratischen und christlich-sozialen Bewegung in Deutschland. 3. Aufl. Bonn 1989, S. 199–218, hier S. 215.

43 „Bezüglich der Verhandlungen über Kabinettsbildung berichtet er [Trimborn], dass er als Arbeitsminister Dr. Brauns vorgeschlagen habe“. Rudolf Morsey/Karsten Ruppert (Bearb.): Die Protokolle der Reichstagsfraktion der Deutschen Zentrumsparterie, S. 10. Siehe auch: Erwin Gatz: Priester als Partei- und Sozialpolitiker, in: Ders. (Hg.): Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die katholische Kirche. Bd. 4: Der Diözesanklerus. Freiburg/Breisgau u. a. 1995, S. 376–398, hier S. 387–389.

44 Karl Joseph Schulte (\*14. September 1871 auf Haus Valbert bei Ödingen, †11. März 1941 in Köln). In Essen ging er zur Schule und der spätere Kardinal Fischer war dort sein Lehrer. Abitur 1891, dann Studium der Theologie in Bonn. Dort wird er am 23. April 1891 Mitglied der CV-Verbindung K.D.St.V. Novesia und somit Bundesbruder von Heinrich Brauns. Wechsel des Studienorts nach Münster. 1895 Priesterweihe. Zuerst Vikar und Religionslehrer, 1901 Repetend am Theologenkonvikt und Priesterseminar in Paderborn, 1903 Promotion zum Dr. theol. in Tübingen; 1905 in Paderborn Professur für Apologetik und Kirchenrecht; 1910 Bischof von Paderborn; 1920 Erzbischof von Köln; 1921 Kardinal. Vgl. Ulrich von Hehl: Karl Joseph Kardinal Schulte (1871–1941), in: Rheinische Lebensbilder. Bd. 9. Hg. von Wilhelm Janssen. Köln 1982, S. 261–274; Bernhard Stasiewski: Karl Joseph Kardinal Schulte, in: 100 Jahre K.D.St.V. Novesia an der Universität Bonn. Eine Festschrift alter und junger Novesen. Hg. von Hans Stercken. Bonn 1963, S. 102–106.

45 In einem Telegramm vom 25. Juni 1920 bat der Reichskanzler den Kölner Erzbischof „dringst und herzlichst“, seine Bedenken zurückzustellen, da keine geeignete Persönlichkeit für das zur Erhaltung des „sozialen Friedens wichtigste Ministerium“ vorhanden sei. Fehrenbach sah keinen Weg, auf Brauns, der „nur aus vaterländischem Pflichtgefühl“ seiner Kandidatur zugestimmt habe, zu verzichten. Auf dieses Drängen hin gab Erzbischof Schulte seinerseits Brauns „Freiheit der Entschließung aus rein vaterländischen Gründen“, bat aber den Reichskanzler, auch die Meinung des Breslauer Fürstbischofs (als

lischen Priesters zum Reichsarbeitsminister war ein Ereignis, das sofort in der Presse thematisiert wurde. Man nannte ihn „Reichsminister von Papstes Gnaden“, einen „Kaplan, der für dieses weltliche Amt erst die Dispens des Papstes einholen musste“, „einen Geschorenen“, der in das sozialistenreine Kabinett einzog<sup>46</sup>. Dass Heinrich Brauns in das Kabinett Fehrenbach berufen wurde, war sicher keine Verlegenheitslösung, denn er hatte sich ja in Zeit der Nationalversammlung den Ruf eines fleißigen, zielstrebigem und energischem Politikers erworben, vor allem auf dem Gebiete der Sozialpolitik.<sup>47</sup>

Das Reichsarbeitsministerium bestand gerade 15 Monate, als das Kabinett Fehrenbach gebildet wurde.<sup>48</sup> In den ersten drei Nachkriegskabinetten unter

---

Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz) einzuholen. Bertram erklärte umgehend telegraphisch sein Einverständnis „mit Belassung freier Entschliebung“ für Brauns. BA R 43 I/1304, Bl. 106, 116–119, 130–132, zitiert nach Morsey: Zentrumsparterie, S. 333 Anm. 24.; vgl. auch: ARK Kabinett Fehrenbach, S. XXXI, Anm. 54.; Astrid Luise Mannes: Reichskanzler Constantin Fehrenbach. Eine Biographie (Subsidia Academica 7). Berlin 2006, S. 219–225.

- 46 Vgl. Hubert Mockenhaupt: Heinrich Brauns (1868–1939), in: Rheinische Lebensbilder (RLB), Bd. 6. Hg. von Bernhard Poll. 2. Aufl. Köln 1982, S. 211–232, hier S. 219.
- 47 Vgl. Mockenhaupt: Weg, S. 164. „Manche waren nicht in der Lage, sich vorzustellen, dass ein katholischer Priester zugleich Reichsminister sein könne. Heinrich Brauns aber blieb während der acht Jahre seiner ministeriellen Amtsführung sehr bewusst Priester und kam mit größter Gewissenhaftigkeit seinem priesterlichen Pflichten nach“. Ebd., S. 165. „Es wurde für die Sozialpolitik der Nachkriegszeit von höchster Bedeutung, dass mit dem damals 52jährigen Brauns ein Mann an die Spitze des Reichsarbeitsministeriums trat, der aus innerster Überzeugung eine Politik des Ausgleichs der Klassengegensätze auf dem Boden des kollektiven Arbeitsrechts, also der gleichberechtigten Mitwirkung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer über ihre Klassenverbände vertrat. [...] Als Zentrumsabgeordneter trat er 1919 in die Nationalversammlung ein. Er wurde auf Grund seiner Fachkenntnisse schon bald ein sozialpolitischer, daneben auch ein politischer Führer seiner Partei. Seine ausgedehnten Kenntnisse und sein politischer Tatwille befähigten ihn aber auch zu einem bis in Einzelheiten spürbaren Leiter des Sozialministeriums“. Preller: Sozialpolitik, S. 247–249; Deuerlein Brauns, S. 84.
- 48 Durch den Erlass vom 21. März 1919, betreffend der Errichtung und Bezeichnung der obersten Reichsbehörden der Weimarer Republik, erhielt das „Reichsarbeitsamt“ die Bezeichnung „Reichsarbeitsministerium“. Das „Reichsarbeitsamt“ hatte auch noch keine lange Geschichte, es war erst auf kaiserlichen Erlass vom 4. Oktober 1918 geschaffen worden. In diesem Erlass wurde bestimmt, dass die sozialpolitischen Angelegenheiten des Reiches, die bisher zum Geschäftsbereich des Reichsschatzamtes gehörten, nun von einer, dem Reichskanzler unmittelbar unterstellten Zentralbehörde unter dem Namen „Reichsarbeitsamt“ bearbeitet werden sollten. In der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 26. Oktober 1918 wurden aus dem Geschäftsbereich des Reichswirtschaftsamtes die Angelegenheiten auf das Reichsarbeitsamt übertragen, die sich auf die Fürsorge für Arbeiter und Angestellte, auf die Verhältnisse des Arbeitsmarktes, auf die Wohlfahrtspflege und sonstige Fragen der Sozialpolitik beziehen. 1918 kamen durch Bekanntmachung des Rates der Volksbeauftragten das ländliche Siedlungswesen sowie 1919 und 1923 durch Verordnungen das gesamte Versorgungswesen. Vgl. dazu: Wissell: Deutsche Sozialpolitik, S. 19–23; Deuerlein: Brauns, S. 85; Rudolf Aufhauser/Manfred H. Bobke/Norbert Wurga: Einführung in das Arbeits- und Sozialrecht der Bundesrepublik Deutschland. Dritte, aktualisierte und erweiterte Aufl. Köln 1994, S. 113f.

den Sozialdemokraten Philipp Scheidemann, Gustav Bauer und Hermann Müller waren die sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer Gustav Bauer und Alexander Schlicke Reichsarbeitsminister gewesen. Ihre Amtszeit war jeweils viel zu kurz, um aus dem neugeschaffenen Ministerium eine funktionierende Behörde zu machen.<sup>49</sup>

Als Brauns das ihm übertragene Amt übernahm, war der Rahmen der Sozialpolitik bereits abgesteckt. Die Zielvorstellung war klar, und es galt nun, die Ausarbeitung der einzelnen Vorlagen voranzutreiben und sie in der Öffentlichkeit und in den parlamentarischen Körperschaften durchzusetzen. Er verstand es „diesem Ministerium Organisationsform und vor allem politisches Gesicht“ zu geben.<sup>50</sup>

Als Reichsarbeitsminister kam Brauns Organisationstalent, welches er in zwanzigjähriger Zugehörigkeit im Führungsteam des Volksvereins bewiesen hatte, zur vollen Entfaltung. An seinen Nachfolger Rudolf Wissell übergab er 1928 ein funktionierendes Ministerium, mit 450 Beamten, Arbeitern und Angestellten. Er ging von Anfang bewusst davon aus, nur die wirkliche Ministerialarbeit in der Zentralstelle zu behalten, alles andere aber durch entsprechende Übereignung der Entscheidungs- und Anordnungsbefugnisse und durch Behördenumgestaltung in sachgemäßer und wirtschaftlicher Form den nachgeordneten Behörden zu übertragen. Dazu gehörten die Reichsversicherungsanstalt, Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und Versorgungsstellen mit 7882 Beamten und 2501 Angestellten und Arbeitern.<sup>51</sup>

Nach kurzer Zeit zeigte sich, dass Heinrich Brauns nicht nur „Fachminister“ war, sondern auch über die Grenzen seines Ressorts hinaus dachte und wirkte. Er fühlte sich mitverantwortlich für die Politik, die die jeweilige Reichsregierung und somit er als einer ihrer Minister, vertrat. Der parteilose Hans Luther, Reichskanzler in zwei Kabinetten vom 15. Januar 1925 bis zum 17. Mai 1926, charakterisierte die Tätigkeit Brauns im Kabinett, zu dessen fünfjährigem Amtsjubiläum mit den Worten: „Die Eingeweihten aber sind unterrichtet, wie schwer Ihre Stimme in den großen Fragen der allgemeinen Politik in allen Kabinetten, denen Sie angehört haben, stets gewogen hat und wie entscheidend oft Ihr Wort war.“<sup>52</sup>

Acht Jahre hindurch war Heinrich Brauns ununterbrochen Mitglied der Reichsregierungen. Zwölfmal wurde er zum Reichsarbeitsminister ernannt.

---

49 Gustav Bauer war vom 13. Februar bis 21. Juni 1919 und Alexander Schlicke vom 21. Juni 1919 bis zum 27. Juni 1920 Reichsarbeitsminister.

50 Deuerlein: Brauns, S. 46. Vgl. zur Festlegung der Zielsetzung der Sozialpolitik: Helga Timm: Die deutsche Sozialpolitik und der Bruch der großen Koalition im März 1930. Düsseldorf 1982, S. 9–11; Syrup: Sozialpolitik, S. 233–236.

51 Vgl. Wissell: Deutsche Sozialpolitik, S. 23–37; Mockenhaupt: Weg, S. 167.

52 Brief Luther an Brauns, 27. Juni 1925, NBW Nr. 401, S. 28f., zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 234.

Man nannte ihn schließlich „Heinrich den Ewigen“ und „wertbeständigster Minister“.<sup>53</sup>

Sein Einfluss in den Kabinetten mag sich dadurch verstärkt haben, dass Reichspräsident Ebert ihn sehr schätzte und dass ihm von allen Reichskanzlern, besonders von Wilhelm Marx, Gustav Stresemann und Hans Luther, großes Vertrauen entgegengebracht wurde.

In so mancher Krisensituation wurde Brauns Vermittler für die Zentrumsfraktion und das Reich. Nach der Beendigung des Kapp-Putsches erklärte das Reichskabinett Bauer am 26. März seinen Rücktritt. Außenminister Hermann Müller erhielt den Auftrag zur Regierungsbildung und stellte am nächsten Tag sein Kabinett vor. Das Zentrum sollte den Reichsfinanz- und Reichsschatzminister im Kabinett stellen. So bot die Fraktion Joseph Wirth das Schatzministerium an, nachdem Eugen Bolz es abgelehnt hatte.<sup>54</sup> Wirth wehrte sich entschieden gegen das Schatzamt und verlangte das Finanzministerium. Die Fraktion redete auf ihn ein und setzte ihn moralisch unter Druck, worauf Wirth unter Protest die Sitzung verließ. „Zum Schluss gelang es aber doch noch, ihn umzustimmen. Der Hauptverdienst lag bei Heinrich Brauns, dem baldigen Arbeitsminister im Priesterkleid. Dieser selbstlose und große Vertreter des Sozialkatholizismus hatte aufgrund seiner ausgezeichneten Menschenkenntnis schnell erfasst, dass sich der für Schmeicheleien empfängliche Wirth gegen einen Kniefall kaum wehren konnte. Mit dieser Waffe erreichte er nach einem Gespräch unter vier Augen schließlich doch noch Wirths feste Zusage für das Schatzamt.“<sup>55</sup>

Im Mai 1921 befand sich das Reich erneut in einer außenpolitischen Krisenlage. Die Regierungen der Entente hatten an Berlin ein Ultimatum gerichtet. Das Deutsche Reich sollte sich zur Zahlung von 132 Milliarden Goldmark an Reparationen verpflichten, die rückständigen Reparationsschulden endlich entrichten und die Kriegsverbrecher verurteilen, andernfalls werde man unverzüglich das Ruhrgebiet besetzen. In dieser schweren Situation trat das Kabinett

53 Ebd. „Das für die Weimarer Verhältnisse außergewöhnliche lange Verbleiben von Brauns an der Spitze des gleichen Ressorts führte dazu, dass ihn die Zeitgenossen [...] als ‚Heinrich den Wertbeständigen‘ apostrophierten“. Deuerlein: Brauns, S. 50. „‚Heinrich der Wertbeständige‘, der gerade acht Jahre Reichsarbeitsminister war, bis jetzt dienstältester Reichsminister, [...]“. Gestalten Rings um Hindenburg. Führende Köpfe der Republik und die Berliner Gesellschaft von Heute. Dritte Aufl. Dresden 1930, S. 51. „Viele konnten sich das Reichsarbeitsministerium nicht ohne Dr. Brauns vorstellen. Sie nannten ihn scherzhaft ‚Heinrich den Ewigen‘, ‚Heinrich den Wertbeständigen‘ oder ‚Minister auf Lebenszeit‘. Mockenhaupt: Heinrich Brauns, S. 220; vgl. auch Mockenhaupt: Brauns, S. 148.

54 Vgl. Morsey: Zentrumsparlei, S. 307.

55 Heinrich Küppers: Joseph Wirth. Parlamentarier, Minister und Kanzler der Weimarer Republik (Historische Mitteilungen: Beiheft 27). Stuttgart 1997, S. 82; Ulrike Hörster-Phillips: Joseph Wirth 1879–1956. Eine politische Biographie (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 82). Paderborn u. a. 1998, S. 74.

Fehrenbach zurück.<sup>56</sup> Aussichtsreichster Kandidat für eine Koalitionsregierung Weimarer Prägung war Joseph Wirth. Brauns hingegen versuchte, den Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer für eine Kandidatur zu gewinnen.<sup>57</sup> Die Bemühungen Brauns waren umsonst, die Mehrheit der Fraktion sprach sich unter dem Druck des Londoner Ultimatums für Wirth als Reichskanzler aus.<sup>58</sup>

Vor der Krise 1923/24 war die wirtschaftliche Ausgangslage sehr günstig. Im Jahr 1922 war ein starker konjunktureller Aufschwung spürbar, es wurde fast wieder Vollbeschäftigung erreicht. Scheinbar war die deutsche Wirtschaft wieder erstartet und stabil.<sup>59</sup> Aber die deutsche Mark verlor aufgrund der hohen Deviseneinkäufe für die Reparationsleistungen an Wert. In Deutschland war die Produktion und damit das Angebot für die Verbraucher nicht groß genug, was zu verstärkten Einfuhren führte. Die Währung geriet unter Druck, und die Staatsverschuldung wuchs.<sup>60</sup>

Nachdem Deutschland mit seinen Sachleistungen für die Reparationszahlungen in Rückstand geraten war, besetzten belgische und französische Truppen das Ruhrgebiet. Im Ruhrgebiet wurde durch den passiven Widerstand ver-

---

56 Vgl. Morsey: Zentrumspartei, S. 379–381.

57 „Inzwischen hatten jedoch am Abend des 9. Mai, auf Drängen von Brauns und zusammen mit ihm die Abgeordneten Stegerwald, Kaas und ten Hompel versucht, [...], Konrad Adenauer, zur Annahme der Reichskanzler-Kandidatur zu bewegen“. Morsey, Zentrumspartei (wie Anm. 14), S. 382. Vgl. auch: Hugo Stehkämper: Konrad Adenauer und das Reichskanzleramt während der Weimarer Zeit, in: Ders. (Hg.): Konrad Adenauer. Oberbürgermeister von Köln. Festgabe zum 100. Geburtstag ihres Ehrenbürgers am 5. Januar 1976. Köln 1976, S. 405–431; Hans-Peter Schwarz: Adenauer. Der Aufstieg 1876–1952. Stuttgart 1986, S. 252.

58 Vgl. Morsey: Zentrumspartei, S. 383; Küppers: Joseph Wirth, S. 104–109; Hörster-Phillips: Joseph Wirth, S. 98–115.

59 „Aber war nicht das Jahr 1922 trotzdem ein Jahr wirtschaftlicher Erholung? In dieser Zeit blühten ja Handel und Industrie. Die Erwerbslosenziffern sanken zeitweilig unter den normalen Friedensstand! – Leider war das alles nur eine Scheinblüte der Wirtschaft. Sie fußte auf der Inflation [...], ferner auf der Tatsache, dass die Kaufkraft der Mark im Inlande damals noch eine größere war als im Auslande. Alles schaute deshalb auch schon damals nach Rettung aus und suchte dies zunächst in einer Lösung der Reparationsfrage und in ausländischer Kredithilfe“. Heinrich Brauns: Wirtschaftskrise und Sozialpolitik, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 108–114, hier S. 109.

60 „Schließlich war es nicht mehr zu verkennen, dass infolge der Deviseneinkäufe zu Reparationszwecken die deutsche Mark derart entwertet wurde, dass die Zahlungsunfähigkeit Deutschlands drohte und jegliche Reparation unmöglich wurde. [...] Unsere heutige Wirtschaft krankt vor allem daran, dass wir mehr brauchen und verbrauchen als wir erzeugen. Das kommt von der allgemeinen Erschöpfung durch Krieg und Revolution. Es kommt mehr noch von den Folgen des Versailler Vertrages. [...] Die schwebenden Schulden des Reichs werden heute sicher nicht weit von 250 Milliarden Papiermark entfernt sein“. Heinrich Brauns: Zur politischen Lage 1922, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 74–88, hier S. 75–77.

sucht, die Besatzer zu vertreiben, was allerdings misslang, im August 1923 wurde der passive Widerstand aufgegeben.<sup>61</sup>

Eine zentrale Bedeutung im Widerstand an der Ruhr hatten die Arbeiter und damit ihre Interessensorganisation, die Gewerkschaften. Bald jedoch versuchte die Regierung in Berlin den Ruhrkampf zu koordinieren und zu kontrollieren. Es kam somit zu Kontakten zwischen den Gewerkschaften und den Regierungsvertretern. Als Repräsentant der Regierung hatte das Reichsarbeitsministerium, und somit Heinrich Brauns, diese Kontaktfunktion.<sup>62</sup> Den maßgebenden Einfluss der Arbeiterorganisationen auf die Arbeiter im Ruhrkampf honorierte die Regierung in Berlin mit finanziellen Unterstützungen zum Überleben der Gewerkschaften.<sup>63</sup> Je länger der Ruhrkampf dauerte und je mehr Opfer an Blut und Geld er forderte, desto lauter wurden die Stimmen, die forderten, nach Verhandlungsmöglichkeiten Ausblick zu halten. „Als einer der ersten Warner trat Reichsarbeitsminister Brauns hervor, der [...] für eine ‚mittlere Linie‘ plädierte und aus dem passiven Widerstand kein System gemacht wissen wollte“.<sup>64</sup> Die Aussichten auf einen erfolgreichen Widerstand gegen die Franzosen verschwanden. Trotzdem wollte Reichskanzler Wilhelm Cuno den Ruhrkampf nicht aufgeben. Daraufhin verbanden sich die Gewerkschaften und Heinrich Brauns gegen Cuno, um über Aufgabebedingungen zu verhandeln.<sup>65</sup>

Nach einer dadurch bedingten Regierungskrise wurde unter dem neuen Reichskanzler Gustav Stresemann der Ruhrkampf einseitig abgebrochen, wobei es auf diesen Abbruch keine Reaktion von französischer Seite gab.

Die wirtschaftlichen Folgen des Ruhrkampfes, die steigende Inflation und eine hohe Staatsverschuldung brachten langsam die gesamte Wirtschaft zum

61 „Aber das Geschick lief anders. Die bald folgende Pariser Konferenz brachte uns plötzlich, trotz aller unserer Bemühungen, zu Verhandlungen zu kommen, den Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet. Damit kam der passive Widerstand an Rhein und Ruhr, ein erbitterter Kampf, der sich über ein halbes Jahr hinzog und, nachdem er von deutscher Seite aufgegeben war, in umgekehrter Richtung mit anderen Mitteln von Frankreich fortgeführt wurde“. Heinrich Brauns: Wirtschaftskrise und Sozialpolitik, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 109. Vgl. auch: Ulrich von Hehl: Wilhelm Marx 1863–1946. Eine politische Biographie (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 47). Mainz 1987, S. 226–244.

62 Vgl. Michael Schneider: Die Christlichen Gewerkschaften 1894–1933 (Politik- und Gesellschaftsgeschichte 10). Bonn 1982, S. 523; Deuerlein: Brauns, S. 60f.

63 „Auch die Kassen der Gewerkschaften wurden durch die Geldentwertung geleert. Die Franzosen beschlagnahmten nicht nur alle öffentlichen Gelder, sondern suchten auch die Geldtransporte aus den unbesetzten Gebieten zu kapern. Dem Geldtransport und der Verteilung unterzogen sich die Gewerkschaften und ihre Führer unter der Leitung des Arbeitsministers Dr. Brauns mit großer Hingabe“. Otto Geßler: Reichswehrpolitik in der Weimarer Republik. Hg. von Kurt Sendtner. Stuttgart 1958, S. 245.

64 Morsey: Zentrumspartei, S. 510.

65 Vgl. Uwe Oltmann: Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns in der Staats- und Währungs-krise 1923/24. Die Bedeutung der Sozialpolitik für die Inflation, den Ruhrkampf und die Stabilisierung. Phil. Diss. Kiel 1969, S. 364; Morsey: Zentrumspartei, S. 513f.

Erliegen. Die wirtschaftlichen Grundlagen in Form eines Warenaustausches gegen Geld und eine handlungsfähige Regierung waren noch nicht vorhanden. Vom Ausland wurden keine Kredite mehr gewährt, die diesen Zustand hätten überbrücken können.<sup>66</sup> Trotz ungeklärter außenpolitischer Lage wurde versucht, eine Wiederbelebung und Stabilisierung der wirtschaftlichen Situation aus eigener Kraft zu erreichen.<sup>67</sup>

Um dieses Ziel anstreben zu können, erhielt die Regierung unter Leitung von Gustav Stresemann ein Ermächtigungsgesetz (14. Oktober 1923)<sup>68</sup>, da nur noch darin die Möglichkeit gesehen wurde, zu einer Lösung zu kommen. Um den wirtschafts- und sozial-politischen Neuanfang in Gang zu setzen, schärfte Brauns zunächst seine Instrumente der staatlichen Intervention. Da war zum einen die Schlichtungsverordnung vom 30. Oktober 1923. Sie führte zwar nicht die „Zwangsschlichtung“ und den „Zwangstarif“ ein, wie gelegentlich in der Literatur zu lesen ist – beides existierte bereits seit 1919 –, doch der „Alleinentscheid“ des Schlichters und die Möglichkeit, dass die staatlichen Organe auch gegen den Willen der Tarifparteien eingreifen konnte, erregte den Unmut von Arbeitgebern und Gewerkschaften. Namentlich die Unternehmer protestierten heftig gegen den „Tarifzwang“, hatten sie doch von der gesetzlichen Neuregelung erhofft, Arbeitsverträge auch allein mit ihrer Belegschaft im Rahmen einer „Werksgemeinschaft“, also Betriebsvereinbarungen abschließen zu können. Das hätte den Anfang vom Ende des 1918/19 geschaffenen Tarifwesens bedeutet, wie die Gewerkschaften zu Recht befürchteten.<sup>69</sup>

---

66 „Der völlige Zusammenbruch der deutschen Volkswirtschaft im Spätherbst des Jahres 1923 war die unausbleibliche Folge. Er kennzeichnete sich vor allem durch den Zusammenbruch der Währung. Bis November stieg der Dollar auf Grund des inländischen Zwangskurses auf 4,2 Billionen Papiermark, im Ausland auf mehr als 8 Billionen Papiermark. [...] Die Mark war als Werterhaltungsmittel unbrauchbar geworden. Im Auslandsverkehr war sie unverkäuflich, [...] Im Oktober 1923 sanken die Eingänge an Reichssteuern auf 23,9 Millionen Goldmark herunter. Dagegen stieg die schwebende Schuld des Reiches aus diskontierten Schatzanweisungen. Sie betrug Ende 1922 rund 1 ½ Billionen Mark, Ende Mai 1923 10 ¼ Billionen Mark, am 15. November 1923 dagegen 191,6 Trillionen Mark (191,60000000000000000000000000000000 Mark). Zeitweilig war das Reich nicht mehr in der Lage, die Beamtengelder zu zahlen, nicht einmal die Notenpresse konnte dem Bedarf nach Geldzeichen genügen. [...] Dem Steigen der Preise auf der einen Seite entsprach das Sinken der Kaufkraft aller Lohn- und Gehaltsempfänger auf der anderen Seite. Im Oktober 1923 betrug die Kaufkraft des Wochenlohnes eines gelernten Metallarbeiters nur noch 37 Prozent der Kaufkraft des Jahres 1913. So musste schließlich sowohl das Ausland wie das Inlandsgeschäft der deutschen Wirtschaft völlig erstarren. Die Lage war verzweifelt“. Heinrich Brauns: Wirtschaftskrise und Sozialpolitik, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 110f.

67 Vgl. Uwe Oltmann: Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns in der Staats- und Währungs-krise 1923/24. Die Bedeutung der Sozialpolitik für die Inflation, den Ruhrkampf und die Stabilisierung. Kiel 1969, S. 538.

68 Vgl. Winkler: Revolution, S. 627–639; Timm: Die Deutsche Sozialpolitik, S. 23.

69 Vgl. Gerald D. Feldman/Irmgard Steinisch: Notwendigkeit und Grenzen sozial-staatlicher Intervention. Eine vergleichende Fallstudie des Ruhrstreiks in Deutschland und des

Da war zum anderen die Arbeitszeitverordnung vom 21. Dezember 1923, die zum Jahreswechsel 1924 in Kraft trat. Sie hielt zwar grundsätzlich am Achtstundentag fest, ermöglichte aber eine Arbeitszeitverlängerung um zwei auf zehn Stunden täglich, die nicht als Überstunden vergütet werden sollten. Damit war das seit November 1918 gesetzlich garantierte Prinzip des Achtstundentages durchlöchert. Auch diese Verordnung löste bei den Tarifparteien einen Sturm der Entrüstung aus: Der einen ging sie zu weit, der anderen nicht weit genug.<sup>70</sup>

Reichsarbeitsminister Brauns verfolgte mit beiden Verordnungen eine schwierige Kompensationstaktik. Den Widerstand der Unternehmer gegen die Schlichtungsverordnung, die die Arbeitgeber an das Tarifvertragssystem band, versuchte er mit der Arbeitszeitverordnung zu hintergehen. Umgekehrt sollten die Gewerkschaften mit der Schlichtungsverordnung für die Verwässerung des Achtstundentags gewonnen werden, denn die Schlichtungsverordnung ermöglichte es, die geschwächte Stellung der Gewerkschaften gegenüber den Unternehmern zu stabilisieren. Brauns hatte ohne Zweifel politisch klug taktiert, lief allerdings Gefahr, sich zwischen alle Stühle zu setzen, denn die letzte Entscheidung über die Gültigkeit der beiden Verordnungen versuchten die Tarifparteien mit einer Machtprobe zu fällen.<sup>71</sup> Er hatte sich die Gegnerschaft beider Verbände zugezogen. Zwar konnte er als Erfolg angeben, die Reichseinheit und das Weimarer System bewahrt zu haben, aber der Preis war eine innenpolitische Radikalisierung.<sup>72</sup> So gewannen bei der Wahl am 4. Mai 1924 die radikalen linken wie rechten Parteien.<sup>73</sup> Brauns kann der Mut nicht abgesprochen

---

Generalstreiks in England, in: Archiv für Sozialgeschichte 20 (1980), S. 57–117, hier S. 62f.; Hans-Herrmann Hartwich: Arbeitsmarkt, Verbände und Staat 1918–1933. Die öffentliche Bindung unternehmerischer Funktionen in der Weimarer Republik (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 23), Berlin 1967, S. 23–42; Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 6: Die Weimarer Reichsverfassung, Stuttgart u. a. 1981, S. 1134–1137; Oltmann: Brauns, S. 276–278; Johannes Bähr: Sozialer Staat und industrieller Konflikt. Das Schlichtungswesen zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise, in: Werner Abelshauser (Hg.): Die Weimarer Republik als Wohlfahrtsstaat. Zum Verhältnis von Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Industriegesellschaft (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 81). Stuttgart 1987, S. 185–203, hier S. 191f.

70 Vgl. Gerald D. Feldman/Irmgard Steinisch: Die Weimarer Republik zwischen Sozial- und Wirtschaftsstaat. Die Entscheidung gegen den Achtstundentag, in: Archiv für Sozialgeschichte 18 (1978), S. 353–439, hier S. 406–408; Winkler: Revolution, S. 681–684. Michael Schäfer: Heinrich Imbusch. Christlicher Gewerkschaftsführer und Widerstandskämpfer. München 1990, S. 136–142.

71 Vgl. Oltmann: Brauns, S. 188–190; Feldman/Steinisch: Weimarer Republik, S. 353–439.

72 Vgl. Oltmann: Brauns, S. 360–362.

73 Vgl. ebd., S. 352–370; Karsten Ruppert: Im Dienst am Staat von Weimar. Das Zentrum als regierende Partei in der Weimarer Demokratie 1923–1930 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 96). Düsseldorf 1992, S. 53–61; Michael Stürmer: Koalition und Opposition in der Weimarer Republik 1924–1928 (Beiträge zur

werden, sich den Problemen zu stellen. Seine persönliche Integrität und die Lauterkeit seiner politischen Ziele können nicht in Zweifel gezogen werden.<sup>74</sup> Ob aber sein Eingreifen als glücklich und günstig für die Republik bezeichnet werden kann, muss vorsichtig beurteilt werden. Die Emotionen der Arbeiter hatte er nicht mitbedacht. Sein Handeln war logisch und konsequent, aber es blieb z. B. bei den Gewerkschaften das Gefühl, übervorteilt worden zu sein, und dieses Gefühl blieb prägend für die weitere Auseinandersetzung. Ein solches Empfinden kann durch rationale Argumente nicht aufgefangen werden, es ist aber auch nicht durch eine Schlichtungsverordnung zu beseitigen.

### *Grundzüge seiner Sozialpolitik als Reichsarbeitsminister*

In einer Übersicht, die Heinrich Brauns 1926 über die Sozialpolitik der vergangenen Jahre gab, nannte er sieben Bereiche, in denen wesentliche Fortschritte erzielt worden seien: Arbeitsrecht, Arbeitsmarktpolitik, Arbeiterschutz, Sozialversicherung, Fürsorgerecht, Versorgungswesen und Wohnungs- und Siedlungswesen.<sup>75</sup>

Während der Amtszeit von Brauns wurden mehr als 120 Gesetze sozialpolitischen Inhalts vom Reichstag verabschiedet. Hinzu kamen etwa 300 Verordnungen und andere offizielle Verlautbarungen, die unmittelbar vom Reichsarbeitsminister erlassen wurden.<sup>76</sup> Zu den wichtigsten Gesetzen gehörten das Arbeitsgerichtsgesetz, das am 23. Dezember 1926 verabschiedet wurde, und das Gesetz über die Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung vom 16. Juli 1927 und die Verordnung über die Reichsfürsorgepflicht vom 13. Februar 1924. Durch sie wurde das heutige Sozialhilferecht grundgelegt.<sup>77</sup>

Die soziale Gesetzgebung von Heinrich Brauns wurde durch den Gedanken einer partnerschaftlichen Beziehung geprägt. Er wollte einen Ausgleich zwischen den Klassen, keinen Klassenkampf, sondern eine Arbeitsgemeinschaft.<sup>78</sup> Das Kernproblem dieser Gemeinschaft liegt im zwischenmenschlichen Verhal-

---

Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 36). Düsseldorf 1967, S. 41–49.

74 Vgl. Oltmann: Brauns, S. 371.

75 Vgl. Mockenhaupt: Weg, S. 185.

76 Vgl. ebd., S. 185–222; Syrup: Hundert Jahre Staatliche Sozialpolitik, S. 551–566.

77 Vgl. Aufhäuser: Einführung, S. 24f.; Hubert Mockenhaupt: Christliche Wertpositionen in der Sozialpolitik. Das bleibende Verdienst von Heinrich Brauns (Kirche und Gesellschaft, Nr. 146). Köln 1988, S. 5f.; Roos: Sozialkatholizismus, S. 216.

78 „Solange aber beide Teile an Verhandlungen über das Arbeitsverhältnis wie an einem Schachergeschäft herantreten, bei dem der eine möglichst wenig nachgeben, der andere möglichst viel fordern will und nicht von vornherein auch die Bedürfnisse der Gegenseite in Rechnung stellt, fehlt es an der rechten seelischen Einstellung zu einer wirklichen Arbeitsgemeinschaft und einem rechten Verhältnis von Mensch zu Mensch“. Heinrich Brauns: Die Arbeitnehmer in Staat und Wirtschaft der Nachkriegszeit, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 117–128, hier S. 127.

ten, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer.<sup>79</sup> Die Beziehung wurde bis dahin immer durch ein großes Misstrauen bestimmt, das Brauns durch seine Sozialpolitik beheben wollte, indem er die Arbeiter zu Personen gleichen Rechts machte. Im Kaiserreich waren sie, nach Brauns, Proletarier, die sich als Menschen umschreiben lassen, welche durch Existenzunsicherheit und durch eine mindere Rechtsstellung gegenüber den übrigen Staatsbürgern gekennzeichnet waren. Deshalb hatten sich die Proletarier zu Recht als eine degradierte Klasse von Menschen gefühlt, aber dieses berechtigte nicht, nach Behebung des Missstandes, welches Brauns Ziel war, weiter die Klassenkampffideologie zu konservieren.<sup>80</sup>

Brauns Sozialpolitik bezog sich nicht nur auf diese beiden Verbände, da er versuchte, alle Staatsbürger mit seiner Politik zu erreichen. Dabei machte er den Versuch, ein soziales Netz aufzubauen. Er schlug den Weg in Richtung „Wohlfahrtsstaat“ ein, in dem der Mensch sowohl in sozialer wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht anerkannt werden sollte. Er entwickelte eine Konzeption, in der der Mensch im Mittelpunkt steht. Dieser darf aber nicht als isoliertes Subjekt im Sinne des Individualismus, sondern muss als ein auf die Gesellschaft hingeeordnetes Wesen verstanden werden.<sup>81</sup> Das Individuum kann nie in der Gemeinschaft aufgehen, aber auch nicht ohne sie auskommen. Die Spannung zwischen Kollektivismus und Individualismus bleibt also unaufhebbar bestehen.

79 „Der Reichstag hat für diese Zusammenhänge volles Verständnis bewiesen und nicht nur für die volkswirtschaftliche Förderung, sondern auch für soziale und staatsbürgerliche Schulung, insbesondere der Arbeitnehmer, nicht unbeträchtliche Mittel ausgeworfen. [...] Wenn wir die Lösung der sozialen Probleme so anfassen und diese Einstellung zum Gemeingut der Bevölkerung machen, können wir gesunden und darf auch die Arbeiterschaft auf neuen Aufstieg hoffen“. Ebd., S. 128.

80 „Aber was ich Ihnen und mir wünsche, ist, dass dieses Ringen nicht mehr ein ständiger Kampf gegen die drängenden Augenblicksnöte sein muss, dass es sich nicht mehr allein auf die Sicherung der notwendigen und selbstverständlichen Lebensbedürfnisse, [...] sondern dass es in steigendem Maße möglich sein möchte, menschliche Bedürfnisse höherer Art, sagen wir kulturelle Bedürfnisse, zum Gegenstand der Sozialpolitik zu machen. [...]“. Heinrich Brauns: Die Zentrumspartei nach 1918, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 141–146, hier S. 141. „Vor dem Kriege war die deutsche Sozialpolitik nur ein Stück Innenpolitik [...]. Seit Oktober 1918 ist für sie ein besonderes Ministerium geschaffen. Das war nicht bloß ein Bedürfnis der neuen parlamentarischen Regierungsform, es war vielmehr eine gewollte stärkere Betonung des Sozialen. [...] Im Gegensatz zu der Sozialpolitik vor dem Kriege ist die Sozialpolitik des letzten Jahrzehnts zum Kern der sozialen Frage vorgedrungen. [...] Was aber eigentlich den Proletarier ausmachte, war wirtschaftlich gesehen doch die Unsicherheit seiner Existenz und politisch gesehen seine mindere Rechtsstellung in Staat und Gesellschaft, sowohl als Einzelperson wie als Stand, ein Zustand, der sich im Arbeitsverhältnis, in der ganzen Lebenshaltung der Arbeiter, im gesellschaftlichen Leben und in der Staatsordnung und Staatsverwaltung tagtäglich übel bemerkbar machte [...]“. Heinrich Brauns: Neue Wege der Sozialpolitik, in: Wissell: Deutsche Sozialpolitik, S. 1–11, hier S. 1–3. Vgl. auch: Roos: Sozialkatholizismus, S. 212f.

81 Vgl. Mockenhaupt: Existenz, S. 329.

Die dadurch bedingte Verantwortung für die Gemeinschaft ist nach Brauns Auffassung nicht auf eine Gruppe zu delegieren, sondern muss von allen Mitgliedern getragen werden. Daher war die Mitwirkung der Arbeiter u. a. in der Politik wie auch in der Wirtschaft ein Aufgabenbereich, in dem die gemeinsame Verantwortung aller Gesellschaftsschichten für das Gemeinwohl erwiesen werden sollte. Diese Gedanken der gemeinsamen Verantwortung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern setzte Brauns gegen das Sozialisierungskonzept, bei der eine Gruppe einseitig die Gesamtwirtschaft leitete. Er sah in der Sozialisierung die bloße Umkehr der Verhältnisse; die vorher Unmündigen bevormunden die vorher herrschenden Arbeitgeber.<sup>82</sup>

Brauns achtete darauf, dass bei seinem Konzept nicht die Arbeiter ausgenutzt wurden. So hatte er nicht nur für die Anerkennung ihrer Interessenverbände gesorgt, sondern hatte u. a. das Betriebsrätegesetz und das Schlichtungswesen, welches ja der Regierung eine „Schiedsrichterfunktion“ geben sollte, durchgesetzt sowie die Regelung, dass bei Überstunden ein Zuschlag zum normalen Lohn gezahlt werden musste.<sup>83</sup>

Das Grundkonzept der Sozialpolitik Heinrich Brauns lässt sich am besten im Vergleich der Sozialgesetzgebung vor und nach dem Krieg zeigen. Heinrich Brauns benutzte diesen Vergleich selber, um seinen Ansatz zu verdeutlichen.

Heinrich Brauns teilte die Sozialgesetzgebung vor dem Kriege in vier Phasen ein. Zum einen ging es um die Schaffung des Sozialversicherungswesens, also eine Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung durch Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck im Zeitraum von 1883–1889. Als Motivation für diese Initiative sah Brauns das Staatsinteresse, da der Staat gesunde Menschen für den Krieg brauchte, und innenpolitische Spannungen in Folge sozialer Konflikte abgebaut werden sollten. Die Maßnahmen beschränkten sich deshalb auf eine staatliche Fürsorge für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit. Dabei wurden die Industriearbeiter nicht als volle Staatsbürger angenommen, sondern es wurde nur aus einer patriarchalischen Haltung heraus gehandelt, wie

---

82 „Es lag nahe, dass manche in den Tagen der Revolution die Lösung der Probleme zuvörderst im Sozialismus suchten. Der Ausdruck dieser Bestrebungen war die Einsetzung der Sozialisierungskommission. Aber abgesehen von der grundsätzlichen Einstellung zu der Vergesellschaftung der Produktionsmittel musste man bald einsehen, dass die Zeiten dafür wenig geeignet waren. Die Sozialisierungskommission stellte ihre Arbeiten sehr bald ein, und die Gesetzgebene Versuche dieser Art, die nicht einmal eine eigentliche Sozialisierung waren, nicht hinaus. Es blieb demnach nichts anderes übrig als den Arbeitnehmern eine bessere Rechtslage und eine größere Sicherheit ihrer Existenz auf dem Boden der kapitalistischen Ordnung zu verschaffen. Damit war der sozialpolitischen Entwicklung der Nachkriegszeit der Weg gewiesen“. Heinrich Brauns: Neue Wege der Sozialpolitik, in: Wissell: Sozialpolitik, S. 1–11, hier S. 3.

83 Vgl. Erich Eyck: Geschichte der Weimarer Republik. Bd. 2: Von der Konferenz von Lorcarno bis zu Hitlers Machtübernahme. Erlenbach u. a. 1956, S. 177f. Winkler: Schein; Ders.: Weimar.

sich an den Sozialistengesetzen deutlich sehen ließ. Einerseits kam man ihnen im sozialen Bereich entgegen, andererseits wurden sie politisch bekämpft.<sup>84</sup>

In der zweiten Phase um 1890 wurde durch die Gesetzgebung Arbeitsschutz, Sonntagsruhe, Arbeitszeit, Frauen- und Kinderarbeit geregelt, aber die Arbeitsverträge blieben nach wie vor frei, also individuell aushandelbar.

Danach folgte der dritte Punkt um 1897, die Übertragung der Sozialgesetze vom industriellen auf den handwerklichen Bereich. In der letzten Phase, vor dem Krieg, wurden die Sozialleistungen reduziert und es gab kein Mitspracherecht der Arbeiter und auch keine Anerkennung ihrer Gewerkschaften als Tarifpartner.<sup>85</sup>

Braun stellte fest, dass es vor dem Krieg in der Sozialversicherungsgesetzgebung im Wesentlichen um den Schutz des Arbeiters für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit ging. Aber die Sozialgesetzgebung kam nicht über die „Fürsorge“ hinaus. Man war von der Einsicht, den Arbeiter als gleichwertigen Menschen zu akzeptieren, noch weit entfernt. Brauns konnte so nur resümieren, dass die richtigen Ansätze auf halbem Wege stecken blieben.<sup>86</sup>

Zu beachten ist bei dieser Darstellung, dass Heinrich Brauns die Vorkriegsgesetzgebung darstellte, um seinen eigenen Ansatz besonders zu betonen. Seine Perspektive geht also von der Gesetzgebung der Weimarer Republik aus, und aus diesem Blickwinkel bewertet er die Sozialgesetze des Kaiserreiches. Damit handelte es sich um eine subjektive und pointierte Beurteilung, die die Argumentation Brauns untermauern sollte.

---

84 „Soweit die Staaten, insbesondere Preußen, in Frage kamen, entstammen die sozialen Schutzmaßnahmen nicht zuletzt der Rücksichtnahme auf die Gesunderhaltung des Volkes zur militärischen Sicherung des Staates und anderen staatspolitischen Erwägungen. [...] Die Beschränkung auf die staatliche Fürsorge für die Tage der Arbeitsunfähigkeit war keineswegs eine Rücksichtnahme auf parlamentarische und sonstige Widerstände, sondern entsprang, wie die Aufrechterhaltung des Sozialistengesetzes klar beweist, der patriarchalen Einstellung der damaligen Regierung sowie ihrer grundsätzlichen Abneigung gegen Eingriffe in das Arbeitsverhältnis. In dieser Hinsicht herrschte nach wie vor die manchesterliche Einstellung, der auch Bismarck huldigte“. Heinrich Brauns: Deutsche Sozialpolitik im Wandel der Zeiten, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 160–173, hier S. 162f.

85 „Im Kampfe gegen Bismarck setzte der Reichstag [...] die umfangreichste und wichtigste Novelle zur Reichsgewerbeordnung durch. Sie brachte die Sonntagsruhe in Industrie und Handel, gesundheitliche Vorschriften für die Betriebe und entsprechende Vollmachten für den Bundesrat auch hinsichtlich der Beschränkung der Arbeitszeit in einzelnen Berufen, den Elfstundentag als Maximalarbeitstag der erwachsenen weiblichen Arbeiterinnen, für jugendliche Arbeiter den Zehnstundentag und für diese und für die Frauen das Verbot der Nacharbeit, für schulpflichtige Kinder ein Beschäftigungsverbot [...]. Das Unternehmertum, insbesondere in der Groß- und Schwerindustrie, huldigte bis zum Kriege dem Standpunkt vom „Herrn im Hause“ und lehnte die Anerkennung von Gewerkschaften als Verhandlungspartner auch nur in Fragen des Arbeitsverhältnisses mit aller Entschiedenheit ab“. Ebd.

86 „Die deutsche Sozialpolitik blieb vor dem Kriege auf halbem Wege stehen, obschon man sich dieser Halbheit bewusst war“. Brauns: Neue Wege, in: Wissell: Sozialpolitik, S. 1–11, hier S. 2.

In der Weimarer Sozialgesetzgebung, welche Brauns acht Jahre mitgestaltete, stand die Persönlichkeit des Arbeiters im Mittelpunkt. Daraus folgte, dass eine Mitwirkung bei der Regelung der Arbeitsbedingungen, bei der Verwaltung von Einrichtungen für Arbeiter zwingend notwendig wurde; zwingend deshalb, weil er als Subjekt eigenverantwortlich war.<sup>87</sup> Der Arbeiter war durch die Gesetzgebung formal nicht mehr Proletarier, sondern hatte eine Rechtsstellung vor dem Gesetz wie jeder Bürger und eine gesicherte Existenz.<sup>88</sup>

Die Gewerkschaften wurden zum Schutz der Interessen und Rechte der Arbeiter anerkannt und erhielten als gleichberechtigter Verband neben dem Arbeitgeberverband einen Mitgestaltungsauftrag (z. B. Tarifverträge). Der Staat beschränkte sich auf das Aufstellen von Regeln und ihre Überwachung, wie in der Schlichtungsordnung und Arbeitsgerichtsbarkeit, wobei auch hier beide Tarifpartner Mitträger der Entscheidungen sein sollten.

Erschwert wurde die Gesetzgebung u. a. durch die Inflation, welche den Wiederaufbau der Sozialversicherungen notwendig machte, und durch die ständigen Regierungswechsel und Krisen. Die Kosten und Soziallasten waren natürlich erheblich höher als vor dem Krieg.

Die nach Brauns wegweisende Erneuerung gelang ihm bei der Reform der Knappschaftsversicherung, einer Sozialversicherung der Bergleute. Am 23. Juni 1923 wurde mit dem „Reichsknappschaftsgesetz“ eine Vereinheitlichung der Einzelknappschaften geschaffen, und zwar durch die Bildung des „Reichsknappschaftsvereins“, der alle Bergbaubetriebe umfasste und die Invaliden-, Kranken- und Pensionsversicherung beinhaltete.<sup>89</sup> Unterabteilungen dieses Vereins waren Bezirksknappschaften, die für bestimmte Regionen zuständig

---

87 „Die verfassungsmäßige Grundlage der einschlägigen Gesetzgebung ist neben anderen Artikeln der Reichsverfassung (Artikel 157, 159, 160, 162) vornehmlich der Artikel 165, der unter dem Vorsitz des ersten deutschen Arbeitsministers Bauer in Weimar mit Sozialpolitikern der damaligen Regierungsparteien vorberaten und dann in die Verfassung aufgenommen wurde. Neben der Anerkennung der beiderseitigen wirtschaftlichen Organisationen proklamierte er die Schaffung von Betriebsräten, Bezirks-, Arbeiter- und Wirtschaftsräten, sowie eines Reichswirtschaftsrates. Dadurch sollten die Arbeitnehmer auch an der Ordnung der Wirtschaft und an der sozialen Gesetzgebung unmittelbarer als im Reichstag beteiligt werden“. Brauns: Neue Wege, in: Wissell: Deutsche Sozialpolitik, S. 1–11, hier S. 4.

88 „Die neue Sozialpolitik betont die Rechtsstellung des Arbeiters und will die Sicherung seiner Existenz. [...] Wenn Sie bedenken, dass der Charakter des Proletariats nicht zuletzt darin bestand, dass es nicht die Rechtsstellung hatte wie die übrige Bevölkerung, rechtlich und praktisch nicht, [...], dann wird Ihnen das neue Arbeitsrecht und werden Ihnen Gesetze, wie diejenigen über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, erst im rechten Lichte erscheinen“. Heinrich Brauns: Die Zentrumspartei nach 1918, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 141–146, hier S. 144.

89 Vgl. Das Reichsknappschaftsgesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 1. Juli 1926 nebst Einführungsgesetz zum Gesetz vom 23. Juni 1923, erläutert von Max Reuß und Fritz Hense (Guttentagsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze 155). 2. Aufl. Berlin u. a. 1927, S. 1–14; Hubert Mockenhaupt: Ein Leben für soziale Gerechtigkeit, in: Heinrich

waren. Durch die Neugliederung war die Knappschaft nach ihren inflationsbedingten Zahlungsschwierigkeiten wieder lebensfähig. Die Leitung dieser Versicherung oblag einem Selbstverwaltungsorgan, in dem Arbeitgeber und Arbeitnehmer je fünfzig Prozent der Stimmen inne hatten. Entsprechend zahlten auch beide die Hälfte der Beiträge. Der Knappschaftsverein hatte eher einen genossenschaftlichen Charakter.<sup>90</sup>

Dieses Gesetz wurde am 26. Juni 1926 novelliert. Als Verbesserung im sozialen Bereich kam die Einführung einer Familienhilfe und die Bekämpfung von Berufskrankheiten hinzu. Zudem wurden trotz heftiger Widerstände der Unternehmer die Mehrheitsverhältnisse zugunsten der Arbeiter verändert. Sie erhielten nun sechzig Prozent der Stimmen, die Arbeitgeber vierzig Prozent, da Brauns der Ansicht war, dass die Verwaltung der Gelder, die einer Form des Lohnes entsprächen, Sache der Arbeiter sei.<sup>91</sup> Den Prozentsätzen entsprechend veränderten sich auch die Beitragslasten. Auffallend war, wie zurückhaltend später die Forderungen der Arbeitgeber nach Wiederherstellung der alten Parität waren; unter anderem deshalb, weil ihre Beitragslast gesunken war, für finanzielle Schwierigkeiten der Versicherung in der Öffentlichkeit die Arbeiter gerade zu stehen hatten, und nicht zuletzt weil sich die Arbeiter mit Wünschen nach Mehrleistungen im sozialen Bereich zurückhielten.<sup>92</sup>

Die Anwendung des Gesetzes zeigte, wie die Arbeiter in die Verantwortung genommen wurden. Sie sollten nicht nur als gleichberechtigte behandelt werden, sondern auch handeln, also soziale Sicherung besitzen und Verantwortung für die Sicherungsinstitution tragen. Im Knappschaftswesen gelang ihnen das auch. Heinrich Brauns selbst betrachtete das Gesetz als einen bescheidenen Anfang, den es weiterzuentwickeln gelte<sup>93</sup>.

---

Brauns. Ein Leben für soziale Gerechtigkeit – 75 Jahre Reichsknappschaftsgesetz 1923 – 1998. Hg. von der Bundesknappschaft. Bochum u. a. 1998, S. 19–23, hier S. 21–23.

90 Vgl. Martin H. Geyer: Die Reichsknappschaft. Versicherungsreformen und Sozialpolitik im Bergbau 1900–1945. München 1987, S. 199.

91 „Einen wichtigen Fortschritt und eine wegweisende Neuerung dieser Art weist auch das letzte Knappschaftsgesetz von 1926 auf. In der Reichsknappschaft ist bekanntlich Kranken-, Unfall-, Alters- und Pensionsversicherung vereinigt. Im Vorstand der Knappschaft war der Einfluss der beiden Parteien früher gleichmäßig zu je 50 v. H. verteilt. Das neue Knappschaftsgesetz gibt den Arbeitnehmern 60 v. H. der Sitze und den Arbeitgebern 40 v. H. [...] Hier ist vorbildliche Arbeit für künftige weitere Reformen in der Verwaltung der Sozialversicherung geleistet. [...] Dass hier die Arbeitnehmer nicht bloß in der Krankenversicherung einen größeren und massgebenderen Einfluss verlangen, ist demnach durchaus begreiflich und innerlich gerechtfertigt“. Brauns: Neue Wege, in: Wissell: Deutsche Sozialpolitik, S. 1–11, hier S. 5.

92 Vgl. Geyer: Reichsknappschaft, S. 220.

93 „Auch der Wiederaufbau der Sozialversicherung nach der Inflation war nicht eine einfache Wiederherstellung des alten Rechts. Die vermehrte Zahl der Versicherungsbedürftigen, die gesteigerte Volksnot, außerdem die ungewöhnliche Zunahme der Rentempfänger und der Verlust des Vermögens der Versicherungen erforderten höhere Leistungen und eine Zusammenfassung der Kräfte, wie sie am deutlichsten in der Reichsknappschaft in Erschei-

*Brauns Demission als Reichsarbeitsminister*

Die großen Gewinner der Reichstagswahl vom 20. Mai 1928 waren die Sozialdemokraten, die Verlierer die Deutschnationalen, gefolgt von den Parteien der bürgerlichen Mitte. Auf die SPD entfielen 29,8 Prozent, ein Zuwachs von 3,8 Prozent gegenüber dem Dezember 1924. Die DNVP sank dramatisch ab: von 20,5 auf 14,3 Prozent. Von den gemäßigten Parteien hatte das Zentrum mit seinem Minus von 1,4 Prozent auf 12,1 Prozent die stärksten Einbußen. Die beiden liberalen Parteien verloren ebenso, die DDP erhielt 4,8 Prozent und 8,7 Prozent die DVP.<sup>94</sup>

Die SPD-Mehrheit entschied sich nach den Wahlen für die Übernahme der Führung in einer Regierung der Großen Koalition. Nachdem der Reichspräsident Paul von Hindenburg am 9. Juni die Parteiführer zu informatorischen Besprechungen empfangen hatte, ermächtigte die SPD-Fraktion am 11. Juni den Partei- und Fraktionsvorsitzenden Hermann Müller, einen Auftrag des Reichspräsidenten zu Verhandlungen über die Bildung eines Reichskabinetts zu übernehmen. Bei den Verhandlungen stieß Müller aber auf große Probleme, so dass er am 22. Juni das Scheitern der ersten Verhandlungen bekanntgab.<sup>95</sup>

Müller hatte von Anfang an Heinrich Brauns ersucht, als Reichsarbeitsminister im neuen Kabinett zu bleiben. Während die Verhandlungen der Fraktionen in Berlin liefen, meldeten sich die christlichen Gewerkschaften zu Wort und forderten, dass die Sozialdemokraten das Reichsarbeitsministerium übernehmen sollten.<sup>96</sup> Die christlichen Gewerkschaften, die Brauns all die Jahre unterstützt und gefördert hatte, fielen ihm in den Rücken und schwächten seine Position, indem sie forderten, dass jemand anderes nach acht Jahren das Arbeitsministerium übernehmen sollte.<sup>97</sup>

---

nung trat. [...] Dabei leistet die neue Sozialpolitik vieles für die von ihr Betreuten, was sich finanziell gar nicht wägen lässt. Damit sind aber nicht alle berechtigten Forderungen an die Sozialpolitik erfüllt. [...] Dabei soll zugegeben werden, dass einzelne Zwecke nur in sehr bescheidenem Umfang erfüllt werden konnten“. Heinrich Brauns: Deutsche Sozialpolitik im Wandel der Zeiten, in: Ders.: Sozialpolitik, S. 160–173, hier S. 165.

94 Vgl. Jürgen Falter/Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann: Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933 (Statistische Arbeitsbücher zur neueren deutschen Geschichte). München 1986, S. 41–45, 140–143; Ruppert: Weimar, S. 315–329; Klaus Schwabe: Der Weg der Republik vom Kapp-Putsch 1920 bis zum Scheitern des Kabinetts Müller 1930, in: Karl Dietrich Bracher u. a. (Hg.): Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. 3. Aufl. Bonn 1998, S. 95–133, hier S. 126–128; Winkler: Schein, S. 521–527.

95 Vgl. Karlheinz Dederke: Reich und Republik Deutschland 1917–1933. 7. Aufl. Stuttgart 1994, S. 183–185; Peter Longerich: Deutschland 1918–1933. Die Weimarer Republik. Handbuch zur Geschichte. Hannover 1995, S. 247–249; Winkler: Schein, S. 532–535.

96 Vgl. Mockenhaupt: Weg, S. 245.

97 „Bekanntlich hat der mit der Neubildung der Reichsregierung beauftragte [...] Müller-Franken, an Herrn Dr. Brauns die Bitte um Übernahme des Reichsarbeitsministeriums gerichtet. Diese Tatsache mag für Herrn Dr. Brauns ehrenvoll und schmeichelhaft sein,

Auf Seiten der Zentrumsfraktion wurden die Verhandlungen mit der SPD von innerparteilichen Kritikern geführt, Theodor von Guérard, Adam Stegerwald, Joseph Wirth, Thomas Eßer sowie Ludwig Perlitus.<sup>98</sup> Die Verhandlungsführer und die Zentrumsfraktion befürworteten weiterhin die Übernahme des Reichsarbeitsministeriums durch Heinrich Brauns.<sup>99</sup> Im Fraktionsvorstand einigte man sich darauf, drei Ministerien zu fordern: Das Arbeitsministerium, das Ministerium für besetzte Gebiete und das Verkehrsministerium. Als Kandidaten wurden Brauns, Wirth und Guérard vorgeschlagen; Wirth wollte aber nur ins Kabinett eintreten, wenn er auch zum Vizekanzler berufen würde.<sup>100</sup> Wilhelm Marx warnte ausdrücklich davor, sich auf eine Vizekanzlerschaft für Wirth festzulegen, da er wusste, dass so eine Prestigeforderung am Veto Hindenburgs scheitern würde. Müller lehnte wie erwartet die Forderung Wirths ab und war auch nicht in einem persönlichen Gespräch mit Brauns sowie in einem Gespräch mit Guérard zu überzeugen.<sup>101</sup> In intensiven Beratungen und Verhandlungen forderte die Zentrumsfraktion weiterhin drei Ministerien und die Vizekanzlerschaft für Wirth. Hermann Müller schlug vor, zuerst zwei Minister des Zentrums zu berufen, und dann sollte Reichspräsident Hindenburg darauf-

---

bedeutet aber faktisch für die Sozialdemokratie glatte Aufgabe ihrer bisherigen Agitationsmethoden gegen Dr. Brauns und den Versuch, sich an der Verantwortung zur Leitung des sicherlich unpopulärsten Ministeriums vorbeizudrücken. Die Christlichen Gewerkschaften Kölns sind nicht willens, ohne Widerspruch diese Absicht zur Tat werden zu lassen. [...] Nach dem von den Sozialdemokraten besonders gegen Dr. Brauns geführten gehässigen Wahlkampf und sonstigen Angriffen in der Vergangenheit gegen Brauns und Christliche Gewerkschaften bitten Kölns Christliche Gewerkschaften, [das] Reichsarbeitsministerium zur vollen Verantwortung den Sozialdemokraten zu überlassen“. Trierische Landeszeitung, Jg. 28, 13. Juni 1928, zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 245f.

- 98 „I. Beschluss: für Verhandlungen zur Regierungsbildung werden beauftragt: v. Guérard, Stegerwald, Eßer, und Perlitus und Wirth“. Rudolf Morsey (Bearb.): Die Protokolle der Reichstagsfraktion und des Fraktionsvorstandes der Deutschen Zentrumspartei 1926–1933 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: 9). Mainz 1969, Nr. 277, S. 207. Vgl. auch: Heinrich Köhler: Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878–1949 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A: 11). Hg. von Winfried Becker. Stuttgart 1964, S. 294f.; Hehl: Marx, S. 456.
- 99 „Beschluss: Der Vorstand hat gegen die Übernahme des Reichsarbeitsministeriums durch Dr. Brauns keine Bedenken“, Morsey: Protokolle, Nr. 281, S. 209. „Der Fraktion wird vorgeschlagen, dass im Falle des Zustandekommens der Koalition Dr. Brauns das Arbeitsministerium wieder übernimmt“, ebd., Nr. 283, S. 210. „Besprechung der Ministerkandidatur Brauns für Arbeitsministerium und der Krisis in den Verhandlungen zur Regierungsbildung“, ebd., Nr. 297, S. 215.
- 100 „Stegerwald berichtet über Aussicht und Besetzung eines Persönlichkeitskabinetts; Müller beabsichtigt nicht, einen Vizekanzler zu ernennen. Wir wünschen [Übernahme des Reichsministeriums für] Arbeit, besetzte Gebiete; für Ernährung oder Verkehr keine Festlegung heute möglich“, ebd., Nr. 305, S. 219; siehe auch ebd., Nr. 308, S. 220.
- 101 Vgl. Hehl: Marx, S. 456; Morsey: Protokolle, Nr. 310, S. 221.

hin Brauns zur Übernahme bewegen.<sup>102</sup> Es zeigte sich, dass Müller unbedingt an Brauns als Arbeitsminister festhalten wollte, so bot er dem Zentrum das Finanzministerium, das Ministerium für besetzte Gebiete und das Arbeitsministerium an, jedoch alles ohne Vizekanzlerschaft. Wie Marx es vorhergesehen hatte, konnten sich die Unterhändler des Zentrums mit ihren Forderungen nicht durchsetzen, und so lehnte die Fraktion das Angebot Müllers ab und schickte nur Theodor von Guérard als Minister für Verkehr und besetzte Gebiete ins Kabinett.<sup>103</sup>

Über die entscheidende Sitzung berichtete Marx in seinem Erinnerungsbericht: „Am 28. Juni ist alles deprimiert. Auch Wirth ist in der Sitzung des Vorstandes, die um 8.30 Uhr stattfindet. Es soll alles auf Irrtum beruhen. Eßer schlägt nun vor, sich mit einem Ministerium zu begnügen. Ich spreche mich dagegen aus und sage, man solle jetzt einfach zu den drei Ministern zurückgehen. Alle anderen sprechen sich dagegen aus. Brauns ist also einfach fallen gelassen! Stegerwald und Eßer gehen nun zu Müller. So wird es nun gemacht. Die Fraktion tritt nun zusammen. Ich gehe gar nicht hin. Anscheinend läuft jetzt alles in Ordnung!“<sup>104</sup>

Nach acht Jahren war Heinrich Brauns Amtszeit als Reichsarbeitsminister vorbei, er war koalitionspolitischen Winkelzügen der Fraktion zum Opfer gefallen. „Einige Stunden später traf das alte Kabinett zur letzten Sitzung zusammen. Kanzler Marx, der bei dieser Gelegenheit eine kurze Rede zum Abschied hielt, hatte den Eindruck, dass Brauns „sehr gerührt“ war.<sup>105</sup>

Heinrich Köhler, zu der Zeit Reichsfinanzminister, schrieb in seinen Erinnerungen: „Die Art wie er [Brauns] von der Wirth-Clique und ihren Stegerwaldschen Mitstreitern bei der Regierungsbildung 1928 wohl wegen seiner „Rechtsgesinnung“ und seiner überlegenen Betrachtungsweise der niedrigen Frak-

102 „Stegerwald und Eßer sollen zu Müller gehen, um ihm das Sentiment der Fraktion und des Vorstandes mitzuteilen: Wir bleiben bei den 3 Ministerien mit Vizekanzler; andernfalls ist es für uns das Arbeitsministerium nicht möglich. [...] Müller verhandelt mit v. Guérard auf der Grundlage von 3 Zentrumsministern; mit Wirth aber auf Grundlage von 2 Zentrumsministern: für uns eine ganz unmögliche Situation. Brauns war bei Müller: keine Veränderung. Müller will erst 2 [Minister] berufen und Brauns nachträglich durch den Reichspräsidenten zur Übernahme des Arbeitsministeriums bewegen lassen“. Morsey: Protokolle, Nr. 314, S. 223f.

103 Vgl. ebd., Nr. 317, S. 225; Winkler: Weimar, S. 337. „Das Zentrum war besonders verärgert darüber, dass die Aufnahme Wirths ins Kabinett am Einspruch Hindenburgs scheiterte (Stamper meint, dass der ‚Sachlichkeitsfanatiker Müller‘ kein Verständnis für ‚den pathetischen Stürmer Wirth‘ gehabt habe); das Zentrum zog sogar den langjährigen Arbeitsminister Brauns zurück und ließ sich im neuen Kabinett nur durch einen ‚Beobachter‘ (Verkehrsminister v. Guérard) vertreten“. Geßler: Reichswehrpolitik, S. 368.

104 NL Marx II/5 im Stadtarchiv Köln, zitiert nach Morsey: Protokolle, S. 225 Anm. 1. Vgl. auch: Mockenhaupt: Weg, S. 248; Hehl: Marx, S. 456. Vgl. auch Winkler: Schein, S. 536f.

105 Mockenhaupt: Weg, S. 248.

tionsintrigen aus seinem Amte verdrängt wurde, ist geradezu verächtlich. Mit Tränen in den Augen verließ der harte Mann die Stätte seiner wirklich gesegneten Tätigkeit.<sup>106</sup> Joseph Wirth war in der Zentrumsparlei unbestreitbar politischer Gegner Brauns, bedingt dadurch, dass Wirth zum linken und Brauns zum rechten Flügel des Zentrums zählten. Aber es ist sicher zu einfach zu sagen, dass Wirth bewusst Brauns zu Fall gebracht hatte. Es war eher eine Kombination aus Wirths unabänderlichem Anspruch, aus Prestige den Vizkanzlerposten zu erhalten, und der kurzsichtigen koalitionspolitischen Konzeption der Zentrumsfraktion.<sup>107</sup>

Heinrich Brüning gibt in seinen Memoiren weitere Gründe für Brauns Ausscheiden an: „Die SPD und DVP, auch einige Zentrumsmitglieder, forderten den Rücktritt von Dr. Brauns. Bei der Industrie war die Überzeugung, dass ein sozialdemokratischer Arbeitsminister in Lohn- und Sozialfragen weniger erreichen würde als Brauns, dessen Idealismus, Nüchternheit und Verhandlungsmethode unwiderstehlich waren“.<sup>108</sup> Es ist nicht nachzuweisen, ob die Industrie den von Brüning beschriebenen Wünschen auch die zur Absetzung Brauns notwendigen Stimmen aufbringen konnte.

Sobald bekannt wurde, dass Brauns aus dem Kabinett schied, wurde von vielen Seiten der Wunsch geäußert, dass er möglichst bald wieder in sein Amt zurückkehre. „Jedermann erwartet“, schrieb Ludwig Heyde, „dass er im Herbst wiederkehrt. Möge er die Zeit der Freiheit von riesenhafter Verantwortung gut für seine Gesundheit nutzen, damit er ausgeruht an die Pflichten dann wieder herantreten kann“.<sup>109</sup>

Gustav Stresemann war sehr überrascht, dass Brauns nicht mehr Arbeitsminister war. Er schrieb an ihn: „Ich verstehe noch weniger, was in der Zentrumsfraktion vor sich gegangen ist. Letzten Endes denke ich mir beinahe, dass der

106 Köhler: Lebenserinnerungen, S. 221.

107 Vgl. Mockenhaupt: Weg, S. 249. Deuerlein spricht von einer „kalkulierten Intrige“, von der Brauns bestürzt war, vgl. Deuerlein: Brauns, S. 70. „Ulitzka bezeichnete diese zehn Jahre [seit 1918] als ‚eine arbeits- und opferreiche Periode wie kaum eine zweite im Leben‘ der Zentrumsparlei und führte als herausragendes Beispiel den gerade von seiner eigenen Parlei im Stich gelassenen ehemaligen Reichsarbeitsminister Heinrich Brauns auf, dessen Name nach achtjähriger ununterbrochener Tätigkeit unlöslich mit dem ‚großen Werk der deutschen Sozialpolitik‘ verknüpft bleibe“, in: Guido Hitzte: Carl Ulitzka (1873–1953) oder Oberschlesien zwischen den Weltkriegen (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 40). Düsseldorf 2002, S. 824 Anm. 196.

108 Heinrich Brüning: Memoiren 1918–1934. Stuttgart 1970, S. 133.

109 Ludwig Heyde: Reichsminister Dr. Brauns' vorläufiges Ausscheiden aus der Reichsregierung, in: Soziale Praxis, 27 (1928), Sp. 629, zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 249. „Im neuen Deutschland acht Jahre hindurch ununterbrochen Minister zu sein – das ist keine Kleinigkeit. Aber dann, bei der Demission nahezu einmütige Wünsche nach baldiger Wiederkehr auf den Weg zu bekommen – das grenzt ans Wunderbare“. H. von Wannsee: Der Arbeitsminister, in: Deutsche Handelsware 16 (Oktober 1928) 20, zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 249 Anm. 1187.

verehrte Kollege Brauns sich einen dreimonatigen Urlaub hat geben lassen, um im Oktober frisch gestärkt in das dann ergänzte Kabinett wieder einzutreten. Hoffentlich ist es so. Wenn es Ihre Zeit erlaubt, schreiben Sie mir vielleicht wenige Zeilen darüber, denn ich finde mich in dem Ganzen nicht zurecht. [...] Wenn Sie das Kabinett wirklich auf längere Zeit verlassen sollten – vielleicht folge ich Ihnen bald nach –, dann bitte ich, dass das kollegiale Zusammenarbeiten uns auch in Zukunft verbinden möge. Sollten diese Monate nur eine provisorische Unterbrechung bedeuten, dann: Auf Wiedersehen!“<sup>110</sup>

Auch Reichspräsident Hindenburg äußerte den Wunsch einer baldigen Rückkehr: „Ich sehe Sie mit lebhaftem Bedauern aus der Reichsregierung scheiden, deren hervorragendes Mitglied Sie so lange gewesen sind. Meine besten Wünsche für Ihr persönliches Wohlergehen begleiten Sie in den Ruhestand, der, wie ich hoffe, kein dauernder sein wird.“<sup>111</sup>

Einige Monate nach Brauns Ausscheiden aus dem Ministeramt, sagte Rudolf Wissell über seinen Vorgänger: „Acht Jahre hat Dr. Brauns die Führung der deutschen amtlichen Sozialpolitik in seinen starken Händen gehalten. Acht Lebensjahre – und wenn wir nach ‚Leistungsjahren‘ rechneten, so würde es wohl ein Vielfaches davon sein. Als er vor einigen Monaten von uns Abschied nahm, da hatten wir das Gefühl, dass er nicht nur ein Amt, sondern dass er ein Lebenswerk in unseren Händen zurückließ.“<sup>112</sup>

Nach außen hin gab sich Heinrich Brauns am Tag seiner Demission sicher und gelassen. An diesem Tag war im Berlin eine Sitzung des Gesamtvorstandes des Volksvereins, an der auch Oswald von Nell-Breuning teilnahm. Während dieser Sitzung wurde die Mittagszeitung in die Sitzung hereingereicht, die die Demission Brauns meldete. Nell-Breuning achtete auf die Reaktion Brauns: „Ich erwartete, das müsse ihn tief bewegen, aber es schien ihn überhaupt nicht zu berühren.“<sup>113</sup>

Zehn Jahre später beschrieb Brauns in einem Brief an seinen ehemaligen persönlichen Referenten Alex Grünewald wie sehr ihn das Ereignis traf: „Lange Zeit habe ich schwer darunter gelitten. Ich war zu sehr mit der Aufgabe und dem Amt verwachsen, als dass ich diesen – politisch damals ja nicht ungewöhnlichen – Vorgang hätte leicht nehmen können. Von da ab gab es nur noch kleine Nebenbeschäftigungen in der politischen Arena. Meinem öffentlichen Wirken hat der gütige Leiter auch meiner Geschicke ein Halt geboten: ein

110 Gustav Stresemann: Vermächtnis. Der Nachlass in drei Bänden. Berlin 1932/33, hier Bd. 3, S. 317f. Vgl. auch: Mockenhaupt: Weg, S. 236.

111 Paul Hindenburg, in: Reichsarbeitsblatt, 19 (5. Juli 1928), Titelseite, zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 250 Anm. 1195.

112 Rudolf Wissell: Zehn Jahre Reichsarbeitsministerium, in: Reichsarbeitsblatt 33 (1928), S. II 518, zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 167.

113 Nell-Breuning in einem Brief an Mockenhaupt, zitiert nach Mockenhaupt: Weg, S. 251.

„Halt“ zur rechten Zeit! Das sehe ich heute ein. Ich bin der göttlichen Vorsehung heute dafür dankbar.“<sup>114</sup>

Brauns weiteres politisches Wirken bestand jedoch nicht nur aus „kleinen Nebenbeschäftigungen“. Weiterhin nahm er sein Reichstagsmandat wahr, und schon einige Tage nach seinem Ausscheiden wurde er zum Vorsitzenden des Sozialpolitischen Ausschusses des Reichstags gewählt. In den Jahren 1929, 1930 und 1931 stand er der deutschen Delegation bei der Internationalen Arbeitskonferenz vor und hielt aus diesem Anlass Reden in Genf, die Aufsehen erregten. 1929 wurde er als erster Deutscher Präsident dieses internationalen sozialpolitischen Parlaments.<sup>115</sup>

Als die Regierung Brüning während der Weltwirtschaftskrise 1931 eine Kommission zusammenstellte, die sich mit der Frage der Ankurbelung der Wirtschaft, der Behebung der Arbeitslosigkeit und der damit gegebenen Notstände befassen sollte, wurde Heinrich Brauns zum Leiter dieser Gremiums ernannt, das man bald nur noch als „Brauns-Kommission“ bezeichnete.<sup>116</sup>

Nach den politischen Ereignissen des Jahres 1933 zog sich Brauns ganz nach Lindenberg im Allgäu zurück, wo er sich schon 1926 ein Haus für seine Ruhetage gebaut hatte.

Am 15. Oktober 1939 konstatierten die Ärzte bei ihm eine Blinddarmentzündung. Da der allgemeine Gesundheitszustand Brauns durch Krankheiten geschwächt war, konnte man keine Operation durchführen.

Heinrich Brauns starb am 19. Oktober 1939 im Krankenhaus in Lindenberg.<sup>117</sup>

---

114 Ebd., S. 251; Mockenhaupt: Brauns, S. 157.

115 Vgl. Mockenhaupt: Weg, S. 262–267.

116 Vgl. Longerich: Deutschland, S. 314; Mommsen: Freiheit, S. 374f.; Mockenhaupt: Weg, S. 251–253.

117 Vgl. Kirchlicher Anzeiger Köln, Nr. 25 (1939), S. 160; Deuerlein: Brauns, S. 74f.

# Das Scheitern „kultureller Demobilisierung“ nach dem Ersten Weltkrieg: die Ruhrkrise 1923

Benjamin Schulte

## *Der Schatten des Krieges und das Problem der kulturellen Demobilisierung*

Am 11. November 1918 schwiegen zum ersten Mal seit mehr als vier Jahren Krieg in Europa die Waffen und im darauffolgenden Jahr unterzeichnete die deutsche Delegation den Versailler Vertrag. Dennoch blieben Frieden und Gewaltlosigkeit für einen Großteil der Republik aus. Betrachtet man allein die Zeit zwischen dem „Traumland der Waffenstillstandsperiode“<sup>1</sup> und der Demission Gustav Stresemanns als Reichskanzler Ende 1923 wird augenscheinlich, dass von einer friedlichen Nachkriegsordnung auch fünf Jahre nach Ende der offiziellen Kampfhandlungen des Ersten Weltkrieges keine Rede sein konnte. Die Zeit war vielmehr geprägt durch das zähe Ringen in Versailles, die ebenso kontroversen wie konfliktträchtigen Verhandlungen bezüglich der Reparationsfrage, die Hyperinflation sowie letztlich die Ruhrbesetzung als Auftakt zum Krisenjahr 1923. Die Eskalation der Ruhrkrise von 1923 brachte die ehemaligen Kombattanten des Ersten Weltkrieges an den Rand eines neuen Waffenganges und verdeutlicht, dass keineswegs Frieden in die europäische Staatenwelt eingekehrt war.<sup>2</sup> Sicherlich ist die Feststellung zutreffend, dass „in gewissem Sinne [...] das Kräftemessen des Weltkriegs erst 1923 zu Ende [ging]“<sup>3</sup>, jedoch muss darüber hinaus nach den Ursachen und Gründen für diese Verweigerung des Friedens und die Verlängerung der Konfliktsituation gefragt werden. Denn auch wenn der Krieg auf den europäischen Schlachtfeldern beendet war, so endete er für wesentliche Teile der Weimarer Gesellschaft weder mit dem Friedensschluss von Versailles, noch verschwand er gänzlich aus dem Alltag oder den Köpfen der Menschen.<sup>4</sup>

---

1 Ernst Troeltsch [Spectator]: Nach der Entscheidung (26.6.19), in: *Der Kunstwart und Kulturwart. Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten* 20 (1919), S. 72–75, hier S. 75.

2 Vgl. Conan Fischer: *The Ruhr Crisis 1923–1924*. Oxford 2003; Gerd Krumeich: *Der „Ruhrkampf“ als Krieg: Überlegungen zu einem verdrängten deutsch-französischen Konflikt*, in: Ders./Joachim Schröder (Hg.): *Der Schatten des Weltkriegs*. Essen 2004, S. 9–24.

3 Detlev J. K. Peukert: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne*. Frankfurt/Main 1987, S. 71.

4 Vgl. hierzu beispielsweise die Studien von Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Dieter Langewiesche/Hans-Peter Ullmann (Hg.): *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*. Essen 1997; Jost Dülffer/Gerd Krumeich (Hg.): *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*. Essen 2002; sowie die diversen kulturgeschichtlichen Arbeiten zur Interdependenz von Kriegserfahrungen und Gesellschaft des Tübinger SFB 437. Für eine detaillierte Übersicht zu Forschungsschwer-

In diesem Zusammenhang kann die Geschichte der Weimarer Republik auch als die einer „post-war-society“<sup>5</sup>, einer Nachkriegsgesellschaft, interpretiert werden, die sich Zeit ihres Bestehens in fast allen gesellschaftlichen Teilbereichen nie wirklich von den materiellen, physischen und vor allem psychischen Folgen des verlorenen Ersten Weltkrieges erholte.<sup>6</sup> Durch die Betrachtung als Nachkriegsgesellschaft wird deutlich, in welchem Maße die junge Republik an den historischen Vorbelastungen des Weltkrieges litt, und dass sowohl auf der politisch-administrativen als auch auf einer strukturell-sozialen Ebene der Krieg materiell wie mental nicht mit dem Friedensschluss endete. Die Krisenjahre der Republik wurden von der Weimarer Gesellschaft im Clausewitzschen Sinne als „Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln“<sup>7</sup> wahrgenommen, deren negative Konsequenzen den ehemaligen Feinden zur Last gelegt wurden und die Rückkehr in ein friedliches europäisches Staatengefüge erschwerten.

Wie kann dieser Umstand erklärt werden? Mit der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles am 28. Juni 1919 fand der Erste Weltkrieg von juristisch-administrativer Seite her gesehen sein Ende. Die Krisen und offen ausgetragenen Konflikte der Jahre 1919 bis einschließlich 1923 erwecken jedoch nicht den Eindruck, dass in großen Teilen der Weimarer Gesellschaft der Abbau einer alle Bereiche des öffentlichen Lebens durchdringenden Kriegskultur, welche gleichsam das gesellschaftliche Werte- und Normengeflecht des status quo ante überformt und sich in Rhetorik, Semiotik, Ikonographie sowie der Vorstellung über Verlauf und Ausgang eines bewaffneten Konfliktes verobjektiviert, stattgefunden hätte.<sup>8</sup> Im Umkehrschluss deutet vieles darauf hin, dass das eigentlich temporäre und gemeinschaftsstiftende Phänomen der

---

punkten und Studien vergleiche hier den Bilanzband von Georg Schild/Anton Schindling (Hg.): *Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit*. Neue Horizonte der Forschung. Paderborn 2009.

- 5 Richard Bessel: *Germany after the First World War*. Oxford 1995, S. 283.
- 6 Zum Konzept der Nachkriegsgesellschaft siehe Gottfried Niedhart/Dieter Riesenberger (Hg.): *Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945*, München 1992; Gottfried Niedhart: *Deutsche Geschichte 1918–1933. Politik in der Weimarer Republik und der Sieg der Rechten*. Stuttgart 1994.
- 7 Stresemann über den „Endkampf“ um den Frieden, in: *Kölnische Zeitung*, 12. März 1923 (Nr. 176 MA), S. 1.
- 8 Vgl. hier die ausgeprägte Forschungstradition zur Kriegskultur in Frankreich von Jean-Jacques Becker/Jay M. Winter/Gerd Krumeich (Hg.): *Guerre et cultures 1914–1918*. Paris 1994; Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker: *Violence et consentement: la culture de guerre du premier conflit mondial*, in: Jean-Pierre Rioux/Jean-Francois Sirinelli (Hg.): *Pour une histoire culturelle*. Paris 1997, S. 251–271; Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker: 14–18. *Retrouver la guerre*. Paris 2000; Jean-Jacques Becker u. a. (Hg.): *Histoire culturelle de la Grande Guerre*. Paris 2005. Einzig sowohl für die deutsche Historiographie als auch für eine transnational-vergleichende Geschichtsschreibung ist Jean-Jacques Becker/Gerd Krumeich: *Der Große Krieg. Deutschland und Frankreich 1914–1918*. Essen 2010.

Kriegskultur über den Friedensschluss hinaus eine Verlängerung erfuhr. Da trotz einer umfangreichen und vermeintlich vollständigen Demobilisierung scheinbar in vielen Teilen der Gesellschaft keine Umstellung vom Krieg zum Frieden erfolgte, liegt der Schluss nahe, dass neben den militärischen, ökonomischen wie politischen Sektoren, welche man üblicherweise mit dem Begriff Demobilisierung verbindet, auch eine kulturelle Komponente existiert. John Horne argumentiert, dass in militärischen Konflikten eine Kriegskultur das Leitbild gesellschaftlicher Handlungsweisen bestimmt. Nach dem Ende des Konfliktes sei es daher ebenso notwendig, neben der Demobilisierung von Heer, Wirtschaft und Politik, eine kulturelle Demobilisierung durchzuführen, um einen vollständigen Übergang zu einer friedlichen Gesellschaft zu garantieren. Eine solche kulturelle Demobilisierung vollzieht sich nicht auf einer materiellen Ebene, sondern ist im Bereich immateriell-kultureller Werte und Normen anzusiedeln.<sup>9</sup> Eine kulturelle Perspektive eröffnet in diesem Kontext den Blick auf „Einstellungen, Werte und Mentalitäten und ihrer Kodierung in Wort und Bild“<sup>10</sup>, welche ausschlaggebend dafür sind, dass eine kulturelle Demobilisierung nicht erfolgen und eine Kriegs- somit nicht in eine Friedensgesellschaft überführt werden kann. Das etwaige Scheitern einer solchen Demobilisierungs-Dimension soll durch die Analyse politischer Plakate aus den Jahren 1923/24 diskutiert werden. Hierbei wird die Verhaltensweise der Deutschen Zentrumspartei im Kontext der Ruhrkrise vorgestellt und sowohl mit der einer weiteren Regierungspartei (DVP) als auch mit denen der oppositionellen KPD und DNVP verglichen. Jene Parteien beeinflussten durch ihre Krisenbewältigungsstrategien in Wort und Bild „affektive Haltungen, mehr oder weniger bewußte Einstellungen und auch die gedanklichen Konstrukte (,Ideen‘), die für die Weltwahrnehmung von einzelnen und von gesellschaftlichen Gruppen und ihre gesellschaftlich-politische und kulturelle Orientierung und deren Wandel wichtig waren.“<sup>11</sup> Hier lassen sich die Erfahrungen einer Nachkriegsgesellschaft erfassen, welche mental noch nicht mit dem Krieg abgeschlossen hatte und weiterhin kriegsimmanente Motive tradierte.

### *Die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln – von Versailles an die Ruhr*

Als das erste Kabinett der Weimarer Republik unter Kanzler Scheidemann am 22. März 1919 in Berlin zusammentrat, ging es unter anderem um die Frage,

---

9 Vgl. John Horne: Kulturelle Demobilmachung 1919–1939. Ein sinnvoller historischer Begriff?, in: Wolfgang Hardtwig (Hg.): Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939. Göttingen 2005, S. 129–150.

10 Vgl. ebd., S. 129.

11 Wolfgang Hardtwig: Einleitung: Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit, in: Ders. (Hg.): Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939. Göttingen 2005, S. 7–22, hier S. 9f.

wie man sich bezüglich der Kriegsschuldfrage seitens der Regierung offiziell positionieren solle. Reichspräsident Ebert verlangte eine klare Stellungnahme, um den guten Willen Deutschlands bei der Pariser Friedenskonferenz offensiv demonstrieren zu können. Hierbei seien die „Sünden der alten Regierung aufs schärfste [zu] verurteilen.“<sup>12</sup> Der für die Kriegsschuldfrage zuständige Minister Davids ergänzte, dass die entsprechenden Dokumente alsbald veröffentlicht werden müssten, um die ehemalige deutsche Führungselite zu be- und die neuen Entscheidungsträger zu entlasten.<sup>13</sup> Als der mit der Aktenedition beauftragte USPD-Abgeordnete Kautsky seine Dokumentensammlung wenig später vorlegte, war sie jedoch der gravierende Beweis dafür, dass die Politik des „kalkulierten Risikos“ der damaligen deutschen Reichsregierung maßgeblich zur Eskalation der Julikrise beigetragen hatte.<sup>14</sup> Reichsverkehrsminister Bell und Reichskanzler Scheidemann plädierten nunmehr dafür, von einer Veröffentlichung der Dokumente abzusehen, da sie ein einseitig ungünstiges Licht auf Deutschland werfen würden. Dieser Beschluss wurde allein gegen die Stimme Davids gebilligt – eine Teilpublikation untendenziöser Auswahldokumente erfolgte zu einem späteren Zeitpunkt.<sup>15</sup> Die komplette Dokumentensammlung Kautskys wurde erst nach Annahme des Friedensvertrages veröffentlicht, jedoch nicht ohne die konsternierte Bemerkung des Autors, dass das Vorgehen der aktuellen Regierung „alles andere eher als einen Bruch mit der Politik des gestürzten Regimes erkennen ließ.“<sup>16</sup> Bestandteil dieser politischen Kontinuität war letztlich ebenso die deutsche Strategie des Abstreitens und der Konservierung überkommener Standpunkte der Vorkriegszeit bei den Pariser Friedensverhandlungen. Selbst besonnene Zeitgenossen wie Max Weber trugen dazu bei, die Mär vom „Verteidigungskrieg“<sup>17</sup> zu sanktionieren und weiterhin die Entente-Mächte als den eigentlichen Aggressor und Verlängerer des Ersten Weltkrieges zu identifizieren.<sup>18</sup> Ein solches Vorgehen musste bei jenen jedoch nur den Eindruck erwecken, dass man es bei der Republik mit einer

---

12 Akten der Reichskanzlei (AdR): Weimarer Republik. Das Kabinett Scheidemann, 13. Februar bis 20. Juni 1919. Bearbeitet von Hagen Schulze. Boppard/Rhein 1971, hier: Bd. 1, Dokument Nr. 20 vom 22. März 1919, 11:30 Uhr/TOP 8., 9., 10.: Abrüstung, Völkerbund und Schuldfrage werden verbunden, S. 84–91.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. Karl Kautsky: Wie der Weltkrieg entstand; dargestellt nach dem Aktenmaterial des Deutschen Auswärtigen Amts. Berlin 1919, S. 7ff.

15 Vgl. AdR: Bd. 1, Dokument Nr. 38 vom 8. April 1919, 20:00 Uhr, Weimar, Schloß/TOP 3.: Schuldfrage, S. 145–150.

16 Kautsky: Weltkrieg, S. 9.

17 Auswärtiges Amt (Hg.): Das Deutsche Weissbuch über die Schuld am Kriege: mit der Denkschrift der Viererkommission zum Schuldbericht der Alliierten und Assoziierten Mächte vom 29. März 1919. 2. Aufl. Berlin 1927, S. 77.

18 Vgl. ebd.

verkappten Version des Kaiserreiches ohne Monarch zu tun habe.<sup>19</sup> Die Handlungsweise der deutschen Regierung macht deutlich, dass Kriegskultur und Feindbilder der Weltkriegsjahre auch über das Waffenstillstandsabkommen hinaus aufrechterhalten wurden. Von offizieller Seite verfolgte man weiterhin das Ziel, dem Gegner von sich aus kein belastendes Material zukommen zu lassen. Die hiermit verbundene Haltung, dass dem Feind nicht zu trauen und von ihm keine Milde zu erwarten sei, transferierte sich von der Kriegs- in die Nachkriegszeit.

Diese Sichtweise auf Ursachen, Verlauf und Ende des Krieges sowie die unmittelbare Nachkriegszeit erklärt auch die große Empörung der deutschen Öffentlichkeit nach Bekanntgabe der alliierten Friedensbedingungen. Besonderen Anstoß nahm man hierbei an Artikel 231 des Versailler Vertrages. Dieser formulierte lediglich eine generelle juristische Haftbarkeit des Deutschen Reiches für die Kriegsschäden, indem er Deutschland und seine Verbündeten als Urheber des Krieges identifizierte.<sup>20</sup> In der offiziellen deutschen Reaktion wurde Artikel 231 allerdings als „Schmachparagraph“ interpretiert, welcher den Alleinschuldvorwurf an das Deutsche Reich beinhalte, um die deutsche Gesellschaft als „Verbrechervolk“<sup>21</sup> zu stigmatisieren. Auf diese Weise konnte sich ein lückenloser Ablehnungskonsens etablieren und die „innere Negierung des Friedens zu einem Massenphänomen“<sup>22</sup> entwickeln.

Zeitgleich formulierte der letzte Chef der Obersten Heeresleitung Paul von Hindenburg in Berlin vor dem Untersuchungsausschuss: „Die Revolution bildet nur den Schlußstein. Ein englischer General sagt mit Recht: Die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden.“<sup>23</sup> Er gab damit der vorher schon virulenten Dolchstoß-Legende die entscheidende Stoßrichtung gegen die Republik. Die militärische Führung entzog sich auf diese Weise ihrer Verantwortung für den Zusammenbruch und gab ihm ein Gesicht, welches die Züge der Republikgründer trug.<sup>24</sup> Der Dolchstoß bildete „gleichsam das Passepartout für die Deutung der Niederlage und die visuelle Folie, auf der diese Deutung emotio-

---

19 Vgl. Ulrich Heinemann: Die verdrängte Niederlage. Politische Öffentlichkeit und Kriegsschuldfrage in der Weimarer Republik. Göttingen 1983, S. 47–52.

20 Vgl. Eberhard Kolb: Die Weimarer Republik. 7. Aufl. München 2009, S. 32.

21 Heinemann: Niederlage, S. 230.

22 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949. München 2008, S. 409.

23 Hindenburg und Ludendorff vor dem Untersuchungsausschuß, in: Germania 18. November 1919 (Nr. 532 AA).

24 Vgl. Boris Barth: Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914–1933. Düsseldorf 2003; Gerd Krumeich: Die Dolchstoß-Legende, in: Etienne Francois/Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungs-orte. Bd. 1. München 2001, S. 585–599.

nalisiert wurde.<sup>25</sup> Er war ein Deutungsmuster, welches nicht nur einen konkreten Vorwurf formulierte, sondern auch die Möglichkeit bot, diesen noch ungenau umrissenen Rahmen vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen nach Belieben mit Inhalt füllen zu können. Die Fixierung wesentlicher Teile der deutschen Gesellschaft auf den für sie unannehmbaren, so genannten „Kriegsschuldartikel“ 231 sowie die Stigmatisierung eines abstrakten wie amorphen Bevölkerungsteils durch die Dolchstoß-Legende erschwerte eine rationalere Auseinandersetzung mit den eigentlichen Gründen für die deutsche Niederlage. Hierzu trug auch die neue deutsche Regierung bei, deren Vorgehensweise bezüglich der Friedensverhandlungen die deutsche Politik von vor 1918 gegenüber den europäischen Nachbarn partiell fortsetzte und somit den endgültigen Bruch mit dem Alten und einen konsequenten Neuanfang auf republikanischem Boden nach dem Ersten Weltkrieg nicht vollzog.<sup>26</sup>

Derweil hatte nach einem Verhandlungsmarathon um die Reparationsleistungen und der Annahme des Londoner Zahlungsplanes vom Mai 1923 durch das Deutsche Reich die Zeit der „Erfüllungspolitik“ begonnen, welche darauf abzielte, die Unerfüllbarkeit der Zahlungsforderungen anhand genauester Vertragseinhaltung zu demonstrieren. Diese Strategie ging insofern auf, als die bereits voranschreitende Inflation der Mark künstlich verstärkt wurde.<sup>27</sup> Reichskanzler Wirth bat mit der Reparationsnote vom 13. November 1922 um ein Zahlungsmoratorium, welchem vor allem Frankreich nicht zuzustimmen bereit war. Es sah das deutsche Taktieren bei der Reparationsfrage – ähnlich wie den Abschluss des Vertrages von Rapallo am 16. April 1922 – als einen weiteren feindseligen Affront der Reichsregierung gegen die Alliierten. Der französische Ministerpräsident Poincaré erwog nun ernsthaftere politische Konsequenzen in Form der Aneignung „produktiver Pfänder“ auf deutschem Boden durch die Besetzung des Ruhrgebietes.<sup>28</sup> Einem möglichen Einmarsch gingen von deutscher Seite unverhohlene Gewaltdrohungen an die Adresse der potentiellen Besatzer voraus. Reichskanzler Wirth bemerkte, dass man sich durch die „scheinbare Ruhe in Deutschland nicht täuschen lassen“<sup>29</sup> solle. Andere Autoren gingen sogar noch einen Schritt weiter, wenn sie ausführten, dass „Deutschland [...] wirklich ein Vulkan“ sei, dessen „Ausbruch [...] den Unter-

25 Gerhard Paul: Der Dolchstoß. Ein Schlüsselbild nationalistischer Erinnerungspolitik, in: Ders. (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder. Bd. I: 1900 bis 1949. Bonn 2009, S. 300–307, hier S. 302.

26 Vgl. Kolb: Weimarer Republik, S. 212f.

27 Vgl. ebd., S. 43–47.

28 Vgl. Heinrich-August Winkler: Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie. 4. Aufl. München 2005, S. 146–186.

29 Kriegsschuldfrage 1921/22 Zeitungsartikel: Der Tag, 22. Juli 1922, Erich Lilienthal „Altes Europa und junges Deutschland“, in: Archiv für christlich-demokratische Politik (ACDP) 06-051-A299

gang Europas mit Schrecken ohne Ende für alle Völker oder den Anbruch einer neuen Kultur zur Folge haben“<sup>30</sup> könnte. Sie warnten ausdrücklich vor dem Augenblick, in dem das deutsche Volk erkenne, dass „der Feind nicht auf der rechten und nicht auf der linken Seite des eigenen Volks zu finden ist, sondern daß der Fremde der Feind ist, der draußen vor den Toren steht.“ Denn dann werde „es sich nicht um ‚Revanche‘ an dem kleinen Frankreich handeln, sondern um Rache an der Welt, die Deutschland nicht leben lassen will.“<sup>31</sup> Ungeachtet solcher Drohungen lehnte Frankreich das Moratoriumsersuchen der deutschen Regierung ab. Der mittlerweile in das Amt des Reichskanzlers nachgerückte Hamburger Hapag-Direktor Wilhelm Cuno verharnte auf dem Kurs der deutschen Reparationsnote. Nun musste er zusehen, wie die deutsche Erfüllungspolitik scheiterte, als die interalliierte Reparationskommission am 9. Januar 1923 ein absichtliches Fehlverhalten des Deutschen Reiches bei den zu entrichtenden Sachlieferungen feststellte. Am 11. Januar 1923 begann der französisch-belgische Einmarsch in das Ruhrrevier – die bereits seit langem schwelenden politischen Krisen der Nachkriegszeit waren eskaliert.

Die Besetzung des Ruhrgebietes löste im Reich einen Sturm der nationalen Entrüstung aus und vereinte die deutsche Gesellschaft im kollektiven Empörungsschrei. Reichspräsident Ebert brachte in seinem Aufruf vom 11. Januar 1923 jenes Gefühl klar zum Ausdruck: „Ein neuer Gewaltstreich“ sei auf das deutsche Volk herniedergegangen, bei welchem „der Schlag der französischen Faust“ das Kerngebiet der deutschen Wirtschaft „mit wohlberechneter Wucht“ getroffen habe. In dieser Stunde, in welcher „Frieden und Recht von neuem gebrochen“ würden und über weite Teile des Landes „die Leiden der Fremdherrschaft“ hereinbrächen, müsse man sich „unter all dem äußeren Druck der inneren Erhebung widmen [...]“.<sup>32</sup> Die Zentrumsabgeordneten Schreiber und Marx fanden im Rahmen der Reichstagsdebatten vom 14. Februar beziehungsweise 7. März 1923 noch deutlichere Worte. Schreiber sprach in diesem Zusammenhang von einem „Hammerschlag des französischen Imperialismus“<sup>33</sup>, welcher auf das Ruhrgebiet niedergegangen sei. Marx führte aus, dass die durchgeführten Aktionen im Ruhrgebiet nur den französischen „Annexionsgelüsten“ dienen. Man müsse sich ob der Tatsache, dass Recht und Gerechtigkeit in solch einer „flagranten Weise“ gebrochen wurden fragen, wie es in einer

---

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Herbert Michaelis/Ernst Schraepfer (Hg.): Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuorientierung Deutschlands in der Gegenwart, Fünfter Band: Die Weimarer Republik. Das kritische Jahr 1923. Berlin 1961, hier Nr. 999 a: Aufruf des Reichspräsidenten und der Reichsregierung vom 11. Januar 1923, S. 21f.

33 Verhandlungen des Reichstags: Band 358: I. Wahlperiode 1920, 300. Sitzung, Mittwoch, den 14. Februar 1923, S. 9694.

„kulturell so hoch entwickelten Zeit möglich“ sei, dass „man nun ein Unrecht billigt und unterstützt, das tatsächlich an frühere, längst hinter uns liegende Jahrhunderte erinnert, das von Kultur auch nicht mehr die Spur zeigt, das ein Raubrittertum, eine Gewaltpolitik darstellt, wie sie in früheren Jahren vielleicht durch die Verhältnisse gerechtfertigt war, in keiner Weise aber in unsere Zeit“ hinein passe. Zu diesem neuen Gebaren der französischen Kultur gehöre anscheinend auch, dass das Heer vielmehr „blind seinen Instinkten nach Raub, Mord und Totschlag“<sup>34</sup> nachginge. Den Verantwortlichen in Berlin war dennoch durchaus bewusst, dass das militärisch demobilisierte Deutsche Reich keinen bewaffneten „Volkskrieg“<sup>35</sup> gegen die französischen Besatzer führen konnte. Daher antwortete man auf die Ruhrbesetzung mit der Taktik des „passiven Widerstandes“ und der kulturellen Waffe der Propaganda.

In welchem Maße die Feindbilder des Ersten Weltkrieges – mindestens in Bezug auf Frankreich – auch noch in der Weimarer Republik fortwirkten und kontinuierlich in den intersubjektiven Erfahrungen präsent waren, veranschaulicht ein Plakat aus dem Jahre 1923 (*siehe Abbildung 1*). Das kriegspropagandistische Prinzip, bestimmte Feinde beziehungsweise Länder in allgemeinverständlichen Stereotypen zu kollektivieren und zu personifizieren – in diesem Fall Frankreich oder das französische Volk, stellvertretend symbolisiert durch die „Marianne“ – war auch in der Weimarer Republik weiterhin gängiges Instrument der Agitation.<sup>36</sup> Die Darstellung zeigt eine mit französischen Attributen (phrygische Mütze und Trikolore) versehene Frau. In einer scheinbar menschenleeren und stillstehenden Szenerie beugt sie sich, zum Griff bereit, über ein das Ruhrrevier symbolisierendes Industriegebiet. Ihre entrückten Gesichtszüge richten sich dabei direkt auf den Betrachter, das griffbereite Gewehr sowie der am Boden liegende Helm vermitteln eine zusätzliche militärische Bildkomponente. Diese Form der Marianne-Allegorie symbolisierte eine existenzielle, überlebensgroße Bedrohung durch einen äußeren Gegner, welcher einen Übergriff auf deutschen Boden vollziehen wollte. Durch die Dämonisierung der Besatzer sollte gezielt eine klare propagandistische Botschaft repetiert werden: Frankreich war der alte „Erbfeind“ und stellt immer noch eine akute feindliche Bedrohung dar.

Da der passive Widerstand im Ruhrgebiet durch Berlin mittels Lohnausgleich finanziert werden musste, entstand bald mit der Initiative des „Volksopfers“ eine Spendenbewegung für die besetzten Gebiete, welche auch in Bildform bei den Bürgern für sich warb (*siehe Abbildung 2*). Auf dem schlicht

34 Ebd., 312. Sitzung, Mittwoch, den 7. März 1923, S. 9972ff.

35 Michaelis/Schraepfer: Ursachen. Nr. 1022: Aus einer Rede des Reichspräsidenten Friedrich Ebert in Karlsruhe 12. Februar 1923, S. 68f.

36 Vgl. auch: Susanne Popp: „Marianne“ und „Germania“. Allegorische Frauengestalten im „Bilderkrieg“ der Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Gerhard Paul (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder. Band I: 1900 bis 1949. Bonn 2009, S. 292–299.

zweifarbige gehaltenen Plakat sind im Hintergrund die für das Ruhrrevier typischen Fördertürme zu erkennen. Den Bildvordergrund bestimmt klar eine auffallend männlich konnotierte Ansammlung von Menschen unterschiedlichster sozialer Provenienz. Vornehmlich erblickt man zwar Arbeiter, aber auch ein älterer Mann mit Brille sowie einer im Anzug sind zu erkennen. Sie sehen den Betrachter trotzig wie entschlossen an und bilden breitbeinig in mehreren Reihen stehend eine undurchdringbare Wand. Die Intention dieser Abbildung kann in zweifacher Hinsicht interpretiert werden: Die Bevölkerung des Ruhrgebietes, so die Aussage, kämpfe nicht nur in eigener Sache, sondern im Interesse aller Deutschen. Der gemeinsame Abwehrkampf nivelliere alle sozialen Differenzierungen und Grenzen; hinter ihn sollten alle persönlichen Belange zurücktreten. Das Plakat rief also dazu auf, durch materielle Spenden zur Fortführung des Kampfes beizutragen. Ferner sollte nach außen signalisiert werden, dass das deutsche Volk ohne Ausnahme bereit war, den Widerstand um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Insofern ist die programmatische Nähe zu den Kriegsanleihen-Plakaten des Ersten Weltkrieges frappant.<sup>37</sup>

Eine solche Neuauflage des Bündnisses zwischen Front und Heimatfront im gemeinsamen Abwehrkampf fand auch in anderen Plakaten Ausdruck (*siehe Abbildung 3*). Hier sind symbolisch ein Arbeiter und ein Bauer stellvertretend für die Verbindung zwischen Stadt und Land, zwischen dem primären Sektor Landwirtschaft und dem sekundären Sektor Industrie im Handschlag vereint. Zudem sind die Aufgaben – wie im Krieg – klar verteilt: an der Front wird gekämpft, die Heimat unterstützt diesen Kampf durch ihre Arbeit. Bedingt durch die vermeintlichen Erfahrungen des letzten Krieges sollte dieses neuerliche Sinnbild der Einheit eine Aufforderung und Mahnung zugleich für das deutsche Volk sein, den letzten Zusammenbruch und sein Resultat nicht zu vergessen. Anderorts publizierte man noch während der Ruhrkrise „Tatsachenberichte“, um die Bevölkerung ganz im Stile der Kriegsberichterstattung des Ersten Weltkrieges über die Geschehnisse an der „Front“ zu informieren. Vom Anspruch her Material- und Quellensammlungen, welche dazu beitragen sollten, „der fremden Willkürherrschaft auf deutschem Boden bald ein Ende zu machen“<sup>38</sup>, veröffentlichte man statistische Erhebungen zu den französischen Gewaltverbrechen (Mord, Raub, etc.) oder den Konsequenzen der Besetzung für die Zivilbevölkerung (z.B. Säuglingssterben). Zusätzlich emotionalisiert wurde jenes gedruckte Täter-Opfer-Verhältnis durch die Beigabe einer detaillierten biographischen Liste der Todesopfer seit Januar 1923 sowie ganzsei-

---

37 Vgl. beispielsweise das Kriegsanleihen-Plakat von Walther Georgi aus dem Jahr 1918. Bundesarchiv Bilddatenbank Plakat 001-005-067.

38 Zum Ruhreinbruch. Tatsachen und Dokumente, Berlin 1923, S. 3.

tigen Fotos ihrer Leichen, oftmals mit dem Untertitel „grundlos erschossen“ versehen.<sup>39</sup>

Der Erste Weltkrieg hatte kaum auf deutschem Boden stattgefunden. Vier Jahre nach Kriegsende erfuhr die deutsche Gesellschaft nunmehr – neben den territorialen Bestimmungen des Versailler Vertrages – durch die planmäßig durchgeführte Ruhrbesetzung das Gefühl von Fremdherrschaft und den Verlust der Selbstbestimmtheit in einer scheinbaren Friedenszeit. Da bereits eine umfassende Demobilisierung erfolgt war, führte man den Kampf gegen die vermeintlich immer noch vorhandenen Gegner nun auf dem kulturellen Felde fort. Die gemeinsame Abwehrfront des passiven Widerstandes gegen die französisch-belgische Besetzung generierte jedoch eine „Illusion innerer Stabilität“<sup>40</sup>, welche die tatsächliche Lage des Deutschen Reiches verdeckte. Der Krieg indes lebte in Wort und Bild weiterhin fort. „The legacy of the Ruhr Crisis took longer to fade than that of Versailles“<sup>41</sup> und sollte der Republik schwere Wunden zufügen. Der Erste Weltkrieg wurde für die Weimarer Gesellschaft zum intergenerationellen Fixpunkt sowie zum „Bestimmungselement für das normale Leben“<sup>42</sup> und einer praktischen Parteienpolitik, die nach Wegen der Überwindung der latent bestehenden Probleme der Nachkriegszeit suchte. Mobilisierung ist in erster Linie „a strengthening of the people’s motivation, a psychological problem which [...] could only be solved by political means“<sup>43</sup> und insbesondere die politischen Gruppierungen auf parlamentarischer Ebene – sowie ihre Anhängerschaft – spielten eine gewichtige Rolle in jenem Mobilisierungsprozess des Krisenjahres 1923.

### *Die Deutsche Zentrumspartei in der Ruhrkrise des Jahres 1923*

Die revolutionären Ereignisse des Novembers 1918 trafen die Deutsche Zentrumspartei, welche sich noch kurz zuvor klar zum monarchischen System bekannt hatte, völlig unvorbereitet. Dennoch stellte sich die Partei – obwohl sie die Revolution verurteilte – „auf den Boden der Republik.“<sup>44</sup> In Bezug auf den

39 Vgl. ebd., S. 7–22.

40 Peukert: Krisenjahre, S. 204.

41 Fischer: Ruhr Crisis, S. 292.

42 George L. Mosse: Der Erste Weltkrieg und die Brutalisierung der Politik. Betrachtungen über die politische Rechte, den Rassismus und den deutschen Sonderweg, in: Manfred Funke u. a. (Hg.): Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland und Europa. Düsseldorf 1987, S. 127–139, hier S. 136.

43 Wilhelm Deist: The German army, an authoritarian state and total war, in: John Horne (Hg.): State, society and mobilization in Europe during the First World War. Cambridge 1997, S. 160–172, hier S. 165.

44 Generalsekretariat der Rheinischen Zentrumspartei (Hg.): Bericht über die Verhandlungen des Parteitagess der Rheinischen Zentrumspartei. Abgehalten in Köln 15.–18. September 1919. Köln 1919, S. 44.

„Gewaltfrieden“ von Versailles führte Karl Trimborn allerdings aus, dass dessen „formelle Annahme [...] nichts am Urteil über den Frieden [ändere]. Er ist eine brutale Vergewaltigung und trägt die Notwendigkeit der Revision in sich.“<sup>45</sup> Die Umstellung von der konstitutionellen Monarchie zur republikanischen Demokratie fiel dem Zentrum deswegen so leicht, da es den Demokratie-Begriff an die „naturgesetzliche Lebensnotwendigkeit der menschlichen Gesellschaft, als die gegebene Ausdrucksform der Interessengemeinschaft des gesamten Volkes“<sup>46</sup> und nicht an eine bestimmte Regierungsform knüpfte. Nicht zu verachten war allerdings auch die Angst des politischen Katholizismus vor der radikaleren Weiterführung der Revolution, weswegen man „jeden Versuch, eine neue Klassenherrschaft oder irgendeine Diktatur zu errichten“<sup>47</sup> bekämpfte. Das Zentrum war vom Selbstverständnis her eine christliche „Weltanschauungspartei“<sup>48</sup>, welche jedoch in Bezug auf dieses Bekenntnis immer mehr in Schwierigkeiten geriet. Denn die religiöse Fundierung wurde zwar gelegentlich artikuliert, allerdings nie – abgesehen von schulpolitischen Fragen – zur konkreten Grundsatzpolitik einer christlichen Volkspartei ausgebaut.<sup>49</sup> Dennoch war der christlich-konfessionelle Charakter des Zentrums als integratives Merkmal Garant für die relative Stabilität der Partei. Nur der gemeinsame Nenner des Glaubens ermöglichte es überhaupt, die stark heterogene Sozialstruktur mit ihren oftmals widerstrebenden Teilen zu vereinen: Im Zentrum waren katholische Adlige, Agrarier und Bürger sowie in erheblichem Maße Arbeiter und ebenso Frauen organisiert. Hierdurch erklärt sich auch das teils ambivalente bis paradoxe Verhältnis zur Republik, welches dafür sorgte, dass zwar die Frage nach der Staatsform bis zuletzt grundsätzlich offen gehalten, gleichzeitig aber die historische Notwendigkeit der Republik betont werden konnte. Denn nach wie vor war der prominenteste parteipolitische Punkt die Einheit des Reiches. Hier setzte sich die Einsicht durch, dass diese Einheit momentan nur durch die Republik garantiert werden konnte, welche man fortan als verfassungstreue Partei im gegebenen nationalstaatlichen Rahmen unterstützte. Auf diese Weise avancierte der politische Katholizismus innerhalb von fünfzig Jahren vom „Reichsfeind“ der Kulturkampfzeit zur neuen staatstragenden Partei der Weimarer Republik. Dies manifestierte sich in einer kon-

---

45 Ebd., S. 46ff.

46 Karl Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei. Achter Band: Das Zentrum in und nach dem Weltkrieg 1914–1930. Köln 1931, S. XV.

47 Franz Hötte: Das Kommunalprogramm der Zentrumspartei im Vergleich zu den Kommunalprogrammen anderer Parteien. Köln 1924, S. 6.

48 Karl Dietrich Bracher: Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie. 5. Aufl. Düsseldorf 1971, S. 81.

49 Vgl. Karsten Ruppert: Die Deutsche Zentrumspartei in der Mitverantwortung für die Weimarer Republik: Selbstverständnis und politische Leitideen einer konfessionellen Mittelpartei, in: Winfried Becker (Hg.): Die Minderheit als Mitte. Die Deutsche Zentrumspartei in der Innenpolitik des Reiches 1871–1933, Paderborn 1986, S. 71–88, hier S. 71f.

stanten Beteiligung des Zentrums an allen Reichsregierungen von 1919 bis 1932, wobei es fünfmal den Reichskanzler stellte, sich ferner in Länderparlamenten engagierte (zusammen mit der SPD als Stabilitätsgarant in Preußen!) und somit aktiv das parlamentarisch-republikanische Leben mitgestaltete sowie politische Verantwortung für die Republik übernahm.<sup>50</sup> Für das Ziel der Reichseinheit zahlte die Partei allerdings einen hohen Preis, denn die eigene koalitionspolitische Flexibilität nach links und rechts und die Rolle des Mediators der Republik gingen für das Zentrum oftmals auf Kosten der eigenen Ziele. Ferner barg ein weiterer Punkt zusehends Konfliktpotential in sich: Sowohl die Parteiführung an sich als auch ihre ideologische Verwurzelung gründeten im kaiserlichen Deutschland des 19. Jahrhunderts. Hieraus ergab sich das Problem, dass die Parteihonoratioren wegen ihres hohen Altersdurchschnitts speziell auf die angeschlossenen Jugendorganisationen sowie die katholischen Arbeiter nicht mehr dauerhaft integrativ einzuwirken vermochten.<sup>51</sup> Nichtsdestominder sahen viele Zentrumsanhänger die sehnsüchtig erwartete „Volksgemeinschaft“ in der sozialen Zusammensetzung der eigenen Partei im Kleinen bereits beispielhaft verwirklicht. Und dadurch, dass sich die Partei „politisch-ideologisch der Republik genähert“ hatte, war sie zur „unentbehrlichen politischen Kraft im Reich“<sup>52</sup> geworden.

Fraktionsintern war man sich über den Ernst der Lage durchaus bewusst. Johannes Bell war auf einer Sitzung der Reichstagsfraktion am 25. Januar 1923 sicher, dass die Zustimmung der Bevölkerung zum passiven Widerstand ungebrochen sei, aber ebenso davon überzeugt, dass „ein Kampf auf Leben und Tod“<sup>53</sup> aller Wahrscheinlichkeit nach kommen werde. Reichsfinanzminister Hermes urteilte in Bezug auf die Ruhrbesetzung, es sei „eine Feigheit sondergleichen, wenn man mit Bajonett und Reitpeitsche ein waffenloses Volk misshandelt.“ Er formulierte in diesem Zusammenhang auch die prophetische Warnung, dass durch die „Vergewaltigung der elementaren Lebensrechte“ des deutschen Volkes in demselben „eine Saat aufgehen [könnte], die nicht nur für Deutschland, sondern auch für Frankreich und ganz Europa von grösstem Unheil werden könnte.“<sup>54</sup> Ebenso gestaltete sich die Meinung der zentrumsnahen Weimarer Tagespresse. Zwar war man zu Beginn des Jahres 1923 davon überzeugt, dass auch dies „ein Leidensweg, wie die vergangenen Jahre“ werden

50 Vgl. Karsten Ruppert: Im Dienst am Staat von Weimar. Das Zentrum als regierende Partei in der Weimarer Demokratie 1923–1930. Düsseldorf 1992, S. 29ff.

51 Vgl. Rudolf Morsey: Die Deutsche Zentrumspartei 1917–1923. Düsseldorf 1966, S. 607.

52 Vgl. ebd., S. 34.

53 Rudolf Morsey (Hg.): Die Protokolle der Reichstagsfraktion der Deutschen Zentrumspartei (1920–1925). Mainz 1969, Nr. 205: 25. Januar 1923: Fraktion, S. 429.

54 Andreas Hermes: Unser Kampf gegen Gewalt und Willkür. Berlin 1923, S. 22f.

würde, welches „das Ende der Prüfungen nicht bringen“<sup>55</sup> werde. Mit einem tatsächlichen Einmarsch der Franzosen und Belgier hatte der politische Katholizismus jedoch ebenso wenig gerechnet wie alle anderen Parteien. Dieser sei „fremde Willkür“, welche „Verträge verletzt und Menschenrechte mit Füßen tritt.“ Diese „Fortsetzung des Unrechts und der Gewalt“ an einem „entwaffneten [...] Volke“<sup>56</sup> stelle eine „neue Vergewaltigung“<sup>57</sup> dar. Durch ihr Vorgehen würde die französische Politik „neuen Krieg in ein zermürbtes, blutendes, verzweifertes Volk“<sup>58</sup> tragen und neben der Verletzung von Souveränitätsrechten auch einen „Dolchstoß in das Herz des deutschen Wirtschaftslebens“<sup>59</sup> führen. Die „Abwehr des französischen Gewaltaktes“<sup>60</sup> durch den passiven Widerstand genoss daher oberste Priorität.

Je länger die Ruhrkrise allerdings dauerte und je weiter die Inflation voranschritt, umso schwieriger wurde es, das eigene Vorgehen den katholischen Gewerkschaften und Arbeitervereinen zu vermitteln. Die Ansichten von Parteiführung und -basis standen sich teilweise diametral entgegen. Bereits den Untergang des Kaiserreiches sowie den Übergang zur Republik als akzeptable Lösung zu verbreiten, gestaltete sich mehr als schwierig. Schon 1918 bekundete ein lokaler Arbeitersekretär: „Unsere Gewerkschaftler [...] davon zu überzeugen, daß die Monarchie der Vergangenheit angehört, ist mir sehr schwer geworden.“<sup>61</sup> Speziell die christlichen Gewerkschaften waren nicht in der Lage, das eigene politische Handeln der (Vor)Kriegszeit kritisch zu reflektieren. So hielt man hier 1921, fünfzig Jahre nach Reichsgründung, die Zeit „für die völkische Einigung der deutschen Stämme“ gekommen. Wenn diese erreicht werde, dann sei „der große deutsche Krieg, wie ihn später vielleicht einmal die Weltgeschichte nennen wird, trotz des schmachlichen Friedensdikates, trotz aller Lasten und Entbehrungen für unser Volk, gekrönt mit einem deutschen Sieg.“<sup>62</sup> Mit dieser Einstellung einher ging auch hier die Ansicht, dass der Versailler Frieden nichts anderes darstelle als „eine Fortsetzung des

55 Rhenogermanus: Zum Parteitag des Rheinischen Zentrums, in: Düsseldorfer Tageblatt, 6. Januar 1923 (Nr. 5), S. 1.

56 Ein Aufruf des Reichspräsidenten, ebd., Januar 1923 (Nr. 8), S. 1.

57 Wilhelm Marx: Aufruf der Zentrumspartei, in: Germania, 12. Januar 1923 (Nr. 11), S. 1.

58 Brüder, hört!, ebd., 11. Januar 1923 (Nr. 10), S. 2.

59 Eine überwältigende vaterländische Kundgebung, in: Kölnische Volkszeitung, 12. Januar 1923 (Nr. 27 AA), S. 1.

60 Zuspitzung der Lage im Ruhrgebiet. Erfolgreiche Abwehr, in: Germania, 22. Januar 1923 (Nr. 21), S. 1.

61 Abschrift Nachlass Marx IX: Schreiben des rheinischen Arbeitersekretärs Becker vom 19. November 1918, zitiert nach Rudolf Morsey: Die Deutsche Zentrumspartei zwischen Novemberrevolution und Weimarer Nationalversammlung, in: Historische Kommission Westfalens (Hg.): *Dona Westfalica*, S. 239–271, hier S. 250.

62 Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften (GCG) (Hg.): Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands. 21. Jg. 31. Januar 1921: „Deutsche Einheit“, Berlin 1921, S. 30.

Krieges mit anderen Mitteln“, in welchem sich „das deutsche Volk nicht wehrt“, da es „durch Parteihader, der seine innere Kraft zermürbt, einem wahnwitzigen Feinde das Zerstörungswerk erleichtert.“<sup>63</sup> Als positiv bewerteten die Gewerkschaftler zumindest, dass „der Franzose dem deutschen Michel Nationalbewußtsein und sonstige wichtige Erkenntnisse ein[hämmert]“, wie etwa die Lehre, dass man es verpasst habe, „sich der Wehrlosmachung durch politische Wirrköpfe entgegenzustellen.“<sup>64</sup> Daher müsse in dieser Zeit vor allem innerhalb des deutschen Volkes, welches „seit dem Jahre 1914 ununterbrochen im Kriegszustande“<sup>65</sup> lebe, „der Glaube an die deutsche Weltendung“<sup>66</sup> lebendig und stark bleiben. So kann es nicht verwundern, dass sich die Meinung: „Der Staat ist Ursache und zunächst Nutznießer der Inflation“<sup>67</sup>, einhergehend mit der Ansicht: „Das Deutsche Reich macht jetzt die größte Krise seit seinem Bestehen durch. Die tiefste Wurzel des Übels liegt in dem elenden Zustand unseres Parteilebens“<sup>68</sup> mehr und mehr durchzusetzen begann.

Das Zentrum versuchte, wie alle anderen Parteien auch, die Ruhrkrise 1923 visuell zu verarbeiten. Der politische Katholizismus erkannte, dass die jüngste Krise dem Ansehen der Republik erheblich geschadet hatte und versuchte auf der bildlichen Ebene, praxeologische Zukunftshoffnungen zu vermitteln. Hierbei waren es vor allem die zentralen Themen des Wiederaufbaus und der Zusammenarbeit, welche sich durch die verschiedenen Motive zogen. Das Zentrum verstand es einerseits, die Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart zu einer Zukunftsvision zu verschmelzen (*siehe Abbildung 4*) und andererseits die Bevölkerung dazu aufzurufen, ihr zukünftiges Schicksal durch gemeinsame Arbeit selbst mitzubestimmen (*siehe Abbildung 5*). Die Gestaltung des Plakates für die Reichstagswahlen im Dezember 1924 ist so schlicht wie einprägsam gehalten. Die Trennlinie in der unteren Bildhälfte separiert hierbei die Vergangenheit von der Gegenwart. Im schmalen unteren Bildteil erkennt der Betrachter schwarze, weiße und rote Trümmer, hierzu gesellen sich zwei goldene Kronen. Die klar dominante obere Bildhälfte zeigt drei graphisch reduzierte Menschen, welche dabei sind, ein stilisiertes schwarz-rot-goldenes Gebäude zu vollenden, hinter dem die Sonne aufgeht. Das Zentrum warb hierbei nicht nur für sich allein, sondern insgesamt für die Parteien der Weimarer Ko-

63 GCG: Zentralblatt, 22. Jahrgang: 11. Dezember 1922 (Nr. 25): „Soziales. Krieg oder Frieden?“. Berlin 1922, S. 310.

64 GCG: Zentralblatt, 23. Jahrgang: 12. März 1923 (Nr. 5/6): „Deutsche Sendung. Gedanken zum Kampf an Rhein und Ruhr.“, Berlin 1923, S. 33ff.

65 GCG: Zentralblatt, 23. Jahrgang: 18. Juni 1923 (Nr. 11/12): „Hoffnungen und Enttäuschungen.“, S. 81.

66 Ebd.: 12. März 1923 (Nr. 5/6): „Deutsche Sendung“, S. 35.

67 Christliche Gewerkschaften: Der Deutsche, 08. August 1923 (Nr. 184) „Die Forderungen des Deutschen Gewerkschaftsbundes zur Lage – Die Ordnung des Staatshaushalts, Selbsthilfe oder Ententekontrolle?“, in: ACDP 06-051-A603.

68 Zerfahrenheit, in: Kölnische Volkszeitung, 5. Oktober 1923 (Nr. 727 AA), S. 1.

alition. Der politische Katholizismus definierte sein eigenes Tun also als Aufbauarbeit für die Republik. Dieser Wiederaufbau der deutschen Nation auf den Trümmern der Monarchie war laut Plakat auch nach nunmehr fünf Jahren seit Kriegsende noch immer nicht vollendet und konnte ohnehin nur durch die Parteien der Weimarer Koalition garantiert werden. Das Zentrum betrachtete die Republik also nach wie vor als unvollendet: vor allem nach den Erfahrungen der Nachkriegszeit sowie der Ruhrkrise schien jene Vollendung deshalb nötiger denn je. Unterstützt wurde diese Vision von der positiven Überwindung der krisenhaften und unsteten Gegenwart durch das Symbol der Sonne, welche nun nach den dunklen Erfahrungen der Nachkriegsgesellschaft endlich auch über Deutschland aufgehen sollte.

Das zweite Plakat aus dem November 1924 ist stilistisch aufwendiger gestaltet, bedient sich aber einer ähnlichen Bildsprache. Die graphische Trennlinie zwischen ruraler und urbaner Landschaft, letztere repräsentiert durch die Stadt Köln, bildet hier der Rhein. Die Bildmitte nimmt ein als Landarbeiter zu erkennender Mann mit Pflug ein, welcher durch die Bildkomposition als Verbindungsglied zwischen beiden Teilen dient. Auch hier findet sich wieder die Sonne als Symbol der Erneuerung. Die Verwendung des Freiheits-Begriffes legt den Schluss nahe, dass man auf Grund des Versailler Vertrages und der auf ihn folgenden Krisen nicht das Gefühl hatte, als selbstbestimmte Nation agieren zu können. In diesem Kontext thematisiert das Zentrum jedoch nicht nur das besetzte Ruhrgebiet, sondern vielmehr die durch die Stadt Köln symbolisierten, besetzten linksrheinischen Gebiete insgesamt. Das Plakat ist somit ein Appell an die Opfer- und Arbeitsbereitschaft seiner potentiellen Rezipienten und zugleich die Aufforderung, neben der aktuellen Ruhrproblematik die generelle Frage nach der Einheit des Reiches nicht aus den Augen zu verlieren. In dieser Interpretation der aktuellen Situation hatten auch die ersten Jahre der Republik dem deutschen Volk die ersehnte Freiheit nicht gebracht. Dafür waren die ersten Nachkriegsjahre auch für das republikloyale Zentrum zu krisenhaft. Die Botschaft: „Das deutsche Volk muß eine Volksgemeinschaft werden!“<sup>69</sup> fand hier im übertragenen Sinne seinen bildlichen Ausdruck und wurde zum Primat der politischen Vertreter des katholischen Bevölkerungsteils.

Bezüglich der grundsätzlichen Haltung zur Ruhrbesetzung sind bei einem Vergleich des Zentrums mit anderen Regierungs- beziehungsweise Oppositionsparteien generelle Ähnlichkeiten hinsichtlich der Verbalisierung derselben zu konstatieren. Unterschiede hingegen ergeben sich auf der visuellen Ebene bei der Bewertung und Artikulation von Strategien zur positiven Überwindung der gegenwärtigen Krise, welche letztlich eng an die parteispezifische Einstellung zur Republik geknüpft sind. Die DVP beispielsweise reagierte schockiert

---

69 Wahlpropaganda Reichstagswahl Dezember 1924: Wahlaufuf des Zentrums „Wann wird gewählt?“, in: ACDP 06-051-A166.

auf die Ereignisse des gerade beginnenden Jahres 1923. Das Vorgehen Poincarés folge dem Plan eines „kühlen, zielbewußten Verbrechers“, der seiner Rolle als „Vater und Organisator des Weltkrieges“<sup>70</sup> treu bleibe. Ganz in diesem Sinne interpretierte Gustav Stresemann die Aktionen Frankreichs als „Gewaltmaßnahmen, die einer neuen Eröffnung des Krieges gleichkommen.“<sup>71</sup> Auf internen Sitzungen des Zentralvorstandes mahnte er an, dass „wenn der Ruhrkonflikt nicht so beendet wird, daß das Reich erhalten“ bleibe, dann werde „von diesem Kampf eine Entwicklung ausgehen, die noch mehr für uns bedeuten kann als die Folgen, die der Vertrag von Versailles gehabt hat.“<sup>72</sup> Der Vorsitzende der Liberalen führte im Parlament aus, dass die französische Aktion ein „frevelhafter Völkerrechtsbruch [und eine] Vergewaltigung des deutschen Volkes, deutschen Bodens und deutscher Wirtschaft“ sei. Dieser eklatante „Völkerrechtsbruch“<sup>73</sup> durch Frankreich komme dem „Versuch rechtswidriger Vergewaltigung“<sup>74</sup> gleich und bezwecke allein „die Vernichtung Deutschlands.“<sup>75</sup> Frankreich versuche mit allen „Instrumenten einer raffinierten Ermordungswissenschaft [...] gegen eine unbewaffnete, friedliche, arbeitssame und zugleich darbenbe Bevölkerung Krieg“<sup>76</sup> zu führen. Dies würde zur Kontinuitätslinie der französischen Politik von 1918 bis 1923 passen, die „nach einer ‚Friedenszeit‘, welche genau der Kriegszeit“<sup>77</sup> entspreche, Deutschland endgültig vernichten wolle. Eine solche Vorgehensweise passe zum französischen Nationalcharakter, welchem „naturgemäß Mißtrauen, Argwohn, schreckhafte Einbildungskraft“ innewohnten und dem „Demut vor Menschen“<sup>78</sup> völlig fremd sei.

Zwar musste der passive Widerstand durch die Regierung Stresemann am 26. September 1923 abgebrochen werden, jedoch konnte mit Einführung der Rentenmark eine Währungsstabilisierung herbeigeführt werden und mit der Ratifizierung des Dawes-Plans und dem darauf folgenden Abzug der französisch-belgischen Truppen trat die Republik in eine Phase der relativen Stabili-

- 
- 70 Schläfst du, Brutus?, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 6. Januar 1923 (Nr. 6 & 7), S. 1.  
 71 Gustav Stresemann: Vermächtnis. Der Nachlass in drei Bänden. Bd. 1: Vom Ruhrkrieg bis London. Berlin 1932, S. 29.  
 72 Eberhard Kolb/Ludwig Richter (Hg.): Nationalliberalismus in der Weimarer Republik. Die Führungsgremien der Deutschen Volkspartei 1918–1933. Düsseldorf 1999, hier: Nr. 51: 7. Juli 1923: Sitzung des Zentralvorstandes in Berlin, S. 469.  
 73 Essens widerrechtliche Besetzung. Vertrags- und Völkerrechtsbruch, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 12. Januar 1923 (Nr. 16 & 17), S. 1.  
 74 Frankreichs Versuch rechtswidriger Vergewaltigung, ebd., 10. Januar 1923 (Nr. 12 & 13), S. 1.  
 75 Michaelis/Schraepfer: Ursachen, Nr. 1000 b: Erklärung des Abgeordneten Stresemann (DVP), S. 31.  
 76 Stark aber dumm, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 10. Januar 1923 (Nr. 12 & 13), S. 1.  
 77 Ebd., S. 2.  
 78 Eduard Wechssler: Was der Deutsche vom französischen Nationalcharakter wissen muß, ebd., 4. Februar 1923 (Nr. 56 & 57), S. 23.

sierung ein.<sup>79</sup> Zu Recht verwies die DVP im Wahlkampf des Jahres 1924 daher auf die Erfolge ihrer Politik (*siehe Abbildung 6*). Hier ist eindeutig das Ruhrgebiet als Setting des Plakates aus dem Dezember 1924 zu erkennen. Auf der linken Seite sind die abziehenden Franzosen sichtbar, die schwarz-weiß-rote Fahne des Kaiserreiches weht ihnen beim Abmarsch hinterher. Die kaiserlichen Farben werden von drei Arbeitern gehisst, welche auf der eingeholten, am Boden liegenden Trikolore herumtrampeln. Wiederum drei andere Kumpel schauen noch den Franzosen hinterher, wenden sich aber teilweise schon wieder ihrer Arbeit zu. Die DVP interpretiert die Räumung des Ruhrgebietes klar als Erfolg der eigenen Politik. Diese habe Deutschland von der französischen Fremdherrschaft befreit und ermögliche nun wieder die Rückkehr zur gewohnten Tages- und Arbeitsroutine der arbeitenden Bevölkerung. Die Zukunft habe also durch die DVP mit Hilfe der Besinnung auf vergangene Werte – symbolisiert durch die alten Reichsfarben – gesichert werden können.

Auch eine ausgewiesene Oppositionspartei wie die KPD trug den offiziellen Widerstand der Reichsregierung vorerst mit, war diese Protestbewegung in der kommunistischen Interpretation doch keine von oben oktroyierte, sondern vielmehr eine von der Arbeiterschaft des Ruhrgebietes getragene und von unten praktizierte.<sup>80</sup> Ebenso waren die Kommunisten überzeugt, dass man „vier Jahre nach Abschluß des furchtbaren Weltkrieges und drei Jahre nach Abschluß des Versailler Raubvertrages“ nun zur „Liquidation des verbrecherischen Friedens“<sup>81</sup> schreiten müsse. Aus ihrer Sicht war der Versailler Vertrag die Ursache für die Verlängerung des Krieges in die Friedenszeit hinein und den daraus resultierenden aktuellen Konflikt, weswegen sich auch die KPD mühelos in die Anti-Versailles-Agitation einfügte. Die fortdauernde, ungehemmte Aggression aber sah sie als „Kampfe zwischen der deutschen und französischen Bourgeoisie“, in welchem das Proletariat einen Zweifrontenkrieg sowohl gegen die französischen als auch die deutschen Kapitalisten führte. Hierbei waren die „Bajonette der französischen Besatzungstruppen [...] nicht weniger scharf als die der Reichswehr.“<sup>82</sup> Für die KPD war es Tatsache, dass der erneute deutsch-französische Konflikt „die Welt vor eine akute Kriegsgefahr“<sup>83</sup> stelle. Um „namenloses Elend zu verhüten“ und den „Kriegszustand“ auf deutschem Boden zu beenden, müsse das arbeitende Volk seine

79 Vgl. Kolb: Weimarer Republik, S. 51–56.

80 Vgl. Heinrich August Winkler: Von der Revolution bis zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924. Berlin u. a. 1984, S. 556.

81 Verhindert die imperialistischen Pläne!, in: Die sozialistische Republik, 11. Januar 1923 (Nr. 99), S. 1.

82 Michaelis/Schraepfer: Ursachen, Nr. 1006: Aufruf der Zentrale der KPD an die Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands vom 22. Januar 1923, S. 45f.

83 Gegen die drohende Kriegsgefahr! Offener Brief, in: Die sozialistische Republik, 18. Januar 1923 (Nr. 15), S. 1.

Stimme gegen „imperialistischen Wahnsinn laut ertönen lassen“ und den „imperialistischen und kapitalistischen Machthabern zeigen, daß es sich nicht mehr wie 1914 als Kanonenfutter mißbrauchen“<sup>84</sup> lassen würde. Die KPD beäugte einen möglichen Abbruch des passiven Widerstandes mit Argwohn. Nachdem die „Hyänen des Schlachtfeldes“ – die vermeintlichen Profiteure der Krise aus den Reihen von Industrie und Geldwirtschaft – „durch ihre schamlose Ausbeutung der im Abwehrkampfe stehenden Arbeitermassen die Ruhrfront zur Genüge zermürbt und zerbröckelt“ hätten, schleiche „Herr Stresemann jetzt heran, um ihr den letzten Dolchstoß zu versetzen.“<sup>85</sup>

Die Kommunisten beließen es jedoch nicht bei diesem verbalisierten Dolchstoß-Motiv, sondern fanden hierfür auch bildlichen Ausdruck (*siehe Abbildung 7*). Wie das Beispiel zeigt, wurde der Archetyp nationalistischer Agitation in der Weimarer Republik auch von kommunistischer Seite adaptiert. Der Hintergrund zeigt Fabrikhallen, die Szenerie trägt also die Züge Ruhrgebietes. Im Vordergrund erblickt der Betrachter eine Straßenecke, mit einem jener zugewandten Arbeiter (Spitzhacke und Lampe) im Bildmittelpunkt. Dieser ist im Fallen begriffen, da ihm ein seitlich in das Bild hineinragender, überproportional großer Arm in weißem Hemd und Anzug mit der Aufschrift „Wucher“ einen Dolch in den Rücken rammt. Die Botschaft richtete sich explizit gegen diejenigen Deutschen, welche, motiviert durch persönliche Bereicherung, der Arbeiterschaft in den Rücken gefallen wären. Somit wäre die Front abermals von der Heimat verraten worden. In Deutschland schwamm man auf einer Welle des nationalistischen Hochgefühls. Hier konnte die KPD mit dem von ihr vertretenen Ideal des sozialistischen Internationalismus keinen Fuß fassen, auch wenn man sich der Solidarität der internationalen Arbeiterschaft gewiss war. Die Kommunisten griffen daher ebenfalls zu nationalistischer Symbolik, welche sie in ihrem Sinne umdeuteten.

Die ebenso oppositionelle DNVP erachtete es als dringende Notwendigkeit, der deutschen Bevölkerung das „ganze Elend, das mit dem sogenannten Waffenstillstand, seiner Durchführung und fortgesetzten Verschärfung über Deutschland hereinbrach“, kontinuierlich vor Augen zu führen. Folglich gab es auch „nach dem Ruhreinfalle schlechterdings keine Möglichkeit mehr, etwa über einzelne Leistungen aus dem Versailler Frieden oder einem Komplex davon [...] zu reden.“ Die „neuerlichen kriegerischen Unternehmen“, welche auf die Befriedigung der „machtpolitischen Gelüste“<sup>86</sup> Frankreichs abzielten, seien die letzte Möglichkeit, „in der es Deutschland vergönnt ist, noch einmal

84 Die Lage im Ruhrgebiet. Die Kriegsgefahr!, ebd.

85 Stresemanns Dolchstoß gegen die Ruhrfront, in: Die Freiheit, 13. September 1923 (Nr. 166), S. 1.

86 Der Konferenzabbruch und seine Folgen, in: Neue Preußische Zeitung, 5. Januar 1923 (Nr. 7 AA), S. 1f..

zur Lebensfähigkeit und [...] zur Macht zu kommen.“ Nachdem das deutsche Heer im Krieg die Heimat tapfer verteidigt habe, sei es erst die durch den Versailler Vertrag betriebene „Fortsetzung des Krieges im Frieden“ gewesen, welche in letzter Konsequenz „die Grenzen dem Erbfeind geöffnet“ und den „kriegerische[n] Aufmarsch“<sup>87</sup> Frankreichs ermöglicht habe. Der passive Widerstand gegen den „Raubkrieg“<sup>88</sup> sowie die „Rechtsbrüche und Kriegshandlungen“ im Ruhrgebiet müsse nun „bis zum bitteren Ende geführt werden“, da nur so noch „das Schicksal des Weltkrieges gewendet werden“<sup>89</sup> könne. Die letztliche Aufgabe des Widerstandes kam für die DNVP daher einer neuerlichen Niederlage gegenüber den alten Feinden gleich und gebe „vor aller Welt kund, daß auch jetzt, fast fünf Jahre nach Beendigung des Weltkrieges, Deutschland noch immer nicht gelernt [habe], die Nation in geschlossener Einheit für die Erhaltung des Reiches, seine Selbstständigkeit und seine Ehre bis zum letzten einzusetzen.“<sup>90</sup>

Aus dieser Überzeugung heraus vermochte es die DNVP die Konservierung alter Werte aus monarchischen Zeiten zu visualisieren und gleichzeitig Zukunftskonzepte für die nationale Einheit zu präsentieren (*siehe Abbildung 8*). Das Plakat wird durch eine imaginierte Senkrechte in eine kleinere dunkle Hälfte auf der Linken und eine größere helle auf der Rechten zweigeteilt. Der deutsche Michel steuert ein Pferdegespann mit zwei prächtigen weißen Rössern einen Abhang hinauf und lässt dabei einen roten See mit zwei verendenden Pferden und einer weiteren Person hinter sich. Das Gespann ist mit dem Reichsadler, der Michel mit einer Schärpe in den schwarz-weiß-roten Farben des Kaiserreiches geschmückt, hinter beidem geht eine hellleuchtende Sonne auf. Auch hier findet sich also wieder eine klare Zukunftsprogrammatische: Mit Hilfe der DNVP werde der Wähler die „rote Flut“ aus Sozialismus und Revolution nach 1918 – also den „Dreck“ – hinter sich lassen, um kraftvoll den Anstieg zu neuen Ufern des Jahres 1924 zu meistern. Diese Überwindung der Gegenwart sollte durch die Besinnung auf das Vergangene, sprich das Kaiserreich, geschehen. Auch bei diesem Plakat verspricht die aufgehende Sonne wiederum den Anbruch einer besseren Zukunft, auf welche das deutsche Volk mit dem Konservatismus der Deutschnationalen mit vollem Elan und voller Kraft zusteuert.

---

87 Der Feind vor den Toren, ebd., 10. Januar 1923 (Nr. 15 AA), S. 1.

88 Reichswirtschaftsminister Dr. Becker über den Raubkrieg, ebd., 17. Januar 1923 (Nr. 26 MA), S. 1.

89 Handeln, nicht Verhandeln, ebd., 25. Januar 1923 (Nr. 41 AA), S. 1.

90 Nach verlorener Schlacht, ebd., 25. September 1923 (Nr. 444 AA), S. 1.

*Das Nachwirken der Ruhrkrise im Wahljahr 1924*

Mit der Beilegung der Ruhrkrise endeten die krisenhaften Erscheinungen der Republik auch in den Jahren der „relativen“ Stabilisierung nicht. Das Zentrum hatte wie alle anderen an der Regierung beteiligten Parteien mit erheblichen innerparteilichen Spannungen zu kämpfen und sah sich dem Unmut der eigenen Anhänger sowie des Wahlvolkes ausgesetzt. Durch Ruhrbesetzung, Hyperinflation und materielle Verelendung war eine explosive Mischung entstanden, von welcher die radikalen, republikfeindlichen Parteien profitierten. Dieser Trend manifestierte sich auch in der Reichstagswahl im Mai 1924, denn betrachtet man die absoluten Zahlen beziehungsweise Ergebnisse waren die Parteien ohne Regierungsverantwortung – KPD und DNVP – die klaren Wahlgewinner. Differenziert man dagegen strukturell zwischen den Ergebnissen auf Reichsebene, den Wahlkreisverbänden des Ruhrgebietes<sup>91</sup> sowie einzelnen Stadtwahlkreisen desselben<sup>92</sup>, muss dieses Bild relativiert werden.

Das Zentrum sah es nach wie vor als dringendste Aufgabe, an der Verwirklichung der „Volksgemeinschaft“ zu arbeiten. Das Konzept des politischen Katholizismus war es, durch „die Tat werdende Politik der Mitte, das ernste Streben nach echter Volksgemeinschaft“<sup>93</sup> insbesondere der kritisch eingestellten Arbeiterschaft ein Angebot zur positiven Überwindung der gegenwärtigen Krise der Republik zu präsentieren. Die Partei hatte jedoch in zunehmendem Maße Probleme damit, auf alle Teile des katholischen Milieus dauerhaft integrativ zu wirken. Nach Ansicht der eigenen Gewerkschaften hatte Deutschland „mit der Aufgabe des passiven Widerstandes im besetzten Gebiet [...] einen zweiten Krieg verloren.“<sup>94</sup> Mit milieuinternen Abspaltungen wie der „Christlich-Sozialen Volksgemeinschaft“ positionierten sich zudem linksalternative Splittergruppierungen, welche durchaus erfolgreich in den Reihen der katholischen Arbeiteropposition sowie der enttäuschten Zentrumswähler in den industrialisierten Wahlkreisen Westfalens Stimmen sammelten.<sup>95</sup> Aber wie bereits der Zentrumshistoriker Johannes Schauff 1928 konstatierte, verlor der

91 Hierbei handelte es sich um die Wahlkreisverbände Westfalen Nord und Westfalen Süd sowie Düsseldorf West und Düsseldorf Ost.

92 Berechnungen des Autors auf Grundlage von Statistisches Reichsamt: Band 291/II, 315/II und IV.

93 Wahlpropaganda Reichstagswahl Dezember 1924: Wahlaufdruck des Zentrums „Wie soll regiert werden?“, in: ACDP 06-051-A166.

94 GCG: Zentralblatt. 23. Jahrgang: 19. November 1923 (Nr. 21/22): „Der deutsche Jämmer.“, Berlin 1923, S. 145.

95 Vgl. Wolfgang Jäger: Bergarbeitermilieu und Parteien im Ruhrgebiet. Zum Wahlverhalten des katholischen Bergarbeitermilieus bis 1933. München 1996, S. 113; Werner Methfessel: Christlich-Soziale Reichspartei (CSRP) 1926–1932, in: Dieter Fricke (Hg.): Die bürgerlichen Parteien in Deutschland. Handbuch der Geschichte der bürgerlichen Parteien und anderer bürgerlicher Interessenorganisationen vom Vormärz bis zum Jahre 1945. Bd. I: Alldeutscher Verband – Fortschrittliche Volkspartei. Leipzig 1968, S. 256ff.

politische Katholizismus über die Jahre der Republik hinweg auch in nicht zu unterschätzendem Maße Stimmen an die KPD.<sup>96</sup> Das Zentrum büßte somit nicht nur seine Monopolstellung bei den deutschen Katholiken ein, sondern war auch Spiegelbild der fortschreitenden Fragmentierung des parlamentarischen Systems um 1923. Die relativ stabilen Wahlergebnisse sowie die regelmäßige Regierungsbeteiligung täuschten darüber hinweg, dass die „Schicksalskurve der Zentrumspartei“<sup>97</sup> kontinuierlich sank und die Partei schließlich dazu veranlasste sich weiter nach rechts zu orientieren. Dieser Trend lässt sich in den Wahlergebnissen ablesen: Im Mai 1924 erreichte das Zentrum auf Reichsebene ein Resultat von 13,4% und in den Wahlkreisverbänden des Ruhrgebietes im Schnitt sogar 31,3%. In vielen industrialisierten wie urbanen Stadtwahlkreisen avancierte das Zentrum sogar zur stärksten Partei (Recklinghausen 31,8%, Bottrop 31,5%, Essen 30,1%). Vergleicht man diese Zahlen jedoch mit den Ergebnissen der Juniwahl von 1920, stellt man fest, dass der politische Katholizismus bei seinen Anhängern sowohl reichsweit (1920: 13,6%) als auch insbesondere im Ruhrgebiet (1920: 33,5%) an Zustimmung eingebüßt hatte. Das Zentrum befand sich im typischen Dilemma einer Regierungspartei: Einerseits engagierte es sich in der nationalen Abwehrfront, andererseits bestand für sie immer die Notwendigkeit, die tagespolitische Realität ins Kalkül miteinzubeziehen.

Im Gegensatz zur DVP fielen die Wahlverluste des Zentrums allerdings noch relativ gering aus. Wie das Zentrum hatten auch die Liberalen durch die „Nationalliberale Vereinigung“ mit einer rechtsstehenden, innerparteilichen Abspaltung zu kämpfen und setzten ihren kontinuierlichen Abstieg im Laufe der Jahre fort.<sup>98</sup> Konnte die Partei im Juni 1920 reichsweit noch 13,9% aller Stimmen auf sich vereinen (Ruhrgebiet: 13,5%), so musste die DVP bei den Maiwahlen 1924 herbe Verluste hinnehmen. Im Ruhrgebiet, wo man die Stabilisierungsmaßnahmen des Jahres 1923 mit den Liberalen in Verbindung brachte, schnitt sie mit 10,6% (in Dortmund 16,5%, Gelsenkirchen 13,6%, Duisburg 13,2%) allerdings sehr viel besser ab, als reichsweit (9,2%). Spielte die kommunistische Bewegung 1920 sowohl im Ruhrgebiet (2,3%) als auch im Reich (2,1%) eine marginale politische Rolle, konnte sie als klarer Gewinner aus den Maiwahlen 1924 hervorgehen. Sie erlangte hierbei im Ruhrgebiet 18,9% und auf Reichsebene respektable 12,6%; in vielen Städten des Ruhrgebietes (Gelsenkirchen 35,3%, Dortmund 30,8%, Mühlheim a. d. R. 22,7%) wurde sie so-

---

96 Vgl. Johannes Schauff: Die deutschen Katholiken und die Zentrumspartei. Eine politisch-statistische Untersuchung der Reichstagswahlen seit 1871. Köln 1928, S. 110–113.

97 Johannes Schauff: Die Schicksalskurve der Zentrumspartei. Akute und chronische Krisen, in: Ders.: Das Wahlverhalten der deutschen Katholiken im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Hg. und eingeleitet von Rudolf Morsey. Mainz 1975, S. 191–197, hier S. 191.

98 Vgl. Ludwig Richter: Die Deutsche Volkspartei 1918–1933. Düsseldorf 2002, S. 323.

gar stärkste Kraft. Ebenso kräftig konnte die DNVP bei den Wahlen zulegen. Im Juni 1920 erlangte sie im Ruhrgebiet lediglich 8,6% der Stimmen, im Reich hingegen 15,1%. Beide Werte konnte sie jeweils im Mai 1924 deutlich steigern (Ruhrgebiet 13,2% und Reich 19,5%). Sie behauptete sich sogar in Bochum (12,1%) sowie Mühlheim a. d. R. (15,9%), in vielen anderen Städten (Dortmund 5,8%, Gelsenkirchen 7,3%, Essen 9,8%) blieb sie allerdings unter ihrem Ruhrgebietsschnitt.

Wie so oft in der Geschichte der Weimarer Republik war zu beobachten, dass das Wahlvolk beim Urnengang die Politik der gerade Regierenden nicht sanktionierte. Insbesondere die antirepublikanischen und antidemokratischen Parteien hatten mittlerweile gelernt ihrerseits bei den Wahlen taktisch-demokratisch zu agieren, um sich schließlich der Demokratie selbst zu entledigen.<sup>99</sup> Die Maiwahl 1924 war nicht zuletzt ein Plebiszit gegen die republikloyalen Kräfte. Es wurden gerade die Parteien von den Wählern präferiert und frequentiert, welche erstens die bestehenden Verhältnisse seit November 1918 am radikalsten ablehnten und somit die Gegenwart als krisenhaft und absolut überwindungsbedürftig kennzeichneten. Zweitens waren es jene Parteien, die auf ihre Art – einerlei ob rechts oder links – eine Alternative zur Republik offerierten. Drittens profitierten diejenigen Gruppierungen der Weimarer Parteienlandschaft im Zuge der Wahl, welche den Frieden auch in Zeiten der Republik nicht nur verweigerten, sondern durch ihre Einstellungen, Verhaltensweisen und Haltungen, welche sich in Wort und Bild öffentlich manifestierten, eine Überwindung der bestehenden Staatsform selbst einforderten. Diese Sicht von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft korrelierte mit den Erfahrungen einer deutschen Nachkriegsgesellschaft, welche ihre Bedürfnisse in zunehmendem Maße nicht mehr durch die verfassungstreuen Parteien vertreten sah.

### *Schlussbetrachtung*

Das Scheitern der kulturellen Demobilisierung in Deutschland nach 1918 begann mit der Verweigerung des Friedens an sich. Schon der Versailler Vertrag und die eskalierende Reparationsfrage wurden als latente Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln durch die ehemaligen militärischen Feinde gedeutet und verursachten einen breit angelegten gesellschaftlichen Revisionskonsens. Diese kollektive Verweigerung der republikanischen, post-bellizistischen Realität beförderte einen Eskapismus vor der Wirklichkeit der Nachkriegsgesellschaft, auf Grund dessen die Republik auch innenpolitisch nicht zur Ruhe kam. Eine rationale Diskussion über Ursachen, Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkrieges kam nicht zustande. Stattdessen flüchtete man sich mit Kriegsschuldlüge und Dolchstoß-Legende in Erklärungsstrukturen, welche die Re-

---

<sup>99</sup> Vgl. Bracher: *Auflösung*, S. 77.

publik von Beginn an unterminierten sowie einen Neuanfang auf dem Boden der republikanischen Demokratie unmöglich machten. Parallel wurden aber auch die Feindbilder sowie Feindschaften des Ersten Weltkrieges weiterhin als existent angesehen und durch die Tradierung kriegsimmanenter Motive gepflegt. Hierdurch hatte sich seit 1914 die Eskalationsbereitschaft aller Beteiligten konserviert. Eine solche Politik stand in der Tradition der gegenseitigen Provokationen als probatem Mittel so genannter „Weltpolitik“ machtsstaatlicher Provenienz. Diese Bereitschaft zog sich wie ein roter Faden durch die Pariser Friedensverhandlungen, die Reparationsfrage und die von Revisionismus geprägte deutsche Außenpolitik, um sich schließlich in der Ruhrkrise des Jahres 1923 zu entladen.

Die Ruhrkrise 1923 und die französisch-belgische Besetzung wurden als Krieg interpretiert und von deutscher Seite unter Rückbezug auf kriegskulturelle Elemente auch als solcher propagandistisch geführt. Der Erste Weltkrieg flammte daher in Wort und Bild wieder auf und die Verwendung semantischer wie visueller Formen der Kriegszeit erfuhr eine Renaissance. Zu diesem Wiederaufleben kriegs-immanenter Haltungen, Einstellungen sowie Geschichtsdeutungen gehörte auch die Rezeption bereits im Krieg vorhandener Argumentations- und Verhaltensmuster. Beispiele hierfür sind die Selbststilisierung zum wehrlosen „Opfer“ beziehungsweise Volk, welches durch den äußeren „Feind“ überfallen wird. In diesem Zusammenhang wurde der französisch-belgische Einmarsch in das Ruhrgebiet mit der Vergewaltigung einer ganzen Nation gleichgesetzt. Dieses Täter-Opfer-Verhältnis zog sich quer durch die politischen Debatten der Republik und diente der Benennung des neuen alten Feindes. Ebenso omnipräsent war der Freiheits-Begriff, welcher Indiz dafür ist, dass sich die Republik auch fünf Jahre nach Kriegsende nicht wirklich selbstbestimmt fühlte. Einerseits wählte man sich unter der indirekten Fremdherrschaft des Versailler Vertrages und der hinter diesem stehenden ehemaligen Kombattanten. Andererseits erfuhr man durch die Besetzung des Ruhrgebietes 1923 tatsächlich den Kontrollverlust über eigenes Hoheitsgebiet durch fremde Besetzung, welche in ihrer Durchführung kriegsimmanente Charakteristika aufwies. Ferner beflügelten Ruhreimarsch und passiver Widerstand auch die Neuaufgabe des Bündnisses zwischen Front und Heimat, dessen existentielle Bedeutung für das deutsche Volk allenthalben propagiert wurde. Diese Gefühle und Wahrnehmungsweisen wurden nicht nur verbalisiert, sondern fanden auch in visueller Form Verbreitung. Die Plakate dienten ebenso als Transporteur parteipolitischer Konzepte bezüglich der Gegenwart sowie deren Überwindung und sollten die Parteibasis oder auch die potentielle Wählerschaft überzeugen und für sich mobilisieren. Die fast allen Plakaten gemeinsame aufgehende, strahlende Sonne als Symbol nationaler Erneuerung und des Anbruchs einer neuen Zeit sollte den durch die Parteien repräsentierten Wählergruppen verdeutlichen, dass nur sie in der Lage waren wirklichen und

grundlegenden gesellschaftlichen Wandel herbeizuführen sowie die aktuellen Krisen zu überwinden.

Inwiefern jene Konzepte erfolgreich im Sinne einer Adaption beziehungsweise Zustimmung durch die Rezipienten waren, verdeutlichen nicht zuletzt die Wahlergebnisse. Generell bestätigen die Wahlverluste des Zentrums sowie dessen innerparteilichen Spannungen und Abspaltungen die Annahme, dass Teile seiner Anhängerschaft nach 1923 mit der Art der letztlich friedlichen und deeskalierenden Krisenbewältigung unzufrieden waren. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass vor allem die an den jeweiligen Rändern des politischen Spektrums stehenden Nicht-Regierungsparteien KPD und DNVP durch ihre offensiver vorgetragene Verweigerung des Friedens sowohl die eigenen als auch neue Anhänger mobilisieren konnten. Durch die radikale Ablehnung der kulturellen Demobilisierung nach außen wie nach innen und durch die Negierung nicht nur der Republik, sondern der gesamten Gesellschaftsordnung, gelang es der KPD jenes Wählerpotential der anderen Parteien zu absorbieren, dem die Maßnahmen der eigenen politischen Repräsentanten nicht weit genug führten. Die DNVP hingegen blieb fest in der Ideologie des Kaiserreichs verhaftet. Sie verschrieb sich daher einer Agitation, welche gegen die alten äußeren wie inneren Feindbilder gerichtet war und jene ideologischen Haltungen in Wort und Bild konservierte. Durch ihren strikten Widerstand in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse sowie die kulturelle Demobilisierung nach 1918 gelang es den Deutschnationalen daher zusehends mehr Wähler für sich zu gewinnen.

Diese Tatsache kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich auch eine mit der Regierungsverantwortung betraute Partei wie das Zentrum – und ebenso die DVP – der Realität des vermeintlichen Friedens und der kulturellen Demobilisierung verweigerten. Die offiziellen Verlautbarungen des Zentrums zeugen von einem massiven Unrechtsempfinden bezüglich des Friedensschlusses und seiner Folgen bis 1923. Hieraus leiteten sich der ausgeprägte Revisionsgedanke sowie die Einstellung ab, dass der Krieg noch nicht beendet und der Kampf gegen die immer noch existenten Feinde kulturell fortzuführen war. Im nationalen Abwehrkampf gegen die „Invasoren“ im Ruhrgebiet bediente sich die Partei einer Rhetorik, welche vom Stil her in der Propaganda der Kriegszeit wurzelte. Der Ruhrkonflikt wurde somit zur existentiellen Bewährungsprobe für ein durch äußere Einflüsse bedrohtes deutsches Volk stilisiert. Auf der visuellen Ebene appellierte man daher an die Wiederaufbaukraft der Bevölkerung, um den Kriegszustand nunmehr endlich zu überwinden. Die Quellen verdeutlichen, dass innerhalb des politischen Katholizismus Handlungslogik, Einstellungen und Haltungen der seit 1914 vorherrschenden Kriegskultur tradiert wurden und eine kulturelle Demobilisierung daher nicht gänzlich erfolgen konnte.

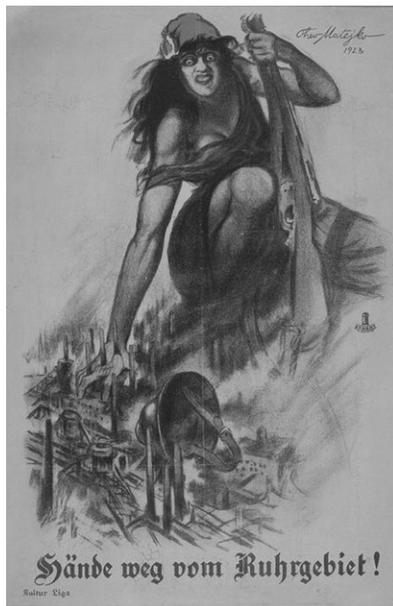


Abbildung 1: Bundesarchiv, Plakat 002-012-025: Theo Matejko, *Hände weg vom Ruhrgebiet*, 1923.



Abbildung 2: Bundesarchiv, Plakat 002-012-033: Walter Riemer, *Fest und unerschüttert stehen wir an Ruhr und Rhein. Sorgt dafür, daß Eure Brüder im Abwehrkampf nicht erlahmen und gebt weiter für das Deutsche Volksoffer*, 1923



Abbildung 3: Bundesarchiv, Plakat 002-012-027: Karl Rickelt, *Deutscher Bauer; laß die Städte nicht verhungern! Der Arbeiter an der Ruhr bekämpft Poincaré, Der deutsche Bauer besiegt den Hunger*, 1923.

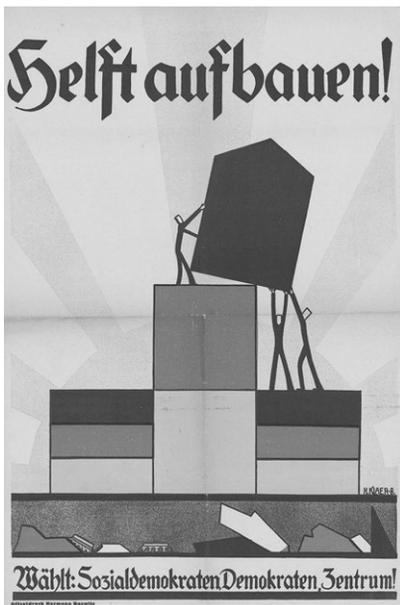


Abbildung 4: ACDP, Plakatsammlung, 10-043-20: H. Klaer-B., *Helft aufbauen! Wählt: Sozialdemokraten, Demokraten, Zentrum!*, 1924.



Abbildung 5: ACDP, Plakatsammlung, 10-043-30: Gottfried, *Durch Opfer und Arbeit zur Freiheit! Wählt Zentrum*, November 1924.



Abbildung 6: Bundesarchiv Plakat 002-025-015: o. Ang., *Dortmund ist frei. Rhein und Ruhr werden frei durch die Deutsche Volkspartei*, November 1924.



Abbildung 7: Landesarchiv Düsseldorf  
BR 0007 Nr. 16963-0066; George  
Grosz, *Der Dolchstoß*, 1923.

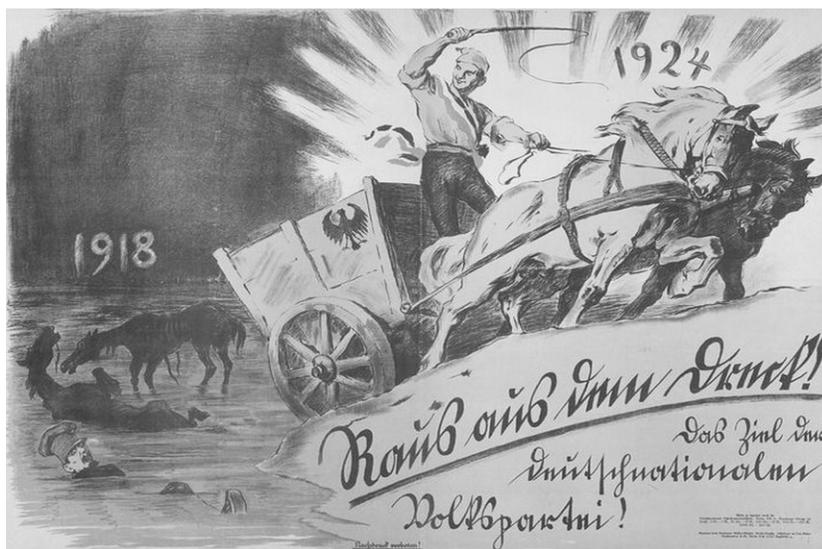


Abbildung 8: Bundesarchiv 002-029-044: Franz Müller-Münster, *Raus aus dem Dreck!*  
Das Ziel der Deutschnationalen Volkspartei, 1924.

# Die Rezeption der Irischen Frage in der Zentrumspartei und der Germania, 1912–1922

Christopher Sterzenbach

Im Mai 1916 erschien in der Germania, einer einflussreichen katholischen Tageszeitung und zugleich Sprachrohr der Deutschen Zentrumspartei, ein Artikel mit der Überschrift „Sinn Fein und Roger Casement“. Verwunderung dürfte die Veröffentlichung zum damaligen Zeitpunkt, zumal knapp eine Woche nach der brutalen Niederschlagung des irischen Osteraufstandes durch die britische Armee, bei den wenigsten Lesern hervorgerufen haben. Schließlich war Irland seit Beginn des Ersten Weltkrieges fester Bestandteil der anti-englischen Propaganda im Kaiserreich.<sup>1</sup> Die Hauptfigur in der und für die Irlandpropaganda war Sir Roger Casement<sup>2</sup>, der von November 1914 bis Anfang April 1916 in Berlin um deutsche Unterstützung für den irischen Freiheitskampf warb. Immerhin konnte er beim deutschen Generalstab erreichen, dass Irland in die gegen das Vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland gerichteten Aufwiegelungsunternehmen einbezogen wurde.<sup>3</sup> Von Interesse ist dagegen folgende, eher am Rande gemachte Aussage in dem Artikel: „Schon seit einer Reihe von Jahren hat Sinn Fein vor Ausbruch des Krieges mit der Germania in Verbindung gestanden; ein Sinn Feiner hat in den Spalten unseres Blattes einmal zu der Bewegung das Wort ergriffen, und das gleichnamige Organ der Vereinigung [...] wurde uns längere Zeit regelmäßig zugesandt.“<sup>4</sup> In der Tat berichtete die Germania regelmäßig und teilweise ausführlich über die Irische Frage<sup>5</sup> und den Verlauf der Home Rule-Debatte, d. h. der Forderung irischer Nationalisten nach einem eigenen Parlament in Dublin und regionaler Autonomie innerhalb Großbritanniens.

- 
- 1 Hans-Dieter Kluge: Irland in der deutschen Geschichtswissenschaft, Politik und Propaganda vor 1914 und im Ersten Weltkrieg. Frankfurt/Main u. a. 1985; Gerhard Loh: Irland in der Berichterstattung deutscher Tageszeitungen (1914–1918). Frankfurt/Main u. a. 1985.
  - 2 Sir Roger Casement (1864–1916), britischer Diplomat, schloss sich Irischer Untergrundbewegung an, für die er sich 1914–1916 in Deutschland aufhielt, nach seiner Rückkehr nach Irland wurde er verhaftet und schließlich als Hochverräter in London hingerichtet.
  - 3 Reinhard R. Doerries: Die Mission Sir Roger Casements im Deutschen Reich, in: Historische Zeitschrift 222 (1976), S. 589–625; Jürgen Elvert: Sir Roger Casement and Germany, in: Joachim Fischer/Gisela Holfter/Eoin Bourke (Hg.): Deutsch-irische Verbindungen. Geschichte–Literatur–Übersetzung. Akten der 1. Limericker Konferenz für Deutsch-Irische Studien, 2.–4. September 1997. Trier 1998, S. 77–86; Karin Wolf: Sir Roger Casement und die deutsch-irischen Beziehungen. Berlin 1972.
  - 4 „Sinn Fein und Sir Roger Casement“, in: Germania, Beilage zu Nr. 206, 4. Mai 1916.
  - 5 Unter dem Begriff Irische Frage sind alle politischen, ökonomischen, sozialen und militärischen Probleme summiert, die sich aus den von irischen Nationalisten betriebenen Loslösungsstreben von Großbritannien ergaben.

Doch die Verbindung zu Sinn Féin war nicht der einzige Grund für die Berichterstattung. Schon alleine wegen der Heftigkeit und der Dauer des Konflikts bildete das „Problem Irland“ für Westminster einen latenten Krisenherd und wurde Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch in der europäischen Politik präsent. Als Motivation für die Artikel in der katholischen Tageszeitung ist ebenso eine religiöse Komponente denkbar, obwohl der Auslöser für die anglo-irische Krise nicht in der Religionsfrage lag. Da sich gewisse Gemeinsamkeiten zwischen den englischen Unterdrückungsmaßnahmen gegen Katholiken vor allem in Ulster, der nordöstlichen Provinz Irlands, und den Erfahrungen deutscher Katholiken im Kulturkampf feststellen lassen, könnte durchaus Sympathie oder mitfühlende Empathie ausschlaggebend für die Berichte über Irland gewesen sein.

Im Folgenden sollen deshalb die Hintergründe und der Inhalt der Irland-Berichterstattung in der *Germania* näher untersucht werden. Dabei liegt der Schwerpunkt nicht auf einer quantitativen Auswertung, vielmehr stehen repräsentative kommentierende Berichte im Vordergrund, die nicht nur Pressemeldungen britischer Zeitungen oder den Verlauf der Unterhausdebatten in Westminster zusammenfassen. Die *Germania* war mit einer Auflage von 10.000 Exemplaren nicht die größte katholische Tageszeitung, durch die enge Verbindung zu Zentrumspolitikern, deren politische Standpunkte sie meist wiedergab,<sup>6</sup> ist sie dennoch der politischen Tendenzpublizistik zuzurechnen.<sup>7</sup>

Aus den Kontakten der Zeitung zu führenden Zentrumspolitikern ergibt sich eine zweite Fragestellung, nämlich zur Haltung der Zentrumsparlei bzw. -politiker zum „irischen Problem“. Einige Abgeordnete der Partei waren bei der durch Matthias Erzberger initiierten Gründung der Deutsch-Irischen Gesellschaft (DIG) 1917 an prominenter Stelle beteiligt. Es soll hinterfragt werden, ob diese Gesellschaft lediglich als willkommenes Mittel für Erzbergers anti-englisches Portfolio instrumentalisiert wurde oder ob andere Gründe für den Beitritt ausschlaggebend waren.

Seinem Selbstverständnis nach war das Zentrum eine politische Partei, eine christliche Interessensparlei mit religiöser Fundierung.<sup>8</sup> Allerdings war sie ent-

6 Zur Auflagenhöhe und zur politischen Ausrichtung der *Germania* während des Ersten Weltkrieges siehe Ernst Heinen: *Zentrumspresse und Kriegszieldiskussion unter besonderer Berücksichtigung der „Kölnischen Volkszeitung“ und der „Germania“*, Diss. Köln 1962.

7 Rudolf Morsey: *Die Deutsche Zentrumsparlei 1917–1923*. Düsseldorf 1966, S. 603 kommt zu folgendem Urteil: „Im Unterschied zu anderen Parteien kannte das Zentrum keine unmittelbar von der Partei wirtschaftlich abhängige Presse. Die der Partei nahestehenden Zeitungen gehörten größtenteils zur ‚Kleinpresse‘ und befanden sich fast ausnahmslos in Privatbesitz, wurden jedoch durch mehr oder weniger enge Fühlung mit lokalen oder zentralen Parteinstanzen von der Partei gefördert und unterstützt.“

8 Karsten Ruppert: *Die weltanschaulich bedingte Politik der Deutschen Zentrumsparlei in ihrer Weimarer Epoche*, in: *Historische Zeitschrift* 285 (2007), S. 49–97, hier S. 52f.

gegen der Anschuldigungen ihrer Gegner keine ultramontane Partei, also keine klerikale Partei oder gar der verlängerte Arm des Vatikans. Unbestritten hingegen war sie die politische Vereinigung deutscher Katholiken und das katholische Element bestimmte ihre Politik.<sup>9</sup> Es ist also naheliegend, dass sich Zentrumspolitiker, ähnlich der Germania, zur Frage der irischen Selbstverwaltung geäußert haben. Im Mittelpunkt steht also die Rezeption der Irischen Frage in einem ausgewählten Bereich des „politischen Katholizismus“ und die Frage nach den Gründen für eine eingehendere oder oberflächliche Auseinandersetzung. Nachgezeichnet werden soll nicht der Irland-Diskurs oder gar das Irlandbild innerhalb der verschiedenen katholischen Organisationen, dem Episkopat, dem Klerus oder den katholischen Vereinen. Untersucht wird lediglich ein Teilbereich, nämlich die Reichstagsabgeordneten und das katholische Presseorgan Germania.

Der Untersuchungszeitraum ergibt sich aus der irischen Geschichte. Er setzt mit der dritten Vorlage der Home Rule Bill 1912 ein und endet mit Beginn des irischen Bürgerkrieges 1922. Zu diesem Zeitpunkt hatte die irische (Untergrund-) Regierung bereits einen natürlich nicht akkreditierten Gesandten in Berlin.

### *I. Die Zeit O'Connells bis zur zweiten Home Rule Vorlage 1893*

Für viele Deutsche war Irland 1912 keineswegs mehr terra incognita, obwohl die Hintergründe des irischen Unabhängigkeitsstrebens sicherlich nicht Allgemeingut waren. Bereits in den 1820er Jahren hatte Daniel O'Connells Kampf um die Beseitigung der politischen Sonderstellung der Katholiken große Aufmerksamkeit erregt. Umso mehr als er mit Hilfe seines gewaltlosen Emancipation movement u. a. 1829 die Verabschiedung eines Gesetzes erreichen konnte, das Katholiken den Zugang zum englischen Parlament in Westminster und zu fast allen staatlichen Ämtern öffnete. Ebenso ausführlich wurde in der Tagespresse über das von O'Connell in den 1840er Jahren verfolgte Ziel der Aufhebung des Act of Union von 1800, also der Vereinigung Irlands mit dem Vereinigten Königreich England, berichtet. Insbesondere im Rheinland wurde der „Befreier“ O'Connell als Vorkämpfer gegen die Unterdrückung der Katholiken gefeiert und in vielen Wohnzimmern hingen Bilder von ihm, „als ob es sich um

---

kommt zu dem Fazit: „Die Zentrumspartei war also von Anfang an in ihrem Kern politisch und ist dies auch immer geblieben. Das kirchenpolitische Erbe wurde weiter gepflegt; daneben war gleichwertig die Aufgabe getreten, Normen und Werte der Konfession mit Hilfe der Politik zu verwirklichen.“

9 Vgl. David Blackburn: *Class, Religion and Local Politics in Wilhelmine Germany. The Centre Party in Württemberg before 1914*. Wiesbaden 1980, S. 20f.; Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte. Bd. 2: Machtstaat von der Demokratie*. München 1992, S. 345f.; Winfried Becker: *Zentrumspartei im Bismarckreich*, in: Ders. (Hg.): *Die Minderheit als Mitte. Die Deutsche Zentrumspartei in der Innenpolitik des Reichs 1871–1933*. Paderborn u. a. 1986, S. 9–45, hier S. 26–35.

einen deutschen Nationalhelden handelte.“<sup>10</sup> Während des deutschen Vormärz bildete die Berichterstattung zu den Vorgängen in Irland einen festen Posten in der deutschen katholischen Tagespublizistik. Grund hierfür war neben dem Vorbildcharakter, dass sich „im Fall Irlands die ideale Chance zu bieten schien, mit Berichten aus und über dieses Land dem eigenen kirchenpolitischen Kampf in Deutschland Auftrieb zu verleihen, ohne sofort in Konflikte mit der harten Zensur zu geraten.“<sup>11</sup> O’Connells starker Einfluss auf die deutsche katholische Bewegung lässt sich daran erkennen, dass überall in Deutschland katholische Vereine gegründet wurden, die dem Beispiel der Catholic Association nachempfunden waren.<sup>12</sup> Auch nach seinem Tod im Jahr 1847 und besonders während des Kulturkampfes blieb der *Liberator* präsent, indem seine politische Agitation immer wieder in Reden als nachahmenswert empfohlen und Irland generell als Vergleichspunkt zur Lage der deutschen Katholiken herangezogen wurde.

Mit der beginnenden Debatte um eine Selbstverwaltung Irlands 1886 setzte ein erneuter Aufschwung in der Berichterstattung zur „grünen Insel“ ein. Hintergrund zur Vorlage der ersten Home Rule Bill in Westminster war der Versuch des liberalen Premierministers William Gladstone, die Unterstützung der Irish Parliamentary Party (IPP) für seine Regierung zu sichern. Allerdings scheiterte die Gesetzesvorlage nach zweimonatiger Beratung bereits im Unterhaus.<sup>13</sup> Die *Germania* berichtete zwar über den Verlauf der Parlamentsdebatten und den Inhalt der Gesetzesvorlage. Jedoch wurden nur englische Zeitungsberichte wiedergegeben, ohne eine Wertung abzugeben.<sup>14</sup> Ebenso spärlich war die Kommentierung über die Vorlage des zweiten Selbstverwaltungsgesetzes 1893. Immerhin erfuhr der Leser, dass Gladstone Irland erstmals ein eigenes Parlament, zuständig für alle innenpolitischen Angelegenheiten, und Abstimmungsrecht für irische Abgeordnete in Westminster bei Irland betreffenden

- 
- 10 Karl Buchheim: *Ultramontanismus und Demokratie. Der Weg der deutschen Katholiken im 19. Jahrhundert.* München 1963, S. 50.
- 11 Bernhard Schneider: *Insel der Märtyrer oder ein Volk von Rebellen? Deutschlands Katholiken und die irische Nationalbewegung in der Ära Daniel O’Connells (ca. 1820–1847),* in: *Historisches Jahrbuch* 128 (2008), S. 225–275, hier S. 230f.
- 12 Zum Einfluss O’Connells auf den deutschen politischen Katholizismus und seine Rezeption siehe Peter Alter: *O’Connell and German Politics,* in: Richard Maurice (Hg.): *Daniel O’Connell: Political Pioneer.* Dublin 1991, S. 110–118 und vor allem Geraldine F. Grogan: *O’Connell’s Impact on the Organisation and Development of German Political Catholicism,* ebd., S. 119–128; Dies.: *The Noblest Agitator. Daniel O’Connell and the German Catholic movement 1830–50.* Dublin 1991; Karl Holl: *Die irische Frage in der Ära O’Connell und ihre Beurteilung in der politischen Publizistik des deutschen Vormärz.* Mainz 1958.
- 13 Ausführlicher F. S. L. Lyons: *Ireland Since the Famine.* 2. Aufl. London 1972, S. 185–187.
- 14 „England“, in: *Germania*, Nr. 97, 30. April, S. 3; Nr. 131, 11. Juni, S. 3; Nr. 155, 13. Juli 1886, S. 1.

Fragen in Aussicht stellte. Nach knapper Annahme im Unterhaus folgte im Oberhaus die Ablehnung mit klarer Mehrheit.<sup>15</sup> In einem der wenigen Kommentare zur Gesetzesvorlage rühmte die *Germania* die umsichtige Politik Gladstones. Ihrer Ansicht nach erfüllte die Vorlage alle irischen Forderungen und konnte zweifellos die endgültige Lösung der Irischen Frage herbeiführen.<sup>16</sup> Umfangreichere Hintergrundinformation erhielt der Leser nicht, abgesehen von der Wiedergabe britischer Zeitungsmeldungen. An diesem Beispiel wird die ambivalente Haltung der Tageszeitung zu England gut ersichtlich. Sobald die englische Kolonial- oder Handelspolitik – in beiden Bereichen konkurrierte das Deutsche Reich mit Großbritannien – thematisiert wurde, stellte man England als „völkermordend“ und „imperialistisch“ dar. So etwa 1882 während der englischen Besetzung Ägyptens, als mit dem expliziten Verweis auf Irland die englische Unterdrückungspolitik gegeißelt wurde.<sup>17</sup> Ausgenommen von dieser Kritik waren hingegen die englischen Liberalen und im besonderen Gladstone. Ganz im Gegenteil genossen sie hohes Ansehen, denn – hieran sieht man die Bedeutung der religiösen Komponente für die Haltung der *Germania* – im Gegensatz zur liberalen Partei im Kaiserreich, die maßgeblich an den anti-katholischen Gesetzen im Kulturkampf mitgewirkt hatte, fehle der Politik der englischen Liberalen die anti-religiöse Stoßrichtung: „Zum Glück unterscheiden sich die englischen Liberalen wesentlich von den ‚Liberalen‘ des Continents, die ihre wichtigste Aufgabe in der Bekämpfung des Christenthums und speciell der katholischen Kirche erblicken. Die Katholiken Englands und Irlands verdanken ihre theilweise Emancipation von den drakonischen Gesetzen aus der Zeit der englischen ‚Reformation‘ den Liberalen, und erst, nachdem diese wieder ans Ruder gelangt sind, ist einem eifrigen Katholiken der ebenso einflussreiche als verantwortungsvolle Posten eines Vicekönigs von Indien anvertraut worden.“<sup>18</sup>

Es muss noch kurz ein Blick auf die möglichen Gründe für die meist rein zusammenfassenden Irlandartikel geworfen werden. Wie bereits erwähnt, wurde Gladstone von jeder Kritik ausgenommen, somit konnte man nicht negativ über die Gesetzesvorlagen berichten. Eng damit hing zusammen, dass der Frage nach irischer Selbstverwaltung noch nicht die Sprengkraft für die britische Innenpolitik innewohnte, die sie unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges entfalten sollte. Zudem scheint den deutschen Katholiken das Verständnis für den irischen Nationalismus gefehlt zu haben. Überhaupt stand die katholische Staatslehre dem Nationalitätenprinzip eher ablehnend gegenüber, was wieder-

---

15 Lyons: *Ireland Since the Famine*, S. 294.

16 „Die irische Home-Rule-Vorlage“, in: *Germania*, Nr. 37, 15. Februar 1893, S. 1.

17 „Handelsegoismus als Triebfeder der englischen Politik“, ebd., Nr. 329, 23. Juli 1882, S. 1.

18 „Das Cabinet Gladstone“, ebd., Nr. 97, 30. April 1880, S. 1.

rum das Recht auf staatliche Selbstbestimmung eines Volkes hinterstellte.<sup>19</sup> Des Weiteren verfügten die Zeitungen zum damaligen Zeitpunkt noch nicht über Auslandskorrespondenten, die Hintergrundinformationen für die Berichte liefern konnten. Allgemein hielten sich deutsche Zeitungen deshalb mit der Kommentierung innenpolitischer Angelegenheiten anderer Länder zurück.

Im Reichstag hingegen wurden die Vorgänge in Irland überhaupt nicht thematisiert. Im Zeitraum von 1871 bis 1914 wurde Irland lediglich in vier Redebeiträgen kurz erwähnt. Dies hatte seine Ursache u. a. im beschränkten Mitspracherecht des Parlaments in außenpolitischen Angelegenheiten. Außenpolitik fiel im Kaiserreich in die Prerogative der Exekutive und damit war der Reichstag weitgehend von einer aktiven Mitgestaltung auf diesem Gebiet ausgeschlossen. Mitbestimmungsrecht, wenn auch nur am Rande der auswärtigen Angelegenheiten, ergab sich für das Parlament lediglich durch die Budgetgewalt, die u. a. die Ausgaben für Militär bzw. Rüstung und Kolonialverwaltung umfassten. Der Zustimmung des Reichstags bedurften ebenso Abschlüsse auswärtiger Verträge, sofern sie Gegenstände der Reichsverfassung berührten. Handelsverträge fielen in diese Kategorie, nicht jedoch Bündnis- oder Geheimverträge.<sup>20</sup> Darüber hinaus kam es teilweise bei außergewöhnlichen Ereignissen, z. B. der „Daily-Telegraph-Affäre“, zu hitzigen parlamentarischen Debatten, die sich auf Außenpolitik bezogen.

Reichskanzler Otto von Bismarck hatte zudem die Direktive ausgegeben, sich in Friedenszeiten unter normalen Umständen nicht in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten einzumischen. Zumal eine positive Stellungnahme zum irischen Nationalismus seltsam angemutet hätte, während die Debatte um die Eingliederung Elsass-Lothringens ins Deutsche Reich anhielt und die nationalen Bestrebungen der Polen ebenfalls ein virulentes Problem darstellten, auf das Bismarck mit Unterdrückung reagierte. Vor diesem Hintergrund ist es nur zu verständlich, dass Bismarck die Irische Frage gänzlich als internes britisches Problem sah und es auch unter seinen Amtsnachfolgern bis zum Ausbruch des Weltkrieges zu keiner Stellungnahme diesbezüglich gekommen ist.<sup>21</sup>

Das Zentrum hielt sich bei den wenigen Gelegenheiten, die es dem Parlament erlaubten, Aspekte der auswärtigen Politik zu diskutieren, grundsätzlich

19 „Nation, Nationalitätsprinzip“, in: Julius Bachem: Staatslexikon. Bd. 3. Freiburg/Breisgau 1910, Sp. 1276–1292, hier Sp. 1289f.

20 Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. 4: Struktur und Krisen des Kaiserreichs. Stuttgart u. a. revidierter Nachdruck der 2. verbesserten und ergänzten Auflage 1994, S. 157–159.

21 Kluge: Irland in der deutschen Geschichtswissenschaft, S. 87 und Felician Prill: Ireland, Britain and Germany 1871–1914. Problems of nationalism and religion in nineteenth-century Europe. Dublin 1975, S. 6.

zurück.<sup>22</sup> Karl Bachem, langjähriger Reichstagsabgeordneter des Zentrums und Biograf der Partei, äußert sich dahingehend, dass eine „positive Linie für eine auswärtige Politik des Zentrums“ nicht gegeben war, eine „solche war eben überhaupt nicht möglich.“ An anderer Stelle wird er deutlicher: „Von einer selbstständigen Politik der Zentrumsfraktion oder -partei für das Gebiet der auswärtigen Politik kann demnach keine Rede sein. Aus gelegentlichen Äußerungen von Zentrumsrednern ein zusammenhängendes System zusammenbauen zu wollen, wäre aussichtslos.“<sup>23</sup> Generell verfügte das Zentrum im Kaiserreich nicht über in außenpolitischen Fragen erfahrenes Personal, was auch dessen Teilnahmslosigkeit an außenpolitischen Debatten erklärt. Dies trifft besonders auf den Zeitraum nach Beendigung des Kulturkampfes zu. Obwohl „Mehrheitsbeschaffer“ im Reichstag und somit in der Verantwortung für die nationale Politik, unterstütze es in der auswärtigen Politik grundsätzlich den Kurs der Regierung.<sup>24</sup> Stattdessen richtete das Zentrum sein Hauptaugenmerk auf innenpolitische Dinge. Priorität hatte bis 1887 die Rücknahme bzw. Überwindung der ab 1871 erlassenen Kulturkampfgesetze, also die Gleichstellung der Katholiken im Staat sowie damit in Zusammenhang stehende kirchen-, schul- und kulturpolitische Themen. Um dies zu erreichen, wurden auf anderen Gebieten bereitwillig Konzessionen gemacht.

## *II. Das wachsende deutsche Interesse während der Home Rule Krise 1912*

Das Interesse deutscher Tageszeitungen an Irland ging nach dem Scheitern der zweiten Home Rule Bill 1893 merklich zurück, selbst in der britischen Innenpolitik spielte die Frage keine Rolle mehr. Erst mit dem Erstarken des irischen Separatismus um die Jahrhundertwende wurden deutsche Leser anhand zusammenfassender Berichte in unregelmäßigen Zeitabständen wieder über die Entwicklung in Irland informiert. Sicherlich stand dies in indirektem Zusammenhang mit dem veränderten politischen Klima des deutsch-britischen Antagonismus in der Handels- und Flottenpolitik. Forderungen radikaler irischer Separatisten nach einer Loslösung von Großbritannien waren ein willkommenener Anlass, die „Maßlosigkeit“ und „Unterdrückungsmethoden“ britischer Politik anzuprangern. Selbst als sich die Reichsleitung ab 1912 auf diplomatischem Wege um einen Ausgleich mit England bemühte, wurden in der Presse

---

22 Eine der wenigen Abhandlungen zur „Außenpolitik“ des Zentrums stammt von Heinz Gollwitzer: Der politische Katholizismus im Hohenzollernreich und die Außenpolitik, in: Werner Pöls (Hg.): Staat und Gesellschaft im politischen Wandel. Beiträge zur Geschichte der modernen Welt. Stuttgart 1979, S. 224–257.

23 Karl Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspartei. Bd. V. Köln 1929, S. 383f.

24 Morsey: Die Deutsche Zentrumspartei, S. 35.

weiterhin jegliche innerpolitischen Schwierigkeiten Londons mit Schadenfreude registriert.

Wichtiger für den Anstieg der Berichterstattung war jedoch die direkte Kontaktaufnahme von irischer Seite. In den USA hatte sich seit dem Burenkrieg 1899-1902 eine Aktionsgemeinschaft der größten deutschen und irischen Einwandererverbände gebildet. In einem Kooperationsvertrag wurde die lose Zusammenarbeit sogar noch bestärkt und als gemeinsames Ziel die Verhinderung eines anglo-amerikanischen Bündnisses benannt, das nicht zuletzt den irischen Interessen entgegenliefe.<sup>25</sup> Irische Nationalisten in den USA baten in der Folgezeit deutsche Diplomaten, Professoren und Politiker immer wieder um publizistische Unterstützung. Beispielsweise informierte George Freeman, Vertreter einer gewaltbereiten irischen Geheimgesellschaft, den deutschen Osteuropa-Historiker Theodor Schiemann regelmäßig in Briefen über die Lage in Irland. Diese Informationen verwendete Schiemann u. a. für seine politischen Wochenberichte in der Kreuzzeitung.<sup>26</sup>

Nach den Unterhauswahlen 1910 hatte die Irish Parliamentary Party wieder einmal die Rolle der mehrheitsentscheidenden Partei inne. Als „Köder“ stellte Premierminister Herbert Henry Asquith ein neues Selbstverwaltungsgesetz in Aussicht. Im Gegenzug stimmte die IPP 1911 dem Parliament Act zu, der dem Oberhaus das unbeschränkte Vetorecht nahm. Damit konnte die Home Rule Bill nach erneuter Annahme im Unterhaus im April 1912 spätestens nach zwei Jahren in Kraft treten. Obwohl die Gesetzesvorlage im Vergleich zu den Vorgängern Irland etwas erweiterte Autonomie zugestand, war sie dennoch moderat. Trotzdem regte sich bei den Konservativen und den Ulster Unionisten schon im Vorfeld heftiger Widerstand. Im Falle einer Selbstverwaltung Irlands sahen die Unionisten ihre vorherrschende Stellung im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben gefährdet. Der immer wieder angeführte Slogan „Home Rule is Rome Rule“ verwies deutlich auf ihre Angst, der mehrheitlich protestantische Nordosten könnte in ein katholisch dominiertes Gesamtirland eingliedert und somit Opfer systematischer Unterdrückung werden.<sup>27</sup>

Auch im Falle der Germania lässt sich ein Anstieg der Irlandberichterstattung erkennen, da die Selbstverwaltungsfrage einerseits eine nie gekannte Brisanz für die englische Innenpolitik erlangte und ihr andererseits durch die po-

25 Reinhard R. Doerries: *Iren und Deutsche in der neuen Welt. Akkulturationsprozesse in der amerikanischen Gesellschaft im späten neunzehnten Jahrhundert.* Stuttgart 1986, S. 187 und Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAAA), R 17276: Konsulat Philadelphia an Bethmann Hollweg vom 30. Juni und 25. Oktober 1910.

26 Wolfgang Hünslers: *Das Deutsche Kaiserreich und die Irische Frage 1900–1914.* Frankfurt/Main u. a. 1978, S. 37–39.

27 Ausführlicher Nicholas Mansergh: *The Unresolved Question. The Anglo-Irish Settlement and Its Undoing 1912–1972.* New Haven u. a. 1991, S. 43–78 und Anthony T. Q. Stewart: *The Ulster Crisis.* London 1967.

litische Agitation der Ulster Unionisten eine stark religiös dominierte Komponente innewohnte. Wie die meisten konservativen und nationalliberalen Tageszeitungen hatte das katholische Presseorgan seit längerem eine deutlich sichtbare anti-englische Stoßrichtung. Besonders seit der Entente cordiale von 1904 wurden die deutsche Flottenrüstung und das Hegemonialstreben rückhaltlos unterstützt. Wiederholt wurde Großbritannien wegen seiner „Rücksichtslosigkeit“ in der Kolonialpolitik und seines „Handelsegoismus“ gebrandmarkt. Spürbarer Auslöser für das verstärkte Interesse der Germania war vielmehr die neu hinzugekommene religiöse Komponente innerhalb der Irischen Frage: „Standen im Zentrum der sozialdemokratischen Kommentierung der irischen Unabhängigkeitsbestrebungen sozial-ökonomische Gesichtspunkte vor nationalitären [sic!] Erwägungen, so befürwortete die Presse des politischen Katholizismus die Home Rule-Forderung der irischen Nationalbewegung primär aus konfessionspolitischen Überlegungen und nur vereinzelt vom nationalitätenpolitischen Standpunkt.“<sup>28</sup> Hier lässt sich also eine Parallele zur Ära O’Connells ziehen, wo Solidarität mit den unterdrückten irischen Katholiken die wachsende Sympathie für das Emanzipationsstreben auslöste.

Zu Beginn der Selbstverwaltungsdebatten wurden die Leser zunächst durch kleinere Meldungen, zusammengestellt aus englischen Zeitungsmeldungen, unter der Rubrik „England“ informiert. Nachdem mit dem Parliament Act das Vetorecht des Oberhauses gefallen war, ging man noch von einer schnellen, endgültigen und gerechten Lösung aus. Erst als der unnachgiebige Protest der Unionisten eine Annahme des Gesetzes gefährdete, wurden die Beiträge ausführlicher und der Ton gegenüber den protestantischen Unionisten schärfer. Die Germania machte in ihren Abrissen zur irischen Geschichte keinen Hehl daraus, auf welcher Seite sie stand. Deutlich erkennbar war ihre Sympathie für das „geknechtete“ und „misshandelte“ Volk der Iren: „Wie auch immer der Abschluß sich gestalten möge, dem tapferen Volk der Iren gebührt für die Beharrlichkeit, mit der es für seine Freiheit kämpft, die vollste Anerkennung.“<sup>29</sup> Auffällig bei der Lektüre ist, dass das Aufschieben des Autonomiegesetzes zunächst nicht der britischen Regierung bzw. Verwaltung in Dublin angelastet wurde – obwohl ihre „Verfehlungen“ und die anti-katholischen Maßnahmen seit Oliver Cromwell ausführlich kommentiert wurden –, sondern vielmehr dem intransigenten Verhalten der Konservativen und der „unionistischen Hetzer“. Als Schuldige für die noch immer offene Irische Frage wurden eindeutig die Unionisten ausgemacht: „Die protestantischen Ulsterleute, die immer so sehr sich ihrer loyalen Gesinnung rühmen, zeigen stets oppositionelle, ja revolutionäre Anwandlungen, wenn das Parlament Vorlagen zu Gunsten Irlands

---

28 Hünseler: Das Deutsche Kaiserreich und die Irische Frage, S. 44.

29 „Die Homerule-Bill“, in: Germania, Nr. 91, 23. April 1912, S. 1.

und der Katholiken annahm.<sup>30</sup> Noch deutlicher wird diese Schuldzuweisung seitens der Germania in einem Leitartikel vom 1. Oktober 1912: „Nun muß man von einer irischen Krisis sprechen. Die Unionisten Englands mit ihrer Hetzerei haben eine solche Lage geschaffen, daß daraus unbedingt Schlimmes sich ergeben muß. Besonders der alte Seebär Lord Charles Beresford, der im Norden Irlands die Orangemen um sich sammelt und sie auffordert, sich zur Abwehr der Homerule mit der Gewalt der Waffen zu organisieren, ist schuld daran. Er und Bonar Law haben die Ereignisse der letzten Wochen mit dem blutigen Überfällen der Orangemen auf dem Gewissen [...] Der Streit, ob Homerule oder nicht, ist zu einem reinen Religionsstreit geworden.“<sup>31</sup>

Aus dem letzten Satz wird der Grund für das nunmehr eindeutige Bekenntnis der Germania zu Home Rule und die Unterstützung für den irischen Nationalismus besonders ersichtlich. Es ging schließlich, ähnlich wie zu Zeiten O'Connells, um die katholische Sache, um Gerechtigkeit und Gleichstellung der Katholiken. Wieder einmal waren katholische Interessen betroffen, die diesmal anders als während der Emanzipation der 1820er Jahren zu scheitern drohten. Empört zeigte sich das katholische Blatt darüber, dass die „religiöse Karte“ von den Unionisten als Argument für deren Ablehnung der Selbstverwaltung gespielt wurde. Schon alleine aufgrund ihrer Geschichte hätten die Iren allen Grund, die Protestanten zu unterdrücken. Dennoch wären diese Ängste bzw. Beschuldigungen haltlos, schließlich enthielt das Gesetz Garantien für die Gleichstellung der beiden Religionen, außerdem könnten und würden die Iren, die „viel zu kluge Politiker“ seien, „niemals etwas gegen die protestantischen Mitbürger unternehmen“<sup>32</sup>.

Die unnachgiebige Abwehrhaltung des Anführers der Unionisten, Sir Edward Carson, steigerte sich je länger die Debatte andauerte. Er war nicht gewillt, sich tatenlos der verfassungsmäßigen Autorität Westminsters zu beugen, und versuchte mittels einer außerparlamentarischen Bewegung Druck auszuüben. Sein Widerstand gipfelte in der Drohung, Ulster eine eigene Verfassung zu geben und ein Parlament in Belfast ohne Zustimmung Londons einzuberufen.<sup>33</sup> Durch die Aufstellung einer paramilitärischen Ulster Volunteer Force drohte der Nordosten Irlands sogar in einen Bürgerkrieg abzugleiten. Ange-

30 „Die irische Provinz Ulster“, ebd., Nr. 198, 30. August 1912, S. 1. In ähnlichem Ton siehe auch „Eine Rechtfertigung der irischen Homerule-Vorlage“, ebd., Nr. 189, 20. August 1912, S. 1.

31 „Die rohe Gewalt einer Minderheit gegen die irischen Katholiken“, ebd., Nr. 225, 1. Oktober 1912, S. 1.

32 Ebd.

33 Dies verdeutlicht sein Aufruf „using all means which may be found necessary to defeat the present conspiracy to set up a Home Rule Parliament in Ireland.“, in Arthur Mitchell/Pádraig Ó Snodaigh (Hg.): *Irish Political Documents 1869–1916*. Dublin 1989, Dok. 69, S. 136: *Ulster's Solemn League and Covenant* vom September 1912.

sichts dieser massiven Bedrohung zögerte die britische Regierung, militärische Mittel einzusetzen, zumal sie sich der Unterstützung der in Irland stationierten Armee nicht völlig sicher sein konnte.<sup>34</sup>

Je heftiger der Widerstand in Ulster wurde, desto mehr verschärfen sich die Schuldzuweisungen der Germania an die Unionisten. Als schließlich noch die protestantische Kirche mit in die Protestbewegung einbezogen wurde, war das Maß angesichts dieses „religiösen Fanatismus“ voll. Es sei völlig unduldbar, dass „vom Altare her gegen die Katholiken gepredigt, dem Volke vorgemacht [werde], der Papst wolle die Herrschaft über Irland wieder antreten“<sup>35</sup>. Nicht genug damit, dass die Unionisten das Rad der Zeit hundert Jahre zurückdrehen und das Interesse der Mehrheit ignorieren würden, sondern ihnen ginge es einzig darum, den Katholizismus „in Knechtschaft“ zu halten. Ausführlich wurde in den folgenden Wochen über die Protestbewegung und den bewaffneten Widerstand berichtet. Die Argumentation richtete sich bis Ende 1912 einzig gegen die „fanatischen Protestanten“. Erst als die Unionisten mit ihren Drohgebärden England in eine schwere innenpolitische Krise stürzten, wurde auch die britische Regierung für ihre Zurückhaltung angegriffen. Mit Unverständnis reagierte die Germania auf die Tatenlosigkeit der britischen Regierung in Whitehall, da die Unionisten angesichts ihrer Drohung einer offenen Rebellion weder politische noch militärische Konsequenzen zu befürchten hatten: „So vollzieht sich die Vorbereitung der Revolution von Ulster am Lichte des Tages, ohne daß die englische Regierung es verhindern kann. Ein stark ausgeprägter Freiheitssinn verhindert, daß Maßnahmen ergriffen werden, bevor eine wirkliche Rebellion beginnt.“<sup>36</sup> Nachdem sie ihren Lesern in lebhaften Bildern die Zuspitzung der Lage in Nordirland vor Augen geführt hat – „Jeder zweite Mann in Londonderry, sagt der Spezialkorrespondent der Daily Mail in einem Telegramm, trägt einen Revolver“<sup>37</sup> – wird die englische Regierung angeprangert und ihr die Schuld für das mögliche Scheitern der Gesetzesvorlage gegeben: „Mit einem verächtlichen Achselzucken ist aber die Bewegung der Ulstermen nicht abgetan. Die teilnahmslose Haltung der Regierung wird den Ulstermen als Schwäche erscheinen und diese zu weiterem Widerstande anspornen.“<sup>38</sup>

Schließlich wurde die Home Rule Bill im April 1914 endgültig angenommen. Die Unterhausdebatten wurden wieder in Form von Zusammenfassungen

---

34 Stewart: *The Ulster Crisis*, S. 145–160.

35 „Die rohe Gewalt einer Minderheit gegen die irischen Katholiken“, *Germania*, Nr. 225, 1. Oktober 1912, S. 1.

36 „Die Vorbereitung der Ulster-Revolution“, ebd., Nr. 333, 22. Juli 1913, S. 3.

37 „Die Rebellion einer Minderheit gegen Homerule“, ebd., Nr. 403, 30. August 1913, S. 2.

38 „England“, ebd., Nr. 449, 26. September 1913, S. 2.

britischer Zeitungsberichte vorgelegt.<sup>39</sup> Zwar zeigte sich die Germania erleichtert, denn es bestünde „begründete Aussicht [...], daß die in der Bill vorgeschlagene mäßige Befriedigung des irischen Selbstständigkeitsdranges einen dauernden Ausgleich des anglo-irischen Gegensatzes anzubahnen und damit eine beträchtliche Erstarkung Englands herbeizuführen geeignet ist“<sup>40</sup>, allerdings war sie skeptisch, ob die durch Konzessionen an Ulster etwas ausgehöhlte Form der Selbstverwaltung den irischen Nationalisten noch genügend würde. Nach Auffassung des katholischen Blatts war deshalb noch keine endgültige Lösung erreicht worden. Damit sollte es Recht behalten, denn am 28. September 1914 wurde als Konzession an die Unionisten ein halbherziges Autonomiegesetz – der Ausschluss Ulsters wurde in Aussicht gestellt – im Unterhaus verabschiedet, aber sofort für die Dauer des Krieges ausgesetzt. Da zu diesem Zeitpunkt bereits der Erste Weltkrieg ausgebrochen war, war diese Nachricht der Germania nur eine Randnotiz wert.

In starkem Kontrast zur umfassenden und teilweise kritischen Kommentierung der Vorgänge um die irische Selbstverwaltung in den Jahren ab 1912 in der Presse steht die Rezeption im Reichstag und beim Zentrum. Natürlich galt noch immer die seit Bismarck praktizierte Nichteinmischung in innenpolitische Themen anderer Länder. Diese Tatsache wird gerade durch einen der wenigen Redebeiträge zur Irischen Frage durch den Zentrumsabgeordneten Dr. Spahn verdeutlicht. In Zusammenhang mit der Debatte über das Verhältnis zu Großbritannien, riss er die noch ausstehende Autonomie Irlands und die daraus erwachsenen Probleme für die Regierung in London an.<sup>41</sup> Obwohl Spahns Beitrag lediglich eine Zusammenfassung bekannter Tatsachen ohne Wertung war, genügte dies dem SPD-Abgeordneten Bernstein für eine Rüge, sich nicht in innere Angelegenheiten anderer Länder einzumischen und schon gar nicht im Reichstag anderen Ländern ihr „Sündenregister“ vorzuhalten.<sup>42</sup>

Spahns Redebeitrag zu England verdeutlicht allerdings das eher distanzierte Verhältnis des Zentrums zu England sehr gut. Wie Torsten Oppelland herausgearbeitet hat, wurde mit „dem Einsetzen der deutschen Weltpolitik und dem Anwachsen der Flottenrivalität zwischen Großbritannien und dem deutschen Reich [...] die Stimmung England gegenüber kritischer“<sup>43</sup>. Seine weitere Aussage, das Zentrum habe „in der irisch-katholischen Frage eher der irischen

39 „Die Homeruledebatte im Unterhaus“, ebd., Nr. 124, 17. März, S. 2; „Ausland“, ebd., Nr. 129, 20. März, S. 1; „Sturmszenen bei der Homeruledebatte“, ebd., Nr. 130, 20. März 1914, S. 1.

40 „Homerule in zweiter Lesung angenommen“, ebd., Nr. 158, 7. April 1914, S. 1.

41 Verhandlungen des Reichstags, Bd. 295, 257. Sitzung am 14. Mai 1914, S. 8849D.

42 Ebd., 258. Sitzung vom 15. Mai 1914, S. 8886D. Vgl. dazu auch den Redebeitrag des Zentrumsabgeordneten Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, ebd., S. 8890D.

43 Torsten Oppelland: Reichstag und Außenpolitik im Ersten Weltkrieg. Die deutschen Parteien und die Politik der USA 1914–1918. Düsseldorf 1995, S. 33.

Seite nahe[gestanden]“, ist sicherlich richtig, kann anhand der dünnen Quellenlage jedoch nicht eindeutig belegt werden. Dass diese Aussage hingegen für die katholische Presse eindeutig zutreffend ist, wurde am Beispiel der *Germania* gezeigt.

### *III. Die Wahrnehmung der Irischen Frage während des Ersten Weltkriegs*

In der deutschen Weltkriegspropaganda wurde das „Schicksal der Grünen Insel“ ein wichtiger Bestandteil der Englanddiffamierung. Besonderes Kapital wurde auf Anordnung des Auswärtigen Amtes aus Roger Casements Aufenthalt in Berlin geschlagen. Dass die Thematisierung der Unterdrückung Irlands in den meisten Fällen für die anti-englische Propaganda diene, muss an dieser Stelle nicht eigens betont werden. Erstens konnte gerade an diesem Beispiel die „imperialistisch ausgerichtete Politik“ Londons aufgezeigt und gleichzeitig Whitehalls moralischer Anspruch, den Krieg für die „kleinen Nationen“ zu führen, ad absurdum geführt werden. Zweitens erscheinen die Iren als potentielle Verbündete im Weltkrieg,<sup>44</sup> drittens sollte mit Hinweis auf die noch unge löste Selbstverwaltung den englischen Anschuldigungen bezüglich der deutschen Behandlung Belgiens die Glaubwürdigkeit genommen werden. Um die plötzlich beschworene deutsch-irische „Freundschaft“ nicht als künstliches Konstrukt erscheinen zu lassen, war der Rückgriff auf die historisch-kulturellen Verbindungen im Zuge der iro-schottischen Mission im 6. Jahrhundert ein beliebtes Mittel. Oberflächlich wurde somit eine gewisse Kontinuität von Begegnungen und Kontakten zwischen beiden Völkern vorgetäuscht.<sup>45</sup> Daneben war der Auslöser für die Flut an Irlandbüchern, -broschüren und -artikeln Casements Aufenthalt in Berlin bzw. der persönliche Kontakt zu ihm. Er fun gierte gewissermaßen als Sinnbild der deutsch-irischen Allianz. Die direkte Bezugnahme auf seine Aufsätze bildete beim Großteil der Schriften und Artikel den zentralen Aufhänger. Deutlich wird diese Casement-Bezogenheit nach seiner Hinrichtung im August 1916. Er wurde geradezu zu einem Märtyrer stilisiert, so auch in der *Germania*: „Er ging hin, sein Leben zu opfern und die Geschichte der O’Connell, David und Parnell fortzusetzen.“<sup>46</sup>

44 „Deutschland und Irland“, in: Münchner Neueste Nachrichten, Nr. 597, 21. November 1914, S. 1.

45 Beispielhaft „Irland im Weltkrieg“, in: *Germania*, Nr. 514, 6. November 1915, S. 2.

46 „Casement erschossen“, ebd., Nr. 356, 3. August 1916, S. 1. Einige Tage später folgte der pathetische Nekrolog seines engen Vertrauten Thomas St. John Gaffney, dem ehemaligen Generalkonsul in Deutschland („Sir Roger Casement. Ein Gedenkblatt“, ebd., Beilage zu Nr. 361, 6. August 1916).

Obwohl das katholische Blatt meist den allgemeinen Vorgaben der Propaganda folgte<sup>47</sup> und die Fixierung auf Casement unverkennbar ist,<sup>48</sup> sind dennoch einige Auffälligkeiten erwähnenswert. Der Leser wurde über die wichtigsten Ereignisse in Irland informiert, etwa den Rekrutierungsboykott für die britische Armee oder die Unterdrückung der nationalistischen Presse. Doch bestanden diese Meldungen im Gegensatz zu anderen Tageszeitungen rein aus Zusammenfassungen englischer und holländischer Nachrichtenmeldungen ohne jedwede Kommentierung. Naturgemäß spielte für die Germania die Haltung des irischen Episkopates zum Weltkrieg eine große Rolle. Stellungnahmen irischer Bischöfe finden sich an exponierter Stelle, ihre Reden wurden teilweise in toto wiedergegeben.<sup>49</sup> Überraschend ist jedoch, dass Bekenntnisse zu den nationalen Ambitionen der irischen Nationalisten wie in anderen Organen und noch während der Home Rule-Krise 1912 fast gänzlich fehlen. Schließlich konnte man, wie bereits gesehen, im Fall der Germania wenigstens ein spezifisches Interesse und gewisse Kenntnisse darüber voraussetzen. Eine Erklärung ist sicherlich die starke Pressezensur und zentrale Steuerung durch das Kriegspresseamt zum einen und der erschwerte Zugang zu Informationen zum anderen. Beides stellte die Presse vor große Probleme und beschnitt ihre Meinungsfreiheit erheblich.<sup>50</sup> Ebenso wird aber deutlich, dass die Germania über keinen wirklichen „Irlandexperten“ in ihren Reihen verfügte. So erschienen zwar während des Osteraufstandes 1916 täglich Meldungen über „britische Grausamkeiten“ und die Vorfälle in Dublin.<sup>51</sup> Bei der Lektüre gewinnt man jedoch den Eindruck, dass die Redakteure von den Ereignissen überrascht wurden und ihnen etwas ratlos gegenüber standen.

47 Zur Irlandpropaganda Doris Dohmen: *Das deutsche Irlandbild. Imagologische Untersuchungen zur Darstellung Irlands und der Iren in der deutschsprachigen Literatur*. Amsterdam u. a. 1994, S. 115–128 und Kluge: *Irland in der deutschen Geschichtswissenschaft*, S. 226–256.

48 Siehe „Deutschland und Irland“, in: *Germania*, Nr. 534, 20. November, S. 2; „Ein Protest gegen die Beteiligung der Irländer am Kriege“, ebd., Nr. 557, 4. Dezember 1914, S. 1; „Irland im Weltkrieg“, ebd., Nr. 514, 6. November, S. 2; Beilage zu Nr. 516, 7. November 1915.

49 „Die irische Geistlichkeit und Homerule“, ebd., Nr. 299, 1. Juli, S. 2; „Ein katholischer Bischof über Irenflucht“, ebd., Nr. 546, 26. November 1915, S. 3.

50 Zur Presse unter den Kriegsbedingungen siehe Loh: *Irland in der Berichterstattung deutscher Tageszeitungen*, S. 63–71.

51 Folgende Artikel aus der *Germania*: „Schwere Unruhen in Irland“, Nr. 193, 26. April, S. 1; „Der Aufstand in Irland“, Nr. 195, 27. April, S. 1; „Das Ende des Dubliner Aufstandes“, Nr. 203, 2. Mai, S. 3; „Die blutigen Ereignisse in Dublin“, Nr. 204, 3. Mai, S. 1; „Der irische Aufstand“, Nr. 206, 4. Mai, S. 1; „Die irische Frage“, Nr. 217, 10. Mai, S. 1; „Die Opfer des irischen Aufstandes“, Nr. 219, 11. Mai 1916, S. 1. Berichte zudem unter „Irischer Aufstand“ in folgenden Ausgaben der *Germania*: Nr. 196, 28. April; Nr. 198, 29. April; Nr. 199, 29. April; Nr. 201, 1. Mai 1916.

Eine zentrale Figur der Irlandpropaganda war der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger. Hierbei wird der Frage nachgegangen, ob aufrechtes Interesse bzw. Sympathie oder rein pragmatisches Kalkül den Ausschlag für sein Handeln gab. Bereits kurz nach Kriegsbeginn wurde ihm von der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes und des Reichsmarineamtes die Leitung der deutschen Auslandspropaganda für die neutralen Staaten angeboten.<sup>52</sup> Die Aufgabe der hierfür zuständigen Zentralstelle bestand darin, das heillose Durcheinander halboffizieller Propagandastellen zu beseitigen und das Monopol der alliierten Presseagenturen mithilfe finanzieller Förderung und dem Versand von Druckschriften ins Ausland zu brechen. Zu diesem Zweck wurden des Öfteren die Dienste ausländischer Journalisten und Schriftsteller in Anspruch genommen. Casement veröffentlichte beispielsweise in der vom Auswärtigen Amt produzierten *Continental Times* mehrere Artikel.<sup>53</sup>

Warum gerade Erzberger diese Aufgabe angeboten wurde, dürfte wohl an seinem guten Ruf als Finanzexperte in der Budgetkommission des Reichstages, seinem Arbeitseifer und seiner Fähigkeit, sich schnell in neue Themenbereiche einzuarbeiten, gelegen haben. Außenpolitische Erfahrung oder gar eine diplomatische Ausbildung konnte er bei seinem Amtsantritt jedenfalls nicht vorweisen. Bezüglich seiner außenpolitischen Einstellung kommt Theodor Eschenburg in seiner Biografie zu dem Urteil: „In Fragen der auswärtigen Politik war Erzberger ganz ein Mann der Wilhelminischen Ära. Seine Ansichten auf diesem Gebiet waren nicht klüger als die der meisten seiner Zeitgenossen. [...] Als selbstverständlich erschien ihm aber die Weltmachtstellung Deutschlands; sie zu bewahren war eine wichtige politische Aufgabe.“<sup>54</sup> Deshalb war er, ebenso wie das Zentrum, kein Anhänger einer Verständigung mit England, auch wenn seine Einstellung lediglich auf Desinteresse und Unkenntnis beruhte. Erzberger hatte sich nie eingehender mit England beschäftigt. Seine Vorurteile entsprachen der zeitgenössischen Einstellung gegenüber dem Königreich, die sich zumeist aus der Angst vor einer Bevormundung in der Rüstungspolitik speisten. Für ihn bestand die englische Politik schlicht aus Heuchelei und wegen seiner Unterstützung der deutschen Flottenrüstung, „hatte er auch Anteil an der Verantwortung für die katastrophale Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen.“<sup>55</sup> Zu Beginn des Krieges trat er im Reichstag als kompromissloser Annexionist hervor, in seinem Kriegszielprogramm vom 2. September 1914 forderte Erzberger nichts weniger als die Hegemonie Deutschlands in Europa durch weitgehende Gebieteingliederung.

52 Klaus Epstein: Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie. Berlin u. a. 1962, S. 118–126.

53 Loh: Irland in der Berichterstattung deutscher Tageszeitungen, S. 494–497.

54 Theodor Eschenburg, Matthias Erzberger. Der große Mann des Parlamentarismus und der Finanzreform. München 1973. S. 34.

55 Epstein: Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie, S. 94.

rungen.<sup>56</sup> Mit zunehmender Dauer des Krieges wurde sein Ton gegenüber England bis 1917 immer schärfer, seine Reden wurden chauvinistischer und unversöhnlicher.<sup>57</sup>

Im Zusammenhang mit Erzbergers Propagandatätigkeit<sup>58</sup> und als Teil seiner Anstrengungen im Bezug auf die Auslandspropaganda ist die Gründung der Deutsch-Irischen Gesellschaft zu sehen. Erzberger hat aller Wahrscheinlichkeit nach erst durch seine Teilnahme an den Geheimkonferenzen des Auswärtigen Amtes erste tiefere Kenntnisse zur Irischen Frage gesammelt. Ob er über die militärischen Planungen zur Insurrektionspolitik Irlands informiert war, ist anhand der Quellenlage nicht zu klären. Mit Eifer nahm er sich des Themas Casement an, seine Zentralstelle druckte dessen Artikel in der *Continental Times* und zudem gab sie einige Irlandbroschüren in Auftrag. Dabei griff Erzberger u. a. auf die Dienste des irischen Schriftstellers Georges Chatterton-Hills zurück, der anfangs ein Vertrauter Casements war. Von dem Iren stammte die Idee für die Gründung einer Deutsch-Irischen Gesellschaft. In einer Denkschrift erläuterte er Erzberger im Dezember 1916 die Ziele einer solchen Gesellschaft, deren wesentlichen Aufgaben er darin sah, das „lebhafteste Interesse [an Irland] zu vertiefen und zu einem dauerhaften, wirksamen und fruchtbringenden“<sup>59</sup> auszubauen. Ebenso wollte er die Reichsregierung für seine Initiative gewinnen, um damit u. a. „den Iren in Amerika und in der Heimat den sichtbaren Beweis [zu] liefern, dass die Sache ihres Vaterlandes nicht in Deutschland vergessen worden ist“<sup>60</sup>. Spätestens dieses Argument dürfte die Aufmerksamkeit Erzbergers geweckt haben, denn die Folgewirkungen auf die Neutralitätspolitik der USA im Falle der Aufnahme des uneingeschränkten U-Bootkrieges waren ihm bewusst.<sup>61</sup> Erzberger, der den politischen Nutzen einer deutsch-irischen Vereinigung sofort erkannte, erhoffte sich damit ein wirksames Mittel für die wenig erfolgreichen deutschen Propagandaanstrengungen in den Vereinigten Staaten an die Hand zu bekommen. Wenngleich sein strenger Katholizismus in anderen Situationen oftmals die treibende Kraft seines Handelns war, so stand hier allein seine patriotische Amtsauffassung Pate. Während des gesamten Weltkrieges zeigte er weder Interesse noch Verständnis für

56 Vgl. ebd., S. 126–129; Winfried Loth: *Katholiken im Kaiserreich. Der politische Katholizismus in der Krise des wilhelminischen Deutschlands*. Düsseldorf 1984, S. 282–285.

57 Für einige Beispiele seiner Englandfeindschaft siehe Epstein: *Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie*, S. 127f. und S. 462–465.

58 Siehe hierzu die neueste Erzberger-Biografie von Christopher Dowe: *Matthias Erzberger. Ein Leben für die Demokratie*. Stuttgart 2011, S. 82–84.

59 PAAA, R 5870: *Denkschrift Chatterton-Hills betreffs Gründung einer Deutsch-Irischen Vereinigung*, S. 1, Anhang zu dem Brief Chatterton-Hills an Erzberger vom 27. Dezember 1916.

60 Ebd. S. 2f.

61 Torsten Oppelland: *Matthias Erzberger und die Anfänge demokratischer Außenpolitik in Deutschland*, in: *HPM* 1995, S. 25–47. Hier besonders S. 32.

den irischen Freiheitskampf. Bereits einen Tag nach Erhalt leitete der Zentrumsabgeordnete die Denkschrift an das Auswärtige Amt weiter.<sup>62</sup> Auf Drängen Chatterton-Hills wurden knapp drei Wochen später die Finanzierung der Gesellschaft aus dem Fonds der Zentralstelle und weitere organisatorische Rahmenbedingungen geklärt. Die offizielle Gründung der DIG erfolgte in der Nacht zum 3. Februar 1917 im privaten Kreis. Noch am gleichen Tag setzte Erzberger Reichskanzler Bethmann Hollweg davon in Kenntnis und betonte nachdrücklich den zu erwartenden Nutzen.<sup>63</sup>

Dem nach § 7 der Satzung gebildeten Vorstand gehörten Erzberger, Kuno Graf von Westarp und Hartmann Freiherr von Richthofen an, um der Gesellschaft nach außen hin den Anschein einer partei- und gesellschaftsübergreifenden Interessengemeinschaft zu geben. Im Verwaltungsrat versammelten sich diejenigen, die während des Krieges bereits publizistisch für Irland tätig gewesen waren, in erster Linie Alldeutsche und Bekannte Casements. Verhältnismäßig überrepräsentiert waren die Gruppe der Reichstagsabgeordneten und der Stand der Professoren, die eine eminent wichtige Rolle für die politische Bewusstseinsbildung im Kaiserreich innehatten. Neben Vertretern der Geschäftswelt war auch die katholische Kirche durch den päpstlichen Hausprälaten Paul Maria Baumgartner vertreten.<sup>64</sup> Der Zweck der Gesellschaft bestand nach § 2 der angenommenen Satzung in der „Förderung der gesamten Beziehungen zwischen Deutschland und Irland. Der Verein will alle auf Ausführung dieses Zweckes gerichteten Unternehmungen fördern und selbst Anstalten treffen, wodurch das beiderseitige Verständnis der Völker gehoben und der Fortentwicklung der beiderseitigen Interessen gedient wird. Dagegen darf die Gesellschaft keinerlei auf Gewinn gerichtete Geschäfte betreiben.“<sup>65</sup>

Erzberger war vor allem an der propagandistischen Tätigkeit gelegen, weshalb er die Herausgabe der monatlich erscheinenden *Irischen Blätter* finanziell unterstützte. Knapp ein halbes Jahr nach der Gründung löste Erzbergers „Bekehrung“ zum Anhänger eines Verhandlungsfriedens eine schwere Krise für die DIG aus. Erzberger, der Zugang zu militärischen Informationen hatte, nahm bezüglich der Wirkung des uneingeschränkten U-Bootkrieges eine zunehmend kritischere Haltung gegenüber dem grenzenlosen Optimismus des

62 PAAA, R 5870: Erzberger an Stumm vom 28. Dezember 1916.

63 Ebd.: Erzberger an Bethmann Hollweg vom 2. Februar 1917.

64 Nähere Angaben über die Zusammensetzung der gesamten Mitgliedschaft lassen sich nicht treffen, da keine Mitgliederliste überliefert ist. Die Mitgliederzahl betrug im Dezember 1917 300 (*Hamburgischer Korrespondent*, Nr. 618, 4. Dezember 1917), stieg bis Februar 1920 auf 348 an, hatte aber während des Krieges, im September 1918 schon um die 500 betragen („Was will die deutsch-irische Gesellschaft?“, in: *Generalanzeiger*, Nr. 226, 26. September 1918).

65 Satzungen der DIG, § 2. Ein Exemplar der Satzung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, NL Haußmann Q 1/2 8 (147).

Generalstabes ein. Durch Gespräche mit Militärs seiner Siegesillusionen beraubt, wich seine anfängliche euphorische, teilweise utopische Kriegsbegeisterung nun ernüchternder Realität. Da der Krieg seiner Ansicht nach militärisch nicht mehr zu gewinnen war, strebte er noch vor der amerikanischen Kriegserklärung am 6. April 1917 einen Verhandlungsfrieden an. In einer Reichstagsdebatte am 6. Juli legte er dem Parlament eine schonungslose militärische Analyse vor und sprach unverhohlen von der Notwendigkeit eines Verständigungsfriedens.<sup>66</sup>

Da ein Verständigungsfrieden ohne Gebietsgewinne auf dem Status quo ante diametral gegen die Ziele der DIG stand – Irlands Unabhängigkeit konnte nur bei einem deutschen Sieg über England erlangt werden – sollte Erzberger zunächst aus dem Vorstand der DIG ausscheiden. Noch stärker wurde das Zerwürfnis zwischen Chatterton-Hill und Erzberger durch die Waffenstillstandsverhandlungen mit Russland in Brest-Litowsk, besonders aufgrund der dort verwendeten Formel des Selbstbestimmungsrechts der Nationen: „Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, kann nach dem Standpunkt der Vierbundmächte nicht zwischenstaatlich geregelt werden. Sie ist im gegebenen Fall von jedem Staat mit seinen Völkern selbständig auf verfassungsmäßigen Wege zu lösen.“<sup>67</sup>

Demnach hätte Irland auf die Verhandlungsbereitschaft Londons hoffen müssen, die allerdings nach der Niederschlagung des Osteraufstandes und dem Verhalten Londons während der Home Rule-Krise nicht gegeben war. Da Erzbergers Haltung nicht mehr mit der politischen Tätigkeit der Gesellschaft vereinbar war, wurde er durch Misstrauensvotum im Januar 1918 aus der DIG ausgeschlossen.<sup>68</sup>

Hier braucht nicht näher auf die Tätigkeit der DIG eingegangen werden, dies ist an anderer Stelle bereits ausführlich geschehen.<sup>69</sup> Von Interesse sind vielmehr die Beitrittsgründe für die Zentrumsabgeordneten. Im Falle Erzbergers lagen diese rein in opportunistischen Überlegungen, für ihn war die DIG willkommenes taktisches Propagandainstrument. Ebenso sind für die anderen Mitglieder des Zentrums die englandfeindliche Einstellung als Motivation anzunehmen. In keinem der Nachlässe von Zentrumsabgeordneten,<sup>70</sup> die Mitglied

66 Oppelland: Reichstag und Außenpolitik im Ersten Weltkrieg, S. 105–115 und S. 253–259 sowie Epstein: Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie, S. 174–177.

67 Zit. nach Kluge: Irland in der deutschen Geschichtswissenschaft, S. 298.

68 Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, NL Eduard Meyer, Nr. 303: Entschließung für die Generalversammlung am 22. Januar 1918, S. 1.

69 U. a. bei Kluge: Irland in der deutschen Geschichtswissenschaft, S. 287–307; Dohmen: Das deutsche Irlandbild, S. 125–128.

70 U. a. folgende Zentrumsabgeordnete waren Mitglied der DIG: Johannes Bell, Prof. Dr. Brandenburg, Adolf Gröber, Stiftsprobst Kaufmann, Alois Fürst zu Löwenstein, Karl Joseph Mausbach, Franz Joseph Pfleger, Maximilian Graf von Preysing-Lichtenegg, Al-

der DIG waren, lassen sich Dokumente finden, die ein weitergehendes Interesse an Irland belegen. Dabei wäre es naheliegend, dass wenigstens einige, ähnlich der Germania, den irischen Nationalismus schon aus religiösen Gründen moralisch unterstützten. Dies belegt allerdings deutlich, dass von allen Parteien im Kaiserreich lediglich eine kleine Gruppe von Liberalen um Conrad Haußmann überzeugte Anhänger einer Autonomieregelung für Irland waren.<sup>71</sup> Für das Zentrum kann eine solche Aussage nicht getroffen werden, zuwenig beschäftigte es sich mit außenpolitischen Fragen und zu wenig Kenntnis hatte es von den irischen Verhältnissen. Für die DIG gaben Zentrumspolitiker aufgrund der anti-englischen Stoßrichtung lediglich ihren Namen her, ohne jemals aktiv für Irland in Beiträgen oder bei Veranstaltungen das Wort zu ergreifen. Tiefere Kenntnis zum irischen Nationalismus, abgesehen von Zeitungsmeldungen, ist neben Erzberger lediglich noch in einem Fall überliefert. Georg Graf von Hertling, der 1917 als erster Zentrumspolitiker zum Reichskanzler ernannt wurde, wusste durch den bayerischen Gesandten in Berlin, Hugo Graf von und zu Lerchenfeld, zumindest über die deutschen Pläne Bescheid, in den USA und Irland durch Nationalisten Stimmung gegen die Rekrutiermaßnahmen der britischen Armee zu machen.<sup>72</sup>

#### *IV. Die irischen Bemühungen um deutsche Unterstützung nach 1919*

Durch die militärische Niederlage des Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg änderten sich die Rahmenbedingungen bzw. der Handlungsspielraum der deutschen Außenpolitik erheblich. Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages lag zunächst der „Schatten von Versailles“ über der deutschen Außenpolitik. Eine Revision der als zu hart empfundenen Bestimmungen konnte nur über eine friedliche Zusammenarbeit und mit Einvernehmen der Siegermächte gelingen.<sup>73</sup> Nach dem Rückzug der USA aus Europa konnte die Rolle des Vermittlers nach Lage der Dinge nur Großbritannien zufallen. Vor allem in der Reparationsfrage zeigte London in den nächsten Jahren durchaus Bereitschaft als Ansprechpartner der deutschen Regierung zu fungieren, zumindest wurden

---

brecht Freiherr von Rechenberg, Sebastian Schlittenbauer, Karl Trimborn und Wilhelm Marx.

71 Vgl. Verhandlungen des Reichstags, XIII. Legislaturperiode, Bd. 289, I. Session, 141. Sitzung am 16. April 1913, S. 4801D und Bd. 295, I. Session, 257. Sitzung am 14. Mai 1914, S. 8849 D. Ausführlicher dazu Christopher Sterzenbach: Die deutsch-irischen Beziehungen während der Weimarer Republik, 1918–1933. Politik–Wirtschaft–Kultur. Münster u. a. 2009, S. 92f. und S. 194–196.

72 Ernst Deuerlein (Hg.): Briefwechsel Hertling-Lerchenfeld 1912–1917. Dienstliche Privatkorrespondenz zwischen dem bayerischen Ministerpräsident Georg Graf von Hertling und dem bayerischen Gesandten in Berlin Hugo Graf von und zu Lerchenfeld. Erster Teil. Boppard 1973, Dok. 138, S. 362.

73 Peter Krüger: Die Aussenpolitik der Republik von Weimar. Darmstadt 1985, S. 89.

deutsche Einwände nicht kategorisch abgelehnt.<sup>74</sup> Auch Außenminister Walter Simons sah Großbritannien in der Vermittlerrolle, weshalb er von jeglicher Politik abriet, die in London Missstimmung hervorrufen könnte. Um nicht einen Umschwung der momentanen günstigen Lage herbeizuführen, gab er als Richtlinie aus, dass auch „eine Parteinahme für die irische Bewegung [...] unterlassen werden [muß]. Jeder Verdacht Englands, daß wir hier mit seinen Feinden gemeinsame Sache machen wollen, würde dazu führen, daß man uns den Franzosen zur Erledigung überließe.“<sup>75</sup>

Berechtigte Hoffnungen auf die Unterstützung der Londoner Regierung bei den deutschen Revisionsbestrebungen gab es von Fall zu Fall. Dies hing mit der Rolle zusammen, die dem Deutschen Reich in der britischen Europa-Politik nach dem Ersten Weltkrieg zukam.<sup>76</sup> Grundsätzlich ist für die deutsche Außenpolitik in den Anfangsjahren der Weimarer Republik gerade in Bezug auf die Revisionsfrage eine Anlehnung an Großbritannien und die Entspannung der deutsch-britischen Beziehungen als eine Säule der deutschen Außenpolitik nach Versailles festzustellen.<sup>77</sup>

Was die Haltung des Zentrums betraf, so blieb eine gewisse Skepsis gegenüber England weiterhin bestehen. Sofern das Zentrum an den Regierungen der Nachkriegszeit beteiligt war, folgte sie einer Westorientierung bzw. Annäherung an England. Konkrete Aussagen zum Verhältnis zu anderen Staaten fehlen gänzlich, etwa in dem Anfang 1919 verabschiedeten Parteiprogramm. Der relevante Abschnitt zur Außenpolitik beinhaltet lediglich eine Absage an die Machtpolitik des wilhelminischen Reichs, ein Bekenntnis zum Völkerbund und die Forderung nach der Unabhängigkeit des Heiligen Stuhls.<sup>78</sup> Die Idee des Selbstbestimmungsrechts der Völker war innerhalb der Partei durchaus anerkannt, wurde jedoch immer nur für die eigenen Forderungen verwendet, beispielsweise bei dem Anspruch des Rheinlands auf Selbstständigkeit nach Ende des Ersten Weltkriegs.<sup>79</sup> In der Reparationspolitik befürwortete das Zentrum

74 Dies war vor allem dem Einfluss des britischen Botschafters in Berlin zu verdanken, wie die Studie von Angela Kaiser: *Lord D'Aberton und die englische Deutschlandpolitik 1920–1926*. Frankfurt/Main u. a. 1989, S. 48–145, zeigt.

75 Akten der Deutschen Auswärtigen Politik, Serie A, Bd. 3, Dok. 277, S. 558–561, hier S. 560: Simons an Sthamer vom 10. September 1920, im Anhang „Richtlinien für die deutsche Politik gegenüber England“ vom 8. September 1920.

76 Vgl. Gottfried Niedhart: *Multipolares Gleichgewicht und weltwirtschaftliche Verflechtung: Deutschland in der britischen Appeasement-Politik 1919–1933*, in: Michael Stürmer (Hg.): *Die Weimarer Republik. Belagerte Civitas*. Königstein 1980, S. 113–130, und Krüger: *Aussenpolitik*. S. 97–101.

77 Zu diesem Ergebnis kommt Krüger: *Aussenpolitik in seiner Darstellung*. Damit differenziert er die Feststellung von Ludwig Zimmermann: *Deutsche Aussenpolitik in der Ära der Weimarer Republik*. Göttingen u. a. 1958, S. 77.

78 Parteiprogramm des Zentrums, in: *Germania*, Nr. 3, 3. Januar 1919, S. 1. Vgl. Morsey: *Die Deutsche Zentrumspartei*, S. 129f.

79 Ebd., S. 120 und S. 248–250.

eine Annäherung an Frankreich, England hingegen fand keine Berücksichtigung.

Einer Unterstützung des irischen Unabhängigkeitsstrebens standen nach 1918 also einmal mehr politische Umstände im Wege. Aufgrund des außenpolitisch eingeschränkten Bewegungsraumes konnte die Reichsregierung keine Unterstützung leisten. Innerhalb des Zentrums scheint weiterhin ein gewisses Desinteresse vorhanden gewesen zu sein. Obwohl einige Abgeordnete die Zuspitzung der Lage in Irland – von 1919 an herrschte der anglo-irische Unabhängigkeitskrieg – verfolgten, unterblieben öffentliche Aussagen.

Völlig anders verhielt es sich bei der Germania. Nach nur drei Monaten in Berlin meldete John Chartres, der nicht akkreditierte irische Gesandte in Berlin, das von ihm herausgegebene Bulletin fände vor allem bei Zeitungen im katholischen Süden Deutschlands und der Nachrichtenagentur der Zentrumspartei rege Aufnahme.<sup>80</sup> Ähnlich wie in der Weltkriegspropaganda blieb Irland nach 1919 jedoch Vehikel einer moralischen Verurteilung der britischen Regierung. In der Germania fand der Kampf darüber hinaus verstärkt Beachtung, wenn die Interessen der irischen Katholiken direkt betroffen waren. Das Unrecht der Briten am (katholischen) Irland in der Vergangenheit wurde ausführlich dargestellt, während eine Stellungnahme zur zeitgenössischen politischen Lage und den Forderungen der irischen Separatisten unterblieb.<sup>81</sup> Und dies, obwohl die Redaktion durch Kontakte zu Sinn Féin seit 1913 über genügend verwertbares Material verfügt haben müsste. Der Grund hierzu ist darin zu suchen, dass das Mitgefühl für die Iren ausschließlich aus der Jahrhunderte langen Unterdrückung ihrer Religion resultierte, sowohl bei weiten Teilen des Zentrums als auch dessen Schwesterorganisation, der Bayerischen Volkspartei.

Im Gegensatz zum Zentrum forderte die Germania jedoch ausdrücklich, das Selbstbestimmungsrecht der Nationen auf Irland anzuwenden. Bis auf wenige Ausnahmen war der dominierende Tenor in den ausführlichen Berichten der Wunsch nach Frieden, der besonders deutlich während der Berichterstattung zu den anglo-irischen Verhandlungen ab Juli 1921 in den Vordergrund trat.<sup>82</sup> Ähnlich den liberalen Zeitungen war das katholische Blatt auf Seiten der Anhänger einer Dominionlösung. Der Kampf der Iren wurde als Bürgerkrieg gesehen und das Haupthindernis an einer Lösung in der hartnäckigen Verweige-

---

80 National Archives of Ireland (NAI), DFA ES 1 239: Bericht Powers vom 8. Mai 1922, S. 1, und Bericht Chartres vom 21. September 1922, S. 1. Ausführlicher zu den ersten inoffiziellen deutsch-irischen Kontakten nach dem Ende des Ersten Weltkrieges Sterzenbach: *Deutsch-irische Beziehungen*, S. 120–177.

81 Exemplarisch „Englands Irenpolitik“, in: Germania, Nr. 365, 28. Juni 1921, S. 1.

82 „Irland fordert volle Unabhängigkeit“, ebd., Nr. 499, 15. August, S. 2; „Lloyd Georges Vorschläge von Iren abgelehnt“, ebd., Nr. 514, 5. September, S. 1; „Die neuen englisch-irischen Verhandlungen“, ebd., Nr. 553, 8. September 1921, S. 1.

rung der Unionisten.<sup>83</sup> Als ein möglicher Lösungsweg wurde ein Vergleich Irlands mit Island herangezogen: „Lloyd George und die englischen Staatsmänner täten jetzt wirklich gut daran, sich an dem Verhalten Dänemarks gegen Island ein lehrreiches Muster zu nehmen“<sup>84</sup>. Besonders als 1922 Ägypten Autonomie gewährt wurde, nicht aber Irland, sah die Germania darin die Doppelmoral der britischen Regierung, die nur zu großzügigen Gesten imstande war, sobald wirtschaftliche und politische Interessen des Empires direkt betroffen waren. Daher sei es nun Sache „aller Völker Europas, ja der ganzen gesitteten Welt“, Irlands Forderungen zu unterstützen: „Sollten Europas Völker eine Ausnahme machen gegenüber dem irischen Volke, das an Kulturfähigkeit, an sittlichem Werte, an Verdiensten um die abendländische christliche Kultur alle anderen bisher befreiten kleinen Völker überragt?“<sup>85</sup>

Die relative Passivität des Zentrums und der Germania war für die irischen Repräsentanten enttäuschend, glaubten sie doch gerade bei der katholischen Presse auf starke pro-irische Sympathien bauen zu können. Niedergeschlagen mussten sie bald feststellen, dass die Partei Erzbergers für das irische Unterfangen zu wenig zugänglich war.<sup>86</sup> Überraschend ist dies einmal mehr, da mit Carl Trimborn, dem Vorsitzenden des Rheinischen Zentrums und bis zu seinem Tod auch der Gesamtpartei, und Albrecht Freiherr von Rechenberg noch zwei einflussreiche Zentrumspolitiker in den Reihen der DIG vertreten waren. Trimborn verfügte seit seinen Studientagen in Straßburg über enge Kontakte zu Karl Bachem, dem leitenden Redakteur der Kölner Volkszeitung, die während des Krieges unzählige Propagandaartikel Casements und Chatterton-Hills abgedruckt hatte. Doch Trimborn war, ebenso wie Erzberger, für die Annahme der Friedensresolution 1917 eingetreten, weshalb eine Einflussnahme auf Irlandartikel seitens der DIG-Mitglieder des Zentrums wahrscheinlich unterblieb. Zwar gehörte das Zentrum nach dem Ersten Weltkrieg zu denjenigen Parteien, die den Friedensvertrag „als Tat des Unrechts und der schnöden Vergewaltigung“ ablehnten. Im Gegensatz zur extremen Rechten wurde eine Revision aber durch politische Mittel und auf friedlichem Weg angestrebt. Außenpolitisch trat das Zentrum deshalb für eine Annäherung an Frankreich und eine wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den USA ein.<sup>87</sup> Ob deshalb eine Auseinandersetzung mit England unterblieb und daraus das relative Desinteresse am irischen Freiheitskampf resultierte, kann nicht mehr festgestellt werden, da

83 „Der Bürgerkrieg in Irland“, ebd., Nr. 272, 25. Juni 1920, S. 1.

84 „Irland und Island“, ebd., Nr. 369, 29. Juni 1921, S. 2. 1904 hatte Dänemark Island die Autonomie gewährt und im Dezember 1918 erlangte Island sogar die Souveränität. Allerdings blieb der dänische König bis 1944 isländisches Staatsoberhaupt.

85 „Irlands Sache – eine internationale Sache“, ebd., Nr. 393, 4. September 1920, S. 1.

86 Documents on Irish Foreign Policy, Vol. 1, Dok. 69, S. 124f.: Childers an Brennan vom 30. März 1921.

87 Morsey: Die Deutsche Zentrumsparterie, S. 193 und S. 349.

ein Großteil der Parteiakten als verschollen gilt. Wahrscheinlich ist die Tatsache von Belang, dass das Zentrum zu diesem Zeitpunkt immer an der Regierungsbildung beteiligt war. Es dürfte von daher ausgeschlossen sein, dass über Zeitungsartikel Kritik an dem politischen Kurs der Regierung geäußert wurde.

Entgegen dem Zentrum gab die Germania ihre relative Neutralität jedenfalls mit Beginn des verschärften anglo-irischen Unabhängigkeitskrieges Mitte 1920 (tan war) auf. Wesentlich früher als die liberalen Blätter und in weitaus heftigeren Ton wurde die britische Irlandpolitik mit dem Anschwellen der Gewalt kritisiert: „Es ist ein Zeichen des schlechten Gewissens, das die englische Regierung in der ganzen irischen Sache hat, daß sie die einfachen Forderungen der Gerechtigkeit nicht zu erfüllen bereit ist. [...] Fast kein größerer Ort im Süden, Osten oder Westen, der nicht mit englischen Verbrechen und Schandtaten einer schrankenlosen englischen Soldateska gekennzeichnet wäre, während der Ulster-Norden Irlands so gut wie verschont geblieben ist von dem furor britannicus.“

Verantwortlich dafür wurde Lloyd George gemacht. Schließlich ordnete er die Maßnahmen an. Eine scharfe Verurteilung des Premierministers folgt deshalb mit Bezug auf die religiöse Komponente: „Ein Mann, der ganz das moralische Gleichgewicht verloren, ein lebendiger Widerspruch in sich, ein Autoritätsgebieter bis zum vollendeten Despoten [...] Nur weil das konfessionelle Vorurteil gegen das katholische irische Volk in weiten Kreisen der Nonkonformisten, der englischen Puritaner, noch weiter wurzelt, kann Lloyd George eine so gewalttätige Politik gegen Irland fortsetzen, ohne zu fürchten, daß ihm eine beachtenswerte politische Macht in den Arm falle.“<sup>88</sup>

Die Schuldzuweisung an den Premierminister als allein Verantwortlichen für die Gewalt taucht ebenso in liberalen Zeitungen auf, bei denen er mit Beginn des Repressalienfeldzuges jeglichen Rückhalt verlor.

Bei allen Tageszeitungen, egal welcher politischen Ausrichtung, lässt sich anhand der Irlandartikel eine gewisse Genugtuung feststellen, dass Großbritannien mit innenpolitischen Unruheherden zu kämpfen hatte. Die Nichtanwendung des Selbstbestimmungsrechtes auf Irland war deshalb ein beliebter Punkt, die einseitige Auslegung von Wilsons Friedensprogramm durch die Sieger zu belegen. Denn während Deutschland große territoriale Verluste durch den Friedensvertrag hinnehmen musste, wurden die nationalen Bestrebungen im Empire mit Gewalt unterdrückt. Die Häufigkeit der Irland betreffenden Artikel hing also nicht nur von der inneren Entwicklung auf der Insel, sondern mit der wechselnden Einstellung zu Großbritannien im Reich ab. Kritik an der Politik Whitehalls nahm jeweils dann zu, wenn parallel Lloyd Georges Konferenzdiplomatie, die zur Lösung der Reparationsfrage und anderer drängender

---

88 „Englands Furcht vor der irischen Wahrheit“, in: Germania, Nr. 480, 30. Oktober 1920, S. 1f.

europäischer Probleme unter Einbeziehung des Deutschen Reichs dienen sollte, keine Erfolge brachte.

### *Fazit*

Die Rezeption der Irischen Frage im Zentrum und der Germania war sehr unterschiedlich. Im katholischen Blatt stießen die Forderungen irischer Nationalisten verstärkt ab 1912 auf Verständnis. Jedoch lag der Auslöser dafür einzig in der religiösen Komponente des Nordirlandkonfliktes. Insgesamt ergibt die Untersuchung zur Berichterstattung der Germania ein ambivalentes Bild. Die Unterdrückung der irischen Katholiken wurde rundweg verurteilt, sobald es innerhalb der irischen Frage auch eine katholische Dimension gab, verstärkten sich die kommentierenden Artikel. Ansonsten war sicherlich eine gewisse Sympathie für die Iren zu bemerken, doch das Hintergrundwissen und überhaupt das Verständnis für die politischen Ereignisse in Irland fehlten. Irland diente darüber hinaus oftmals lediglich als Argument für die Belange deutscher Katholiken (Kulturkampf) oder als Schlagwort für die Anfeindungen Englands (Weltkriegspropaganda, Verurteilung des Versailler Vertrages).

Für das Zentrum lässt sich feststellen, dass Irland größtenteils nur Objekt war und die Beschäftigung mit der Irischen Frage politischem Pragmatismus geschuldet war. Deutlich wird dies bei der Gründung der Deutsch-Irischen Gesellschaft. Sicherlich standen bis 1914 die beschränkten Rechte des Reichstages und nach 1918 der eingeschränkte außenpolitische Handlungsspielraum politischen Äußerungen im Wege. Da jedoch keine Beiträge oder Äußerungen von Zentrumsabgeordneten zu Irland außerhalb des Reichstags überliefert sind, liegt die Vermutung nahe, dass kein Interesse für eine eingehendere Auseinandersetzung vorhanden war. Sicherlich waren die Vorgänge innerhalb des Zentrum bekannt, doch fehlte ein tiefes Verständnis. Die Enttäuschung der irischen Gesandten um fehlende Unterstützung ist sicherlich verständlich, doch die fehlende Auseinandersetzung mit Irland ist größtenteils dem Desinteresse innerhalb des Zentrum geschuldet. Ob dies alleine an dem generellen Fehlen einer Beschäftigung mit Außenpolitik lag, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, aber unwahrscheinlich. Kenntnisse waren vorhanden, Irland erschien für seine eigenen politischen Forderungen – außer im Ersten Weltkrieg – schlichtweg zu unbedeutend.

# DIE ÄRA KOHL IM GESPRÄCH

## **Die Wende 1982/83: Der Beginn der Ära Kohl Einführung\***

**Hanns Jürgen Küsters**

Meine sehr verehrten Damen und Herren, „Die Wende 1982/83: Der Beginn der Ära Kohl“ ist das Thema der heutigen Veranstaltung im Rahmen unserer Reihe „Ära Kohl Gespräch“, zu der ich Sie alle ganz herzlich im Namen der Konrad-Adenauer-Stiftung willkommen heiße.

Es ist mir eine ganz besondere Freude, dass Sie wieder einmal so zahlreich der Einladung gefolgt sind. Unser Tagungsraum, der alte Plenarsaal des Bundesrates, gehört zu den historischen Orten, die aus der Zeit der Bonner Republik noch unverändert erhalten geblieben sind. Er war und ist ein Herzstück des deutschen Föderalismus und wichtige Stätte der „Bonner Republik“, die es zu bewahren gilt. Hier sind Bund und Länder, Regierung und Opposition, Interessen gleicher und unterschiedlicher parteipolitischer Couleur und Koalitionsmuster aufeinander getroffen. Dieser Plenarsaal verkörpert ein Stück gelebter deutscher Demokratie, in dem viele Jahre lang auch Helmut Kohl als Ministerpräsident und Bundeskanzler gewirkt hat.

Ein besonderer Willkommensgruß gilt den Weggefährten und Zeitzeugen der Ära Kohl, die den Regierungswechsel 1982 in unterschiedlichen Funktionen miterlebt haben und aus eigener Anschauung über die Geschehnisse berichten können.

Zunächst darf ich ganz herzlich Herrn Dr. Norbert Blüm begrüßen, der von 1981 an Senator für Bundesangelegenheiten und Bevollmächtigter des Landes Berlin beim Bund im damaligen Senat des Regierenden Bürgermeisters Richard von Weizsäcker war und 1982 zum Bundesminister für Arbeit ernannt wurde. Ihn zeichnet aus, während der gesamten Ära Kohl als einziger Bundesminister sein Ressort behalten und den fünf Kabinetten von Helmut Kohl angehört zu haben.

Ein herzliches Willkommen sage ich auch Ihnen, Frau Dr. Dorothee Wilms. Sie waren ab 1980 Parlamentarische Geschäftsführerin der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und übernahmen im ersten Kabinett Kohl das Amt der Bundes-

---

\* Einführungsvortrag anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 24. November 2011 im Bundesrat in Bonn.

ministerin für Bildung und Wissenschaft; eine wichtige Aufgabe, die Sie mit großer Freude bis nach der Bundestagswahl 1987 ausfüllten.

Ebenso herzlich begrüße ich Herrn Dr. Christian Schwarz-Schilling. Sie leiteten von 1975 bis 1983 den Koordinierungsausschuss für Medienpolitik der CDU/CSU und waren 1981/82 Vorsitzender der Enquetekommission „Neue Informations- und Kommunikationstechniken“, bevor Sie dann 1982 Bundesminister für das Post- und Fernmeldewesen in der neuen Bundesregierung wurden.

Als Nächsten begrüße ich Herrn Dr. Philipp Jenninger. Er bekleidete von 1973 an das Amt des Ersten Parlamentarischen Geschäftsführers der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag und wurde von Bundeskanzler Kohl zum Staatsminister im Bundeskanzleramt ernannt, bevor er 1984 zum Präsidenten des Deutschen Bundestages gewählt wurde.

Schließlich darf ich Herrn Friedrich Bohl begrüßen, der erst 1980 in den Deutschen Bundestag einzogen war und von 1984 bis 1989 das Amt des Parlamentarischen Geschäftsführers der CDU/CSU-Fraktion ausübte.

Willkommen heiße ich ebenso die zahlreichen Abgeordneten, Staatssekretäre und hohen Ministerialbeamten, die heute unter uns weilen. Nicht zuletzt freue ich mich, unsere heutigen Referenten begrüßen zu können. Sie sind allesamt ausgewiesene Experten der Zeitgeschichtsforschung und haben sich mit dem Beginn der Ära Kohl oder – wie vielleicht einige unter Ihnen auch denken – dem Ende der sozialliberalen Koalition, die seit dem Jahre 1982 auf Bundesebene nicht mehr zustande gekommen ist, in vielfältigen Publikationen auseinandergesetzt.

Unser heutiges Thema bleibt in der deutschen Geschichtsschreibung mit der letzten Dekade der alten Bundesrepublik – dem „Abschied vom Provisorium“, wie Andreas Wirsching seine Darstellung überschrieb – und der zu Ende gehenden Phase einer Epoche verbunden, deren Zäsur Mauerfall und Wiedervereinigung kennzeichneten. Freilich sah niemand diese Ereignisse zu Beginn der 1980er Jahre voraus. Doch wird heute immer weniger der Beginn der Ära Kohl als eine Ursache dieser Entwicklung ausgemacht. Die von ihm propagierte „geistig-moralische Wende“ wird als rhetorische Floskel, als PR-Konstrukt abgetan und ein Politikwechsel negiert. Manfred Görtemaker bezeichnete den Regierungswechsel 1982 als „konservative Wende“, basierend auf dem Vorwurf Kohls, die sozialliberale Koalition habe vor dem Zeitgeist kapituliert, weil sie in zentralen Fragen der Gesellschafts- und Außenpolitik keine moralisch fundierte politische geistige Führung demonstrierte. In Wirklichkeit habe keine Wende stattgefunden, dafür – so argumentiert Eckart Conze – habe schon der Kontinuitätsfaktor FDP gesorgt. Vielmehr sei das Gerede von der Wende Ausdruck einer Krisendiagnose gewesen, lediglich die Reaktion auf zunehmende Ängste vor dem wirtschaftlichen Niedergang und angesichts des NA-

TO-Doppelbeschlusses vor einer erneuten kriegerischen Auseinandersetzung in Zeiten des Ost-West-Konflikts.

Doch inwieweit stimmen diese Interpretationen? Nach 30 Jahren und mit Ablauf der üblichen Sperrfristen für Akten steht die Zeitgeschichtsforschung heute am Anfang einer quellengestützten Aufarbeitung der Ära Kohl, die zu vertieften Einblicken in die Vorgänge führt und damit zu einem sicheren Urteil. Somit stellt sich die Frage: Welche Triebkräfte standen wirklich hinter dem Regierungswechsel von 1982, der eigentlich nur ein Wechsel der Koalitionspartner war?

Als Erstes ist festzustellen, dass Koalitionswechsel während einer Legislaturperiode zu den seltenen Vorkommnissen in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland gehören. Denn bisher kamen sie nur zwei Mal vor: 1966 mit dem Rücktritt der FDP-Minister aus der Regierung von Bundeskanzler Ludwig Erhard und der Bildung einer großen Koalition aus CDU/CSU und SPD, die vor fast genau 45 Jahren, am 1. Dezember 1966, zur Wahl Kurt Georg Kiesingers zum Bundeskanzler führte und am 1. Oktober 1982 aufgrund des bislang einzigen erfolgreichen konstruktiven Misstrauensvotums gegen Bundeskanzler Helmut Schmidt, das die sozialliberale Regierungskoalition beendete. Helmut Kohl wurde Bundeskanzler der christlich-demokratisch-liberalen Regierung, die damals nach 16 Jahren erneut zustande kam.

Zweitens gilt es, sich die Lage in der Bundesrepublik Anfang der 1980er Jahre und die damaligen Besorgnisse in Erinnerung zu rufen. 8500 Firmen meldeten 1981 Konkurs an, die Arbeitslosigkeit näherte sich der Zwei-Millionen-Grenze, die Staatsverschuldung wuchs, die Investitionsquote ging zurück, der Streit um die Belebung der Beschäftigungspolitik durch millionenschwere Programme und deren Finanzierung mittels Mehrwertsteuererhöhung eskalierte. Die schnelle Sanierung der öffentlichen Finanzen durch Erhöhung von Steuern und Abgaben war nicht zu erwarten. Die ebenso umstrittene Durchsetzung des NATO-Doppelbeschluss lag angesichts zunehmender Proteste der Friedensbewegung in weiter Ferne.

Drittens boten CDU und CSU als Opposition keineswegs ein Bild der Geschlossenheit. Unverändert herrschte Spannung zwischen den Parteiführern Helmut Kohl und Franz Josef Strauß. Nach der gescheiterten Kanzlerkandidatur des bayerischen Ministerpräsidenten bei der Bundestagswahl 1980 meinte der CDU-Parteivorsitzende, nun komme an ihm innerhalb der Unionsparteien niemand mehr vorbei, was keineswegs alle so sahen. Somit stellt sich die Frage, wie hatte die CDU ihr politisches Feld bestellt? Welche ordnungspolitischen Antworten vermochte sie angesichts der zunehmenden sozialen Intervention von Staats wegen zu geben? Welche parteitaktischen Überlegungen spielten mit Blick auf die Wirtschafts- und Finanzkrise, die sicherheitspolitische Lage und den angestrebten Machtwechsel eine Rolle?

Ich freue mich, Herrn Kollegen Prof. Dr. Wolfgang Jäger von der Universität Freiburg im Breisgau begrüßen zu dürfen, der uns im Anschluss eingehend die Ausgangslage und das Zustandekommen des Koalitionsbruchs analysieren wird und vielleicht auch darauf eingeht, wie es zum Wahlsieg für die propagierte „Politik der Mitte“ kam. Denn der Einzug der Grünen in den Deutschen Bundestag 1983 veränderte langfristig die bundesdeutsche Parteienlandschaft und die damaligen Koalitionsoptionen.

Dass der bayerische Ministerpräsident den CDU-Vorsitzenden nicht für kanzlerfähig hielt, ist allgemein bekannt. Beide waren zudem uneins über die Rolle der FDP und über die taktische Frage, zu welchem Zeitpunkt Neuwahlen zur Stärkung der Legitimationsbasis der neuen Regierungskoalition erfolgen sollten. Nachdem in den 1970er Jahren längere Zeit keine CDU-FDP-Koalition auf Länderebene existierte, hatte Helmut Kohl die Liberalen stets pfleglich behandelt, weil sie der einzige mögliche Koalitionspartner waren, ganz im Gegensatz zu Strauß, der die FDP am liebsten aus dem Deutschen Bundestag verbannt sah. Daher habe ich für den zweiten Vortrag Herrn Kollegen Prof. Dr. Matthias Stickler von der Universität Würzburg gebeten, uns die Haltung der CSU zum Regierungswechsel zu erläutern.

Ein vierter Aspekt betrifft das Verhalten der Liberalen. Wann bei der FDP nach der erfolgreichen Bundestagswahl 1980 erste Zweifel an dem Nutzen der Koalition mit der SPD aufkamen und Überlegungen reiften, den Koalitionspartner auszutauschen, gehört zu den zentralen Fragen. Warum sah Hans-Dietrich Genscher 1981 plötzlich keine Möglichkeit mehr, die Koalition mit der SPD fortzusetzen? War Genscher der wirklich geistige Urheber der „Wende“, weil er den Begriff schon im August 1981 in seinem Schreiben an die FDP-Mitglieder verwandt? Wurde er angesichts miserabler Ergebnisse bei den Wahlen zum Berliner Abgeordnetenhaus und der Landtagswahl in Niedersachsen nur aus purer Existenzangst um seine FDP zum „Kanzlermacher“ und aus Sorge, vom Koalitionspartner in die Tiefe gerissen zu werden? Ging es ihm allein um Schadensbegrenzung, oder machten die Liberalen einfach aus ihrer politischen Not eine wirtschafts- und finanzpolitische Tugend, indem sie die sich gesellschaftlich ausbreitende Anspruchsmentalität brechen und den notwendigen Sparkurs durchsetzen wollten, weil sie annahmen, der Staat habe durch kostspielige Gesetze die Selbstverantwortungsmentalität der Menschen verwirkt? Welchen Ausschlag gab die ungewisse Haltung der SPD bei der Durchsetzung des NATO-Doppelbeschlusses bei der Abkehr von der sozialliberalen Koalition? Im Strom die Pferde, sprich: den Koalitionspartner zu wechseln, kam einem politischen Husarenritt gleich, den sowohl die Partei als auch die Fraktion verdauen mussten. Die Partei stand unweigerlich vor einer inneren Zerreißprobe. Fiel die SPD dem „Verrat“ Hans-Dietrich Genschers zum Opfer und verlor sie deshalb ihre Macht? Wie ging die FDP mit dem zunächst von Bundeskanzler Helmut Schmidt geäußerten und später von Klaus

Bölling wiederholten Vorwurf des „Verrats“ um? Wir dürfen gespannt sein, zu welchem Urteil Herr Kollege Prof. Dr. Joachim Scholtyseck von der Universität Bonn kommt, der die Geschehnisse aus Sicht der FDP beleuchtet.

Ein fünfter Aspekt bezieht sich auf die Haltung der Sozialdemokraten, die sicherlich das größte Bild innerer Zerstrittenheit bot. Noch jüngst machte Helmut Schmidt im „Zeit-Magazin“ nicht Hans-Dietrich Genscher, sondern Otto Graf Lambsdorff für den Koalitionsbruch verantwortlich. Dieser habe – so Schmidt wörtlich – die „Linksdemokraten“ verachtet und „eigentlich in die Hugenbergsche Deutschnationale Volkspartei der Weimarer Zeit gepasst“. Misstrauen gegenüber der SPD hegten aber auch große Teile der Union. Denn bei der Durchsetzung des maßgeblich von Bundeskanzler Schmidt initiierten NATO-Doppelbeschluss versagte ihm der linke Flügel der eigenen Partei die Gefolgschaft. Um die Beschäftigungskrise in Griff zu bekommen, neigte Schmidt außerdem zu weiteren Ausgaben. Verkannte er dabei die Belastbarkeit des Koalitionspartners und verspielte die Macht? Weitsichtig prophezeite damals Herbert Wehner, die SPD werde lange brauchen, wieder an die Macht zu kommen. Die Sorge, eine christlich-demokratisch geführte Regierung könnte die Früchte sozialliberaler Deutschlandpolitik der 1970er Jahre zerstören, führte im Übrigen zu weiteren direkten Kontakten der SPD-Parteispitze mit SED-Chef Erich Honecker. In einem Rückblick brachte Hans-Jochen Vogel das damalige Dilemma auf den Punkt: Die Parteienkonstellation habe für die großen Parteien nur eine Option zugelassen, nämlich die Koalition mit der FDP. Diese aber verfügte mindestens über zwei Optionen, was den beiden großen Parteien nicht behagte. Herr Kollege Prof. Dr. Hartmut Soell von der Universität Heidelberg wird uns den Regierungswechsel aus Sicht der SPD in doppelter Eigenschaft erklären, nämlich aufgrund eigener Erlebnisse als Zeitzeuge und aufgrund seiner intensiven Archivstudien, die er im Rahmen seiner Biographie über den zweiten Bundeskanzler der SPD betrieben hat.

Es sind also komplexe Zusammenhänge und komplizierte Motive und Strategien der Entscheidungsträger genauer in Augenschein zu nehmen. Denn über allem schwebte die für erforderlich gehaltene demokratische Legitimation des Koalitionswechsels. Bekanntlich fanden nicht sofort im Oktober 1982, sondern erst fünf Monate später am 6. März 1983 Neuwahlen zum Deutschen Bundestag statt. Sie führten zum erstmaligen Einzug der Grünen in den Deutschen Bundestag, wo nach über 20 Jahren wieder eine fünfte Partei vertreten war. Bundespräsident Karl Carstens hegte Bedenken, ob das eingeschlagene Verfahren des negativen Misstrauensvotums gegen den gerade gewählten Bundeskanzler Kohl und den im Dezember 1982 mit Mehrheit verabschiedeten Haushalt 1983 wahrheitsgemäß zustande gekommen war. Immerhin hatten sich Helmut Kohl und Hans-Dietrich Genscher schon in den Koalitionsgesprächen auf den Neuwahltermin verständigt.

Meine Damen und Herren, Fragen über Fragen gilt es zu beantworten. Prof. Dr. Hans-Peter Schwarz hat freundlicherweise die Aufgabe übernommen, ein Fazit zu ziehen und weitere Forschungsperspektiven zu definieren.

# Die „Wende“ 1982: Bruch der Koalition und Regierungsbildung\*

Wolfgang Jäger

Die „Wende“ des Jahres 1982 wird auch fast 30 Jahre danach immer noch gerne als das Werk einzelner Persönlichkeiten gesehen, meist unter moralischen Gesichtspunkten wie der Kategorie des Verrats. Sinnvoller ist es, zu trennen zwischen dem Handeln Einzelner und der Analyse struktureller Entwicklungen.<sup>1</sup>

Am Anfang steht der Anachronismus der Bundestagswahl 1980. Sie war eine Entscheidung für Helmut Schmidt und gegen Franz-Josef Strauß. Das Ergebnis entsprach nicht den politischen Tiefenströmungen in der Bevölkerung; vor allem kamen die zu einer kräftigen Minderheit angeschwollene Protestbewegung und die von ihr angestimmten Zukunftsthemen nicht zum Ausdruck. Die Grünen erhielten nur 1,5 %, wiesen in Umfragen jedoch ein Potential von 15 % aus. Das Parteiensystem und die Koalition gingen aus dieser Wahl nur scheinbar stabilisiert hervor. Besonders pikant und für das zukünftige Verhalten der FDP geradezu belastend war deren erfolgreicher Appell, Helmut Schmidt gegenüber seiner Partei durch die Stärkung der Liberalen zu unterstützen.<sup>2</sup>

Auch die Koalitionsverhandlungen und die Regierungsbildung signalisierten weder eine legitimatorische Erneuerung der sozial-liberalen Regierung noch Inhalte für die Zukunftsgestaltung. In der Außen- und Sicherheitspolitik einigte man sich problemlos; in der Bewältigung des Konjunkturreinbruchs ta-

---

\* Ausgearbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 24. November 2011 im Bundesrat in Bonn.

1 Grundlegende Literatur (Auswahl): Wolfgang Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition 1974–1982, in: Wolfgang Jäger/Werner Link (Hg.): Republik im Wandel 1974–1982. Die Ära Schmidt (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 5/2). Stuttgart u. a. 1987, S. 9–272; Karl-Rudolf Korte: Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft. Regierungsstil und Entscheidungen 1982–1989. Stuttgart 1998; Heinrich August Winkler: Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte vom Dritten Reich bis zur Wiedervereinigung, München 2000; Joachim Piehl: Machtwechsel 1982. Handlungsbedingungen und Regierungstätigkeit in zentralen Politikfeldern in der Ära der sozial-liberalen Koalition, Frankfurt u. a. 2002; Andreas Rödder: Die Bundesrepublik Deutschland 1969–1990. München 2004; Kay Zierold: Der Bruch der sozial-liberalen Koalition. Eine Analyse des Zerfallprozesses anhand des „multi-dimensional-framework“ von Geoffrey Pridham, Herbolzheim 2004; Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium 1982–1990. München 2006; Hartmut Soell: Helmut Schmidt. 1969 bis heute. Macht und Verantwortung. Stuttgart 2008; Bernd Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982. Bonn 2011. Siehe auch Hans-Dietrich Genscher: Erinnerungen. Berlin 1995; Helmut Kohl: Erinnerungen 1930–1982. München 2004, S. 618ff.; Ders.: Erinnerungen 1982–1990, München 2005, S. 17ff.

2 Vgl. Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition, S. 172 f.

ten sich jedoch deutliche Unterschiede zwischen den Sozialdemokraten und den Liberalen auf, die man durch mühsame Kompromisse zu überbrücken suchte.<sup>3</sup> Der Sozialdemokrat Erhard Eppler drückte die Stimmung seiner Partei aus, als er kurze Zeit später schrieb: „Noch nie hat sich nach einer Regierungserklärung – nicht einmal nach der Ludwig Erhards im Herbst 1965 – eine solche Atmosphäre geistiger Öde verbreitet, wie nach der Regierungserklärung vom 24. November 1980.“<sup>4</sup>

Die Zwei-Jahres-Phase zwischen der Bundestagswahl und der „Wende“ war eine Zeit der strukturellen Widersprüche. Zusätzlich zum Anachronismus der Bundestagswahl sind fünf weitere Widersprüche auszumachen:

Erstens: Die Distanz zwischen den Koalitionsfraktionen wuchs als Folge der Bundestagswahl: In der SPD wurde die Linke und in der FDP die Rechte gestärkt.<sup>5</sup>

Zweitens: Die sachpolitische Distanz zwischen dem Bundeskanzler und seiner Fraktion bzw. Partei wurde ebenfalls größer, nicht nur weil Helmut Schmidt den Schulterchluss mit den Liberalen suchte, sondern aus eigener Überzeugung. Bezeichnend war Schmidts Geständnis, dass er in den Koalitionsverhandlungen wahrscheinlich noch für mehr „Grausamkeiten“ eintreten würde, wenn er Finanzminister wäre.<sup>6</sup>

Drittens: Paradox war die politische Position der außerparlamentarischen Opposition, die sich in der Antiatomkraftbewegung und besonders in der Friedensbewegung artikuliert. Sie stand nämlich inhaltlich der Regierungskoalition näher als der Opposition, zumindest jenen Teilen der Regierungsparteien, die den NATO-Doppelbeschluss kritisch beurteilten.<sup>7</sup>

Viertens: Beide Regierungsparteien waren in der Sicherheitspolitik gespalten. Weder Bundeskanzler Schmidt noch Außenminister Genscher konnten sich auf ihre Bataillone voll verlassen. Die Koalition litt nicht nur an den Spannungen zwischen den Koalitionsparteien, sondern auch an deren innerparteilichen Zerreißproben.<sup>8</sup>

Fünftens: Eine deutliche atmosphärische Störung zwischen den Koalitionsparteien verursachte 1981/82 das zweimalige Scheitern einer Amnestie von Politikern aller Bundestagsparteien, die sich wegen Steuerhinterziehung bei der Parteienfinanzierung straffällig gemacht haben sollten. Die Staatsanwaltschaften ermittelten gegen zahlreiche Politiker, der prominenteste war Otto Graf Lambsdorff. Sogar um den Verdacht der Bestechung und Bestechlichkeit ging es im Hinblick auf eine Steuerbefreiung des Flick-Konzerns. Die Spitzen

3 Vgl. ebd., S. 188f.

4 Erhard Eppler: Wege aus der Gefahr. Hamburg 1981, S. 12.

5 Vgl. Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition, S. 191.

6 So Helmut Schmidt gegenüber der SPD-Fraktion am 31.10.1982, vgl. ebd., S. 192.

7 Vgl. ebd., S. 201.

8 Vgl. ebd., S. 204ff.

der vier Bundestagsparteien (allerdings ohne Helmut Schmidt) hatten sich im zweiten Anlauf wieder auf ein Amnestiegesetz geeinigt, als SPD-Justizminister Jürgen Schmude sein Veto einlegte.<sup>9</sup>

Auf dem Hintergrund dieser Entwicklungen war spätestens im Jahr 1981 allen Beobachtern klar, dass die Parteienlandschaft sich gründlich geändert hatte. Da die Koalition nicht nur am linken, sondern auch am rechten Rand immer mehr Anhänger verlor, war vorausschauend für die Bundestagswahl 1984 nicht mehr mit einer sozial-liberalen Mehrheit von SPD und FDP zu rechnen. Es drohte sogar die absolute Mehrheit der Unionsparteien. Diese Einsicht musste Folgen zeitigen. Die Führer der Koalitionsparteien begannen, über das Jahr 1984 hinauszudenken. Für die SPD bedeutete dies, sich auf die Opposition einzurichten und die Zeit nach Helmut Schmidt ins Auge zu fassen, zumal der Kanzler immer wieder durchscheinen ließ, dass er über 1984 hinaus nicht amtierem wolle. Auch Schmidts wiederholte Rücktrittsdrohungen im Jahr 1981 für den Fall, dass die Partei ihn in der Frage des NATO-Doppelbeschlusses fallenlassen würde, waren Signale der Agonie seiner Amtszeit. Schließlich mussten auch die schwere Krankheit und die Herzschrittmacher-Operation im Herbst 1981 in diesem Sinne interpretiert werden, auch wenn der Kanzler sich im Jahr darauf wieder im Vollbesitz seiner Kräfte fühlen durfte.<sup>10</sup>

Dennoch: Helmut Schmidt tat alles, um der FDP keinen Anlass zum Ausstieg zu geben. Bei den Liberalen hingegen schälte sich ein Jahr nach der Bundestagswahl der Koalitionswechsel als existentielles Interesse heraus, das aktiv zu verfolgen war. Die FDP-Führung wollte auf keinen Fall nach 1984 die Oppositionsbank drücken. Die Erfahrung der Großen Koalition hatte bei den Liberalen traumatische Spuren hinterlassen. Die Landtagswahlen beschworen sehr konkret die Gefahr und die Wege des Machtverlustes: im Mai 1981 in Berlin durch den Verlust der sozial-liberalen Mehrheit, im März 1982 in Niedersachsen durch die absolute Mehrheit der CDU und schließlich im Juni 1982 in Hamburg gar durch erste Indizien einer möglichen rot-grünen Mehrheit. Die FDP drohte zur Bedeutungslosigkeit abzusinken, wenn sie nicht Zünglein an der Waage blieb – jetzt in einer neuen Koalition mit der Union, deren absolute Mehrheit es zu verhindern galt.<sup>11</sup>

Aber wie sollte der Wechsel in Bonn herbeigeführt werden? Gerade die Berliner Ereignisse hatten gezeigt, wie schwierig der Parteibasis eine „Wende“ zu vermitteln war. Die Berliner Partei wäre daran fast zerbrochen. Auch sachpolitisch waren enge Grenzen gesetzt. Der NATO-Doppelbeschluss kam als Rubikon der Koalition nicht in Frage, da er sogar in den Reihen der FDP umstritten war. Immerhin musste auch Genscher auf dem Kölner Parteitag im Mai 1981

---

9 Vgl. ebd., S. 227–231.

10 Vgl. ebd., S. 244.

11 Vgl. ebd., S. 232.

seinen Rücktritt androhen, um den Beschluss innerparteilich durchzusetzen. Ein geschlossenes Bild bot die Partei allein in der Wirtschafts- und Finanzpolitik. Hier war auch die Übereinstimmung mit der Union am größten – was umso stärker ins Gewicht fiel, als die CDU auf ihrem Hamburger Parteitag im November 1981 mit einer klaren positiven Aussage zur Ostpolitik ihrerseits den Weg zu einem Bündnis mit den Liberalen geebnet hatte.<sup>12</sup>

Die FDP-Führung musste auf Zeit spielen. Zum einen galt es, das schwerfällige Parteigefolge zum Umdenken zu bewegen – nicht zuletzt durch Mitglieberschübe aus dem gewerblichen Mittelstand. Zum anderen sollte eine glasklare Finanzpolitik mit angebotspolitischen Akzenten die Konfliktlinien in der Koalition aufzeigen und das Profil der FDP in der Öffentlichkeit schärfen. Bis zur Hamburg-Wahl am 6. Juni 1982 blieben die koalitionspolitischen Überlegungen in der FDP-Führung noch wenig konkret. Die Zeitperspektive reichte bis 1984, frühestens bis zur Hessen-Wahl im September 1982. Vieles deutet darauf hin, dass man erst einmal abwarten wollte und in der Hessen-Wahl die eigentliche Bewährungsprobe der Bonner Koalition sah, über die dann der anschließende FDP-Bundesparteitag im November entscheiden konnte.

Der abwartenden Haltung entsprach das Taktieren der Liberalen in zahlreichen schwierigen Haushaltsverhandlungen, die das Stopfen immer neuer Löcher im Haushalt erforderten. Die FDP-Führung verhandelte hart, suchte aber nicht den Bruch der Koalition. Ohnehin kamen der FDP-Wirtschaftsminister und der SPD-Finanzminister ganz gut überein. Und der Kanzler hatte ebenfalls sachpolitisch keine großen Schwierigkeiten mit dem Koalitionspartner. Auf die Ergänzungsabgabe – das Tabu der FDP-Fraktion – verzichtete er rasch, hielt er sie doch nur aus Erwägungen der Gerechtigkeit, aber nicht aus konjunkturpolitischen Gründen für sinnvoll. Schwierigkeiten hatte Helmut Schmidt nicht mit der FDP, wohl aber mit seiner eigenen Fraktion, die er mühsam bei Laune halten musste. Auch die Vertrauensfrage des Kanzlers, über die der Bundestag am 5. Februar 1982 abstimmte, richtete sich in erster Linie an seine eigene Partei, nicht zuletzt in Sachen NATO-Doppelbeschluss, obgleich die beschäftigungspolitischen Koalitionsverhandlungen über eine „Gemeinschaftsinitiative“ den Anlass boten.

Erst durch das Ergebnis der Hamburg-Wahl sah sich die FDP-Spitze veranlasst, ihre Ausstiegsabsichten zu konkretisieren. Die Entscheidung fiel in Hessen. Statt dort nun die sozial-liberale Koalition auf die Probe zu stellen, wollte man lieber die sichere Niederlage vermeiden und gleich die „neue Koalition“ von CDU und FDP auf ihre Mehrheitsfähigkeit testen. Am 17. Juni beschloss der hessische Landesparteitag der FDP eine Koalitionsaussage zugunsten der CDU.<sup>13</sup>

---

12 Vgl. ebd., S. 233.

13 Vgl. ebd., S. 236f.

Der hessische Landtagswahlkampf läutete der Bonner Koalition die Totenglocke. FDP und SPD bekämpften einander mit Bonner Themen. Im Mittelpunkt stand jenes Thema, das allein für die FDP den Ausstieg begründen konnte: die Finanzpolitik. In den Tagen nach der hessischen Koalitionsaussage musste die Bundesregierung nämlich die Eckdaten für den Haushalt 1983 festlegen. Ein neues Haushaltsloch von 18 Milliarden DM war zu stopfen. In zähen Verhandlungen einigten sich die Koalitionspartner bis Ende Juni über Streichungs- und Finanzierungsmaßnahmen. Die Regierung war noch immer konsensfähig. Schwieriger war die Zustimmung der Fraktionen zum Kompromisspaket zu gewinnen. Vor allem die SPD-Fraktion zögerte, präsentierte sich der Haushaltskompromiss doch einmal mehr als Kind eher liberalen denn sozialdemokratischen Geistes. Der Kanzler, der die Koalitionsentscheidung nicht als Zugeständnis an die FDP, sondern sachlich als die einzig gebotene darstellte, musste abermals viel Kraft aufwenden, um die sozialdemokratischen Abgeordneten zu überzeugen. Für die SPD-Fraktion war mit den „Eckwerten 1983“ die Grenze des Zumutbaren erreicht. Für andere Sozialdemokraten, insbesondere für die Gewerkschaften des DGB – bislang die Hausmacht des Kanzlers –, war sie bereits überschritten. Und damit ging die Rechnung der wechselwilligen Liberalen auf.<sup>14</sup>

Die Strategie der FDP orientierte sich am Modell des Jahres 1966, an der Art, wie Ludwig Erhard gestürzt wurde. Danach durfte nicht die FDP selbst über sachpolitische Verhandlungen mit dem Kanzler den Koalitionsbruch provozieren, sondern der mit der FDP handelseinige Kanzler musste von seiner Partei fallengelassen werden. Im Juli 1982 wies alles auf die Wiederholung des Rollenspiels von 1966 hin – mit unterschiedlicher Besetzung: Die SPD und ihre Hilfstruppen würden den Königsmord besorgen. Schmidts treueste Bundesgenossen, die Gewerkschaften, bliesen zum Aufstand. Der DGB zeigte sich entschlossen, den Haushaltskompromiss zu kippen. Vor allem die geplante Eigenbeteiligung bei Krankenhauskosten und Kuren hatte für die Gewerkschaftsführer hohen symbolischen Wert und wurde als „Einstieg in eine qualitative ‚Wende‘ in der Wirtschafts- und Sozialpolitik“ empfunden – so Ernst Breit nach dem Regierungswechsel.<sup>15</sup> Auf keinen Fall wollte man dies hinnehmen. Die Gewerkschaften kündigten einen „heißen“ Herbst<sup>16</sup> und einen „tiefen

14 Vgl. ebd., S. 237ff.

15 Ernst Breit: „Mitbestimmungsinitiative: Abbau der Arbeitslosigkeit – Demokratisierung der Wirtschaft“, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 33 (1982), S. 593–602, hier S. 593.

16 So auch das Titelblatt des „Spiegel“ in Ausgabe 35 vom 29. August 1983. Der Begriff „heißer Herbst“ wurde sogar zum Wort des Jahres 1983 gewählt, vgl. Jochen A. Bär: Von „aufmüpfig“ bis „Teuro“. Die „Wörter der Jahre“ 1971–2002. Mannheim u. a. 2002, S. 166.

Bruch<sup>17</sup> zwischen SPD und Gewerkschaften an, wenn die „vom Bundeskabinett beschlossene Unsozialpolitik“<sup>18</sup> durchgesetzt würde. Sozialdemokratische Spitzenpolitiker zeigten Wirkung und ließen erkennen, dass für sie das letzte Wort über die Streichungen im Haushalt 1983 noch nicht gesprochen sei.<sup>19</sup>

Die Liberalen auf der anderen Seite schürten vor allem im hessischen Wahlkampf das Feuer, wenn sie – kaum waren die Eckwerte beschlossen – neue Milliardenlöcher im Haushalt voraussagten und weitere Streichungen im Sozialhaushalt forderten. Wirtschaftsminister Graf Lambsdorff nahm kein Blatt vor den Mund, aber auch der Parteivorsitzende Genscher bezog im Monat August in einer Deutlichkeit Position, die an den Absichten der FDP keinen Zweifel mehr ließ. Besondere Aufmerksamkeit erregten Genschers Sätze über eine „neue Mehrheit“ für die Sicherung von Arbeitsplätzen, der eine „neue Minderheit aus Sozialdemokraten und Grünen“<sup>20</sup> gegenüberstünde. Jeder wusste, dass Genscher zwar von Wiesbaden sprach, aber Bonn meinte.

Es war abzusehen, dass Bundeskanzler Schmidt für die Koalitionsverhandlungen über die Eckwerte des Haushalts 1983 in seiner eigenen Partei über den Sommer hinaus keine Mehrheit finden, geschweige denn zusätzliche Streichungen durchsetzen würde. Und ebenso klar war es, dass die FDP keinen Schritt zurückgehen wollte.

In dieser Situation rissen das SPD-Präsidium und der Bundeskanzler das Gesetz des Handelns an sich. Sie durchschauten das 1966-Kalkül der Liberalen und wussten zudem, dass diese kurz davorstanden, Helmut Schmidt mit Hilfe seiner eigenen Partei das Schicksal Ludwig Erhards erleiden zu sehen.

Am 30. August beschloss das Parteipräsidium die offizielle Neubestimmung des sozialdemokratischen Kurses. Die FDP sollte gezwungen werden, „Farbe zu bekennen“. Am Tag darauf sammelte der Kanzler die sozialdemokratischen Minister in seinem Bungalow und schwur sie auf die Linie des Parteipräsidiums ein.<sup>21</sup>

Schon in der nächsten Kabinettsitzung am 1. September suchte Schmidt die offene Konfrontation mit der Koalitionspartei. Als Opfer wählte er Lambsdorff aus. Der Bundeskanzler stellte den Wirtschaftsminister wegen seines Interviews in „Bild“ zur Rede, wo die hessische Wahl als Test für den Koalitionswechsel in Bonn präsentiert wurde. Der Kanzler erteilte dem Minister eine Rüge und ließ davon die Öffentlichkeit durch seinen Pressesprecher unterrich-

17 Karl-Heinz Janzen: „Das Maß an Zumutungen ist voll. Zu den Haushaltsbeschlüssen 1983“, in: *Neue Gesellschaft* 29 (1982), S. 774–777, hier S. 777.

18 Ebd., S. 775.

19 Vgl. Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition, S. 239f.

20 Zitiert nach Günter Bading: Genscher: Die SPD gibt absolut untaugliche Antworten, in: *Die Welt*, 16. August 1982 (Interview mit dem Hessischen Rundfunk August 1982).

21 Vgl. Klaus Bohnsack: Die Koalitionskrise 1981/1982 und der Regierungswechsel 1982, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen* 14 (1983) 1, S. 5–32.

ten. Außerdem forderte er den Minister auf, seine wirtschaftspolitischen Zielvorstellungen auszuarbeiten und ihm vorzulegen. Jetzt folgte Schlag auf Schlag. Meisterhaft inszenierte Schmidt den Schlussakt. Graf Lambsdorff spielte hervorragend die ihm zgedachte Rolle. Das von ihm am 9. September dem Kanzler überreichte und schon am Tag darauf in der „Zeit“ veröffentlichte Memorandum, das eine scharf konturierte angebotsorientierte Wirtschaftspolitik forderte, konnte vom Kanzler als „Scheidungsbrief“ der FDP ausgelegt werden.<sup>22</sup>

Dem Kanzler gelang es nicht nur, der Öffentlichkeit das Lambsdorff-Papier als Zeugnis der sachpolitischen Koalitionsauflösung durch die FDP zu präsentieren, sondern darüber hinaus die Haltung des FDP-Vorsitzenden Genscher als schurkischen Verrat am Regierungschef darzustellen. Es war nur einleuchtend, dass Schmidt nun die FDP-Minister entlassen und in Neuwahlen das Volk als Richter anrufen würde. Als Genscher am 17. September der Entlassungsabsicht des Kanzlers zuvorkam und selbst seinen Rücktritt erklärte, unterstrich er noch Schmidts Verratsthese.<sup>23</sup>

Das dramatische Ende gibt jedoch keinen Aufschluss über die wirkliche Ursache des Koalitionsbruchs. Persönliche Schuldzuweisungen liefern nicht die Erklärung. Die Wahrheit ist, dass die sozial-liberale Parteienkoalition in der Wählerschaft ihre Mehrheit verloren hatte, da ihr die Lösung der akuten politischen Probleme nicht mehr zugetraut wurde. In weiser Voraussicht der nahenden Wahlniederlage zogen Politiker beider Koalitionsparteien frühzeitig ihre Konsequenzen. Im Schlussakt ging es nur noch um die öffentliche Darstellung des Ausstiegs. Zum einen warb man bereits wieder um den Wähler, zum anderen um das Urteil der Geschichte. Das sozial-liberale Schiff war längst gestrandet. Jetzt galt es, das Schiff zu verlassen, getreu dem Motto: „Rette sich, wer kann.“

Und CDU und CSU? Bislang war von der Union wenig die Rede. In der Tat, sie wartete ab, schaute dem Treiben der sozial-liberalen Koalitionsakteure zu und suchte, wo es ging, Gemeinsamkeiten mit den Liberalen aufzuzeigen. Programmatisch und organisatorisch hatten sich die Unionsparteien in den 70er Jahren modernisiert. Kanzlerkandidat für einen Regierungswechsel war jetzt unumstritten Helmut Kohl. Die Wahlniederlage 1980 hatte Kohls Hauptkritiker Franz-Josef Strauß zum Schweigen gebracht und Kohls Strategie einer Koalition mit der FDP bestätigt, obgleich Strauß natürlich für die nächste Wahl die absolute Mehrheit der Union erhoffte. Der CDU-Vorsitzende genoss eine unumstrittene Autorität wie nie zuvor; mit überwältigender Mehrheit wurde er im März 1981 auf dem Mannheimer Parteitag wiedergewählt.

---

22 Vgl. Jäger: Die Innenpolitik der sozial-liberalen Koalition, S. 247ff.

23 Vgl. ebd., S. 251.

Vor allem gelang es Kohl, die Flügel der Union angesichts des ordnungspolitischen Streits innerhalb der Koalition ruhig zu halten. Bezeichnend sind seine Ausführungen in den beiden Fraktionssitzungen nach der Sommerpause 1982 über die Lage der Koalition. Er bat darum, auf keinen Fall das Lambsdorff-Papier zu diskutieren. „Da ist Vernünftiges und weniger Vernünftiges und ganz und gar Unvernünftiges miteinander vermischt. Es ist sicherlich kein Papier, das eine soziale Ausgewogenheit enthält“. Wenn die CDU-Vereinigungen nun deswegen „wild aufeinander einschlagen“, hätten „die“ ihren „Sinn und Zweck“ erreicht.<sup>24</sup> Ansonsten ging Kohl Anfang September noch davon aus, dass die Regierung erst nach der Hessenwahl (26. September) zerbrechen werde<sup>25</sup>; er sagte aber schon recht präzise das weitere Verfahren – das konstruktive Misstrauensvotum und die Wahl im März 1983 – voraus.

In einem abschließenden Abschnitt sollen drei bilanzierende Thesen, auch im Hinblick auf die folgende Entwicklung, formuliert werden.

Erstens: Anders als im Jahre 1980 spiegelte die Bundestagswahl 1983 die tatsächlichen Kräfteverhältnisse im Parteiensystem wider. Das Regierungslager und die Oppositionsparteien – darunter jetzt die Grünen – standen einander mit abgrenzbaren Positionen in den zentralen Fragen des politischen Streits gegenüber. Die Wahl hatte die politischen Kräfte gleichsam in zwei Teile auseinander gerüttelt. Genschers Prognose, „dass die Aufgaben, die in einer Demokratie gestellt sind, sich ihre eigenen Mehrheiten suchen“<sup>26</sup>, war, legitimiert vom Wähler, in Erfüllung gegangen.

Zweitens: Trotz des moralisch-ordnungspolitisch überhöhten Anspruchs einer „Wende“ ist die durch den Regierungswechsel eingeleitete Politik eher als Kontinuität denn als scharfer Bruch zu charakterisieren.<sup>27</sup> Die angebotsorientierten und monetaristischen Akzente, die Haushaltskonsolidierung und Sparmaßnahmen glichen zu keiner Zeit den radikal marktwirtschaftlich orientierten Vorstellungen einer Margret Thatcher und eines Ronald Reagan. Claus Offe spricht von einer „sanften Konsolidierung des Sozialstaats“<sup>28</sup>; Andreas Rödder hält fest: „die 1982 angekündigte Rückführung staatlicher Aufgaben und Leistungen war ebenso wenig erfolgt wie wirtschaftspolitische Strukturanpassungen und eine langfristige Sicherung der Sicherungssysteme“.<sup>29</sup> Trotz einer günstigen Konjunktrentwicklung ging die Arbeitslosigkeit nicht substantiell zurück.

24 Protokoll der Sitzung der CDU/CSU-Bundestagsfraktion in Bonn vom 14. September 1982, S. 4, in: ACDP 08-001-1068/1.

25 Protokoll der Sitzung der CDU/CSU-Bundestagsfraktion in Bonn vom 7. September 1982, S. 9, ebd.

26 Zitiert nach Bading: Genscher.

27 Zur „Konstruktion der Wende“ siehe Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 49–59.

28 Zitiert nach Rödder: Die Bundesrepublik Deutschland 1969–1990, S. 89.

29 Ebd., S. 93. Vgl. auch Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 27ff.

Im Bereich der Außen- und Sicherheitspolitik ist die Kontinuität noch deutlicher zu erkennen.

Vielleicht kann man die These wagen, dass die Kohl-Genscher-Politik nach der „Wende“ in etwa jene Politik fortsetzte, die ein von den Fesseln seiner Partei befreiter Bundeskanzler Helmut Schmidt weitgehend praktiziert hätte – allerdings in anderem begrifflichen Gewande.

Mit dieser Interpretation sind wir – drittens – bei der wichtigsten These. Der überhöhte Begriff der „Wende“ weist darauf hin, dass wir es mit dem Anspruch der Union zu tun haben, eine Wende in der politischen Kultur zu bewirken, zugespitzt in der Forderung nach einer „geistig-moralischen Wende“. Dabei soll offen bleiben, ob die Kultur-Wende den Regierungswechsel erst ermöglichte oder der Regierungswechsel die Kultur-Wende förderte. Beides war wohl der Fall.

Das offizielle Dokument des Wende-Anspruchs ist die erste Regierungserklärung von Bundeskanzler Helmut Kohl am 13. Oktober 1982.<sup>30</sup> Hier ist viel die Rede von der „Koalition der Mitte“, der Überwindung der „geistig-politischen Krise“, einer „neuen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik“, von der Wiederbelebung der „Tugenden der Klugheit, des Mutes und des Maßes für die Zukunft unseres Landes“, einem „historischen Neuanfang“, einem neu zu ordnenden Staat, von weniger Staat und mehr Markt, weg von kollektiven Lasten hin zu persönlicher Leistung. Die Rede ist eine Philippika gegen die „Ideologen der Macher und Heilsbringer“, gegen eine auf Emanzipation und Staatsgläubigkeit setzende Philosophie der sozial-liberalen Politik.

Überaus deutlich wird der kulturell-ideologische Inhalt des Regierungswechsels in der „Wende“ der FDP, die in der politischen Auseinandersetzung und in den Geschichtsdarstellungen bis heute allzu sehr als Wende von Hans-Dietrich Genscher gedeutet wird. Die knappen Mehrheitsverhältnisse in den Spitzengremien der Partei zeugen davon, dass ein nicht kleiner Teil der Parteielite immer noch von der Ideologie des historischen Bündnisses von liberalem Bürgertum und Arbeiterbewegung geprägt war, mit der vor allem Werner Maihofer die Koalition mit der SPD 1969 theoretisch begründet hatte. Walter Scheel und Hans-Dietrich Genscher hatten diese Ideologie nie vertreten. In seinen Erinnerungen lehnt Genscher eine solche Überhöhung ab: „Koalitionen sind (...) Zweckgemeinschaften auf Zeit. Werden sie mehr, verliert mindestens ein Partner – bildlich gesprochen – seine Seele.“<sup>31</sup> Auf diesem Hintergrund war der Regierungswechsel der FDP 1982 schwieriger als gemeinhin dargestellt.

---

30 Helmut Kohl: Koalition der Mitte: Für eine Politik der Erneuerung. Regierungserklärung vor dem Deutschen Bundestag am 13. Oktober 1982, in: Bundeskanzler Helmut Kohl. Reden 1982–1984. Hg. vom Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Bonn 1984, S. 9–48. Zur Entstehung der Regierungserklärung siehe Korte: Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft, S. 87ff.

31 Genscher: Erinnerungen, S. 446.

Eine bis heute nicht ausreichend untersuchte Frage betrifft den Wandel der politischen Kultur in der Ära Brandt und Schmidt. Offensichtlich gab es eine Entwicklung zu einer stärker emanzipatorisch-partizipatorischen Kultur, aber auch die Renaissance gegenläufiger Kräfte. Letztlich ging es im Ringen um die kulturelle Hegemonie vor allem um das Ausmaß der Demokratisierung von Staat und Gesellschaft sowie um das Verhältnis von Staat und Wirtschaft.<sup>32</sup> Das parlamentarische Regierungssystem des Grundgesetzes selbst – dies sei abschließend festgehalten – entwickelte sich in Richtung einer stärker plebisziären Ausgestaltung. Dies offenbart am besten der Streit über die Frage der Legalität oder Legitimität eines Regierungswechsels nach den Regeln des konstruktiven Misstrauensvotums. Anders als im Jahre 1966 wäre es 1982 undenkbar gewesen, einen Koalitionswechsel ohne plebisziäre Legitimation, also Neuwahlen, durchzuführen.

---

32 Zur zeitgeschichtlichen Einordnung der siebziger Jahre siehe: Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte*. Göttingen 2008; Konrad Jarausch (Hg.): *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*. Göttingen 2008; Andreas Wirsching: *The 1970s and 1980s as a Turning Point in European History?*, in: *Journal of Modern European History* 9 (2011) 1, S. 8–26.

## „Zu kurz gesprungen“? – Die CSU und der Bonner Regierungswechsel des Jahres 1982\*

Matthias Stickler

Wenn man die Rolle der CSU<sup>1</sup> beim Regierungswechsel des Jahres 1982 untersucht, so scheint dies geradezu zwangsläufig hinauszulaufen auf die ausschließliche Beschäftigung mit Franz Josef Strauß (1915–1988)<sup>2</sup>. Dessen Mythos wirkt offenbar bis heute fort, überlagert aber die Tatsache, dass die CSU auch in den Jahren zwischen 1978 und 1988, als Strauß als Bayerischer Ministerpräsident und CSU-Vorsitzender die Partei scheinbar uneingeschränkt dominierte und in der Außensicht mit ihr zu verschmelzen schien, nie ein homogener Block im Wortsinne war, sondern sich hinter der so monolithisch wirkenden Fassade durchaus heterogene Interessen verbargen. Die Ereignisse rund um den Regierungswechsel von 1982 sind ein gutes Beispiel für diese These.<sup>3</sup>

---

\* Ausgearbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 24. November 2011 im Bundesrat in Bonn.

- 1 Zur Geschichte der CSU vgl. vor allem: Burkhard Haneke/Renate Höpfinger (Hg.): Geschichte einer Volkspartei. 50 Jahre CSU. 1945–1995. Im Auftrag der Hanns-Seidel-Stiftung e. V. Grünwald 1995; Alf Mintzel: Die CSU. Anatomie einer konservativen Partei. 2. Aufl. Opladen 1978; Andreas Kießling: Die CSU. Machterhalt und Machterneuerung. Wiesbaden 2004; Gerhard Hopp/Martin Sebaldt/Benjamin Zeitler (Hg.): Die CSU. Strukturwandel, Modernisierung und Herausforderungen einer Volkspartei. Wiesbaden 2010. Es fällt auf, dass sich v. a. Politikwissenschaftler mit der CSU beschäftigen, vergleichsweise wenig erforscht sind vor allem die 1970er und 1980er Jahre.
- 2 Zu Franz Josef Strauß vgl. seine posthum erschienene, unvollendet gebliebene Autobiographie „Die Erinnerungen“ (Berlin 1989) sowie im Überblick Matthias Stickler: Franz Josef Strauß, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Bd. 31. Nordhausen 2010, Sp. 1316–1334; vgl. ferner: Manfred Behrend: Franz Josef Strauß. Eine politische Biographie. Köln 1995; Wolfgang Krieger: Franz Josef Strauß, der barocke Demokrat aus Bayern. Göttingen u. a. 1995; Wolfram Bickerich: Franz Josef Strauß. Die Biographie. Düsseldorf 1996; Thomas Schuler: Strauß. Die Biografie einer Familie. Frankfurt/Main 2006; Werner Biermann: Strauß. Aufstieg und Fall einer Familie. Berlin 2008. In der Literatur zu Franz Josef Strauß spiegeln sich bis in die Gegenwart die zeitgenössischen Auseinandersetzungen um dessen Persönlichkeit und politische Arbeit wider. Eine systematisch aus den Quellen geschriebene Biographie, die das Wirken von Strauß einordnet in die Geschichte der Bonner Republik und des Freistaats Bayern in den Jahren 1946 bis 1988, fehlt bis heute.
- 3 Zur Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in den 1980er Jahren vgl. v. a.: Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990. München 2006. Eine zusammenfassende, auf Archivquellen basierende Darstellung des Regierungswechsels von 1982 ist ein Desiderat. Vgl. hierzu das zeitgenössische, auf Interviews mit vielen damals Beteiligten beruhende Buch des damaligen Chefredakteurs der Welt Manfred Schell „Die Kanzlermacher“ (Mainz 1986). Vgl. auch Andreas Wirsching: Die mediale Konstruktion der Politik und die Wende von 1982/83, in: Historisch-Politische Mitteilungen 9 (2002), S. 127–139.

*Zur Vorgeschichte: Determinanten der Geschichte der CSU in den 1970er Jahren*

Nach den Untersuchungen von Andreas Kießling<sup>4</sup>, dessen sehr gelungene, 2004 erschienene politikwissenschaftliche Dissertation den Wandel von der „Strauß-CSU“ zum „System Stoiber“ behandelt, kann man innerhalb der CSU vier sogenannte Machtzentren unterscheiden, die durch die Politikarenen miteinander verbundenen sind: Landesleitung, Landtagsfraktion, Staatsregierung und CSU-Landesgruppe im Bundestag. Zwischen diesen müssen komplexe Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse stattfinden, die ein „Durchregieren“ auch in der Ära Franz Josef Strauß schwierig machten, was dieser schon in den 1970er Jahren bisweilen schmerzhaft erfahren musste.

Nach den verlorenen Bundestagswahlen 1969 hatte sich Strauß recht schnell in der Oppositionsrolle zurecht gefunden, die er, anders als Rainer Barzel (1924–2006)<sup>5</sup> und Helmut Kohl<sup>6</sup>, als notwendige Fundamentalopposition begriff mit dem Ziel, die Union nach dem von ihm erwarteten unausweichlichen Scheitern der sozialliberalen Koalition zur absoluten Mehrheit im Bund zu führen. Entsprechend lautstark engagierte sich Strauß im Hinblick auf die Ablehnung der Neuen Ostpolitik und für Themen der inneren Sicherheit. Die Klage Bayerns gegen die Ostverträge setzte Strauß gegenüber der anfangs zögerlichen bayerischen Staatsregierung unter Alfons Goppel (1905–1991)<sup>7</sup> durch,

- 
- 4 Kießling: Die CSU, S. 15–21, S. 97–149, v. a. S. 134ff. Kießlings Arbeit hat ihren Schwerpunkt zwar in der Zeit nach 1988, bezieht aber die Entwicklung in der Ära Strauß immer wieder vergleichend in die Untersuchung ein.
- 5 Zu Barzel vgl. seine Autobiographie „Ein gewagtes Leben“ (Stuttgart u. a. 2001) sowie Barzel: „Unsere Alternativen für die Zeit der Opposition“. Die Protokolle des CDU-Bundesvorstands 1969–1973. Bearbeitet von Günter Buchstab mit Denise Lindsay. Düsseldorf 2009. Vgl. auch: Daniela Forkmann: Rainer Barzel. Der tragische Held, in: Dies./Saskia Richter (Hg.): Gescheiterte Kanzlerkandidaten. Von Kurt Schumacher bis Edmund Stoiber. Wiesbaden 2007, S. 141–173; Alois Rummel: Rainer Barzel (1924–2006), in: Jürgen Aretz/Rudolf Morsey/Anton Rauscher (Hg.): Zeitgeschichte in Lebensbildern. Bd. 12. Münster 2007, S. 215–227. Eine wissenschaftliche, aus den Quellen gearbeitete Biographie dieses glücklosen CDU-Vorsitzenden fehlt bisher.
- 6 Zu Helmut Kohl vgl. dessen zwischen 2000 und 2009 erschienene mehrbändige Erinnerungen, v. a. „Erinnerungen. 1930–1982“ (München 2004) und „Erinnerungen. 1982–1990“ (München 2005) sowie im Überblick Wolfgang Jäger: Kohl, Helmut, in: Udo Kempf/Hans-Georg Merz (Hg.): Kanzler und Minister 1949–1998. Biografisches Lexikon der deutschen Bundesregierungen. Opladen 2001, S. 367–380. Eine umfassend aus den Quellen gearbeitete wissenschaftliche Biographie fehlt bisher. Vgl. auch das Helmut-Kohl-Portal der Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik in Sankt Augustin: <http://helmut-kohl.kas.de> (Zugriff: 20. Mai 2012).
- 7 Alfons Goppel hatte von 1962 bis 1978 das Amt des Bayerischen Ministerpräsidenten inne. In seiner Amtszeit vollzogen sich entscheidende Weichenstellungen für den Umbau Bayerns zu einem modernen Industriestaat. Das Verhältnis von Strauß und Goppel war ambivalent: Goppel war in Bayern sehr populär und fuhr sensationelle Wahlergebnisse ein, zuletzt (1974) 62,1 Prozent der Wählerstimmen. Dies lag auch daran, dass Goppel es

weshalb der in Karlsruhe erzielte (Teil-)Erfolg auch ihm persönlich zugerechnet wurde. Dieses Vorgehen passte zum Anspruch von Strauß, innerhalb der Unions-Bundestagsfraktion eine Rolle als Vordenker und Gestalter deutscher Außenpolitik einzunehmen. Erreichen wollte Strauß den Machtwechsel in Bonn ohne die FDP, die er seit seinem Sturz als Verteidigungsminister im Gefolge der Spiegel-Affäre (1962) als politischen Gegner sah, aus eigener Kraft oder durch eine „vierte Partei“ im Bund rechts von der Union; dies konnte in seiner Sicht auch eine Ausdehnung der CSU auf die anderen Länder der Bundesrepublik bedeuten. Von den Machtzentren der CSU dominierte Strauß damals als Parteivorsitzender die Landesleitung, ferner war er als Bundestagsabgeordneter Mitglied der CSU-Landesgruppe, deren Vorsitz von 1967 bis 1976 Richard Stücklen (1916–2002)<sup>8</sup> und von 1976 bis 1982 Friedrich („Fritz“) Zimmermann (geb. 1925)<sup>9</sup> innehatten.

Solange Strauß Bundestagsabgeordneter war, fungierte die Landesgruppe als eng mit CSU-Vorstand verflochtene „Leibgarde des Parteivorsitzenden“<sup>10</sup>, wobei dieser Anspruch nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass jene dennoch keine eingeschworene „Strauß-Truppe“ war. Strategisch problematischer für Strauß war an dieser Situation, dass erstens Alfons Goppel als populärer und erfolgreicher Bayerischer Ministerpräsident die Machtzentren Staatsregierung und Landtagsfraktion dominierte und zweitens die Landesgruppe als Machtzentrum vergleichsweise geschwächt war, weil es dieser unter den Bedingungen der parlamentarischen Opposition an umfassenden Ressourcen man-

---

vermochte, auch höchst umstrittene Entscheidungen, wie etwa die Abschaffung der Konfessionsschule, die Gebietsreform oder die Flurbereinigung, die tief in das überkommene bayerische Selbstverständnis eingriffen, durchzusetzen, ohne die Stammwählerschaft der CSU zu verprellen. Dabei half ihm auch sein landesväterlicher Habitus, den er mit großem Erfolg einsetzte. Vgl. zu Alfons Goppel ausführlich Claudia Friemberger: Alfons Goppel, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Bd. 30. Nordhausen 2009, Sp. 509–518; Dies.: Alfons Goppel. Vom Kommunalpolitiker zum Bayerischen Ministerpräsidenten. München 2001; Karl-Ulrich Gelberg: Dynamischer Wandel und Kontinuität. Die Ära Goppel (1962–1978), in: Alois Schmid (Hg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Bd. 4: Das neue Bayern von 1800 bis zur Gegenwart. Teilbd. 1: Staat und Politik. 2. vollständig überarbeitete Aufl. München 2003, S. 857–956.

- 8 Zu Stücklen vgl. seine Autobiographie „Mit Humor und Augenmaß. Geschichten, Anekdoten und eine Enthüllung“ (Forchheim 2001) sowie Renate Höpfinger: Stücklen, Richard, in: Lexikon der Christlichen Demokratie. Hg. von Winfried Becker, Günter Buchstab, Anselm Doering-Manteuffel und Rudolf Morsey. Paderborn u. a. 2002, S. 381; vgl. ferner Renate Höpfinger: Stücklen, Richard, in: Kempf/Merz (Hg.): Kanzler und Minister 1949–1998, S. 699–702. Eine wissenschaftliche Biographie fehlt bisher.
- 9 Zu Zimmermann vgl. seine Autobiographie „Kabinettstücke. Politik mit Strauß und Kohl“ (Frankfurt/Main u. a. 1994). Vgl. ferner: Renate Höpfinger: Zimmermann, Friedrich, in: Lexikon der Christlichen Demokratie, S. 410 sowie Eckhard Jesse: Zimmermann, Friedrich, in: Kempf/Merz (Hg.): Kanzler und Minister 1949–1998, S. 770–775. Eine wissenschaftliche Biographie fehlt bisher.
- 10 So Wolfgang Ismayr: Der Deutsche Bundestag im politischen System der Bundesrepublik Deutschland. Ein Studienbuch. 2. Aufl. Opladen 2001, S. 114.

gelte. Strauß war zwar bestrebt, von Bonn aus eine Oppositionsstrategie zu entwickeln, doch zeigten sich hier rasch gewisse Grenzen: Als er nach dem fulminanten Wahlsieg der Regierung Brandt/Scheel bei den Bundestagswahlen 1972 versuchte, die seit 1949 bestehende Fraktionsgemeinschaft mit der CDU aufzulösen, wurde dieses Vorhaben durch Indiskretionen bekannt und Strauß musste nach heftigem innerparteilichen Gegenwind, vor allem aus der Jungen Union um deren damaligen Vorsitzenden Theo Waigel, zurückrudern.<sup>11</sup> Diese Planspiele scheiterten endgültig 1976, als die CSU nach den unter dem Spitzenkandidaten Helmut Kohl knapp verlorenen Bundestagswahlen einen in Wildbad Kreuth gefassten Beschluss, die Fraktionsgemeinschaft mit der CDU im Bundestag aufzukündigen, revidieren musste, da die Aussicht einer Ausdehnung der CDU nach Bayern mit unkalkulierbaren Risiken für die Alleinherrschaft der CSU dort verbunden war. Erreichen konnte Strauß allerdings die Anerkennung der Parität beider Schwesterparteien und die Stärkung der Autonomie der CSU-Landesgruppe innerhalb der gemeinsamen Unions-Bundestagsfraktion.<sup>12</sup>

Dass sich Strauß 1978 aus dem Bundestag verabschiedete und von Alfons Goppel das Amt des Bayerischen Ministerpräsidenten übernahm<sup>13</sup>, hatte vor allem zwei Gründe: Erstens ein seit 1976 immer mehr zu beobachtender Einflussverlust der CSU-Landesgruppe als Folge der Tatsache, dass der CDU-Vorsitzende Helmut Kohl nach der knappen Niederlage bei den Bundestagswahlen 1976 das Amt des Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz mit dem des Oppositionsführers in Bonn vertauscht hatte und in der Bundes-CDU nunmehr Partei- und Fraktionsvorsitz in einer Hand lagen; dies führte dazu, dass sich die CDU immer mehr verselbständigte. Hinzu kamen Reibungen zwischen beiden miteinander konkurrierenden Machtpolitikern, da Kohl mit seinem Wechsel nach Bonn seinen bundespolitischen Gestaltungs- und Führungsanspruch im Hinblick auf einen künftigen Regierungswechsel demonstrierte und damit Strauß indirekt in die Schranken wies. Der zweite Grund für den Wechsel nach München war, dass das Amt des Ministerpräsidenten Strauß die Möglichkeit bot, unmittelbaren Zugriff auf zwei weitere Machtzentren der CSU zu bekommen (Landtagsfraktion und Staatsregierung) und sich in Abgrenzung zu Helmut Kohl, der als Bonner Oppositionsführer naturgemäß wenig Gestaltungsmöglichkeiten hatte, als tatkräftiger Staatsmann zu inszenieren.

11 Vgl. Kießling: Die CSU, S. 137.

12 Vgl. ebd., S. 137f. Vgl. auch Hans-Peter Schwarz (Hg.): Die Fraktion als Machtfaktor. CDU/CSU im Deutschen Bundestag 1949 bis heute. München 2009.

13 Zur Geschichte Bayerns in der Ära Strauß vgl. im Überblick Karl-Ulrich Gelberg: Bayern 1978–1998, in: Alois Schmid (Hg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Bd. 4: Das neue Bayern von 1800 bis zur Gegenwart. Teilbd. 1: Staat und Politik. 2. vollständig überarbeitete Aufl. München 2003, S. 957–1008.

Dieses Kalkül von Strauß ging in gewisser Weise auch auf und prägt bis heute den „Mythos FJS“. Erst jetzt und in gewisser Weise in der Person von Strauß wurde die Identifikation von CSU und Freistaat Bayern vollendet. Der Hang des neuen Ministerpräsidenten zu quasi monarchischer Repräsentation, sein charismatischer, geradezu bonapartistischer Führungsstil in Bayern und seine in den 30 Jahren zuvor erworbenen Erfahrungen in der Bundes- und Weltpolitik verschafften ihm eine scheinbar unangefochtene Stellung, wie sie kein bayerischer Ministerpräsident vor ihm je besessen hatte. Strauß war nicht einfach nur ein jovialer „Landesvater“ wie Alfons Goppel, der bayerische Landespolitik gestaltete, er repräsentierte vielmehr den Freistaat und damit sich selbst als Staatsmann von internationaler Reputation. Er verschaffte „bayerischer Politik“, vor allem durch eine geschickt inszenierte symbolische Politik, einen Nimbus, den jene seit 1918 nicht mehr besessen hatte und grenzte sich damit implizit von dem angeblichen „Provinzpolitiker“ Helmut Kohl ab. Strauß hatte insofern die indirekte Kampfansage Kohls zwar angenommen, er beging aber den Fehler, Helmut Kohl zu unterschätzen und sich zu überschätzen.<sup>14</sup>

Helmut Kohl hat im zweiten Band seiner Erinnerungen Strauß ein sehr lesenswertes Portrait gewidmet, welches zwar von den Narben der jahrzehntelangen Konflikte nicht unberührt geblieben ist, aber dennoch bemüht ist, dem unbequemen Weggefährten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; in eigentümlicher Weise verbindet sich in Kohls Darstellung der um Distanz und Kontextualisierung bemühte Blickwinkel des Historikers mit der subjektiven Sicht des unmittelbar beteiligten Zeitzeugen: Kohl würdigt Strauß als ambitionierten Außenpolitiker, verdienten Verteidigungspolitiker, als aufrechten Patrioten von europäischer Gesinnung, Vorkämpfer für die Freiheit, streitbaren Demokraten, mitreißenden volkstümlichen, heimatverbundenen und gleichzeitig weltoffenen Politiker, maßgeblichen Mitgestalter des modernen Bayern und modernen Konservativen, der „die Geschichte kannte und der aus der Geschichte lebte“<sup>15</sup>. Kohl lobt geradezu überschwänglich die Intelligenz und hohe Bildung von Strauß, er kennzeichnet ihn als kraftvolle, kantige Persönlichkeit und verweist auf seine Impulsivität, mangelnde Menschenkenntnis und sein zuweilen brutales Machtbewusstsein, betont aber andererseits auch, dass Strauß immer wieder zur Unentschlossenheit neigte. Offen gesteht Kohl ein, dass die von Strauß an ihm oft kritisierte Vergesslichkeit im Hinblick auf getroffene Absprachen taktischer Natur gewesen sei, da er in Wahrheit die Wünsche von Strauß nicht habe umsetzen wollen.<sup>16</sup> Letztlich sei beider Verhältnis ambivalent gewesen: „Ich kenne niemanden in der Politik, der mehr mit ihm stritt als ich. Wir

14 Vgl. hierzu Kohl: Erinnerungen. Bd. 2, S. 746 und S. 748.

15 Ebd., S. 739–749, hier S. 745.

16 Diese Aussage bestätigt auch Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 322.

stritten allerdings mit Respekt voreinander. Mein Respekt ihm gegenüber resultierte aus seiner Lebensleistung. Bei ihm zeigte sich mir gegenüber eher eine Art widerwilliger Respekt. Strauß hielt mich für ein Leichtgewicht, für einen ‚Laumann‘, der nicht genug Kraft ausstrahlte. Auf der anderen Seite hielt er mich für ein erstaunliches Phänomen, weil ich immer noch existierte und agierte, obwohl er glaubte, ich würde alles aussitzen und mich nur noch kurze Zeit im Amt halten können.“<sup>17</sup> Bemerkenswert sind vor allem zwei Aussagen von Kohl, die zusammengenommen das Phänomen Franz Josef Strauß, bei aller tagespolitisch motivierten Subjektivität, recht gut charakterisieren: „Strauß war der letzte große Repräsentant der Gründergeneration, die die Bundesrepublik Deutschland prägte. Zugleich war er der einzige aus diesem Kreis, der bis Ende der achtziger Jahre als politisch Handelnder die Geschicke unseres Landes mitbestimmte.“<sup>18</sup> und „Gerne ließ ich mich von ihm belehren, wenngleich ich ihm längst nicht immer folgte. Seine seziermesserscharfen Analysen teilte ich in den meisten Fällen. Nur zog ich daraus oft andere Konsequenzen als er.“<sup>19</sup> Strauß als verdientes bundesdeutsches Urgestein von historischem Rang, als glänzender Analytiker, der indes oft die falschen Konsequenzen aus seinen richtigen Analysen zog – das war das farbige und zugleich widersprüchliche Bild, das Kohl von Strauß im Rückblick entwickelte.

*Erster Versuch: Die Kanzlerkandidatur von Franz Josef Strauß 1980*

Der Abschied von Bonn 1978 bedeutete keineswegs das Ende der bundespolitischen Ambitionen von Strauß, der die Bundestagswahlen 1980 fest im Blick hatte. Dennoch verhielt er sich in der Frage einer Kanzlerkandidatur erstaunlich zögerlich. Strauß‘ langjähriger politischer Weggefährte Friedrich Zimmermann hat in seinen Erinnerungen mehrfach darauf hingewiesen, dass Strauß zum Zaudern neigte, ein scheinbar paradoxer Charakterzug an diesem Vollblutpolitiker, der aber erklärt, warum ihm Helmut Kohl letztlich überlegen war: „Strauß irrte in seiner Grundannahme, dass Kohl der geringere Geist und dass es eine Ungerechtigkeit des Schicksals sei, ihn zum Kanzler zu machen und Strauß scheitern zu lassen. ... Strauß, so stark er war, so strategisch er denken konnte – irgendwo gab es immer wieder ein Moment der Unentschlossenheit, das ihn vor dem Letzten zurückschrecken ließ. Kohl griff vielleicht nicht intellektuell so weit, aber was Macht betraf, so behielt er das Letzte im Blick; er marschierte darauf zu und schließlich durch. Unverdient hat er Strauß nicht überholt. ... Strauß neigte zur Rückversicherung, zum Offenhalten von Optionen – oder soll ich statt des Fremdworts den Begriff Hintertürchen wäh-

17 Kohl: Erinnerungen. Bd. 2, S. 748 f.

18 Ebd., S. 743.

19 Ebd., S. 746.

len?“<sup>20</sup> Das Zaudernde an Straußens Wesen hat auch Kohl rückblickend betont: „Dann wieder konnte er feige sein. Wann immer es ihm möglich erschien, ließ er gerne andere angreifen. Es fehlte ihm an Kraft, selbst an der Front zu kämpfen, wenn er es mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hatte.“<sup>21</sup> Häufig zauderte und zögerte er und wartete ab. Dann vor allem konnte er Kritik nur schwer ertragen.“<sup>22</sup> Zimmermann hat in seinen Erinnerungen darauf hingewiesen, dass Strauß sehr wohl Kanzlerkandidat werden wollte; die Tatsache, dass die CDU nicht ihn ansprach, sondern den niedersächsischen Ministerpräsidenten Ernst Albrecht (geb. 1930)<sup>23</sup> aus dem Hut zauberte, empfand er als tiefe Kränkung, die umso schlimmer war, weil er sich bereits 1976 übergangen gefühlt hatte. Dennoch betrieb Strauß seine Nominierung nicht aktiv und zielstrebig, sondern ließ sich schieben.

Im Bundestagswahlkampf zeigte sich dann in aller Deutlichkeit, wie sehr das vor allem vom „Spiegel“ verbreitete Bild vom „Kalten Krieger Strauß“ als unkalkulierbare politische Gefahr für die Bundesrepublik sich mittlerweile in Teilen der deutschen Öffentlichkeit festgesetzt hatte. Strauß schlug, etwa in Gestalt der „Stoppt Strauß! – Kampagnen“, eine teilweise geradezu hasserfüllte, irrationale Ablehnung entgegen, die noch dadurch verstärkt wurde, dass jener, was seinem impulsiven Charakter und seiner Neigung zu polarisieren entsprang, vor öffentlicher Kritik an seiner Person nicht zurückwich, sondern im Gegenteil durch entsprechende (Anti-)Polemik noch Öl ins Feuer goss.<sup>24</sup> Angesichts dessen und der Tatsache, dass die CDU keineswegs geschlossen hinter dem bayerischen Spitzenkandidaten stand, war die Gewinnung einer absoluten Mehrheit für die Union von vorneherein wenig wahrscheinlich und damit absehbar, dass Strauß wie Kohl vier Jahre zuvor scheitern würde – mit dem Unterschied indes, dass der Pfälzer sich die Brücken zur FDP nicht verbaut hatte, anders als Strauß, der in der FDP geradezu den Hauptgegner erblickte.<sup>25</sup> Kohl konnte folglich auf eine zweite Chance warten und auf diese hinarbeiten. Das Unions-Wahlergebnis am 5. Oktober 1980 (44,5 Prozent) mit

20 Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 322f und S. 324f.

21 Diese Bemerkung ist selbstverständlich ein Seitenhieb auf Strauß in dem Sinne, dass dieser instinktiv erkannt habe, dass er – Kohl – selbstverständlich der überlegenere Charakter war.

22 Kohl: Erinnerungen. Bd. 2, S. 747.

23 Zu Albrecht vgl. seine Autobiographie „Erinnerungen – Erkenntnisse – Entscheidungen. Politik für Europa, Deutschland und Niedersachsen“ (Göttingen 1999) sowie Rolf Zick: Die CDU in Niedersachsen. Eine Chronik. Sankt Augustin 2008. Eine wissenschaftliche Biographie dieses wichtigen niedersächsischen CDU-Politikers fehlt.

24 Vgl. hierzu Behrend: Franz Josef Strauß, S. 212–220. Behrends marxistische Perspektive auf Strauß ist sehr negativ, die auf der Basis von Literatur und gedruckten Quellen geschriebene Biographie ist jedoch materialreich und gut recherchiert.

25 Zimmermann schreibt dezidiert, dass Strauß die FDP gehasst habe; vgl. Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 132.

Verlusten von 4,1 Prozent gemessen an dem, das Kohl 1976 eingefahren hatte, stellte für Strauß in doppelter Weise eine schwere politische wie persönliche Niederlage dar: Politisch deshalb, weil Strauß nun das Odium des Verlierers anhaftete, während Kohl, der 1976 ein besseres Ergebnis eingefahren hatte als Strauß 1980, indirekt gestärkt wurde; persönlich deshalb, weil nach menschlichem Ermessen die Erringung des Bundeskanzleramts nun in unerreichbare Ferne gerückt war.

*Zweiter Versuch: Der Sturz von Helmut Schmidt und die Auseinandersetzungen über den Weg zu Neuwahlen*

Kohls Stunde schlug, als die sozialliberale Koalition im Herbst 1982 endgültig auseinanderbrach und der FDP-Vorsitzende Hans-Dietrich Genscher<sup>26</sup> nun bereit war, mit der Union eine neue Regierung zu bilden. Am 17. September 1982 traten alle FDP-Bundesminister zurück, worauf Bundeskanzler Helmut Schmidt<sup>27</sup> eine Minderheitsregierung bildete. Strauß sah nun die Chance gekommen, das Projekt absolute Mehrheit doch noch zu verwirklichen, indem er darauf drang, ohne das Werkzeug des konstruktiven Misstrauensvotums baldmöglichst Neuwahlen durchzuführen. Dies sollte dadurch geschehen, dass der noch amtierende Bundeskanzler gegenüber dem Bundestag feststellen sollte, nach dem Ausscheiden der FDP-Minister keine regierungsfähige Mehrheit mehr zu haben, was dem Bundespräsidenten die Möglichkeit eröffnet hätte, den Bundestag aufzulösen und für den November 1982 Neuwahlen anzusetzen. Diese Lösung hätte zwei Optionen eröffnet: Zum einen die FDP mit hoher Wahrscheinlichkeit aus dem Bundestag hinauszukatapultieren und zum andern für die Union im neuen Bundestag eine absolute Mehrheit zu erringen. Diese sollte es Strauß ermöglichen, wenn nicht als Bundeskanzler, so doch immerhin als Außenminister und Vizekanzler, von München nach Bonn zu wechseln und so der neuen Regierung seinen Stempel aufzudrücken. Soweit die Theorie, allerdings hatte Kohl Strauß bereits frühzeitig darauf hingewiesen, dass eine Kandidatur für ein Bonner Amt voraussetze, dass er seine bayerischen Ambitionen begrabe – und das unmittelbar vor den in Bayern am 10. Oktober 1982 anstehenden Landtagswahlen, den ersten, denen sich Strauß als amtierender Ministerpräsident stellte.<sup>28</sup> Diese Forderung Kohls war ein deutlicher Hinweis darauf, dass er Strauß als Minister eigentlich nicht wollte und deshalb die Lat-

26 Zu Genscher vgl. dessen Erinnerungen (Berlin 1995) sowie Hans-Dieter Heumann: Hans-Dietrich Genscher. Die Biografie. Paderborn 2012.

27 Zu Schmidt vgl. seinen Erinnerungsband „Weggefährten. Erinnerungen und Reflexionen“ (Berlin 1996) sowie v. a. Hartmut Soell: Helmut Schmidt. Bd. 1: Vernunft und Leidenschaft. 1918–1969. München 2003, und Ders.: Helmut Schmidt. Bd. 2: Macht und Verantwortung. 1969 bis heute. München 2008.

28 Bickerich: Franz Josef Strauß, S. 303.

te entsprechend hoch hängte. Der Wahlkampf in Bayern war auch maßgeblich dafür verantwortlich, dass Strauß in diesen kritischen Tagen in Bonn nicht so präsent sein konnte, wie es eigentlich erforderlich gewesen wäre. Wichtig im Hinblick auf die Haltung von Strauß war, dass er, auch in dieser kritischen Situation, wieder zauderte im Hinblick auf den einzuschlagenden Weg.

Diese Gesamtkonstellation war für Kohl und Genscher letztlich von Vorteil. Das eben geschilderte Szenario basierte auf folgenden Überlegungen von Strauß: Der SPD sollte die Möglichkeit genommen werden, aus dem nach dem Koalitionsbruch rasch erhobenen Verratsvorwurf an die FDP, implizit aber auch an die Union, politisch Kapital zu schlagen. Strauß sah insbesondere im Ergebnis der hessischen Landtagswahlen vom 26. September 1982 ein böses Omen, bei denen die CDU mit 45,6 Prozent zwar erneut stärkste Partei wurde und die FDP mit 3,1 Prozent aus dem Parlament flog, die SPD aber weiterregieren konnte, weil sie nur wenige Stimmen verlor und der Einzug der Grünen eine absolute Mehrheit der Sitze für die CDU verhinderte: „Mit der Verrats- und Dolchstoßlegende konnte die SPD bei der Landtagswahl in Hessen ... der CDU eine empfindliche Niederlage beibringen. Im Wahlkampf spielte plötzlich keine Rolle mehr, dass die Sozialdemokraten selbst es waren, die Helmut Schmidt allein gelassen hatten.“<sup>29</sup> Ähnlich beurteilte Strauß rückblickend das Ergebnis der bayerischen Landtagswahlen vom 10. Oktober 1982, bei der die CSU 58,3 Prozent erreichte und die FDP mit 3,5 Prozent ebenfalls an der Fünfprozenthürde scheiterte. 10 Tage vorher, am 1. Oktober 1982 war Helmut Kohl durch ein konstruktives Misstrauensvotum mit den Stimmen von CDU und CSU sowie der Mehrheit der FDP-Bundestagsfraktion zum Nachfolger Helmut Schmidts ins Amt des Bundeskanzlers gewählt worden. Prognostiziert worden seien im Hinblick auf die bayerischen Landtagswahlen für die CSU zwischen 63 Prozent und 65 Prozent, so schrieb Strauß später. „Nach dem Sturz Schmidts erzielten wir nur noch 57 Prozent [sic!], verloren also über Nacht 8 Prozent. Die haben wir geopfert auf dem Altar der Treue für Genscher. Die Tatsache, dass Kohl und Genscher sich frühzeitig über das konstruktive Misstrauensvotum abgesprochen hatten, beraubte uns eines großartigen Wahlerfolges.“<sup>30</sup>

Außerdem hatte Strauß aus dem zwangsläufig fortschreitenden Autoritätsverfall der Rumpfregierung Helmut Schmidt politisch Kapital schlagen wollen. Offensichtlich gab es nach dem Ausscheiden der FDP aus der sozialliberalen Koalition sogar eine gewisse Interessenidentität zwischen Strauß und Schmidt in Hinblick auf die FDP. Das Verhältnis beider Männer zueinander war völlig anders als das von jedem einzelnen zu Kohl: Strauß und Schmidt verband eine tief sitzende, aus der Überzeugung der eigenen geistigen Überle-

---

29 Strauß: Erinnerungen, S. 504f.

30 Ebd., S. 505.

genheit gespeiste Abneigung gegenüber Kohl, während man wechselseitig füreinander Respekt und Sympathie empfand. Es ist bezeichnend, dass Helmut Schmidt in seinem Buch „Weggefährten“ Strauß neben Karl Theodor von und zu Guttenberg (1921–1971)<sup>31</sup>, Kurt Biedenkopf, Rainer Barzel und Richard von Weizsäcker zu den „fünf bedeutenden Christdemokraten“ zählt, die er in dem Kapitel „Aus Gegner können Freunde werden“ behandelt. Er schrieb über Strauß, den er als „hoch bedeutsamen Mann“ bezeichnete, mit bemerkenswerter Hochachtung und deutlicher Sympathie, auch wenn er betonte, sie beide seien keine Freunde gewesen; sie hätten aber voneinander gelernt und einander nichts nachgetragen.<sup>32</sup> Wohl nicht ganz ohne Grund nahmen beide Männer kurz nach dem 17. September 1982 Kontakt miteinander auf und erzielten im Hinblick auf eine zeitnahe Bundestagsauflösung ohne konstruktives Misstrauensvotum möglicherweise grundsätzliche Übereinstimmung.<sup>33</sup> Geseitert sei das Ganze, so behauptete Strauß in seinen Erinnerungen, weil Helmut Kohl den „bequemen Weg gewählt“ und der FDP bereits konkrete Ämterzusagen gemacht habe.<sup>34</sup> Rückblickend war Strauß fest davon überzeugt, dass der Deal mit der FDP von Kohl und Genscher von langer Hand vorbereitet worden sei; hier habe eine schon seit Jahren angebaute Partnerschaft zweier Mittelmäßiger ihre Erfüllung gefunden. Vor dem Hintergrund der von Kohl 1976 eingefädelten Zustimmung der unionsregierten Parteien zu Vereinbarungen mit Polen über einen Finanzkredit sowie zu Fragen der Renten- und Unfallversicherung sowie ein Protokoll über Ausreisen schrieb Strauß: „Und noch etwas wurde mir im März 1976 klar, dass es nämlich zwischen Helmut Kohl und Hans-Dietrich Genscher besondere Beziehungen gab. Das Ja zum Polenvertrag, auf das Kohl die Union mit seinen taktischen Winkelzügen hinführte, muss auch als große Gefälligkeit Genscher gegenüber gesehen werden. Spätestens bei der Bonner Wende im Herbst 1982 wurde die Hintergrundpolitik der beiden auch den weniger Eingeweihten bildhaft vor Augen ge-

31 Karl Theodor von und zu Guttenberg war ein profilierter Außenpolitiker der CSU; er gehörte von 1957 bis 1972 dem Deutschen Bundestag an und war von 1967 bis 1969 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundeskanzleramt. Er war der Großvater des kurzzeitigen Bundeswirtschafts- und Verteidigungsministers (2009–2011) Karl-Theodor von und zu Guttenberg. Eine Biographie jenes zu Unrecht heute weitgehend vergessenen Politikers fehlt bisher.

32 Schmidt: *Weggefährten*, S. 507–510.

33 Der genaue Hergang der Kontaktaufnahme ist unklar: Während Strauß in seinen Erinnerungen (S. 503f) berichtet, er habe über Hans-Jürgen Wischniewski telefonisch Kontakt mit dem Noch-Bundeskanzler aufgenommen, schreibt Schmidts Biograph Hartmut Soell, Schmidt habe Wischniewski nach München entsandt, um auszuloten, ob Strauß es mit seiner Forderung nach baldigen Neuwahlen wirklich ernst meine. Aus den Ausführungen von Soell gewinnt man den Eindruck, dass es eine feste Absprache zwischen Strauß und Schmidt wohl nicht gegeben hat, Schmidt will bei Strauß ein Zögern beobachtet haben; vgl. Soell: *Helmut Schmidt*. Bd. 2: *Macht und Verantwortung*, S. 889f.

34 Vgl. Strauß: *Erinnerungen*, S. 503f.

führt.<sup>35</sup> Es war jedoch nicht nur das Zusammenwirken von Kohl und Genscher, welches die Pläne von Strauß durchkreuzte. Der CSU-Vorsitzende bekam auch Gegenwind aus seiner eigenen Partei, genauer gesagt aus der CSU-Landesgruppe im Bundestag. In den Erinnerungen wird dies allerdings nur angedeutet. Kurz und gallig schreibt Strauß dort: „Die CSU-Abgeordneten in Bonn haben sich entgegen vorheriger einhelliger Meinungsbildung und Beschlussfassung im Parteivorstand diesem Spiel gebeugt.“<sup>36</sup> Doch ganz so einfach war dies offensichtlich nicht gewesen. Friedrich Zimmermann, als Vorsitzender der Landesgruppe der wichtigste Mann der CSU in Bonn, schreibt in seinen Erinnerungen<sup>37</sup>, er habe sich mit Strauß und Edmund Stoiber, damals Generalsekretär der CSU, am Nachmittag des 17. September 1982, dem Tag des Rücktritts der FDP-Minister, in München getroffen und beiden mitgeteilt, dass er Kohl einen Tag vorher zugesagt habe, dass die Landesgruppe ein konstruktives Misstrauensvotum mittragen werde. Er habe in diesem Zusammenhang Strauß gesagt, dass die FDP eine andere Lösung niemals mittragen werde und jener habe nicht widersprochen. Zimmermann, eigentlich ein Vertrauter des CSU-Vorsitzenden, stellte sich nun offen gegen Strauß, weil er keinen Wahlkampf gegen einen noch amtierenden Bundeskanzler Helmut Schmidt führen wollte und überhaupt das von Strauß entwickelte Szenario für unrealistisch hielt. Nach einem „Wochenende voller Telefonate zwischen Strauß und Kohl sowie Strauß und mir“ wurde dann am 20. September aber ein Beschluss des CSU-Landesvorstands gefasst, auf „sofortige Neuwahlen“ zu drängen. Offenbar stand dieser Beschluss im Zusammenhang mit den eben erwähnten Verhandlungen zwischen Strauß und Schmidt. Doch eine solche Lösung hätte bedeutet, dass die getroffenen Absprachen mit der FDP, denen Zimmermann offenbar auch zugestimmt hatte, hinfällig gewesen wären.

Es gelang Zimmermann und Kohl, Strauß von diesem Plan abzubringen, worauf dieser sich bereit erklärte, das konstruktive Misstrauensvotum, eine zügige Regierungsbildung und Neuwahlen am 6. März 1983<sup>38</sup> mitzutragen, was Strauß der Unions-Bundestagsfraktion am 21. September auch so mitteilte. Nach der unglücklichen Hessen-Wahl vom 26. September versuchte Strauß dann dieses Zugeständnis nochmals zurückzunehmen, was aber nicht möglich war, weil er sich vor der Fraktion eindeutig festgelegt hatte und dies im offiziellen Protokoll auch so festgehalten worden war. Strauß empfand dies als demütigende Niederlage und suchte hierfür einen Schuldigen. Das Einschwenken der Landesgruppe auf den Kurs Kohls betrachtete er nun als Illoyalität

35 Ebd., S. 466.

36 Ebd., S. 504.

37 Vgl. zum folgenden Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 131–137.

38 Diesen Termin hatte Kohl inzwischen mit der FDP ausgehandelt, wobei Strauß offensichtlich beteiligt wurde; vgl. Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 35.

seiner Person gegenüber, für die er seinen „Statthalter“<sup>39</sup> Zimmermann persönlich verantwortlich machte: „Er hat“, so berichtete dieser später, „getobt und sich verraten gefühlt, er hat es mir sein Leben lang nachgetragen.“<sup>40</sup> Strauß war, auch im Rückblick, nicht bereit, einzusehen, dass er den von ihm nachträglich kritisierten Gang der Ereignisse durch sein unentschlossenes Verhalten entscheidend mitverschuldet hatte. Zimmermann hat hierzu in seinen Erinnerungen harte, aber im Kern doch zutreffende Worte gefunden: Strauß sei nicht oder zu kurz gesprungen. „Wenn Strauß, der Kohls Neigung zum Zusammengehen mit Genscher sehr genau kannte, hier den Alleingang durchreißen wollte, so musste er diese Strategie mit Kohl lange vorher gründlich absprechen. Er musste sich mit ihm einigen oder ihn meinetwegen nötigen, indem er an Kohl vorbei der Öffentlichkeit erklärte, er wolle weder mit SPD noch mit FDP gehen, sie sollten in den Sielen enden, er bestehe auf einem uneingeschränkten Mandat. Mit seiner Dynamik hätte er vielleicht Kohl und die CDU mitgerissen. Aber wieder saß er sybillinisch in München und entwickelte Gedanken, was die beste Lösung wäre, anstatt nach Bonn zu gehen und sie durchzupowern.“<sup>41</sup>

Der Konflikt zwischen Zimmermann und Strauß und das Einschwenken der CSU-Landesgruppe auf Kohls Kurs belegt eindrucksvoll, dass Strauß seine Partei in den frühen 1980er Jahren keineswegs so unumschränkt beherrschte, wie viele zeitgenössische Beobachter und insbesondere seine Gegner dies annahmen. Das Machtzentrum Landesgruppe bzw. die seit Ende 1982 mit dieser eng verwobenen CSU-Bundesminister konnte er sich nicht so einfach unterwerfen wie etwa die Landesleitung oder die Staatsregierung. Friedrich Zimmermann berichtet, er habe Strauß einmal geantwortet, als dieser angesichts der von ihm kritisierten Widerspenstigkeit der Bonner CSU-Minister auf die „Befehlsvollstreckungsbereitschaft seiner Münchner Minister“ hingewiesen habe: „... wir [sind] eben anders ... als ‚deine Nick-Esel hier in München‘“.<sup>42</sup> Vor allem die CSU-Landesgruppe, deren Bedeutung angesichts des Regierungswechsels nun wieder wuchs, ging zu Strauß spürbar auf Distanz und dies sollte prinzipiell auch so bleiben. Nachdem Friedrich Zimmermann das Amt des Bundesinnenministers übernommen hatte, wurde Theo Waigel<sup>43</sup> sein Nachfolger, der alles andere als ein Ja-Sager war. Waigel war vielmehr bereits

39 Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 324.

40 Zitiert nach Bickerich: Franz Josef Strauß, S. 305. Vgl. hierzu auch die ausführlichere Darstellung bei Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 135 und S. 325f.

41 Ebd., S. 136.

42 Ebd.

43 Zu Waigel vgl. Peter Ramsauer (Hg.): Weichenstellungen für Deutschland und Europa. Theo Waigel, Stationen eines Politikers [Festschrift für Theo Waigel zum 70. Geburtstag] München 2009, sowie Paul-Ludwig Weinacht: Waigel, Theo, in: Kempf/Merz (Hg.) Kanzler und Minister 1949–1998, S. 717–721. Eine Biographie fehlt.

in den 1970er Jahren gegen Strauß für die Beibehaltung der gemeinsamen Bundestagsfraktion eingetreten und gehörte nach Aussage des nunmehrigen Parlamentarischen Geschäftsführers der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und späteren Bundespostministers Wolfgang Böttsch<sup>44</sup> zu den wenigen CSU-Spitzenpolitikern, der keine Angst vor Strauß hatte und sich auch in dessen Gegenwart eine eigene Meinung leistete.<sup>45</sup>

Die Grundsatzentscheidung des September 1982 zum konstruktiven Misstrauensvotum mit den damit verbundenen Konsequenzen beurteilte Strauß rückblickend als schweren Fehler mit weitreichenden Folgen. Damit sei die Chance auf eine absolute Unions-Mehrheit im Bundestag dauerhaft vertan worden. Die FDP und vor allem deren Vorsitzenden Hans-Dietrich Genscher selbst schätzte Strauß als prinzipienlose Opportunisten ein, denen er in seinen Erinnerungen die CSU als geschlossene und homogene Partei gegenüber stellte. In der ihm eigenen bildhaften Sprache polemisierte er: „Die Instabilität des Standortes der eigenen Partei führte bei Genscher in Verbindung mit einer überdurchschnittlichen persönlichen Wendigkeit zu einer Politik der vagen und leeren Papierkorbformeln, deren Nichtigkeit vom Außenminister selbst sicher auch in den meisten Fällen erkannt wird. Genscher ist der Inhaber eines Weinfasses und einer Schublade. Im Fass ist der Wein, wenn auch schlechter, in der Schublade sind viele verschieden Etiketten, die jeweils auf die gerade abgefüllte Flasche geklebt werden.“<sup>46</sup> Langfristig sah Strauß in dem eingeschlagenen Weg die Gefahr einer Marginalisierung der Gesamtunion, möglicherweise mit dem Effekt der Entstehung einer neuen Rechtspartei sowie, weil die FDP nach beiden Seiten hin bündnisfähig sei, einer Erneuerung der sozialliberalen Koalition. „Darum auch hat Genscher sich bemüht, dass Baum und Hirsch<sup>47</sup> ihre Funktionen behalten und in der Partei immer

44 Zu Böttsch vgl. Rudolf Vierhaus und Ludolf Herbst (Hg.): Biographisches Handbuch der Mitglieder des Deutschen Bundestages 1949–2002. Bd. 1, A–M. München 2002, S. 85f. sowie Paul-Ludwig Weinacht: Böttsch, Wolfgang, in: Kempf/Merz (Hg.): Kanzler und Minister 1949–1998, S. 163–166.

45 Kießling: Die CSU, S. 145f, Fn. 198.

46 Strauß: Erinnerungen, S. 505.

47 Gemeint sind Gerhart Baum und Burkhard Hirsch. Beide waren profilierte Repräsentanten der sozialliberalen Koalition und auch nach 1982 noch wichtige Vertreter des durch Austritte geschwächten linksliberalen Flügels der FDP. Baum war von 1972 bis 1978 Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesinnenministerium und von 1978 bis 1982 dann selbst Bundesinnenminister. Von 1978 bis 1991 war Baum außerdem Mitglied im FDP-Bundespräsidium und von 1982 bis 1991 stellvertretender FDP-Bundesvorsitzender. Hirsch war von 1975 bis 1980 in einer sozialliberalen Koalition Nordrhein-Westfälischer Innenminister und von 1994 bis 1998 Vizepräsident des Deutschen Bundestages. Vgl. zu ihm Frederik Roggan (Hg.): Mit Recht für Menschenwürde und Verfassungsstaat. Festgabe für Dr. Burkhard Hirsch. Berlin 2006. Baum verlor 1982 wegen des Koalitionswechsels sein Ministeramt, Hirsch wurde vorübergehend als möglicher FDP-Bundesminister ge-

noch eine beachtliche Rolle spielen. Und auf diesem Waagebalken reitet Helmut Kohl.<sup>48</sup>

Hans-Dietrich Genscher hat in seinen Erinnerungen Strauß allerdings deutlich milder beurteilt als dieser ihn; dort heißt es: „Die Fixierung von Franz Josef Strauß auf mich und seine permanente Gegnerschaft haben mich nie daran gehindert, in ihm eine der anerkanntesten Persönlichkeiten der deutschen Nachkriegspolitik zu sehen. Seine Verdienste um die Bundeswehr, seine Tätigkeit als Finanzminister und als bayrischer [sic!] Ministerpräsident sichern ihm einen Platz in der Geschichte Nachkriegsdeutschlands.“<sup>49</sup> Wie Genscher weiter berichtet, war ihr privates Verhältnis auch keineswegs feindselig, allerdings auch nicht freundschaftlich. Die Einschätzungen von Strauß bezüglich des guten Verhältnisses von Kohl und Genscher waren übrigens gar nicht einmal so falsch. Genscher schreibt hierzu: „Der Kanzler und ich schöpften aus einem reichhaltigen Fundus von Gemeinsamkeiten, der unsere Zusammenarbeit trug. ... Helmut Kohl und ich hatten uns schon in den frühen sechziger Jahren kennengelernt. ... Kohl hat eine angenehme Art, politische Verbindungen zu pflegen; dass die deutsche Einheit uns beiden wichtig war, kam noch hinzu. So entwickelte sich im Laufe der Jahre ein freundschaftlicher Umgang, der sich später zwischen Bundeskanzler und Außenminister fortsetzte.“<sup>50</sup> Innerhalb der CDU fand Kohl für seinen Kurs nicht zuletzt deshalb Unterstützung, weil, anders als in Bayern, die CDU nicht nur im Bund, sondern auch in vielen Ländern auf die FDP als potentiellen Koalitionspartner angewiesen war.<sup>51</sup> Gerade das bereits erwähnte Beispiel Hessen, welches als Ergebnis der Landtagswahl faktisch unregierbar wurde, wo es aber eine potentielle Mehrheit links von der Union gab, war geeignet, ein Szenario aufzuzeigen, in welchem die CDU plötzlich isoliert da stand. Die bayerischen Verhältnisse mit den sicheren absoluten Mehrheiten waren eben auf die anderen Länder nicht übertragbar, auch nicht auf Kohls Heimat Rheinland-Pfalz, wo die CDU seit 1979 nur über eine knappe absolute Mehrheit verfügte.

Helmut Kohl hatte die von Strauß vorgeschlagene Strategie für einen Machtwechsel ohne Misstrauensvotum rundweg abgelehnt. Neben möglicherweise freundschaftlichen Motiven im Hinblick auf Genscher hatte er dafür vor allem machstrategische Gründe: „Was uns ... an den Rand des Bruchs brachte“, so

---

handelt, allerdings verhindert Kohl dessen Eintritt in die Bundesregierung, weil er ihm misstraute; vgl. Kohl: Erinnerungen, Bd. 2, S. 27.

48 Strauß: Erinnerungen, S. 512.

49 Genscher: Erinnerungen, S. 472. Dieses Lob ist natürlich insofern ein wenig vergiftet, als Genscher Strauß vor allem als Landespolitiker und Bundesinnenpolitiker lobt und nicht als international angesehenen Staatsmann.

50 Ebd., S. 472f.

51 Gerhard Stoltenberg: Wendepunkte. Stationen deutscher Politik 1947–1990. Hamburg 1997, S. 277.

schreibt Kohl in seinen Erinnerungen, „war die Behandlung der FDP. Total über Kreuz lagen wir außerdem bei der Frage, wann Bundestagsneuwahlen angesetzt werden sollten. ... Strauß wusste, dass er nur dann als Bundesaußenminister und Vizekanzler zurück nach Bonn kommen könnte, wenn die FDP an der Fünfprozenthürde scheitern würde. Ich hingegen setzte auf eine Konsolidierung der Liberalen und darauf, dass Neuwahlen in angemessenem Abstand zum Koalitionswechsel stattfinden sollten. Ohne eine langfristige Bindung an die FDP sah ich für die Union wenig politische Gestaltungsmöglichkeiten für das nächste Jahrzehnt.“<sup>52</sup> Hinzu kommt, dass das wahrscheinliche Ausscheiden der FDP trotz der zu erwartenden absoluten Mehrheit der Union Kohl zu einem Gefangenen der CSU bzw. von Strauß gemacht hätte.<sup>53</sup>

### *Dritter Versuch: Die Bildung des zweiten Kabinetts Kohl*

Strauß lehnte auch nach den gewonnenen vorgezogenen Bundestagswahlen vom 6. März 1983, bei denen die Union 48,8 Prozent der Stimmen erreichte und damit das Ergebnis von 1976 noch geringfügig übertraf, die Übernahme eines Ministeramtes in der neuen Koalition ab. Leicht gemacht wurde ihm diese Entscheidung nicht zuletzt deshalb, weil Helmut Kohl ihn letztlich ausmanövrierte: Strauß berichtete später<sup>54</sup>, dass Kohl ihm angeboten habe, er könne Bundesminister und Vizekanzler werden und die CSU weitere drei Ministerien besetzen; bleibe er in München, erhalte die CSU fünf Ministerien. Nach Intervention von Theo Waigel habe Kohl schließlich zugestanden, dass die CSU in jedem Fall fünf Ministerien bekommen würde. Allerdings hatte Kohl offenbar klargemacht, dass nicht nur das Außen- und das Wirtschaftsministerium, welche bei der FDP verbleiben sollten, sondern auch das Finanzministerium, welches Gerhard Stoltenberg (1928–2001)<sup>55</sup> weiter innehaben sollte, für Strauß nicht in Frage kämen.<sup>56</sup> Angesichts dieser Aussichten schlug Strauß das

52 Kohl: Erinnerungen. Bd. 2, S. 29.

53 Vgl. ebd., Bd. 2, S. 92.

54 Vgl. Schell: Die Kanzlermacher, S. 129f.

55 Stoltenberg war von 1965 bis 1969 Bundesforschungsminister, von 1971 bis 1982 Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, von 1982 bis 1989 Bundesfinanzminister und von 1989 bis 1992 Bundesverteidigungsminister. Vgl. hierzu Stoltenberg: Wendepunkte sowie Wolfgang Börnsen: Fels oder Brandung? Gerhard Stoltenberg – der verkannte Visionär. Sankt Augustin 2004, ferner Bernhard Vogel (Hg.): Gerhard Stoltenberg: Ein großer Politiker und sein Vermächtnis. Sankt Augustin 2002. Eine wissenschaftliche Biographie fehlt bisher.

56 Vgl. hierzu Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 47. In seinen Erinnerungen hat Kohl die Verhandlungen etwas anders dargestellt. Danach sei er durchaus bereit gewesen Strauß das Finanzministerium zu konzessionieren. Das fünfte Ministeramt habe er Strauß von sich aus angeboten, um diesem in jedem Fall eine Gesichtswahrung zu ermöglichen. Im Gespräch gewesen sei auch die Übernahme des Verteidigungsministeriums durch Strauß, vgl. Kohl: Erinnerungen. Bd. 2, S. 122–124.

„Angebot“ aus und blieb in München; dadurch vermied er auch, dass er in die Kabinettsdisziplin eingebunden wurde. Friedrich Zimmermann hat rückblickend erneut den fehlenden unbedingten Machtwillen von Strauß dafür verantwortlich gemacht, dass dieser bei der Regierungsbildung von Kohl ausgebootet wurde: „... wenn er noch einmal Verteidigungsminister geworden wäre, dann wäre er sozusagen der zweite Außenminister der Republik gewesen. Er hätte das nämlich aus seinem Amt machen können, und zwar dort, wo es darauf ankam: in der NATO und bei allen Gesprächen zur Bündnisfrage. Mit der Kraft seiner Persönlichkeit hätte er sich durchsetzen müssen und durchsetzen können, am Kabinetttisch wie auch draußen. ... Aber dazu bedurfte es eben der Unbedingtheit des äußersten Willens, meinerwegen eines gewissen Risikos; er hätte die schöne Landesvaterrolle aufgeben müssen, die er ja nun auch genoss ... Kohl hat 1976 auch so gehandelt. ... Strauß zauderte. Und war dann ewig unzufrieden, mit Kohl, mit mir – mit sich selber.“<sup>57</sup>

Statt dessen übernahm Strauß von München aus, gestützt auf die Machtzentren Landesleitung, Staatsregierung und Bayerischer Landtag, gleichsam die Rolle des Oppositionsführers innerhalb der Regierung, was ihm zwar zum einen in CDU und FDP den Ruf eines notorischen Stöbriehens einbrachte, zum andern aber auch im Sinne der Anbindung Kohl kritisch gegenüberstehender national- und rechtskonservativer Wähler an die Union eine stabilisierende Wirkung hatte. Doch waren die ständigen Querschüsse aus München nur die eine Seite der Medaille. Anders, als viele politische Gegner von Strauß dies erwartet hatten, erwies sich der Bayerische Ministerpräsident v. a. außen- und deutschlandpolitisch nämlich als verlässlicher Partner; eine wirkliche Abkehr von der Politik der sozialliberalen Koalition betrieb er nicht. Im Gegenteil bemühte sich Strauß, durchaus in einer Form von „bayerischer Nebenaußenpolitik“, die seinem staatsmännischen Selbstverständnis entsprang, um eine Politik der kleinen Schritte gegenüber den Staaten des Ostblocks. Zu diesem Zweck bemühte er sich trotz seines massiven Eintretens für den NATO-Nachrüstungsbeschluss<sup>58</sup> und damit für eine Politik der Stärke gegenüber dem Warschauer Pakt um gute Beziehungen zu den dortigen politischen Führungen. Der von ihm vermittelte sogenannte Milliardenkredit an die finanziell stark angeschlagene DDR im Juli 1983<sup>59</sup> gehörte ebenfalls in den Rahmen dieser Politik, welche allerdings viele seiner Anhänger aus dem konservativen Lager irritierte.

57 Zimmermann: Kabinetttstücke, S. 326f.

58 Vgl. hierzu etwa Philipp Gassert/Tim Geiger/Hermann Wentker (Hg.): Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte). München 2011.

59 Vgl. hierzu Manfred Kittel: Strauß' Milliardenkredit für die DDR. Leistung und Gegenleistung in den innerdeutschen Beziehungen, in: Das doppelte Deutschland. 40 Jahre Systemkonkurrenz. Hg. von Udo Wengst und Hermann Wentker. Berlin 2008, S. 307–331.

Mit dieser im Kern pragmatischen Haltung fügte sich Strauß letztlich doch gut in das „System Kohl“ ein. Wie groß sein tatsächlicher Einfluss auf die Koalitionspolitik wirklich war, müssen zukünftige Detailforschungen auf der Basis des einschlägigen Aktenmaterials klären. Kohl hat jedenfalls im Rückblick die Stellung von Strauß als gering veranschlagt, was indes nicht verwundert, wäre jede andere Aussage doch geeignet, den Blick auf Kohls Lebenswerk, so wie er dieses versteht, zu trüben: „Gerne ließ ich ihn in dem Glauben, Einfluss auf die Regierungskoalition zu nehmen. Doch in Wahrheit tendierte sein Einfluss gegen null. ... Strauß spürte nicht erst in seinen letzten Lebensjahren, dass ich mir von ihm nichts vorschreiben ließ. Zu keinem Zeitpunkt überließ ich ihm das Gesetz des Handelns. Niemals war ich ein Kanzler unter Strauß, ein Kanzler, dem er die Politik diktierte. Sein Gefühl, von mir nicht ganz ernst genommen zu werden, verließ ihn nie.“<sup>60</sup>

Andreas Wirsching hat den Begriff „Wende“ für den Regierungswechsel von 1982 bekanntlich so gedeutet: „Der strategische Kern des Konzepts bestand in dem Bestreben, einen neuen, auf ‚Modernität‘ verpflichteten Fortschrittsoptimismus hervorzubringen unter gleichzeitiger Rückbesinnung auf traditionelle Lebensweisen und wertkonservative Inhalte. ... In ihrer Rhetorik versöhnte sie die wertkonservativen Schichten zumindest vorübergehend mit der unaufhaltbaren Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft und bereitete sie auf den nächsten Modernisierungsschub vor. Der Wirtschaft versprach sie die Entfesselung der Marktkräfte und den Rückzug des (Sozial-)Staates auf seine Kernaufgaben. Den technokratischen, aufstiegsorientierten Eliten flößte sie neuen Optimismus ein und gab ihnen neue Ziele vor. Und den verbreiteten Zukunftsängsten begegnete sie mit der Rede von Subsidiarität und Solidarität, kleinen Räumen und einer Gesellschaft mit ‚menschlichem Gesicht‘.“<sup>61</sup> Franz Josef Strauß und die CSU waren von 1982 bis 1988 letztlich ein integraler Bestandteil des Kohl'schen Wendeprojekts, auch wenn Strauß rückblickend die damalige Politik der CDU immer wieder scharf kritisierte: „Die CDU ist von ihrem Generalsekretär Geißler auf eine Linie gebracht worden, die von einer ideologisch-progressiven Öffnung nach links gekennzeichnet ist. Es ist mit Sorge die Frage zu stellen, ob Geißler und die von ihm vertretenen Kreise der CDU nicht mehr merken, dass sie unverdrossen weite Kreise der Stammwählerschaft vor den Kopf stoßen.“<sup>62</sup> Man wird zwar, zumal aus heutiger Sicht, nicht leugnen können, dass Strauß hier ein wichtiges Problem der potentiell gefährdeten Unionsidentität beim Namen nannte, doch war diese massive Kritik, wie Friedrich

60 Kohl: Erinnerungen. Bd. 2, S. 748. Man spürt an diesen Ausführungen noch das Nachwirken der heftigen Konflikte zwischen den beiden Männern, die sich dem jeweils anderen auf ihre ureigene Weise überlegen dünkten.

61 Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 51. Vgl. hierzu auch Ders.: Die mediale Konstruktion der Politik und die Wende von 1982/83.

62 Strauß: Erinnerungen, S. 510.

Zimmermann scharfsinnig bemerkt hat, auch Ausdruck seines bereits mehrfach erwähnten zum Zaudern neigenden Wesens und eines für ihn typischen Bestrebens, Schuldige zu finden dafür, dass sich die Bundespolitik nicht so entwickelte, wie er sie vorgeblich gerne gehabt hätte.<sup>63</sup>

Weil Strauß immer wieder demonstrativ rhetorisch den konservativen Hardliner hervorkehrte, stand er auch für die angebliche Kehrseite des Wendekonzepts, nämlich die von der politischen Linken befürchtete und alarmistisch an die Wand gemalte „gesellschaftspolitische Reaktion auf breiter Front, einer Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze und einer autoritären Kulturpolitik.“<sup>64</sup> Gerade dieses Zerrbild bewirkte jedoch wiederum eine Stabilisierung der Union auf dem rechten Flügel. Dabei wird man allerdings konstatieren müssen, dass die von Strauß verantwortete Politik der CSU in Bayern in ihren Grundzügen ganz ähnlichen Mustern folgte wie im Bund: Strauß vollendete die von seinen Vorgängern im Amt des Ministerpräsidenten und von ihm selbst als Parteivorsitzendem vorangetriebene Modernisierungspolitik der Nachkriegszeit, d. h. die Umwandlung des vormaligen Agrarlandes Bayern in einen modernen Industriestaat; Atomtechnologie und Luftfahrtindustrie lagen dem vormaligen Atomminister und begeisterten Hobby-Piloten hierbei besonders am Herzen. Verknüpft wurde diese teilweise durchaus technokratisch-aggressive Züge tragende und überkommene konservative Besitzstände wie Befindlichkeiten beiseite schiebende Politik mit dem weiteren Ausbau des Kulturstaats Bayern durch die großzügige Förderung von Kunst, Kultur, Bildung und Wissenschaft. Auf diese Weise wurde der fundamentale innere Umbau des Landes durch dessen Rückbindung an die bayerische Staatstradition gleichsam abgefedert und eine bemerkenswerte Symbiose von Tradition und Fortschritt (später durchaus zutreffend mit den Schlagworten „Laptop und Lederhose“ umschrieben) begründet.

### *Fazit und Ausblick*

Unser Resümee muss insofern widersprüchlich ausfallen: Franz Josef Strauß scheiterte 1982/83 endgültig mit seinem Versuch, über die Gewinnung der absoluten Mehrheit durch die Union im Bundestag doch noch in die Spitzen der Bundespolitik aufzusteigen. Dass dieses Vorhaben misslang, war erstens seinem eigenen Zögern zuzuschreiben, zweitens der Tatsache, dass sich Helmut Kohl letztlich als der gerissener Taktiker erwies, und drittens an der Haltung der CSU-Landesgruppe unter ihrem Vorsitzenden Friedrich Zimmermann, der nicht bereit war, Franz Josef Strauß gegen Helmut Kohl auf seinem riskanten

63 Vgl. die bereits erwähnten Aussagen von Zimmermann sowie Bickerich: Franz Josef Strauß, S. 279.

64 Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 51f.

Weg zu folgen. Dennoch scheiterte 1982 nicht die CSU an sich, sondern in erster Linie Franz Josef Strauß ganz persönlich, weil er zu kurz sprang. Ob der von ihm angestrebte, aber letztlich zu wenig massiv verfochtene alternative Weg zum Machtwechsel realistisch war, muss offen bleiben, doch ist es bezeichnend, dass auch innerhalb der CSU erhebliche Zweifel bestanden, was insbesondere das Verhalten Zimmermanns, dem man mangelnden politischen Mut kaum wird vorwerfen können, zeigt. Die Tatsache, dass die Landesgruppe das Springen verweigerte, belegt den bei aller Geschlossenheit nach außen doch heterogenen Charakter der CSU, deren unterschiedliche Machtzentren auch einem Vollblutpolitiker wie Strauß ein bloßes Durchregieren sehr erschwerten.

Der Regierungswechsel von 1982 und seine Folgen zeigen außerdem, dass sich in der Persönlichkeit von Franz Josef Strauß auch und vor allem die Vielschichtigkeit der Epoche wiederspiegelt: Auf der einen Seite die vollmundige Propagierung wertkonservativer Inhalte, auf der anderen Seite pragmatische, zukunftsorientierte Modernisierungspolitik im Alltag. Insofern gilt für Franz Josef Strauß in ähnlicher Weise, was die Züricher Weltwoche am 6. Oktober 1982 über Helmut Kohl schrieb, er sei ein konservativer Pragmatiker, der zwar große Worte liebt, „sie aber durch seine bisherige Tätigkeit relativiert.“<sup>65</sup> Insofern verband Helmut Kohl und Franz Josef Strauß als „verfreundete Partner“<sup>66</sup> im politischen Prozess möglicherweise mehr, als sie trennte. Die 1980er Jahre stellen für Strauß und die CSU insofern eine wichtige Zäsur da, als in diesen Jahren in Bayern endgültig der Durchbruch zum modernen Industriestaat gelang. Gleichzeitig betrieb die CSU auch auf bundespolitischem Felde eine Politik, die in erheblichem Umfang in der Kontinuität der sozialliberalen Koalition stand. Bei näherer Betrachtung fügt sich diese Entwicklung mehr in die Programmatik der Wendezeit ein, als dies Strauß wohl selbst bewusst war. Die liberalen Züge seiner praktischen Politik waren hierbei Ausdruck seiner Überzeugung, dass konservative Politik sich nicht auf die Bewahrung allein beschränken dürfe. „Konservativ sein heißt, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren“, mit diesem für ihn typischen, scheinbar paradoxen Satz brachte Strauß sein Politikverständnis bekanntlich auf eine griffige Formel. Strauß stellt als konservativer Politiker deshalb ein hochinteressantes Fallbeispiel dar, weil er, darin ähnlich etwa Persönlichkeiten wie Bismarck, Churchill, de Gaulle oder Adenauer, einen tief wurzelnden, bodenständigen weltanschaulichen Konservatismus verband mit der Fähigkeit zur pragmatischen Anpassung an sich verändernde Verhältnisse. Doch dies genauer auszuführen wäre ein neues Thema.

---

65 Zitiert nach Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 53.

66 Zu diesem Begriff wurde der Autor inspiriert durch den Buchtitel von: Gabriele Matzner-Holzer „Verfreundete Nachbarn. Österreich – Deutschland. Ein Verhältnis“ (2. Aufl. Wien 2005).



## Die FDP in der Wende\*

Joachim Scholtyseck

Eine der zentralen Fragen der Ereignisse des Jahres 1982 lautet, ob es eher wirtschaftspolitische oder außenpolitische Gründe waren, die den Bruch der sozial-liberalen Koalition unter Bundeskanzler Helmut Schmidt und den Wechsel der FDP zu einer unionsgeführten christlich-liberalen Koalition unter Helmut Kohl herbeigeführt haben. Die Forschung hat hierzu bislang unterschiedliche Antworten gegeben. Während etwa Werner Link und Wolfgang Jäger, aber auch Klaus Hildebrand und Andreas Rödder die außenpolitischen Gründe betont haben, sehen beispielsweise Andreas Wirsching und jüngst Bernd Faulenbach, zumindest von der Tendenz her, eher die innen- und wirtschaftspolitischen Aspekte als Ursachen für das fundamentale Zerwürfnis.<sup>1</sup> Diese Leitfrage soll an dieser Stelle für die FDP beantwortet werden: Waren für die Freidemokraten wirtschaftspolitische, außenpolitische oder – möglicherweise ganz profan – wahltaktische Gesichtspunkte beim Koalitionswechsel ausschlaggebend?

Am Ende der 1970er Jahre war der Fortschrittsoptimismus der Ära Brandt bereits lange verfliegen. Träumereien und Visionen waren beendet. Nach dem Ende des „roten Jahrzehnts“<sup>2</sup> trat an die Stelle des Begriffs „Reform“ die Formel der „Stabilität“. Die harten Folgen von finanzieller Krise und sozialpolitischer Überbürdung blieben jedoch mit wachsenden Staatsausgaben, Staatsverschuldung und konstant hoher Inflation spürbar. 1975/76 erlebte die Bundesrepublik die bis dahin schärfste Rezession ihrer Geschichte mit einem real um 1,6 Prozent schrumpfenden Bruttosozialprodukt und einem Anstieg der Arbeitslosenzahl auf über eine Million. Die Internationalisierung der Produkt- und Finanzmärkte, die stagnierende und abnehmende Abgabebereitschaft und das Zusammenwirken von „anspruchsvollen Sozialleistungen, überwiegender Finanzierung aus Sozialbeiträgen der Arbeitnehmer und ihrer Arbeitgeber, weit ausgebautem arbeitsrechtlichem Schutz der Beschäftigten

---

\* Ausgearbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 24. November 2011 im Bundesrat in Bonn.

1 Bernd Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982. Bonn 2011, bes. S. 723. Zu den zeitgenössischen Interpretationen Detlef Lehnert: Die sozial-liberale Koalition. Vom „historischen Bündnis“ zum wahltaktischen Bruch?, in: Gert-Joachim Glaebner u. a. (Hg.): Die Bundesrepublik in den siebziger Jahren. Opladen 1984, S. 15–31.

2 Gerd Koenen: Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution. 5. Aufl. Frankfurt/Main 2002.

und relativ geringer Lohnspreizung<sup>43</sup> forderten bei reduziertem Wirtschaftswachstum unerbittlich ihren Tribut. Ein von der Bundesregierung im September 1974 aufgelegtes Konjunktursonderprogramm führte 1976 nur zu einem leichten Aufschwung. Deutschland wurde jedoch von seinen Partnern gleichsam in die Rolle der europäischen Konjunkturlokomotive gedrängt. Vor allem wurde nun die Theorie der „supply-side economics“ aufgegriffen, um mit angebotsorientierten Maßnahmen die Ertragskraft der Unternehmen zu stärken und die Investitionsneigung zu fördern. Obwohl unter Schmidt das „Modell Deutschland“<sup>44</sup> als europäisches Vorbild propagiert wurde, zeigte das ökonomische Krisenmanagement der sozial-liberalen Koalition wenig Früchte. Zu Anfang der 1980er Jahre war das einstige „Wirtschaftswunderland“ Deutschland durch Ölkrise und Rezession, wachsende Kosten für den Sozialstaat, hohe Staatsverschuldung und die starren Regelungen des Arbeitsmarkts zum „ökonomischen Problemfall“ geworden.<sup>5</sup> Zwar war der „Zenit der staatlichen Wohlfahrtsproduktion“ unverkennbar seit langem überschritten,<sup>6</sup> aber die Sozialdemokraten wollten von den keynesianischen Instrumenten nicht lassen, während sich die FDP von der Globalsteuerung bereits verabschiedet hatte. Schon unter Schmidt mussten daher aus reiner Notwendigkeit sozialpolitische Einschnitte vorgenommen werden – ohne dass dies vorerst Konsequenzen gehabt hätte. Da diese fundamentalen Meinungsunterschiede zwischen den Koalitionspartnern aber nicht ausgesprochen werden konnten, blieben diese Kardinalfragen eine Zeit lang noch in einer für alle Seiten unbefriedigenden Weise unbeantwortet, was in einen zunehmenden Vertrauensverlust mündete: Selbst als 1977 an die Stelle von Hans Friedrichs als Bundeswirtschaftsminister mit Otto Graf Lambsdorff ein Exponent einer dezidiert marktliberalen Wirtschaftspolitik trat, änderte dies an der ökonomischen Schiefelage zunächst kaum etwas. Alles schien „mehr oder weniger im gleichen Schlendrian weiterzugehen“<sup>7</sup>. Auch die öffentliche Regierungsarbeit schien dem Wähler kaum noch vermittelbar: Dies gelinge den Christdemokraten besser, so klagte Außenminister Hans-Dietrich Genscher in einem Spiegel-Interview 1980, denn die CDU rede

- 
- 3 Manfred G. Schmidt: Der Sozialstaat in Deutschland – ein Sanierungsfall?, in: Thomas Hertfelder/Andreas Rödder (Hg.): Modell Deutschland. Erfolgsgeschichte oder Illusion? Göttingen 2007, S. 96–109, hier S. 100.
  - 4 Andreas Rödder: Das „Modell Deutschland“ zwischen Erfolgsgeschichte und Verfallsdiagnose, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54 (2006), S. 345–363.
  - 5 Stefan A. Schirm: Deutschlands wirtschaftspolitische Antworten auf die Globalisierung, in: Hans-Peter Schwarz: Die Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz nach 60 Jahren. München 2008, S. 405–443, hier S. 405.
  - 6 Hans Günther Hockerts: Im Zenit der staatlichen Wohlfahrtsproduktion: Die Reformära 1966–1974, in: Ders.: Der deutsche Sozialstaat. Entfaltung und Gefährdung seit 1945. Göttingen 2011, S. 181–204.
  - 7 Tim Schanetzky: Die große Ernüchterung. Wirtschaftspolitik, Expertise und Gesellschaft in der Bundesrepublik 1966 bis 1982. Berlin 2007, S. 230.

über Sachen, „die sie 1950 gemacht hat, während die sozial-liberale Koalition eigentlich immer über das redet, was sie noch nicht gemacht hat.“<sup>8</sup>

Nachdem die SPD/FDP-Regierungskoalition die Bundestagswahl im Herbst 1980 gewonnen hatte, ging die FDP zunächst ohne personellen Wechsel auf Ministerebene in die Legislaturperiode. Neben Hans-Dietrich Genscher als Außenminister, Gerhart Baum als Bundesminister des Innern und Josef Ertl als Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten war auch Lambsdorff wieder mit von der Partie. Während dies zunächst nach Kontinuität aussah, täuschte das Bild der Harmonie. Schon die Begleitumstände der Regierungsbildung verrieten eine „merkwürdig gereizte Atmosphäre“, so dass zwischen den Koalitionspartnern gar bereits „Vergiftungserscheinungen“<sup>9</sup> diagnostiziert wurden. Genscher selbst mahnte an, den Wählerauftrag nicht misszuverstehen: „Bestimmte Gruppen“ innerhalb der SPD müssten wissen, dass es „eine Korrektur der Wahlentscheidung nach links über die Köpfe der Wähler hinweg“ mit der FDP nicht geben werde.<sup>10</sup>

Vor allem Lambsdorff präsentierte sich fortan als harter Sparkommissar, der auf Kosten des Koalitionspartners eine radikale Haushaltssanierung ankündigte. Die offensichtliche Ohnmacht der Regierung angesichts der großen Probleme am Arbeitsmarkt, deren Lösung auf die lange Bank geschoben wurde, ließ nun „neoliberale Rezepte [...] erneut attraktiv erscheinen. Nicht Nachfrage- und Angebotsmanagement, sondern Angebotspolitik sollte die Vollbeschäftigung wieder einführen.“<sup>11</sup> All dies blieben freilich Ankündigungen ohne große Erfolge. An der wachsenden Arbeitslosigkeit und der weiter ansteigenden Staatsverschuldung änderte sich nichts. Die Zahlen für den Haushalt blieben „deprimierend“,<sup>12</sup> und es war unverkennbar, dass die Bundesrepublik nach 1967 und 1975 in ihre dritte Rezession rutschte.<sup>13</sup> Das Modell der keynesianischen Konjunkturpolitik, so hat es Werner Plumpe ausgedrückt, war damit auch in der Bundesrepublik „definitiv gescheitert.“<sup>14</sup> Die Bundesbank, in erster Linie an der Stabilisierung des Geldwerts interessiert, hielt an ihrer konservativen Geldpolitik fest und war nicht bereit, teure Konjunkturprogramme durch das Anwerfen der Druckerpresse zu bedienen.

---

8 Der Spiegel, Nr. 21, 19. Mai 1980.

9 Wolfgang Jäger/Werner Link: Republik im Wandel 1974–1982. Die Ära Schmidt. Stuttgart u. a. 1987, S. 191f.

10 Zitiert nach ebd., S. 192.

11 Werner Abelshäuser: Markt und Staat. Deutsche Wirtschaftspolitik im „langen 20. Jahrhundert“, in: Reinhard Spree (Hg.): Geschichte der deutschen Wirtschaft im 20. Jahrhundert. München 2001, S. 117–140, hier S. 135.

12 Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 188.

13 Vgl. Gérard Bökenkamp: Das Ende des Wirtschaftswunders. Geschichte der Sozial-, Wirtschafts- und Finanzpolitik in der Bundesrepublik 1969–1998. Stuttgart 2010, S. 200.

14 Werner Plumpe: Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart. München 2010, S. 98.

Außenpolitisch ächzte es ebenfalls seit langem erheblich im koalitionspolitischen Gebälk. Das tiefe Zerwürfnis zwischen Schmidt und dem amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter war noch in guter Erinnerung,<sup>15</sup> und der Regierungswechsel in den USA zu Ronald Reagan hatte den Konfliktstoff nicht gemindert, zumal besonders die SPD-Linke nun auf Konfrontationskurs ging, die Partei inzwischen „tief gespalten“ war und die Regierungsfähigkeit ebenso wie die Einheit der Partei auf dem Spiel zu stehen schienen.<sup>16</sup> Die andauernden Dissonanzen über die Berlin-Politik, die Genfer Verhandlungen über die gegenseitige Verminderung von Streitkräften und Rüstungen in Europa (MBFR) und nicht zuletzt der NATO-Doppelbeschluss boten immer wieder Anlass für Diskussionen, in denen sich in Nuancen eine abweichende Haltung der FDP andeutete.<sup>17</sup> Die tiefe Krise der Koalition wurde deshalb dadurch akzentuiert, dass in der Sicherheits-, Außen- und Deutschlandpolitik der Graben zwischen den Partnern immer tiefer wurde, und es war die FDP, die am deutlichsten die Finger in die Wunde legte.

Dies bedeutete jedoch keineswegs, dass die FDP bereits eindeutig „Klar zur Wende“<sup>18</sup> war: Weite Teile ihrer Mitglieder hielten trotz des offenkundigen Endes der Détente geradezu krampfhaft an der eingeschlagenen Marschroute der Entspannungspolitik fest, selbst als mit der Verhängung des Kriegsrechts in Polen 1981 offenkundig wurde, dass die Kluft zwischen Entspannungserwartungen und harter außenpolitischer Realität letztlich unüberbrückbar war.<sup>19</sup> Ihnen galt die Rüstungskontrolle als ein eigener Wert,<sup>20</sup> und dies machte sie für manche Illusion empfänglicher. Viele Freidemokraten erlagen dem „Schein

---

15 Klaus Wiegrefe: Das Zerwürfnis. Helmut Schmidt, Jimmy Carter und die Krise der deutsch-amerikanischen Beziehungen. Berlin 2005.

16 Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 718 und 720.

17 Friedhelm Boll/Jan Hansen: Doppelbeschluss und Nachrüstung als innerparteiliches Problem der SPD, in: Philipp Gassert/Tim Geiger/Hermann Wentker (Hg.): Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. München 2011, S. 203–228, die allerdings die Doppelbeschlusskontroverse nur „randständig“ (S. 223) für den Koalitionswechsel der FDP bewerten; vgl. hingegen anders argumentierend Tim Geiger: Die Regierung Schmidt-Genscher und der NATO-Doppelbeschluss, in: ebd., S. 95–122. Daneben auch Andreas Wirsching: Hans-Dietrich Genscher. Liberale Außenpolitik zwischen Kontinuität und Wandel, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 22 (2010), S. 67–77.

18 Vgl. grundsätzlich Johannes Merck: Klar zur Wende? Die FDP vor dem Koalitionswechsel in Bonn 1980 bis 1982, Berlin 1989, und bereits Ders.: „Klar zur Wende“? Die FDP vor dem Koalitionswechsel in Bonn, 1980–1982, in: Politische Vierteljahrschrift 28 (1987), S. 384–402.

19 Agnes Bresselau von Bressendorf: Hans-Dietrich Genscher und das Ende der Détente, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 23 (2011), S. 257–270, hier S. 268.

20 Vgl. Andreas Rödder: Bündnissolidarität und Rüstungskontrollpolitik. Die Regierung Kohl-Genscher, der NATO-Doppelbeschluss und die Innenseite der Außenpolitik, in: Gassert/Geiger/Wentker (Hg.): Zweiter Kalter Krieg, S. 123–136, hier bes. S. 130–132.

des Wandels durch Annäherung“,<sup>21</sup> zumal es die DDR verstand, die euphorischen Erwartungen der westdeutschen Entspannungsbefürworter vor allem in der SPD auszunutzen, die ihre Ostpolitik weiterzuführen wünschten und für diese Illusion einer „Sicherheitspartnerschaft“ „erhebliche konzeptionelle Klimmzüge“ machen mussten.<sup>22</sup>

Auf dem Kölner Bundesparteitag der FDP Ende Mai 1981 sprach sich knapp ein Drittel der Delegierten gegen den NATO-Doppelbeschluss aus, angeheizt nicht zuletzt durch den Vorsitzenden des Bundesfachausschusses für Außen-, Deutschland- und Europapolitik, William Borm, der, wie sich später herausstellte, „Inoffizieller Mitarbeiter“ der Stasi war und nun Genschers Sicherheitspolitik ernsthaft gefährdete.<sup>23</sup> Genscher wandte sich in Köln ausdrücklich gegen jene, für die die Westbindung nur ein „notwendiges Übel“ der Außenpolitik war.<sup>24</sup> Aber es gelang ihm nur mit seiner „schärfsten Waffe“, nämlich der Rücktrittsdrohung, die eigene Partei auf den Nachrüstungskurs einzuschwören.<sup>25</sup>

Insofern vollzog sich der Regierungswechsel vom Oktober 1982 „im Banne der Außenpolitik“,<sup>26</sup> auch wenn aus wahltaktischen Motiven<sup>27</sup> nach außen hin die wirtschaftlichen Probleme in den Vordergrund gerückt wurden. Rückblickend erklärte Genscher gegenüber sowjetischen Diplomaten, aber besonders dezidiert gegenüber der britischen Premierministerin Margaret Thatcher, er habe „1982 ‚die Wende‘ gemacht, weil die SPD den damaligen Bundeskanzler

21 Martin Sabrow: Der Streit um die Verständigung. Die deutsch-deutschen Zeithistorikergespräche in den achtziger Jahren, in: Arnd Bauerkämper/Martin Sabrow/Bernd Stöver (Hg.): Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990. Bonn 1998, S. 113–130, hier S. 130.

22 Frank Fischer: „Im deutschen Interesse“. Die Ostpolitik der SPD von 1969 bis 1989. Huum 2001, S. 377.

23 Heumann: Hans-Dietrich Genscher, S. 120–125.

24 Hans-Dietrich Genscher, Rede auf dem Kölner Parteitag der FDP im Mai 1981, zitiert nach Andreas Kramer: Die FDP und die äußere Sicherheit. Zum Wandel der sicherheitspolitischen Konzeption der Partei von 1966 bis 1982. Bonn 1995, S. 207.

25 Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 224; vgl. Geiger: Die Regierung Schmidt-Genscher, S. 118; daneben Günter Verheugen: Der Ausverkauf. Macht und Verfall der FDP. Frankfurt/Main 1987, S. 97–120.

26 Klaus Hildebrand: Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland 1949–1989, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 45 (1994), S. 611–625, wiederabgedruckt in: Ders.: Der Flug des Ikarus. Studien zur deutschen Geschichte und internationalen Politik. Hg. von Joachim Scholtyseck/Christoph Stüttgen. München 2011, S. 137–153, hier S. 150. Mit Bezug zur FDP inzwischen auch Bresselau von Bressendorf: Hans-Dietrich Genscher.

27 Vgl. die Stellungnahme Otto Graf Lambsdorffs in: Manfred Schell: Die Kanzlermacher. Mainz 1986, S. 14f.

Schmidt nicht länger hinsichtlich des Doppelbeschlusses der NATO unterstützen wollte.<sup>28</sup>

Der Streit belastete die sozial-liberale Koalition inzwischen aufs Schwerste. Dem rückblickenden Betrachter erscheint es nur folgerichtig, dass es über kurz oder lang zu einem Bruch der „Regierung auf Abruf“<sup>29</sup> kommen musste: „Siechtum und Ende“ – so ist dieses letzte Kapitel des Kabinetts Schmidt/Genscher überschrieben worden.<sup>30</sup> Im Jahr 1982, so lautet jedenfalls der rückblickende Eindruck, war die sozial-liberale Koalition angesichts der politischen Fliehkräfte „kaum mehr handlungsfäh“.<sup>31</sup>

In dieser Zeit der Verunsicherung zeigte sich einmal mehr, dass die FDP in ihren politischen Strömungen und Flügeln ausgesprochen heterogen war. Die offenkundige Ratlosigkeit der sozial-liberalen Koalition über ihre Zukunft rief nicht zuletzt den einflussreichen wirtschaftsliberalen Flügel der FDP auf den Plan, der sich um den mittelständischen Verfechter des Mittelstands Richard Wurbs, Präsident der Handwerkskammer Kassel und Schatzmeister der FDP, scharte und als „Wurbs-Kreis“ einen Gegenpol zum „Sylder Kreis“ der FDP bildete, in dem sich Linksliberale wie Bundesinnenminister Gerhart Baum, sein Parlamentarischer Staatssekretär Andreas von Schoeler, Generalsekretär Günter Verheugen und aus dem FDP-Vorstand die Hamburger Bundestagsabgeordnete Helga Schuchardt zusammenfanden und den Aufbruchgeist der „Freiburger Thesen“ von 1972 fortzuführen suchten. Die lange und intensive Zusammenarbeit mit den Sozialdemokraten hatte denjenigen Elementen Auftrieb gegeben, denen der Wandel der Gesellschaft und ihre emanzipativen Elemente besonders am Herzen lagen. Diese sozialliberale Strömung war besonders stark in den Delegationen der Landesparteitage und des Bundesparteitags zu spüren, während die Bundestagsfraktion die Domäne des gut- und wirtschaftsbürgerlichen Milieus blieb, getragen auch von treuen FDP-Mitgliedern, die in der Regel ihre Partei wählten, ohne selbst politisch aktiv zu werden.<sup>32</sup>

Parallel zu den innerparteilichen Bewegungen der FDP begannen die Christdemokraten nach dem Wahlfiasco der Bundestagswahl 1980 die Möglichkeiten einer zukünftigen Zusammenarbeit mit den Liberalen auszuloten. Ein Referat Alfred Dreggers über die wirtschaftspolitischen Einstellungen des hes-

28 Vermerk des bundesdeutschen Botschafters in London über das Gespräch von Bundesaußenminister Genscher mit der britischen Premierministerin Thatcher am 29. November 1989, in: Andreas Hilger (Hg.): *Diplomatie für die deutsche Einheit. Dokumente des Auswärtigen Amtes zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen 1989/90*. München 2011, S. 49–55, hier S. 55. Auch in seinen Memoiren hat Genscher betont, der NATO-Doppelbeschluss habe „alles andere“ überdeckt: Hans-Dietrich Genscher: *Erinnerungen*. Berlin 1995, S. 448.

29 Jäger/Link: *Republik im Wandel*, S. 232.

30 Vgl. ebd., S. 188.

31 Andreas Rödter: *Die Bundesrepublik Deutschland 1969–1990*. München 2004, S. 74.

32 Vgl. hierzu Jäger/Link: *Republik im Wandel*, S. 233.

sischen FDP-Wirtschaftsministers Heinz Herbert Karry war bereits ein Zeichen für eine Tendenzwende. Weitere Signale einer Wechselstimmung mehrten sich im Sommer 1981 nicht zuletzt durch die Entwicklung in West-Berlin. In der gerade von einem Bauskandal erschütterten Stadt war der bisherige Regierende Bürgermeister Dietrich Stobbe (SPD) nach einer missglückten Kabinettsumbildung zurückgetreten und hatte den Weg zu vorgezogenen Neuwahlen freigemacht. Die Berliner FDP und der Bundesvorsitzende Genscher gehörten zunächst zu denjenigen, die an der dortigen etablierten sozial-liberalen Koalition festhalten wollten. Die Ergebnisse der Wahl vom 10. Mai 1981, bei einem Rekordgewinn für die CDU und mageren 5,6 Prozent für die FDP, ließen diese Kombination jedoch nicht mehr zu. Im Juni wurde der mit einem Minderheitssenat antretende Richard von Weizsäcker (CDU) mit Hilfe der FDP in Berlin zum Regierenden Bürgermeister gewählt. In der Berliner FDP hatte dies über viele Monate starke Verwerfungen zur Folge, aber auf Bundesebene war die Entscheidung von symbolischer Bedeutung. Genscher und Lambsdorff sahen die politischen Abläufe in der geteilten Stadt als eine Art Versuchsballon an. Wenn Berlin Schule machen sollte, dann erschien die Zukunft der sozial-liberalen Koalition „in düsteren Farben.“<sup>33</sup> Obwohl beide bereits zu diesem Zeitpunkt erwogen, die Koalition aufzukündigen, war es für konkrete Schritte noch zu früh, weil Genscher „seine eigenen Truppen erst in Position bringen musste.“<sup>34</sup>

Genscher stellte daher die Signale in Richtung einer wirtschaftspolitischen Umkehr und der Notwendigkeit einer Haushaltskonsolidierung. Schon auf dem Kölner FDP-Bundesparteitag im Mai 1981 sprach er von den „sozialen Hängematten“, die es in einer angespannten Wirtschaftslage nicht mehr geben dürfe. Wenige Monate später legte er nach. In einem Schreiben an die Mitglieder der FDP-Führungsgremien vom 20. August 1981 spielte er erneut auf die Schiefelage des Haushalts an, verwies sogar auf die Lage der Bundesrepublik in den Jahren des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg und knüpfte daran weitere grundsätzliche Erwägungen: „Eine Wende ist notwendig, im Denken und im Handeln. Es gilt, eine Anspruchsmentalität zu brechen, die nicht deshalb entstand, weil die heute lebende und arbeitende Generation weniger leistungsbereit wäre als ihre Vorgänger, sondern weil manches Gesetz gerade zur Inanspruchnahme auffordert, um nicht zu sagen: verleitet. Eine Wende ist notwendig. Jetzt geht es darum, die Weichen deutlich auf mehr Selbstverantwortung, auf Leistung und Selbstbestimmung zu stellen, das heißt eben auf mehr Freiheit. Die Grundtendenz in unserer Gesellschaft ist nicht auf

---

33 Ebd., S. 224.

34 Manfred Görtemaker: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart. München 1999, S. 703.

mehr Staat gerichtet. Wir entscheiden (...) über unsere Zukunftschancen schlechthin.“<sup>35</sup>

Genscher versuchte sich offenkundig, auch wenn er noch nicht an das Ende der Koalition mit der SPD dachte, als Retter in der Not zu positionieren. Nach seiner Interpretation, die nicht allein taktisch begründet war, waren die großen Volksparteien nicht in der Lage, eine Kurskorrektur herbeizuführen. Sie benötigten vielmehr nach dieser Sichtweise der tatkräftigen Hilfe der kleinen FDP. Nach Lage der Dinge war die These der Immobilität der großen Parteien vor allem auf die SPD gemünzt, in der Rebellen jeglicher Couleur ihre eigene Politik durchzusetzen versuchten und Helmut Schmidt immer größere Schwierigkeiten hatte, Unterstützung für seinen Kurs zu finden. Immer offener wurde in der FDP überlegt, wie man der zerstrittenen SPD den Schwarzen Peter zuschieben konnte. Gerechtfertigt war die Taktik, beständig auf die SPD als Alleinschuldige an der wirtschaftlichen Misere zu verweisen, schon deshalb nicht, weil es nicht zuletzt Lambsdorff gewesen war, der mit zu optimistischen Konjunkturprognosen zu dem „ständigen haushaltspolitischen Flickschustern“ beigetragen und daher „ein gerüttelt Maß an Mitverantwortung“ trug.<sup>36</sup>

Konkrete Auswirkungen hatten diese atmosphärischen Veränderungen zunächst noch nicht. Allerdings fiel die FDP bei den Landtagswahlen in Niedersachsen im März 1982 hinter die aufsteigenden Grünen auf den vierten Platz in der Wählergunst zurück und musste befürchten, als entscheidende dritte Kraft, als Mehrheitsbeschaffer und kontinuierliches „Zünglein an der Waage“<sup>37</sup> dauerhaft auszuscheiden. Inzwischen zeichnete sich bereits ab, dass die Zahl der Arbeitslosen wohl binnen kurzer Zeit das erste Mal in der Geschichte der Bundesrepublik die Grenze von zwei Millionen überschreiten würde.

Die Wähler liefen der Regierungskoalition weiterhin in Scharen davon, wie sich angesichts der verheerenden Niederlage bei den Wahlen zur Hamburger Bürgerschaft im Juni 1982 zeigte. Während die SPD fast neun Prozent verlor, verfehlte die FDP, wenn auch nur knapp, den Einzug in die Hamburger Bürgerschaft. Die Bedeutung dieser vielfach als Testwahl beschworenen Abstimmung ist für die folgenden Entwicklungen kaum zu überschätzen. Für Erhard Eppler stellte die Wahl gar den Anfang der „Agonie der Koalition“<sup>38</sup> dar und auch in der Forschung herrscht Einigkeit, dass sie für die sozial-liberale Koalition die

35 Zitiert nach Genscher: *Erinnerungen*, S. 447f.

36 Jäger/Link: *Republik im Wandel*, S. 226.

37 Hans Vorländer: *Die Freie Demokratische Partei*, in: Alf Mintzel/Heinrich Oberreuter (Hg.): *Parteien in der Bundesrepublik Deutschland*. 2. Aufl. Opladen 1992, S. 266–318, hier S. 270.

38 Erhard Eppler: *Komplettes Stückwerk. Erfahrungen aus fünfzig Jahren Politik*. Überarbeitete Ausgabe Frankfurt/Main 2001, S. 176.

„Totenglocke“ läutete.<sup>39</sup> Nun beschleunigte sich die „Absetzbewegung“ im Lager der FDP.<sup>40</sup>

Noch am Abend der Wahlniederlage berieten die Mitglieder des hessischen FDP-Landesverbands angesichts der im Herbst anstehenden Landtagswahl mit dem Parteipräsidium ihre Zukunft und die Chancen und Gefahren eines Koalitionswechsels. Der SPD und den Gewerkschaften sollte jetzt der Schwarze Peter für einen Koalitionsbruch zugeschoben werden: ein Kalkül, das 1966 aufgegangen war. Ein solcher Koalitionswechsel hatte inzwischen den Segen des Fraktionsvorsitzenden Wolfgang Mischnick, der in den Haushaltsberatungen hautnah erfahren hatte, wie klein der gemeinsame Nenner der Koalitionspartner geworden war,<sup>41</sup> auch wenn Mischnick Parteifreunden wie etwa Lambsdorff immer noch als „in der Wolle gefärbter Mann der sozialliberalen Koalition“ galt.<sup>42</sup> Für die Partei, die traditionell mit der Fünf-Prozent-Hürde als politischer Überlebensfrage vertraut war und sich mit Zeiten auf harten Oppositionsbänken nur schlecht arrangieren konnte, musste es einmal mehr darum gehen, Stimmen aus anderen Lagern zu holen, und zwar unabhängig von programmatischen Streitfragen. Flügelkämpfe waren aus der Zeit der Opposition in den Jahren der Großen Koalition 1966 bis 1969 sattsam bekannt, hatten aber gezeigt, dass die Partei solche Zerreißproben überstehen konnte, selbst wenn Wolfgang Mischnick zu gegebenem Anlass daran erinnerte, dass diese Wunden immer noch nicht verheilt seien.<sup>43</sup> Dieses Lehrstück lag nun gerade erst einmal 15 Jahre zurück.

Mischnicks Umschwung ist kaum zu unterschätzen, weil sich dadurch die Gewichte im FDP-Führungsgremium verschoben.<sup>44</sup> Während sich Lambsdorff am klarsten für eine vorzeitige Beendigung der Koalition aussprach und sich der sphinxhafte Genscher bedeckt hielt, votierten Baum, Verheugen und Hildegard Hamm-Brücher dagegen. Als Genscher die Mitglieder des Präsidiums während des Mittagessens nach den Chancen des Koalitionserhalts befragte, war das Ergebnis noch offen: Als Erstes wandte er sich an Verheugen. Dieser wollte ebenso wie fast alle anderen das Bündnis beibehalten. Auch Walter Scheel argumentierte, an dem Hamburger Ergebnis könne man die Koalition nicht scheitern lassen – eine bemerkenswerte Nibelungentreue, die aber nicht von allen mitgetragen wurde. Lambsdorff verhielt sich bezeichnenderweise

---

39 Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 236.

40 Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990. München 2006, S. 19.

41 Wolfgang Mischnick, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 73–75.

42 Otto Graf Lambsdorff, ebd., S. 22.

43 Der Spiegel, Nr. 38, 20. September 1982, S. 23.

44 Günter Verheugen, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 221f.

„undifferenziert und mürrisch.“<sup>45</sup> Die jeweiligen Motive der Befragten lassen sich nur schwer trennen: Partei- und Machtfragen, wirtschaftspolitische Motive und außenpolitische Beweggründe ließen sich auch intern kaum noch auseinanderhalten.

Letztlich war es dann die hessische FDP, die eine Koalitionsaussage für die CDU aussprach, eine Empfehlung, die nach heftigen internen Debatten vom Landesparteitag am 17. Juni mit 169 zu 129 Stimmen angenommen wurde. Die für die hessischen Landtagswahlen vorgegebene Marschrichtung – eine absolute CDU-Mehrheit in Wiesbaden zu verhindern, indem man mit ihr koalierte – war kaum ernst zu nehmen. Eine solche Entscheidung hatte, ob man dies nun zugab oder nicht, immense Bedeutung für Bonn. Trotz aller verbalen Treueschwüre hatte die FDP damit der SPD den Fehdehandschuh hingeworfen. Gereizt äußerte Genscher in einem ZDF-Interview Mitte Juni, er habe den Eindruck, die SPD betrachte die hessischen Freidemokraten „als ihre Leibei-genen und als fühle sich die SPD in Hessen als Staatspartei.“<sup>46</sup> Die „Eigendynamik des hessischen Wahlkampfes“ ließ sich nun kaum noch beeinflussen. Graf Lambsdorff führte dies konsequent aus, als er in einem Interview in der Bild-Zeitung am 31. August verkündete: „Der hessische Wähler entscheidet, was er von einem Wechsel der FDP in eine andere Koalition hält. Das würde für uns in Bonn eine wichtige Erkenntnis sein.“<sup>47</sup>

Sich zu diesen Aporien nicht eindeutig zu positionieren war die Quintessenz des sprichwörtlichen „Genscherismus“, der, je nach politischem Lager, als kluger und staatsmännischer Pragmatismus gelobt oder als rückgratloses bzw. machiavellistisches Machtkalkül und Lavieren gebrandmarkt wurde<sup>48</sup> und von ihm selbst rückblickend ganz blauäugig als Wunsch bezeichnet wurde, „sachorientiert zu entscheiden.“<sup>49</sup> Auch wenn er nachträglich noch geradezu empört den Vorwurf zurückwies, „lustvoll“ auf den Koalitionsbruch hingearbeitet zu haben,<sup>50</sup> blieben deutliche Signale aus, und auch eine neuere Biographie kann über seinen Entscheidungsfindungsprozess in diesen Monaten kaum konkrete Aufschlüsse geben.<sup>51</sup> Er ahnte jedenfalls, dass die eigene Partei in der drohenden Opposition nur geringe Überlebenschancen hatte, und folglich musste sich die Programmatik im Ernstfall immer einem überlebensstrategisch defi-

45 Zitiert nach Merck: Klar zur Wende, S. 208, beruhend auf Aussagen damaliger Teilnehmer.

46 Zitiert nach Klaus Bohnsack: Die Koalitionskrise 1981/82 und der Regierungswechsel 1982, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 14 (1983), S. 5–32, hier S. 13.

47 Zitiert nach Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 242f.

48 Emil J. Kirchner: Genscher and What Lies Behind „Genscherismus“, in: West European Politics 13 (1990), S. 159–177; Werner Filmer/Heribert Schwan: Hans-Dietrich Genscher. Düsseldorf u. a. 1988, S. 415.

49 Genscher: Erinnerungen, S. 456.

50 Ebd.

51 Hans-Dieter Heumann: Hans-Dietrich Genscher. Die Biographie. Paderborn u. a. 2012.

nierten Kalkül unterordnen. Koalitionen waren für Genscher lediglich Zweckbündnisse – und „Zweckgemeinschaften auf Zeit“.<sup>52</sup> In der Geschichte der FDP waren zudem grundsätzlich Phasen selten, in denen sie einmal während einer florierenden innenpolitischen Lage programmatisch massiv den Koalitionspartner angegriffen hat. Ob Genscher selbst aktiv die „Wende“ vollzog oder eher zögerlich agierte, ist bis heute umstritten. Während er selbst, nicht anders als Helmut Kohl, auch rückblickend, eher die Zwangsläufigkeiten der Entwicklung betonte, sehen andere Wegbegleiter ihn als jemand, der zeitweilig die Kontrolle über das Geschehen verloren hatte: Klaus Kinkel vermutet, jener sei zur Beendigung der Koalition geradezu „getrieben“ worden, und Gerhart Baum, zeitgenössisch bekanntlich ein scharfer Kritiker des Koalitionswechsels, attestiert rückblickend sogar ein Versagen der „Staatskunst“ Genschers: „Das Heft des Handelns ist ihm aus der Hand genommen worden.“<sup>53</sup>

Die letzten Monate der sozial-liberalen Koalition waren nach außen gekennzeichnet von einem „Hexenkessel der Spekulationen“. In der Öffentlichkeit führten die Gerüchte zum Eindruck, es handle sich nur noch um den Anfang vom Ende.<sup>54</sup> Zudem kam das Schlagwort vom „Königsmord“, das sich auf die Vorgänge von 1966 bezog, ins Spiel, als Gerhart Baum und sein Planungschef Klaus Thomsen am 19. Juli 1982 unter dem Titel „Weder Königsmord noch Franz Josef Strauß im Kabinett“ eine auch an Genscher adressierte Analyse präsentierten, in der gerade von einem solchen Kurs abgeraten wurde: Koalitionsentscheidungen sollten verhindert werden, bis der für den Oktober geplante FDP-Parteitag die Möglichkeiten einer „kraftvollen Selbstreflexion“ biete. Vor allem in den Schlussabschnitten des Papiers wurden Empfehlungen gegeben, die nun geradezu als Menetekel erscheinen mussten: „Auch 1966 hat die FDP ihre vier Minister erst dann zurückgezogen, als für die Öffentlichkeit klar war, dass die CDU den Königsmord selbst besorgen würde.“<sup>55</sup>

Genscher hat in seinen Memoiren ausgeführt, die Koalition habe bereits Ende Juni 1982, kurz vor der parlamentarischen Sommerpause, angesichts schwieriger Haushaltsentscheidungen „kurz vor dem Bruch“ gestanden, auch wenn er eine eigenmächtige Beendigung nicht für richtig gehalten habe. Dies war insofern richtig, als auf beiden Seiten der Koalition der Glaube an ein einvernehmliches Miteinander Zug um Zug schwand. Es war allerdings bezeichnend, dass der FDP-Chef bei einem Privatbesuch in Hamburg seinem Bundeskanzler Anfang August ausgerechnet Arnulf Barings Buch über den „Machtwechsel“ im Jahr 1969 schenkte.<sup>56</sup>

52 Genscher: *Erinnerungen*, S. 446.

53 Die Interview-Aussagen Kinkels und Baums finden sich in Heumann: Hans-Dietrich Genscher, S. 125.

54 Jäger/Link: *Republik im Wandel*, S. 225.

55 Zitiert nach ebd., S. 240. Vgl. auch Gerhart Baum, in: Schell: *Die Kanzlermacher*, S. 238f.

56 Genscher: *Erinnerungen*, S. 449f.

Der Sommer verging mit zahlreichen Gerüchten im Bonner Treibhausklima, die auch in den Erinnerungsschriften vieler beteiligter Politiker ihren Niederschlag gefunden haben. Schmidt selbst dachte inzwischen „intensiv (...) über das Ende der Koalition“ nach.<sup>57</sup>

Konkretere Anknüpfungspunkte für eine auch dem Wahlvolk plausibel erscheinende Absprungmöglichkeit fanden sich immer wieder, auch wenn die Parteispendenaffäre wohl keine entscheidende Rolle spielte.<sup>58</sup> Beide Koalitionspartner belauerten sich gegenseitig und versuchten, sich in eine günstige Ausgangslage zu manövrieren. Genscher agierte vorsichtig. Helmut Kohl war zwar unter den Gesprächspartnern der Kandidat mit den größten Erfolgchancen, aber solange keine greifbaren Aussichten bestanden, hielt sich der FDP-Vorsitzende noch bedeckt, obwohl er ein existentielles Interesse an einem neuen Zweckbündnis hatte. Die Gespräche, die er mit dem Fernsehjournalisten Friedrich Nowotny in seinem Haus in Wachtberg-Pech führte, aber auch manche Informationen des Kohl-Intimus Eduard Ackermann über Gespräche mit Lambsdorff deuteten zwar auf einen Gezeitenwechsel hin. Detaillierte Absprachen blieben freilich zunächst aus.<sup>59</sup> Die Marschroute wurde etwas konturierter, als Genscher sich auf eigenen Wunsch am 21. August 1982 im Zürcher Hotel Dolder mit dem mächtigen konservativen Verleger Axel Springer traf. Genscher bestätigte diesem die Gerüchte über die Absetzbewegung innerhalb der FDP; zugleich sondierte er die Möglichkeit einer Zweitstimmekampagne für den nicht unwahrscheinlichen Fall, dass seine Partei bei einem Regierungswechsel und anschließenden Neuwahlen unter die Fünf-Prozent-Hürde fallen werde. Seine Frage an den Herausgeber von „Welt“ und „Bild“ lautete daher, wie dieser sich und wie sich die Springer-Presse dazu stellen werde. Obwohl sich Springer offiziell noch bedeckt hielt und möglicherweise sogar noch eine Weile dem FDP-„Vernichtungskonzept“ von Franz Josef Strauß etwas abgewinnen konnte, war er schließlich bereit, der bedrängten FDP im anstehenden Wahlkampf „Feuerschutz“ durch seine Blätter zu geben.<sup>60</sup>

Ende August wurde der Ton zwischen den Koalitionspartnern schärfer. Der sozialdemokratische „Vorwärts“ veröffentlichte am 26. August einen Leitartikel, der ausgesprochen unfreundlich über das politische Profil der FDP urteilte und in dem sogar das Wort von der „Mende-Partei“ fiel.<sup>61</sup> Ein Interview

57 Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 239.

58 Vgl. hierzu die dezidierten Stellungnahmen Genschers in seinen Erinnerungen, S. 454f. und die Darstellung bei Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 65–79.

59 Eduard Ackermann: Mit feinem Gehör. Vierzig Jahre in der Bonner Politik, Bergisch Gladbach 1994, S. 176–178; Helmut Kohl, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 96f.

60 Hans-Peter Schwarz: Axel Springer. Die Biographie. 2. Auflage Berlin 2008, S. 609f.

61 Allerdings hatte schon ein Editorial in der der FDP nahe stehenden Zeitschrift „Liberal“ im Juli vor einem Schwenk gewarnt, der zu einer „Re-Mendisierung“ der FDP führe: Leonhard Froese: Hamburg – ein „Hambacher“ Sieg?, in: Liberal, Juni 1982, S. 1.

Lambsdorffs in der „Bild“ forderte Bundeskanzler Schmidt zum offenen Widerspruch im Kabinett heraus, während Genscher, wiederum in der „Bild“, die Gegner Lambsdorffs als „bellende Meute“ klassifizierte.<sup>62</sup> Waren diese Scharmützel bereits ein Indiz für das offenkundige Phänomen „aufwändige(r) öffentliche(r) Inszenierungen auf allen Seiten“, <sup>63</sup> so war es für die FDP notwendig, eine tragfähige Lösung für die langfristige Existenzsicherung zu finden. Gemeinsam mit Helmut Kohl entwickelte Genscher eine „Überlebensgarantie“ für die FDP, denn es musste jedem klar sein, dass bei einem Koalitionswechsel ein erheblicher Teil der Wähler eine Neupositionierung mit der sofortigen Abwanderung zur SPD quittieren würden. Die Abmachung sah vor, dass die FDP bei einem Wechsel ihre Ministerien und Minister garantiert bekäme, um die gefährliche Phase des Wechsels überstehen zu können, in der Regierungsverantwortung zunächst zu überwintern, sich anschließend durch gute Sacharbeit zu profilieren und dadurch auch im Wählerstamm zu konsolidieren.<sup>64</sup>

Es war schließlich ein weiterer Schlag von Seiten der FDP gegen die Fundamente der Regierungskoalition, der das schon längst inoffiziell begonnene Powerplay auch offiziell anpfiff: Eine grundsätzliche Ausarbeitung Graf Lambsdorffs vom 9. September 1982 zur Wirtschaftspolitik, die als „Wendepapier“ bekannt wurde,<sup>65</sup> brachte das Fass schließlich zum Überlaufen. Der Wirtschaftsminister war von Schmidt beauftragt worden, eine Grundsatzvorlage auszuarbeiten, die der schwächelnden Konjunktur langfristig etwas entgegenzusetzen sollte. Lambsdorffs Papier, an dem bereits seit Juli gearbeitet worden war, stellte „mehr oder minder alles in Frage, was traditionell zum engeren Kanon sozialdemokratischer Wirtschafts- und Sozialpolitik“ gehörte.<sup>66</sup> Was er forderte, musste geradezu als Kampfansage, mehr noch als die Aufkündigung des Abkommens gelten, das 1969 unter dem Motto des Aufbruchs geschmiedet worden war: Die Politik müsse zukünftig, so lautete eine Kernaussage, „vor allem darauf ausgerichtet sein, dem Privatsektor in der Wirtschaft wieder mehr Handlungsspielraum und eine neue Zukunftsperspektive zu verschaffen; und innerhalb des Staatssektors muß sie die Gewichte von der konsumptiven in Richtung der investiven Verwendung verlagern.“ Neben der „Anpassung der sozialen Sicherungssysteme an die veränderten Wachstumsmöglichkeiten“ sollte vor allem der Haushalt konsolidiert werden, was sich, wie das Papier näher ausführte, nur durch massive Kürzungen bewerkstelligen lassen werde –

---

62 Zitiert nach Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 246.

63 Rödder: Die Bundesrepublik Deutschland 1969–1990, S. 174.

64 Helmut Kohl, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 94ff.

65 Konzept für eine Politik zur Überwindung der Wachstumsschwäche und zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, in: Otto Graf Lambsdorff: Frische Luft für Bonn. Eine liberale Politik mit mehr Markt als Staat. Stuttgart 1987, S. 64–89.

66 Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 20.

ein deutliches Votum für „mehr Markt als Staat“.<sup>67</sup> Mit dem Lambsdorff-Papier übernahm die FDP, so ist kürzlich bemerkt worden, nun auch „die Position des Sachverständigenrates“, auch wenn die Ausführungen, von einigen Überspitzungen einmal abgesehen, nicht über die „altbekannten Empfehlungen der wirtschaftswissenschaftlichen Berater“ hinausgingen. Die Lageanalyse entsprach dem, was „längst von der Mehrheit der Berater und auch vom Mainstream der Wirtschaftswissenschaft vertreten wurde.“<sup>68</sup>

Das Tischtuch war damit zerschnitten. In der Debatte zur Lage der Nation, am 9. September im Bundestag ausgetragen, wurden bereits, auch wenn vor gegenseitigen „Überforderungen“ der beiden Koalitionspartner gewarnt wurde, die Geschütze für die kommenden Gefechte in Stellung gebracht. Helmut Schmidt zog, ganz Staatsmann, eine Art Bilanz der bisherigen Koalition. Auf der Seite der FDP standen Sachthemen im Vordergrund, von denen allerdings anzunehmen war, dass sie in der zu erwartenden Medienschlacht kaum eine zentrale Rolle spielen würden: Arbeitsmarkt- und Bodengewinn-Steuerwürden, aller Erfahrung nach, kaum über das Schicksal des kleinen Koalitionspartners FDP entscheiden.

Die Lambsdorff-Streitschrift, die er offiziell am Abend des 9. September übergab, über dessen Inhalt sich der interessierte Leser jedoch bereits am folgenden Morgen in der „Zeit“ unter dem Titel „Ein Manifest der Sezession“ informieren konnte, war faktisch mehr Anlass als Ursache des Koalitionsbruchs. In der „Zeit“ waren auch die Namen derjenigen zu lesen, die sich parteiintern kritisch zum Inhalt des Papiers geäußert hatten: Es waren die „usual suspects“ der Linkliberalen: Gerhart Baum, Burkhard Hirsch, Andreas von Schoeler. Der Artikel wusste aber auch zu berichten, was Genscher von der Streitschrift halte. Es könne zwar an Genschers Zustimmung gar keinen Zweifel geben, aber: „Genau erfahren hat das so recht keiner.“<sup>69</sup>

Lambsdorff hat es rückblickend als „taktischen Fehler“<sup>70</sup> bezeichnet, sein Papier vor der hessischen Landtagswahl am 26. September 1982 veröffentlicht zu haben und Genscher hat in seinen Memoiren dieser selbstkritischen Sicht keinesfalls widersprochen.<sup>71</sup> Der Bundeskanzler empfand das Papier als eine

67 Grundsätzlich zum Wirtschaftsprogramm Thorsten Freiburger: Die wirtschaftspolitische Programmatik der Freien Demokratischen Partei auf Bundesebene 1982–1998 und ihr Einsatz als Planungsinstrument in der Wirtschaftspolitik. Frankfurt/Main 2002, bes. S. 94–106; Reimut Zohlhöfer: Die Wirtschaftspolitik in der Ära Kohl. Eine Analyse der Schlüsselentscheidungen in den Politikfeldern Finanzen, Arbeit und Entstaatlichung, 1982–1998. Opladen 2001.

68 Schanetzky: Die große Ernüchterung, S. 232.

69 Die Zeit, 10. September 1982.

70 Otto Graf Lambsdorff, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 16. Ähnlich Genscher: Erinnerungen, S. 454.

71 Ebd.

„unglaubliche Provokation“.<sup>72</sup> Die Kritik an Lambsdorffs Papier hätte auch von anderer Seite kaum schärfer ausfallen können. Für den DGB war es nichts anderes als ein „wirtschafts- und sozialpolitischer Amoklauf“. Der Reichsbund der Kriegsoffer, Behinderten, Sozialrentner und Hinterbliebenen sprach von einem „Gruselkatalog“, „sozialer Demontage“ und „sozialpolitischer Barbarei“. Selbst Kurt Biedenkopf von der CDU charakterisierte die Ideen als „Radikalvorstellungen“ ohne wirkliche Perspektive.<sup>73</sup> Franz Josef Strauß, noch darüber verärgert, dass durch das Wende-Manöver der FDP der bereits als sicher geltende Sieg für Alfred Dregger bei den hessischen Landtagswahl nicht stattgefunden hatte, zeigte keinerlei Sympathien für die FDP, die „innerhalb weniger Stunden von einem Bett ins andere“ springe.<sup>74</sup> Eine gnadenlose Abrechnung mit dem FDP-Wirtschaftsminister präsentierte er im „Bayernkurier“: Man glaube zu träumen, so der CSU-Chef, der dem Grafen schwere wirtschaftspolitische Versäumnisse vorwarf: „War denn der FDP-Mann Lambsdorff – was freilich auch für seinen Vorgänger, den FDP-Mann Friedrichs, gilt – dreizehn Jahre in einem Schweigelager in Sibirien verschwunden? Steckte Lambsdorff dreizehn Jahre lang in einer Taucherglocke in der Südsee? War Lambsdorff dreizehn Jahre lang im indischen Dschungel verschollen? (...) Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen ‚Zwiespalt der Natur‘!“<sup>75</sup>

Trotz aller Unterstützung, die sich Genscher durch die Springer-Presse hatte zusichern lassen, befand sich Genscher in einer bemerkenswerten Abhängigkeit von Helmut Kohl, und einer seiner Biographen hat entsprechend sogar formuliert, für Genscher, der seine politische Existenz nun aufs Spiel gesetzt habe, habe der Regierungswechsel „den absoluten Tiefpunkt in seinem politischen und vielleicht auch persönlichen Leben“ markiert.<sup>76</sup>

In der Sitzung des SPD-Parteivorstands vom 13. September bezeichnete Schmidt das Lambsdorff-Papier als unzureichend und perspektivlos;<sup>77</sup> die letzte Kabinettsitzung am folgenden Tag, dem 14. September, war ein Schwanengesang. Lambsdorff verteidigte vergeblich sein Papier und musste sich massive Kritik vom Bundeskanzler anhören: Was er jetzt von einigen Kabinettskollegen höre, erinnere ihn an „Seebohm“.<sup>78</sup>

72 Zitiert nach Hans Apel: Der Abstieg. Politisches Tagebuch 1978–1988. 3. Aufl. Stuttgart 1990, S. 214.

73 Ausführlich zu den ablehnenden Reaktionen Görtemaker: Geschichte der Bundesrepublik, S. 704f.

74 Franz Josef Strauß, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 128. Vgl. den Beitrag von Matthias Stickler in diesem Band.

75 Bayernkurier, 18. September 1982.

76 Heumann: Hans-Dietrich Genscher, S. 111.

77 Vgl. Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 733.

78 Vgl. Der Spiegel, Nr. 38, 20. September 1982, S. 22. – Hans-Christoph Seebohm, Verkehrsminister unter Adenauer, hatte auf Wahlkampfveranstaltungen bei den Vertriebenen

Selbst Genscher wurde, als er Lambsdorff zur Seite springen wollte, von Schmidt abgekanzelt. Er brauche sich nicht ständig zu Wort melden: Lambsdorff brauche keinen „Fürsprecher“, weil er schließlich selbst anwesend sei.<sup>79</sup> Genscher fand rückblickend die durchaus zutreffende Bezeichnung, die SPD habe den „Prügelstock“ gegen die FDP eingesetzt, Schmidt habe sich „abgeschottet“ und „offensichtlich entschieden, die Koalition zu beenden.“<sup>80</sup> An den beiden folgenden Tagen bot die erste Lesung des Haushaltsentwurfs 1983 Genscher die Gelegenheit, die Zerstrittenheit der SPD in außenpolitischen Fragen aufs Korn zu nehmen. An die SPD-Fraktion gewandt forderte er diese auf, darauf zu verzichten, „den Friedenswillen und die Friedensfähigkeit anderer demokratischer Parteien zu bestreiten“ und appellierte daran, sich eindeutig zur Außen- und Sicherheitspolitik der Bundesregierung zu bekennen. Hier gelte es besonders, „Zweideutigkeiten zu vermeiden.“

Das Procedere, seine jeweiligen Bataillone in Formation zu bringen, nahm seinen vorgezeichneten Fortgang. Genscher, der gerüchteweise gehört hatte, dass die hessische SPD bereits Wahlkampfplakate mit dem Slogan „Verrat in Bonn“ gedruckt habe,<sup>81</sup> kam seiner Entlassung durch Schmidt zuvor: Am Morgen des 17. September, nach einer kurzen Unterredung zwischen Schmidt und Lambsdorff, war er zum Gespräch mit dem Bundeskanzler für 9 Uhr 30 in dessen Büro bestellt. Der Bundesaußenminister wollte dem Bundeskanzler nicht alleine entgegentreten und brachte den Fraktionsvorsitzenden Wolfgang Mischnick zur Verstärkung mit.<sup>82</sup> In dem kaum 20 Minuten dauernden kühlen Gespräch, in dem jedoch die äußere Form gewahrt wurde, kündigten die FDP-Minister ihren Rücktritt an – möglicherweise ein Fehler: Hätten sich die Minister aus der Koalition werfen lassen, so lautete zumindest später die parteiinterne Manöverkritik, dann hätte sich der Vorwurf eines „Verrats“ nicht so leicht erheben lassen.

Die Würfel waren allerdings jetzt gefallen, und der von Schmidt gegenüber Lambsdorff angekündigte Vorwurf des „Verrats in Bonn“ stellte sich unmittelbar bereits in der Bundestagsdebatte am Vormittag des 17. September ein.<sup>83</sup> Letztlich steht dieser Vorwurf sogar bis heute im Raum: Bernd Faulenbach hat

---

immer wieder Reden gehalten, die mit der abgesprochenen Regierungsposition wenig zu tun hatten.

79 Ebd.

80 Genscher: *Erinnerungen*, S. 454 und 458.

81 Ebd., S. 458.

82 Merck: *Klar zur Wende*, S. 240; Wolfgang Mischnick, in: Schell: *Die Kanzlermacher*, S. 78f.; vgl. auch Jäger/Link: *Republik im Wandel*, S. 251f. Vgl. auch die unwidersprochen gebliebenen Angaben Wolfgang Mischnicks in seiner Rede im Bundestag am 1. Oktober 1982 und die Darstellung der verschiedenen Versionen in Bohnsack: *Die Koalitionskrise*, S. 24–26.

83 Genscher: *Erinnerungen*, S. 458. Die Debatte ist dokumentiert in: *Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht*, Bd. 222, 115. Sitzung, 17. September 1982, S. 7072–7083.

in seiner Geschichte des „sozialdemokratischen Jahrzehnts“ dieser Deutung dadurch Raum gegeben, dass er dezidiert feststellte, es sei letztlich die Entwicklung der FDP gewesen, die „entscheidend für das Koalitionsende“ gewesen sei.<sup>84</sup>

Im Rahmen einer Erklärung, die der Bundeskanzler vor dem Bundestag abgab, erwähnte er zunächst Genschers „Wendebrief“ aus dem Sommer 1981, erklärte anschließend, dass die Gründe der Koalitionsaussage der hessischen FDP zugunsten der CDU „zu keiner Zeit glaubhaft gewesen“ seien und nannte dann das Lambsdorff-Papier ein „Dokument der Trennung“ und seinen Inhalt eine „Hinwendung zur Ellenbogengesellschaft“. Er habe sich in langen Gesprächen mit Genscher um eine „Stabilisierung der Gemeinsamkeit“ bemüht und es an gutem Willen nicht fehlen lassen: „Statt dessen habe ich viele Male von Herrn Kollegen Genscher hören oder lesen müssen, neue Sachfragen schüfen sich neue Mehrheiten. Es drängt sich mir der Eindruck auf, dass die Haushaltsberatungen von einigen Führungspersonlichkeiten der FDP nur noch zum Schein geführt werden, weil ein Vorwand gesucht wird, mit dem der Partnerwechsel dem Publikum erklärt werden soll.“ Als gegen Ende seiner Erklärung von „Machenschaften“ die Rede war, war die Bühne für den weiteren Schlagabtausch eröffnet. Helmut Schmidt hatte, so ist sich die Forschung einig, mit der effektvollen Inszenierung dieser Rede einen ersten Treffer gelandet, und Genschers FDP trudelte gefährlich in die Seile.<sup>85</sup>

Kohl und Genscher hatten sich inzwischen bereits abgesprochen, sofortige Neuwahlen zu umgehen. Die von Kohl nachträglich bestätigte „ganz klare Absprache“ zwischen ihm und Genscher, gleichsam eine „politisch-parlamentarische Überlebensgarantie“,<sup>86</sup> hatte sich nun zu bewähren, denn die von der SPD geforderten sofortigen Neuwahlen hätten eine „tödliche Gefahr“ bedeutet.<sup>87</sup> Hans-Dietrich Genscher agierte daher in enger Abstimmung mit Helmut Kohl, was um so wichtiger war, als die CSU keine Träne vergossen hätte, wenn die ungeliebten Liberalen im Boden der Bedeutungslosigkeit versunken wären. Genscher konnte und musste sich daher auf Kohls Zusagen verlassen, die dieser schon früh gemacht hatte: „In einer solchen Strategie traf sich das Überlebenskalkül der Union, Neuwahlen erst aus einer konsolidierten Regierungsposition heraus zuzulassen, um mit dem Rückenwind eines sicher erwarteten Wahlsieges in die volle Länge einer Legislaturperiode gehen zu können.“<sup>88</sup>

Noch in der Pause nach Schmidts Rede entschied sich bei geheimer Abstimmung eine Mehrheit von 33 zu 18 in der FDP-Fraktion (bei einer Enthaltung)

84 Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt, S. 743.

85 Vgl. Görtemaker: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, S. 704.

86 Helmut Kohl, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 96.

87 Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 22.

88 Ebd.

für Genschers Vorschlag, Koalitionsverhandlungen mit der CDU/CSU aufzunehmen. Es war bemerkenswert, dass zu diesem Zeitpunkt die Gegenstimmen verhalten blieben. Lediglich Günther Verheugen äußerte offene Kritik an Genschers Plan.<sup>89</sup> Auch die Linksliberalen in der Fraktion sahen, dass der Moment für Grundsatzdebatten nicht geeignet war. Entscheidender war es, jetzt stichhaltige Argumente gegen die von Schmidt in seiner Rede geforderten sofortigen Neuwahlen zu finden – für die Liberalen musste es zunächst darum gehen, Zeit für eine Selbstvergewisserung zu gewinnen.

Der Oppositionsführer Helmut Kohl wandte sich in seiner Replik gegen die bekanntlich bereits seit dem Juli durch den Raum geisternde These des „Königsmords“ und leistete der wechselbereiten FDP damit Schützenhilfe. Genschner konnte und wollte verständlicherweise nicht ausführlich auf die „Königsmord-Thesen“ eingehen. Er versuchte jedoch, seinen „Wendebrief“ als Versuch zu verteidigen, „einen gemeinsamen Weg zu zeigen“. Seine Rede ist dennoch als „glanzlos“<sup>90</sup> gewertet worden, aber es wäre wohl auch schwierig gewesen, eine andere Rede zu halten. Wie sehr die FDP jedoch in der Defensive steckte, zeigte nicht zuletzt die mit dem Mut der Verzweiflung ausgesprochene Versicherung, sie fürchte die Entscheidung der Wähler nicht.

Am Abend schwor Genschner Fraktion und Vorstand in langwieriger Überzeugungs- und Überredungsarbeit auf seinen Kurs ein. Wie schwierig das war, zeigten die Kommentare einiger Abgeordneter, die sich überrumpelt fühlten. Burkhard Hirsch bedauerte, man werde „zum Schafott geführt“ und wisse nicht warum. Der Abgeordnete Friedrich Hölscher beklagte, noch bis zum Morgen habe die sozial-liberale Koalition eine Mehrheit gehabt, aber „da oben herrschte Pokermentalität.“<sup>91</sup>

Am folgenden Tag, dem 18. September, fiel im Parteivorstand der FDP und in der Fraktion die Entscheidung für Koalitionsverhandlungen mit der Opposition. Allerdings fiel die Entscheidung ausgesprochen knapp aus, denn während 18 Mitglieder des Vorstands dafür plädierten, votierten 15 dagegen, und über die Frage möglicher Neuwahlen hatte Genschner sicherheitshalber lieber erst gar nicht abstimmen lassen. Entsprechend trugen die Koalitionsvereinbarungen und ein gemeinsames Dringlichkeitsprogramm der Regierung zu den Einsparungen und einer Konsolidierung der Staatsfinanzen deutlich die Handschrift der Freidemokraten.

Für die FDP ging es in den folgenden Wochen darum, die anhaltenden Attacken des ehemaligen Koalitionspartners abzuwehren, eine Aufgabe, die um so wichtiger war, als die Partei in der Wählergunst auch in den Vorjahren niemals weit entfernt von der Fünf-Prozent-Hürde gelegen hatte. Angesichts des Kurs-

89 Vgl. Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 252.

90 Ebd., S. 253.

91 Der Spiegel, Nr. 38, 20. September 1982, S. 23.

wechsels war zu befürchten, dass die enttäuschten Anhänger des sozialliberalen Kurses der FDP dauerhaft den Rücken zukehren würden – und auch diejenigen verunsicherten Wähler, die eine politisch-wirtschaftliche „Wende“ ohnehin eher der sich im Aufwind befindlichen CDU zutrauten.

Zunächst zahlte sich der Kurswechsel für die FDP tatsächlich nicht aus. Als Helga Schuchardt in der „Frankfurter Rundschau“ am 22. September verlauten ließ, die FDP-Führung habe „unter Mitnahme des Parteinamens die Partei verlassen“,<sup>92</sup> sahen zahlreiche liberale Wähler dies offensichtlich ganz ähnlich. Es nützte wenig, dass die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ zwei Tage später beklagte, die FDP erlebe jetzt „die volle Wucht eines linksgewirkten Medienkartells.“<sup>93</sup> Bei den Landtagswahlen in Hessen am 26. September, also nur zehn Tage nach dem Rücktritt der FDP-Minister, erreichte die FDP nur noch 3,1 Prozent – ein historischer Tiefpunkt.<sup>94</sup> Dennoch entschieden sich zwei Tage später, am 28. September, Vorstand und Fraktion in ganztägigen Beratungen, den Genscher-Kurs abzusegnen. Sicherlich war dies eine realpolitisch kluge Entscheidung, denn andere Lösungen hätten zweifellos den Zerfall der Partei mit sich gebracht, mit unabsehbaren Folgen selbst für die Anhänger der sozial-liberalen Koalition. Zwar waren die Gegner Genschers und Mischnicks wortgewaltig: Verheugen, Hirsch, Baum, Schuchardt, Matthäus-Meier, Hildegard Hamm-Brücher und Klaus Gärtner wandten sich vehement gegen die Wende und die Ergebnisse der Koalitionsverhandlungen. Dennoch quittierten die Befürworter des Wechsels das Ergebnis mit Erleichterung. 32 zu 20 Stimmen bei zwei Enthaltungen lautete das Votum. Noch etwas eindeutiger war das Ergebnis für Genschers Entscheidung zum Konstruktiven Misstrauensvotum. 34 zu 18 Stimmen bei 2 Enthaltungen lautete hier das Ergebnis. Im Vorstand wurde es enger: hier wurde nur mit einer hauchdünnen Mehrheit von 18 zu 17 Stimmen abgelehnt, für die Billigung der Koalitionsvereinbarungen erst einen für Mitte November einzuberufenden Sonderparteitag abzuwarten.

Dass sich der „Machtwechsel“ im Jahr 1982 mit einem Konstruktiven Misstrauensvotum am 1. Oktober ganz anders als 1969, nämlich „ohne Trommeln und Fanfaren“ und wie hinter einer „Milchglasscheibe“ vollzog,<sup>95</sup> lag daran, dass Genscher nicht viel Aufheben um den mit Kohl verabredeten Kurswechsel machen wollte, zumal innerhalb der Parteigremien der Schritt noch lange nicht ausdiskutiert war, die Partei vielmehr seit Monaten, nicht anders als die SPD, vom „Bazillus der Flügelkämpfe“<sup>96</sup> befallen war und die Freidemokraten gegenüber der CDU/CSU so gut wie kaum über Druckpotential ver-

92 Zitiert nach Frankfurter Rundschau, 22. September 1982.

93 FAZ, 24. September 1982.

94 Bei den Wahlen zur Hamburger Bürgerschaft am Jahresende 1982 erhielten sie gar nur 2,6 Prozent.

95 Hermann Rudolph: Ohne Trommeln und Fanfaren, in: Die Zeit, 8. Oktober 1982.

96 Jäger/Link: Republik im Wandel, S. 233.

fügten, um liberale Positionen in ihren Verhandlungen durchzusetzen. Sie waren dem politischen Wohlwollen und Kalkül Kohls mehr oder weniger ausgeliefert. Als glücklichen Umstand konnte in der FDP-Chefetage lediglich erleichtert zur Kenntnis genommen werden, dass Kohl schon wegen der CSU an einer vollständigen Schwächung der FDP nicht interessiert war – eine ebenso demütigende wie desolante Situation. Wenig verwunderlich war, dass der ehemalige Regierungssprecher Bölling über die unkomfortable Verhandlungsposition der FDP herzog und davon sprach, dass Genscher, den er gar mit dem bösen Wort „Quisling“ assoziierte, jetzt in seiner eigenen Partei „zu Edeka-Discountpreisen“ gehandelt werde.<sup>97</sup> In den Debatten im Bundestag am 1. Oktober machten zahlreiche Anhänger der sozial-liberalen Koalition noch einmal mitunter indigniert ihre Position deutlich. Genscher hat es noch rückblickend als „bitter“ bezeichnet, dass in der Aussprache über das Misstrauensvotum am 1. Oktober 1982 im Bundestag außer Wolfgang Mischnick niemand aus der FDP-Bundestagsfraktion ein Wort zu seiner Verteidigung gefunden habe.<sup>98</sup>

Wie prekär seine Lage war, zeigte sich, als der „Spiegel“ nicht einmal zwei Wochen nach dem Tag des Konstruktiven Misstrauensvotums ein sog. „Tagebuch“ des Staatssekretärs Klaus Bölling veröffentlichte, das hauptsächlich den Zweck hatte, die FDP des vermeintlichen „Verrats“ zu beschuldigen. Genscher figurierte hier als „Chargenspieler von Rang“ und Graf Lambsdorff als sein „prominenter Mittäter“.<sup>99</sup> In dieser Mischung aus Verbitterung und polemischer Attacke schien sich das schon oft beschworene Bild der FDP als „Umfaller“ ein weiteres Mal zu bestätigen. Schon Erich Mende hatte sich seit den Koalitionsverhandlungen 1961 mit diesem Etikett auseinandersetzen müssen, das nun, nach dem Bruch der sozialliberalen Koalition, geradezu „zum Stigma“ wurde.<sup>100</sup>

Währenddessen sammelten sich in der FDP die Anhänger der sozialliberalen Koalition. Günther Verheugen war schon einige Tage vor dem Tag des Konstruktiven Misstrauensvotums zurückgetreten. Gleich vier Landesverbände beantragten einen Sonderparteitag, auf dem über Genschers Kurs diskutiert werden sollte. Selbst in der Bundestagsfraktion, in der der Vorsitzende über eine vergleichsweise hohe Zustimmung verfügte, prallten die Meinungen offen aufeinander. In den Fraktionssitzungen am 4. und 12. Oktober sahen sich die Befürworter eines Koalitionswechsels, also in erster Linie Genscher, Lambsdorff und Mischnick harten Angriffen ausgesetzt. Die Motive der Gegner wa-

97 Der Spiegel, Nr. 38, 20. September 1982, S. 18 bzw. 20.

98 Genscher: Erinnerungen, S. 462.

99 Klaus Bölling: Die letzten 30 Tage des Kanzlers Helmut Schmidt. Ein Tagebuch. Reinbek 1982, S. 23 und S. 69.

100 Dominik Geppert: Beharrung im Wandel: unionsdominierte Bundesregierungen, in: Hans-Peter Schwarz (Hg.): Die Bundesrepublik Deutschland: eine Bilanz nach 60 Jahren. München 2008, S. 57–76, hier S. 65.

ren durchaus unterschiedlich und vermögen zu erklären, warum sich diese schließlich nicht durchsetzen konnten: Manche wie Verheugen befürchteten weniger die offenkundigen Veränderungen der Parteienlandschaft, die durch die Grünen – auch auf Kosten der FDP – entstanden und wollten diese eher durch das Aufgreifen der ökologischen Themen parieren.<sup>101</sup> Andere protestierten gegen die „schlimme Intoleranz“ parteiinterner Gegner, man beklagte die „unerträgliche Kampagne“, die Genscher „politisch und moralisch zu ruinieren“ drohte und nur der „beispiellose(n) Diffamierungskampagne“ des ehemaligen Koalitionspartners diene.<sup>102</sup> Die Befürworter eines Koalitionswechsels wiesen demgegenüber auf die tiefen Divergenzen hin, die selbst in den Reihen der Sozialdemokratie zu erkennen waren und die auch den Bundeskanzler bereits schwer beschädigt hatten. Eine konstruktive Zusammenarbeit der Gegner eines Koalitionsbruchs kam nicht zustande.

Dennoch beobachtete Graf Lambsdorff im November bei Genscher „Zeitpunkte wirklich tiefster Verzagtheit.“<sup>103</sup> Bis zu ihrem ordentlichen Parteitag, der vom 5. bis 7. November im Berliner Kongresszentrum stattfand, blieb die zerrissene FDP „von ihren inneren Gegensätzen gelähmt.“<sup>104</sup> Auf dem Berliner „Parteitag der Tränen“ fiel die Entscheidung denkbar knapp aus, obwohl der Koalitionswechsel in Bonn längst beschlossene Sache war. Genscher zeigte sich seinen parteiinternen Gegnern gegenüber unversöhnlich und erhielt 55 Prozent der Stimmen, sein Gegenkandidat, der stellvertretende Bundesvorsitzende Uwe Ronneburger, keine charismatische Persönlichkeit, 45 Prozent. Auch der Koalitionswechsel wurde nur mit einer hauchdünnen Mehrheit gebilligt: Während sich 181 Nein-Stimmen fanden, erhielt Genschers Kurs eine Zustimmung von 210 Stimmen. Das durchaus ehrenvolle Ergebnis für die „Verweigerer“ war für den langfristigen Zusammenhalt des fragilen Parteigefüges ein Vorteil, denn die Gegner des Wechsels konnten nun darauf verweisen, dass sie immer noch fast die Hälfte der Parteimitglieder repräsentierten. Bestärkt wurden sie dadurch, dass der Genscher-Kritiker Gerhart Baum, der durchgehend bemängelt hatte, der Koalitionswechsel sei ungenügend vorbereitet und beraten worden, nun zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden gewählt wurde. Er konnte auf diese Weise seinem Wunsch nachkommen, unabhängig vom Koalitionspartner das zu verfechten, was er als „liberale Identität“ verstand und sicherlich einige Zweifler von einem Parteiaustritt abhalten.

Der Aderlass war dennoch beträchtlich: Zahlreiche herausragende FDP-Politiker kehrten der Partei nun endgültig den Rücken, unter ihnen Ingrid Mat-

---

101 Günter Verheugen, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 225.

102 Archiv des Liberalismus (AdL), Fraktionssitzungen der FDP, Bestand Mischnick A 41-74.

103 Otto Graf Lambsdorff, in: Schell: Die Kanzlermacher, S. 24.

104 Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 23.

thäus-Maier, die noch in Berlin ihren Rücktritt erklärte. Von Schoeler, Verheugen und Schuchardt folgten bald. Diese Prominenz bildete jedoch „nur die Spitze des Eisbergs.“<sup>105</sup> Die Zahl der Mitglieder sank bis 1983 auf nur noch knapp über 70.000, nachdem die Partei noch zwei Jahre zuvor 86.000 Mitglieder in ihren Reihen gehabt hatte.<sup>106</sup> Es waren diejenigen Freidemokraten, bei denen der Wertewandel in der Bundesrepublik die tiefsten Spuren hinterlassen hatten: Die Liberalisierung, die Pluralisierung der Lebensformen und die Individualisierung verstanden sie als liberale Kernbekenntnisse, die sie in der neuen Koalition nicht wiederzufinden glaubten. Allerdings war es paradoxerweise gerade der Individualismus, der Liberale gemeinhin kennzeichnet, der eine faktische Sezession verhinderte. Die Ende November in Bochum erfolgende Gegengründung der „Liberalen Demokraten“ blieb ein Übergangsphänomen, das ohne herausragende Persönlichkeiten als Zugpferde (und ausgerechnet William Borm als Ehrenvorsitzenden) als linksliberale Splitterpartei keine sichtbaren Spuren hinterließ und wieder in der Versenkung verschwand.<sup>107</sup>

Damit hatte die FDP die „schwerste innenpolitische Zerreißprobe“<sup>108</sup> ihrer Geschichte erfolgreich überwunden. Die neue Regierung hatte sich zwar nicht auf sofortige, aber auf baldige Neuwahlen verpflichtet. Letztlich ging das parteipolitische Kalkül der Liberalen auf. Bei den Bundestagswahlen 1983 erhielten sie mit 10,6 Prozent der Stimmen ihr drittbestes Ergebnis ihrer Geschichte. Der Erfolg war nicht zuletzt dreien ihrer Repräsentanten zu verdanken: „Genscher mit seinem klaren Koalitionsbekenntnis, Baum, der die Reformliberalen bei der Partei gehalten habe und Lambsdorff, dem man in erster Linie die Gewinnung von CDU-Wählern“ zuschrieb.<sup>109</sup> Eine Haushaltskonsolidierung erschien inzwischen angesichts der wirtschaftlich düsteren Lage noch dringlicher. Schon wenige Tage nach der Neukonstituierung der christlich-liberalen Koalition hatte eine aktualisierte Steuerschätzung ein Loch im laufenden Etat von 5,4 Milliarden DM vorhergesagt – eine Prognose, die bei der FDP sofort den Verdacht auslöste, ob nicht in dem zuvor von der SPD gestellten Bundesfinanzministerium die bisherigen Zahlen geschönt gewesen waren. Wie dem auch sei: Die Erwartung der Wähler an die neue Regierung war, dass

---

105 Ebd.

106 Daniela Gniss: Freie Demokratische Partei, in: Handbuch zur Statistik der Parlamente und Parteien in den westlichen Besatzungszonen und in der Bundesrepublik Deutschland. Teilbd. 3: FDP sowie kleinere bürgerliche und rechte Parteien, Mitgliedschaft und Sozialstruktur 1945–1990. Düsseldorf 2005, S. 97f.

107 Burkhard Gutleben: Linksliberale Splitterparteien im 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Liberalismusforschung 4 (1992), S. 217–228.

108 Vorländer: Die Freie Demokratische Partei, S. 285.

109 Helmut Kistler: Die Bundesrepublik Deutschland. Vorgeschichte und Geschichte 1945–1983. Bonn 1990, S. 388.

sich der Staat langfristig auf die Herstellung günstiger Rahmenbedingungen für Investitionen beschränken, sich aber ansonsten aus der Wirtschaft stärker heraushalten solle.

Beim „Abschied vom Provisorium“<sup>110</sup> blieben die wirtschaftspolitischen Initiativen der neuen Regierung begrenzt. Sie stand unter einem unmittelbaren Erfolgsdruck, den sie wohl kaum erfüllen konnte: Der zaghafte Rückzug des Staates geschah unter scharfen gesellschaftlichen Protesten gegen den vermeintlichen „Sozialabbau“, obwohl es zu diesem angeprangerten grundsätzlichen Umbau des sozialen Sicherungssystems schließlich gar nicht kam.<sup>111</sup> Das Dilemma bestand darin, „einen neuen wirtschafts-, finanz- und sozialpolitischen Kurs zu wollen und auch zu verkünden, ihn aber wegen der übernommenen Haushaltsmisere und den dringend erforderlichen Reparaturarbeiten nicht in die Tat umsetzen zu können.“<sup>112</sup>

Zwischen den liberalen Wünschen nach Subventionsbegrenzungen, Mehrwertsteuererhöhungen und einem Moratorium einer Rentenanpassung geriet das große Reformvorhaben schneller aus dem Blick als erhofft. Während die Band „Geier Sturzflug“ mit dem Refrain „Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt“ 1983 einen Nummer-Eins-Hit in den Charts landete, sah die Realität weniger spektakulär aus, zumal es niemals konsequent zu der angekündigten Rückkehr zum Neoliberalismus kam und die Historiker bis heute uneinig sind, ob der Regierungswechsel in wirtschaftspolitischer Hinsicht als Zäsur gewertet werden kann.<sup>113</sup> Im Atmosphärischen jedenfalls schien sich zunächst wenig zu ändern, ganz im Gegenteil: Sarkastisch bemerkte der „Spiegel“ schon wenige Monate nach Amtsantritt der neuen Koalition, die Dialoge im Kanzleramt begännen „jenen aus der Schmidt-Zeit gespenstisch zu ähneln, zu einem ewigen Gezeter um Etatkleinkram zu verkommen.“<sup>114</sup>

Die Wende stieß neben den massiven gesellschaftlichen Vorbehalten auf bürokratische Beharrungskräfte und blieb auf halbem Weg stecken. Die eher „formelhaft“ auf Modernisierung, Liberalisierung und Strukturwandel angelegte Politik sollte sozialverträglich umgesetzt werden. Diese Leitlinie führte dazu, dass sich die christlich-liberale Koalition trotz der postulierten Neuorien-

110 Wirsching: Abschied vom Provisorium.

111 Vgl. grundsätzlich Manfred G. Schmidt (Hg.): Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945. Bd. 7: Bundesrepublik Deutschland 1982–1989. Finanzielle Konsolidierung und institutionelle Reform. Baden-Baden 2005.

112 Wirsching: Abschied vom Provisorium, S. 28.

113 Zu den historiographischen Debatten und Ansichten vgl. Günther Schulz: Die Entwicklung der Sozialen Marktwirtschaft und der Regierungswechsel 1982. Eine Zäsur in der Wirtschaftspolitik?, in: Günter Buchstab/Hans-Otto Kleinmann/Hanns Jürgen Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch. Eine Zwischenbilanz. Köln u. a. 2010, S. 3–14, bes. S. 11f.

114 Der Spiegel, Nr. 42, 18. Oktober 1982, S. 18.

tierung kaum von der Vorgängerregierung unterschied. Eine Mehrheit in der Koalition akzeptierte offensichtlich im Kern „die beschleunigten Prozesse gesellschaftlicher Individualisierung“ oder hielt „ihre Umkehr für politisch nicht durchsetzbar.“<sup>115</sup> Faktisch erschöpften sich die Wirtschaftsinitiativen in eher „halbherzigen Maßnahmen“ zur Begrenzung der Staatsaufgaben und zur Deregulierung der Wirtschaftsbereiche von Post und Telekommunikation.<sup>116</sup> Dass am Ende der 1980er Jahre die Staatsquote wieder auf ein erträglicheres Maß von 44,5 Prozent und die Arbeitslosenzahl ebenfalls erheblich, nämlich auf 1,8 Millionen, gesunken war, hatte mit globalen Entwicklungen zu tun. Die Regierungskoalition profitierte von jenem bald einsetzenden allgemeinen Wirtschaftsaufschwung, der mit sinkenden Energiepreisen einherging und die Rezessionsphase der Ölkrisezeit endgültig beendete.

---

115 Andreas Wirsching: „Neoliberalismus“ als wirtschaftlich-politisches Ordnungsmodell? Die Bundesrepublik Deutschland in den 1980er Jahren, in: Werner Plumpe/Joachim Scholtyseck (Hg.): *Der Staat und die Ordnung der Wirtschaft. Vom Kaiserreich bis zur Berliner Republik*, Stuttgart 2012, S. 139–150, hier S. 148f.; Christoph Boyer: Zwischen Pfadabhängigkeit und Zäsur. Ost- und westeuropäische Sozialstaaten seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, in: Konrad H. Jarausch (Hg.): *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*. Göttingen 2008, S. 103–119.

116 Werner Plumpe: *Industrieland Deutschland 1945 bis 2008*, in: Hans-Peter Schwarz (Hg.): *Die Bundesrepublik Deutschland*, S. 379–404, hier S. 401.

# Der Regierungswechsel 1982 aus der Sicht der SPD\*

Hartmut Soell

Der Wechsel im Oktober 1982 beendete eine von zwei sozialdemokratischen Kanzlern geführte Koalitionsregierung, die dreizehn Jahre im Amt war. Ein „langes“ Jahrzehnt, wie in neueren Darstellungen zu lesen ist – selbst dann, wenn die sehr wichtige Beteiligung der SPD an der vorausgegangenen Regierung der Großen Koalition vom Dezember 1966 bis Oktober 1969 am Rande der Betrachtung bleibt. Aber ist es deshalb ein „sozialdemokratisches Jahrzehnt“, wie der Titel einer jüngst erschienen, sehr soliden Studie von Bernd Faulenbach über die SPD der 1970er Jahre lautet<sup>1</sup> oder gar ein „rotes Jahrzehnt“, wie dies der vom Seminarleninismus und -maoismus geheilte Gerd Koenen<sup>2</sup> vor zehn Jahren provokant formuliert hatte? Ralf Dahrendorfs in den 1990er Jahren formulierte These vom „Ende des sozialdemokratischen Jahrhunderts“ gehört ohnehin zu jenen Metabegriffen, die sich konkreter historischer Analyse entziehen.

Mit Recht haben andere Autoren auf die Neuformierung, ja den Durchbruch der CDU zur Mitglieder- und Programmpartei in den 1970er Jahren, auf die Wahlerfolge der Union in den Großstädten und bei den Landtagswahlen zwischen 1970 und 1977 sowie bei den Bundestagswahlen 1976 hingewiesen, wo ihr nur 1,41 Prozent an der absoluten Stimmenmehrheit fehlte.

Weshalb bleibt die FDP bei solchen Überschriften außer Betracht? Hatten ihre programmatischen Vorstellungen in der Außen- und Deutschlandpolitik sowie im Inneren auf den Feldern der Rechts- und Verfassungspolitik, der Wirtschaftspolitik und des Umweltschutzes, die Gesetzgebung der von Brandt und Schmidt geführten Regierungen doch entscheidend mitgeprägt. Der von Jürgen Habermas benutzte Begriff der *Fundamentalliberalisierung* der Bundesrepublik schließt das eben Gesagte ein, geht aber in der Tiefenschicht darüber hinaus. Nicht zuletzt deshalb hat die zunächst wegen der Sperrigkeit des Begriffs – „sozialdemokratisch-freidemokratische Koalition“ – von den Journalisten aus Bequemlichkeit verkürzte Bezeichnung „sozialliberale Koalition“ eine inhaltliche Grundierung erhalten. Dieses dritte Jahrzehnt in der Geschichte der Bundesrepublik war für die FDP ihr – nicht nur bis dahin – erfolgreichstes Jahrzehnt. In der Rede des FDP-Parteivorsitzenden Genscher in der Debatte über die Regierungserklärung der neuen Koalition am 13. Oktober

---

\* Ausgearbeitete Fassung des Vortrags anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 24. November 2011 im Bundesrat in Bonn.

1 Bernd Faulenbach: Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969–1982. Bonn 2011.

2 Gerd Koenen: Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977. Köln 2001.

1982 im Bundestag schwang noch außerordentlich viel von dem überhöhten Anspruch der Liberalen nach, bei den Grundentscheidungen der Bundesrepublik seit 1949 mit Vernunft und Augenmaß immer auf der richtigen Seite gewesen zu sein: bei den Westbindungen ebenso wie bei den Ostverträgen, in der Wirtschafts- wie in der Sozialpolitik.

Auf diese Weise versuchte er den gerade erst erfolgten Wechsel in die Koalition mit der Union zu legitimieren. Ob die Wähler Genscher, denen er zwei Jahre zuvor, in Wort und Schrift noch verheißen hatte, wer FDP wähle, garantiere, dass Schmidt Kanzler bleibe, dies auch so sehen würden, war nach dem Menetekel der hessischen Landtagswahl zweieinhalb Wochen zuvor, bei der die FDP mit 3,1 Prozent ihr schlechtestes Ergebnis bei Landtags- und Bundtagswahlen seit 1949 erzielte, zumindest zweifelhaft. Solche Zweifel hegten auch viele Delegierte auf dem turbulent verlaufenen Berliner Parteitag der FDP wenige Wochen später. Genscher konnte für seine Wiederwahl als Vorsitzender nur 222 von 400 Delegiertenstimmen für sich gewinnen.

Diese kurze Betrachtung soll zu sparsamen Umgang mit einer zu pauschalen Kennzeichnung von Regierungszeiten anregen. Denn Regieren heißt keineswegs auch die kulturelle oder gar die „geistig-moralische“ Hegemonie innezuhaben.

Ein erster Blick auf die Bewusstseins- und Seelenlage der SPD im Herbst 1982 – der Fokus muss weitgehend auf die engere Parteiführung und die Bundtagsfraktion begrenzt bleiben – ergibt eine krause Mischung aus Wut über den Koalitionswechsel des bisherigen Partners, aus dem Gefühl der Erleichterung, an der Basis der Partei nicht mehr ungeliebte Kompromisse verteidigen zu müssen, aus nach der Hessenwahl neu erwachtem Kampfgeist und aus Enttäuschung über Helmut Schmidts Verzicht auf eine erneute Kanzlerkandidatur, nachdem die neue Koalition als Termin für die Neuwahl des Bundestages den 6. März 1983 in Aussicht genommen hatte. Im Grunde musste Schmidt froh sein, dass der Kelch einer erneuten Kandidatur auf diese Weise an ihm vorübergegangen war. Dutzende Herzrhythmusstörungen während seiner Zeit als Minister und Kanzler, die der Öffentlichkeit verborgen geblieben waren und erst im Oktober 1981 durch einen Herzschrittmacher reguliert werden konnten, hatten bei ihm zeitweise Zweifel geweckt, ob er das Kanzleramt lebend würde verlassen können.

Willy Brandt versuchte Schmidt dennoch zu einer erneuten Kandidatur zu überreden: Er könne sich nicht vorstellen, „welch persönlichen Erwägungen dagegen sprechen könnten“. Politisch spreche „alles“ für dieses „Opfer“. Die Menschen machten keinen Unterschied zwischen dem von Schmidt vorgeschlagenen Termin für Neuwahlen im Dezember 1982 und den von der neuen Koalition vorgesehenen Termin im März 1983 und erwarteten deshalb, dass er

seine Kandidatur aufrechterhalte.<sup>3</sup> Solch „persönliche Erwägungen“ gab es neben den politischen und den gesundheitlichen Gründen bei Schmidt durchaus. Über das Jahr 1982 hinaus zu kandidieren, damit er im günstigsten Fall die vier bis fünf Prozent über die der SPD als Partei zugebilligten Wählerstimmen erzielte, die zur Bildung der von Brandt, Eppler und anderen angestrebten „neuen Mehrheit“ mit den noch regierungsunfähigen Grünen notwendig waren und zugleich seinen politischen Kurs kritisieren sowie seine moralische Substanz grundlegend in Frage stellen zu lassen, wie dies im Sommer 1982 durch Oskar Lafontaine und Günter Gaus geschehen war, dies hielt Schmidt zu Recht für unzumutbar.

Der innere Zustand seiner Partei wie auch das Agieren seines Nachfolgers im September und Oktober 1982, den er drei Tage nach dessen Wahl bei der Amtsübergabe als ersten Kanzler der Nachkriegsgeneration begrüßte, hatte Schmidt überdies stärker als Brandt den Eindruck vermittelt, dass es sich bei Kohls Kanzlerschaft nicht um ein bloßes Intermezzo handeln würde. Im Frühjahr 1982 hatte er – ähnlich wie später Herbert Wehner – seiner Partei für den Fall des Endes der Koalition eine Oppositionszeit von langer Dauer vorausgesagt. Jedenfalls unterschätzte er Kohl jetzt nicht mehr, wie er dies vor allem in den Jahren bis zur Bundestagswahl 1976, gelegentlich auch später – allerdings weniger öffentlich sichtbar – getan hatte.

In den früheren Jahren hatte ihm Kohl einige Gründe für seine Haltung geliefert. Dazu zählte Kohls Nachgiebigkeit gegenüber Strauß und dessen Nein zum Abkommen mit Polen in der Aussiedlerfrage im März 1975 und der Ablehnung der KSZE-Schlussakte im Sommer des gleichen Jahres. Als Kohl in seiner Antwort auf die Regierungserklärung des dritten Kabinetts Schmidt Ende November 1980 diese Fehler korrigierte und die Ostverträge sowie die Schlussakte von Helsinki zu „wesentlichen Komponenten deutscher Außenpolitik“ erklärte, die „richtig ausgelegt, aber auch politisch intensiv im Interesse unseres Volkes und des Friedens genutzt werden“<sup>4</sup> müssten, hielt Schmidt diese Abwendung von der bisherigen Haltung der Opposition für bemerkenswert und begrüßte sie ausdrücklich.<sup>5</sup> Dabei blieb ihm sehr bewusst, dass diese von Kohl verdeckt schon früher begonnene, aber unter dem Druck von Strauß nicht durchgehaltene Wende darauf abzielte, der FDP den Koalitionswechsel zu erleichtern.

Nach dem Scheitern der Kanzlerkandidatur von Strauß, den die Liberalen auch schon früher zu Wahlzwecken zu ihrem Intimgegnern erklärt hatten, war

---

3 Schreiben W. Brandts an H. Schmidt, 11. Oktober 1982, in: Willy Brandt: Berliner Ausgabe. Band 5: Die Partei der Freiheit. Willy Brandt und die SPD 1972–1992, bearb. von Karsten Rudolph. Berlin 2002, Nr. 88, S. 389f.

4 Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, Bd. 117, 6. Sitzung, 26. November 1980, S. 47.

5 Ebd., 8. Sitzung, 28. November 1980, S. 218.

der Weg zu diesem Wechsel wieder offen. Durch die Veränderungen der wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Rahmenbedingungen und durch den sich intensivierenden und von den Medien angeheizten Streit in der sozialliberalen Koalition, wie ihren finanziellen und sozialökonomischen Folgen zu begegnen sei, war mit Genschers Wendebrief vom August 1981, spätestens seit der Entscheidung der hessischen FDP vom Juni 1982 nach der dortigen Landtagswahl im September mit Dreggers CDU koalieren zu wollen, klar, in welche Konstellation dieser Weg führen würde.

An dieser Stelle sei der Hinweis erlaubt, dass der Zerfall der sozialliberalen Koalition in erster Linie nicht auf persönliche Gegnerschaften und Konstellationen, sondern auf die angedeuteten strukturellen Veränderungen zurückzuführen waren, die teilweise von den Akteuren in ihrem Ausmaß erst verspätet wahrgenommen wurden. Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Bundesrepublik nur aus binnenpolitischer Sicht zum „Problemfall“ geworden war. Im internationalen Vergleich schnitt sie nach wie vor gut ab. Dabei hat der jahrelange internationale Druck, weltwirtschaftliche „Lokomotive“ zu spielen, ihren finanzpolitischen Spielraum erheblich verkürzt. Aber die Art und Weise, wie in einer Krise die einzelnen Momente sich verdichteten und zu einer Lösung drängten, gibt auch Auskunft darüber, wie Akteure über das Situative hinaus strukturelle Probleme erkannten und behandelten.

In einer weitverbreitenden Darstellung der Geschichte der Bundesrepublik in den 1980er Jahren werden Kohl und Genscher als die beiden „Zeremonienmeister des Regierungswechsels“<sup>6</sup> präsentiert. Genschers Rolle war im September 1982 – im Gegensatz zu den Monaten zuvor, wo er sich – wie dies Hans-Peter Schwarz herausgefunden hat – bei Axel Springer im Falle von Neuwahlen die Unterstützung durch dessen publizistische Macht für eine Zweitstimmenkampagne zugunsten seiner Partei versichert hatte – nicht sehr „meisterlich“. Das Tempo, das Schmidt in der Endphase der Auseinandersetzung vorlegte, machte Genschers Fahrplan zur Makulatur. Dieser sah die Inszenierung des Regierungswechsels erst für die Wochen nach den Landtagswahlen in Hessen und Bayern vor. Schmidts Vorgehen lieferte Genscher, den einige Jahre zuvor ein Mitarbeiter im Überschwang noch als „mächtigsten Mann der Republik“ gefeiert hatte, weitgehend Kohls Weitblick aus.

Dieser hatte trotz einer anfänglichen Fehleinschätzung schnell begriffen, welcher zusätzlicher Vorteil ihm Schmidts Taktik verschaffte. In einem Zeitungsinterview am 3. September 1982 hatte Kohl noch Neuwahlen gefordert, wollte aber im Augenblick keinen realistischen Weg dorthin entdecken. Dabei fügte er hinzu: „Eine von der Union geduldete Minderheitsregierung unter Bundeskanzler Helmut Schmidt wäre nur möglich, wenn sie in Absprache mit der

6 Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik 1982–1990 (Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 6). München 2006, S. 22.

Opposition Neuwahlen vorbereitet. Ich sehe noch nicht den Kanzler, der solche Absprachen trifft“.<sup>7</sup> Als Schmidt vierzehn Tage später im Bundestag das Ende der sozialliberalen Koalition offiziell begründete, kam er mit seiner Bereitschaft zu einer Absprache mit Kohl über Neuwahlen zu spät. In seiner Antwort auf Schmidts direkte Frage, ob er zu seinem Wort stehe,<sup>8</sup> behauptete Kohl nun, dass die Verfassung den zuerst von ihm und jetzt auch von Schmidt vorgeschlagenen Weg nicht vorsehe.<sup>9</sup> Die geschriebene Verfassung enthielt zwar keine entsprechende Bestimmung. Aber die 1972 geübte Praxis eröffnete eine Möglichkeit, durch eine Verständigung der Parteien den komplizierten Weg zu vorgezogenen Neuwahlen abzukürzen.

Drei Monate später beschritt Kohl einen ähnlichen Weg, um die von allen Seiten geforderte politische Legitimation für den Koalitionswechsel zu erhalten. Der Unterschied zwischen seinem Vorgehen und dem von 1972 bestand darin, dass es keine Absprache der Regierungsparteien mit der Opposition gab. Vielmehr mussten Abgeordnete von Union und FDP am 17. Dezember 1982 formal gegen Kanzler Kohl stimmen, um den Bundespräsidenten Karl Carstens zu überzeugen, dass der Kanzler über keine Mehrheit mehr verfügte. Es war ein Verfahren, das – wie die abweichenden Voten von Richtern bei der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zeigten –, den Bundespräsidenten an den Rand verfassungswidrigen Handelns brachte.

In diesem Zusammenhang kann ich eine Erfahrung aus meiner eigenen parlamentarischen Praxis nicht unterdrücken. Als einer der Berichterstatter für das Parlaments- und Parteienrecht in der nach der Vereinigung von Bundestag und Bundesrat gebildeten Verfassungskommission hatte ich 1993 ein Selbstauflösungsrecht des Bundestages vorgeschlagen, um künftige Inhaber bzw. Inhaberrinnen des Präsidentenamtes vor solchen Gefahren zu schützen. Um nicht die damals noch großen Parteien zu Lasten der kleinen Parteien zu begünstigen, hatte ich für die Entscheidung über das Selbstauflösungsrechts eine Dreiviertelmehrheit der Abgeordneten des Bundestages vorgesehen. Die Berichterstatter der anderen Fraktionen waren im Grundsatz schon gewonnen, auch wenn über das Quorum (Zweidrittel- oder Dreiviertelmehrheit) noch diskutiert wurde.

Als dieser Vorschlag auf den Widerstand des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker stieß, nahm die CDU/CSU-Fraktion von einer solchen Regelung Abstand. Als ich Herrn von Weizsäcker Jahre später an den Vorgang erinnerte, meinte er, die Entscheidung über vorzeitige Neuwahlen sei eines der wenigen konkreten Rechte, die dem Präsidenten zugewiesen worden seien; die

---

7 Vgl. Kohls Interview mit der Westfälischen Rundschau, 3. September 1982.

8 Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, Bd. 122, 115. Sitzung, 17. September 1982, S. 7074.

9 Ebd.

wollte er nicht eingeschränkt wissen. Ihm war verborgen geblieben, dass in der Verfassungskommission weitere Vorschläge über die Ausweitung der Rechte des Präsidenten (z. B. die Berufung von Enquetekommissionen sowie einer ständigen Kommission zur Entscheidung über die Parteienfinanzierung und die Abgeordnetenentschädigung) vorlagen, die von Kanzler Kohl abgelehnt wurden.

Das Motiv für die Widersprüchlichkeit der Argumentation Kohls im September 1982 ist schnell ausgemacht. Auch ohne dass Schmidt den Herbst 1972 ausdrücklich erwähnte, war bei ihm die Erinnerung daran präsent genug, um zu wissen, welche Mobilisierung ein noch amtierender Kanzler auslösen konnte, wenn er vom Mythos des „Verrats“, gar des „Königsmords“ – wie es der zur sozialliberalen Koalition stehende FDP-Innenminister Gerhard Baum Wochen zuvor formuliert hatte – zehren konnte. Gewiss ähnelte die Konstellation 1982 nur in Teilen der von 1972. Dennoch war nicht nur die parlamentarische Existenz der FDP auf Bundesebene in Gefahr. Auch die Union hätte ihre seit 1981 in allen Umfragen verheißene absolute Mehrheit nur schwerlich erreichen können. Deshalb war es im genuinen Interesse Kohls, eine solche neue Chance für Schmidt unter allen Umständen zu verhindern. Er setzte zu Recht darauf, dass ein halbes Jahr später dieser Mythos seine Kraft weitgehend eingebüßt haben würde. Deshalb nahm er für den Anfang eine deutlich geminderte Legitimation in Kauf.

In den ersten Tagen nach dem Ende der alten Koalition am 17. September 1982 war nicht klar, ob Strauß, der mit der FDP seit seinem von ihr erzwungenen Rücktritt vom Amte des Verteidigungsministers wegen der Spiegelaffäre 1962 eine alte Rechnung offen hatte, dieses Vorgehen tolerieren würde. Schmidt hatte in den Wochen zuvor aufmerksam Straußens Plädoyer für Neuwahlen noch im Jahr 1982 registriert. Während Schmidt und Kohl ein Verhältnis gegenseitiger persönlicher Abneigung verband, war das Verhältnis zwischen Schmidt und Strauß durch eine Mischung aus Rivalität und Respekt im Sinne der Gleichrangigkeit sowie einer sich meist nur verdeckt äußernden Solidarität der ehemaligen Soldaten des Zweiten Weltkriegs gekennzeichnet.

In den Jahren 1978/79, nachdem Strauß als Ministerpräsident in München zu residieren begann, war es mehrfach – meist am Vorabend von Bundesrats-sitzungen – zu informellen, den Bonner Journalisten verborgen gebliebenen Treffen im Kanzlerbungalow gekommen. Während Straußens Kanzlerkandidatur gab es mehr als ein Jahr Funkstille zwischen beiden. Das einzige registrierte Treffen danach fand Anfang November 1981 statt. Als die Medien dieses einzige Mal Wochen später Wind davon bekamen, gab es ein Rauschen nicht nur im bundesdeutschen Blätterwald. Es ist unschwer zu entschlüsseln, worüber die beiden sprachen: Über die Weltpolitik und die mangelnde Fähigkeit der Russen und der Amerikaner, das Notwendige zu tun und gewiss auch über die nachfolgende Politikergeneration. Dabei kam vermutlich mehr als nur ein

Hauch jener Stimmung auf – um im Kommissjargon zu sprechen –, mit der alte „Frontschweine“ einstmals die Frischlinge begrüßten, die gerade von der Offiziersschule kamen. Ein gehöriges Stück Selbsttäuschung war dabei unvermeidlich.

Für Genscher, Kohl und andere aus der Generation der Flakhelfer und der älteren Hitlerjungen, die teilweise noch in den letzten Kriegsmonaten an Maschinengewehren und Panzerfaust ausgebildet und eingesetzt wurden, waren Tod und Verderben nichts Unbekanntes.

Als Schmidt nach dem Bruch der Koalition seinen Vertrauten Wischniewski nach München schickte, um auszuloten, ob Strauß es mit seiner Forderung nach Neuwahlen noch vor Jahresende ernst meine und ihm dabei anbieten ließ, im Wahlkampf auf jegliche Hilfe durch das Presseamt und auf die sonst der Bundesregierung zur Verfügung stehenden Annehmlichkeiten zu verzichten, hielt sich Strauß mit Rücksicht auf die Wahlen im eigenen Lande am 10. Oktober zurück. Öffentlich machte er zwar weiter keinen Hehl daraus, dass Neuwahlen zum Bundestag noch vor Jahresende anderen Terminen vorzuziehen seien. Wenn er zugleich von einer „Übergangsregierung Kohl“ sprach, war dies nicht nur ein pejorativer Schlenker gegen seinen wenig geliebten „Männerfreund“, sondern vor allem ein Signal, dass er jetzt ebenso wie dieser durch ein weiteres Amtieren eines von Schmidt geführten Minderheitskabinetts bis zur Wahl den schließlichen Erfolg der Union gefährdet sah. Mit dem gegen ihn gerichteten Unterton konnte Kohl leben. Für ihn war entscheidend, dass ihm die CSU nicht den Weg zum konstruktiven Misstrauensvotum verlegte.

Das für die FDP niederschmetternde Ergebnis der Hessenwahl verstärkte die Furcht vor einem neuen Höhenflug des gerade erst ausmanövrierten Schmidt und trieb die Partner der neuen Koalition umso stärker zusammen. Kohl war Nutznießer der dadurch zusätzlich veränderten Lage auf doppelte Weise: Einmal konnte er der FDP die noch dringlicher gewordene Atempause im Überlebenskampf und sich selbst, von der CSU weitgehend unangefochten, schnell die Vorteile des neuen Amtes verschaffen. Zum anderen musste die FDP-Führung für diese Rücksichtnahme einen erheblichen Preis zahlen. Dies galt vornehmlich für die Finanzierung des Haushalts und für das Feld der Sozialpolitik. Während die FDP gegenüber der SPD darauf bestanden hatte, die Nettokreditaufnahme für 1983 auf 28,5 Milliarden zu beschränken, wurde diese jetzt wegen konjunkturell bedingter Mindereinnahmen und Mehrausgaben auf 40 Milliarden erhöht. Eine andere von der SPD wegen der „sozialen Symmetrie“ symbolisch noch höher besetzte Forderung, die nach einer Ergänzungsabgabe für Besserverdienende, die von der FDP zu einem Bruchpunkt der alten Koalition erklärt worden war, wurde von ihr – jetzt mit dem neuen Etikett „Zwangsanleihe“ versehen – der Union zugestanden.

Daneben gab es über das Maß der im Sommer 1982 verabredeten Kürzungen sozialer Leistungen hinaus noch weitere Einschnitte in diesem Bereich. Aber

die Forderungen des Lambsdorff-Papiers, das nach seiner Veröffentlichung am 9. September 1982 etwas vordergründig zum Scheidebrief der alten Koalition erhoben worden war, wurden nur in wenigen Punkten berücksichtigt. Warum?

Die CDU-Sozialausschüsse hatten dieses Papier kaum weniger als die SPD zum sozialpolitischen Gruselkatalog erklärt. Als Volkspartei war die Union in kaum geringerem Umfang als die SPD auch Arbeitnehmerpartei und konnte sich nicht von einer wieder zur bloßen Klientelpartei geschrumpften FDP in ihrer sozialen Kompetenz so plündern lassen, dass sie auf diesem Felde gegenüber einer wieder frei agierenden SPD wehrlos werden würde.

Dennoch musste die Union der Forderung der FDP<sup>10</sup> nach substantiellen Kürzungen des Kindergeldes für Familien mit zwei, drei oder mehr Kindern nachgeben. Hinzu kam neben dem Streichen des Schülerbafög die Verschiebung der nächsten Rentenanpassung um ein halbes Jahr, auf den 1. Juli 1983, die auch die Renten der Unfall- und Kriegsoffer sowie die Altershilfe für Landwirte und die Beamtenpensionen umfasste. Auf diesem Feld sozialstaatlich gestützter Masseneinkommen waren gewiss erhebliche Einsparungen möglich. Aber sie trafen in erster Linie jene sozialen Gruppen, die Heiner Geißler, der neue Familienminister und CDU-Generalsekretär, in seiner Rede auf dem Mannheimer Parteitag der CDU im Juni 1975 in den Mittelpunkt seiner These von der „Neuen sozialen Frage“ gerückt hatte: Familien mit mehreren Kindern, Alleinerziehende, Renterinnen und Rentner sowie die wachsende Zahl der Haushalte von Arbeitslosen mit Kindern – also überwiegend Gruppen, die, wie Geißler seinerzeit zu Recht monierte, als Nichtorganisierte im korporativ organisierten Verteilungskampf des Verbändestaates zu kurz gekommen waren. Geißlers Rede und die nachfolgende Kampagne hatte damals vor allem bei den Sozialdemokraten, obwohl öffentlich uneingestanden, Aha-Effekte erzielt. Das ein Jahrzehnt lang nicht mehr erhöhte Kindergeld wurde in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in mehreren Etappen nicht zuletzt für Familien mit zwei und mehr Kindern deutlich erhöht. Unausgesprochen – denn aktive Bevölkerungspolitik nach dem Muster des NS- und des DDR-Regimes blieb verpönt – war damit die Absicht verbunden, den durch sozialmoralische Prozesse, vor allem den Wandel in der Prioritätenskala der Werte, sichtbar in den Individualisierungsschüben, nicht zuletzt durch die Frauenbewegung bewirkten und sich seit Anfang der 1970er Jahre beschleunigenden Geburtenrückgang einzudämmen.

Nach den von der neuen Koalition vorgenommenen Kürzungen fiel es den Familien- und Sozialpolitikern der SPD nicht schwer, anklagend den Finger zu heben und dabei auch auf die Kritik von CDU-Abgeordneten aus den Reihen

---

10 Ende Oktober 1982 wurde Genscher vor der Bundespressekonferenz von Journalisten gefragt, was er mit der Union habe mehr durchsetzen können, als mit der SPD. Er nannte an erster Stelle die Kindergeldkürzungen.

der Katholischen Arbeitnehmerbewegung zu verweisen, wonach die Hauptlast der Sanierung der Staatsfinanzen bisher auf dem Rücken der Arbeitnehmer, Familien und Rentner erfolgt sei. Wirkungen wurden dadurch kaum erzielt. Die Einsparungszwänge hatten die seit den fünfziger Jahren informell bestehende Koalition der Sozialpolitiker von SPD und Union fürs Erste in die Defensive getrieben, weil sie auch im Medienecho für den wachsenden Schuldenberg verantwortlich gemacht wurden, obwohl sich dahinter strukturelle und konjunkturelle Prozesse verbargen, für die sie nur begrenzt haftbar gemacht werden konnten. In den Stellungnahmen aus den Reihen der SPD zur Politik der neuen Koalition rückten in einer Art *damnatio memoriae* die anfänglichen „Erzbösewichter“ – Genscher und Lamsdorff – immer mehr in den Hintergrund und Kohl in den Vordergrund: „Kohl verhöhnt die Mehrkinderfamilie“; „Kohl und das Wachstum der Arbeitslosen“; „Kohls Ausbildungs-, Garantie‘ – ein Hohn“; „Kohl will das Land in eine andere Republik verwandeln“ – so lauteten die Schlagzeilen in den der SPD nahe stehenden Medien.

Nach der Bestätigung der neuen Koalition durch die Wähler am 6. März 1983 – mit einem aus der Sicht Kohls in doppelter Hinsicht idealen Ergebnis – rückte Kohl noch mehr in den Mittelpunkt der Kritik. Jetzt wurde er nicht nur für vermeintliche oder tatsächliche Defizite in der Wirtschafts-, Haushalts- und Arbeitsmarktpolitik, sondern auch für die Umweltpolitik und andere Bereiche verantwortlich gemacht.

Etlche Stellungnahmen waren dabei nicht nur auf Kohls Rolle als die mit höchster Amtsautorität ausgestattete Persönlichkeit im politischen Entscheidungsprozess der Republik zurückzuführen. Wenn diese Kritik aus der zweiten oder dritten Reihe der SPD-Politiker kam, war sie oft genug mit der Spekulation verbunden, die Erwähnung Kohls in der Schlagzeile werde der Kritik mindestens zu ein wenig Echo in den Medien verhelfen.

Waren die Stellungnahmen zu Kohls Vorgehen auf dem Feld der Außen- und Sicherheitspolitik subtiler? Das hing von den Themen und von den jeweils sich äußernden Personen ab. Da es sich dabei meist um Sprecher aus der ersten Reihe der Opposition – also um Hans-Jochen Vogel, Brandt, Bahr oder Wischnewski – handelte, war die Kritik differenzierter und wies unterschiedliche Akzentsetzungen auf. Nachdem sich Kohl in seiner Regierungserklärung zur Kontinuität in der Ost- und Deutschlandpolitik bekannt und seine Bereitschaft zum Konsens mit der Opposition in den Grundfragen der Außen- und Sicherheitspolitik erklärt hatte, knüpfte die SPD-Führung zwar an dieses Versprechen an. Aber ein gewisser Verdacht besonders in der Frage des Doppelbeschlusses der NATO vom Dezember 1979 blieb bestehen und stärkte die Reihen derer in der SPD, die sich vom zweiten Teil dieses Beschlusses – der Notwendigkeit der Nachrüstung, falls es in den laufenden Verhandlungen über die Atomwaffen mittlerer Reichweite, die sogenannten eurostrategischen Waffen, zwischen den USA und der Sowjetunion nicht gelingen würde, die beträchtliche Vor-

rüstung in Gestalt der SS 20 gänzlich abzubauen – mehr und mehr verabschiedeten.

Woher kam dieser Verdacht? Kohl hatte den sicherheitspolitischen Sprecher der CDU, Manfred Wörner, zum Verteidigungsminister gemacht. Dieser hatte sich seit 1977 immer stärker auf die Seite jener Gruppen in Washington geschlagen, die im Pentagon, im Kongress und im Weißen Haus darauf drangen, die durch die in den SALT-Abkommen zwischen Washington und Moskau geschaffene faktische Neutralisierung der sogenannten strategischen Waffen beider Weltmächte wieder ein Stück weit rückgängig zu machen, und so die bis in die 1960er Jahre angeblich bestehende amerikanische „Eskalationsdominanz“ wieder herzustellen. Bei diesem hochabstrakten Kalkül im Sinne von Herman Kahns 44 Eskalationsstufen („On Escalation“, 1965)<sup>11</sup> blieb die Reaktion der europäischen Völker und deren Politiker völlig unberücksichtigt. In seiner Einleitung zur deutschen Übersetzung dieser Studie von Kahn<sup>12</sup> hatte Schmidt damals klar gemacht, dass beim Überschreiten der zwanzigsten Stufe und den darauffolgenden Einsatz von Kernwaffen das Schicksal Europas und damit Deutschlands besiegelt sein würde. Deshalb sei die Politik dazu aufgerufen, ein solches Schicksal abzuwenden.

Wörner war aber von diesem Denken so fasziniert, dass er im Winter 1979 in Kalifornien forderte, wenn die USA, damals geführt von Jimmy Carter, den Europäern diese Waffe vorenthielten, müssten die Letzteren diese Waffe – es ging vor allem um Marschflugkörper – selbst bauen.<sup>13</sup> Der Doppelbeschluss der NATO vom Dezember 1979 hatte zwar solche Überlegungen zunächst gegenstandslos gemacht.

Aber die in diesem Bereich als Idealergebnis angestrebte „Null-Lösung“ – der Verzicht auf eine westliche Nachrüstung, falls die sowjetische Vorrüstung beseitigt würde – wurde von der Union, wie noch die Reden von Kohl und Strauß im September 1981 im Bundestag unterstrichen, für völlig unrealistisch gehalten.

Wörner hatte bei seinem ersten Besuch in Washington als Verteidigungsminister Anfang November 1982 erklärt, die für die westliche Nachrüstung vorgesehenen Mittelstreckenraketen würden im Herbst 1983 stationiert, falls die Genfer Verhandlungen bis dahin nicht zu einem Ergebnis kämen. Aber anschließend könne weiter verhandelt werden, was einen Abbau der Raketen bei einem späteren Verhandlungserfolg möglich mache.

11 Herman Kahn: On escalation: metaphors and scenarios. New York 1965.

12 Ders.: Eskalation: Die Politik mit der Vernichtungsspirale. Mit einer Einleitung von Helmut Schmidt. Frankfurt a. M. 1970.

13 H. Schmidt hat im Bundestag diesen Vorstoß Wörners zurückgewiesen; vgl. Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, Bd. 108, 131. Sitzung, 24. Januar 1979, S. 10345.

Der von der SPD-Führung zum Kanzlerkandidaten ausgerufene Hans-Jochen Vogel erwiderte sogleich<sup>14</sup>, Wörner laufe Gefahr, den Konsens der im Bundestag vertretenen Parteien zu verlassen, wonach es keinen Automatismus für die Stationierung der neuen Raketen in Westeuropa geben dürfe. Der NATO-Doppelbeschluss sehe ausdrücklich vor, dass der Bedarf an Nachrüstung „im Lichte konkreter Verhandlungsergebnisse geprüft“ werden solle. Wer den damit normierten Vorrang einer Verhandlungslösung vor der Nachrüstung in Frage stelle, handele nicht im deutschen und europäischen Interesse. Vogel ging davon aus, dass Bundeskanzler Kohl ebenso wie die SPD dringend interessiert sei, alle gegebenen Chancen zu nutzen, um eine Fortsetzung des Rüstungswettlaufs zu verhindern. Es wäre zu begrüßen, so hieß es bei Vogel weiter, wenn der Kanzler noch vor Antritt seiner Reise in die USA für Klarheit Sorge.

Vogel unternahm hier den Versuch, Kohls Kontinuitätsversprechen im Sinne der sich nach Schmidts Abgang vom Nachrüstungsteil des Doppelbeschlusses wegbewegenden SPD-Positionen zu nutzen, ohne Schmidt, auf dessen Politik er sich zuvor berufen hatte, zu düpieren. Neben den Schwierigkeiten dieses Spagats kam für die SPD ein weiteres Dilemma hinzu: Schmidt war in Guadeloupe im Januar 1979 zwar Mitautor des späteren Doppelbeschlusses gewesen. Aber als einziger der dort Beteiligten vertrat er einen Staat, der auf Atomwaffen verzichtet hatte.

Weder saß die Bundesrepublik wie bei den Wiener Verhandlungen über die Reduzierung konventioneller Truppen in Mitteleuropa am Verhandlungstisch, noch konnte sie – wie dort mit der Bundeswehr, der konventionell am stärksten bewaffneten Macht Westeuropas – Masse einbringen. Die Bundesrepublik blieb darauf verwiesen, die USA und die Sowjetunion, die seit Ende 1981 in Genf über die Mittelstreckenraketen verhandelten und dabei ihre jeweiligen Interessen zu wahren suchten, auf diplomatischem Wege zu beeinflussen.

Bei den USA fiel dies zunächst leichter, da Washington mit dem NATO-Doppelbeschluss und mit der damit verbundenen Null-Lösung als dem optimalen Ziel eine vom Bündnis getragene Eröffnungsposition besaß. Moskau hingegen hatte zu Beginn der Verhandlungen ein dickes Paket von Vorschlägen präsentiert: Das inzwischen noch stärker angewachsene Potential an SS-20 sollte mit den auf westlicher Seite existierenden Raketen kürzerer Reichweite, mit amerikanischen Flugzeugen als Träger von Atomwaffen – land- wie seegestützt – sowie mit den britischen und französischen Atomwaffen verrechnet werden. Aus sowjetischer Sicht bestand angeblich schon eine westliche Überlegenheit, und eine Reduzierung der SS-20 sei deshalb nicht erforderlich.

---

14 Hans-Jochen Vogel: Den Konsens nicht verspielen – Kohl sollte sicherheitspolitisch Klarheit schaffen, in: SPD-Pressedienst, 37. Jg., Nr. 214 vom 10. November 1982.

Tatsächlich waren bei den in den SALT-Abkommen enthaltenen Berechnungen die britischen und französischen Raketen schon teilweise berücksichtigt worden. Aber dies blieb geheim, weil die USA ihre Verbündeten nicht verprellen wollten. Dies verschaffte Moskau erhebliche propagandistische Vorteile. Nach der Bundestagswahl 1980 hatte die anwachsende nuklearpazifistische Bewegung auch Teile der SPD und – was heute meist vergessen wird – auch der FDP erreicht. Auf dem Kölner Parteitag der FDP im Mai 1981 stimmte ein gutes Drittel der Delegierten gegen die sich aus dem Doppelbeschluss ergebenden Konsequenzen für den Fall der Fälle. Ihre Zahl war kaum geringer als die derjenigen Delegierten, die sich im April 1982 auf dem SPD-Parteitag in München für ein Stationierungsmoratorium entschieden.

Hinter Genscher späterer Begründung, er habe die Koalition gewechselt, weil die SPD sich vom Doppelbeschluss verabschiedet habe, ist auch deshalb ein Fragezeichen angebracht, weil im Sommer 1982 der FDP-Ausschuss für Friedens- und Sicherheitspolitik einem Papier Jürgen Möllemanns zustimmte, in dem gefordert wurde, Frankreich und Großbritannien sollten auf Atomwaffen verzichten, um die Genfer Verhandlungen zu erleichtern. Möllemann wurde nach dem Wechsel Staatsminister im Auswärtigen Amt und galt im Bonner Politjargon auch sonst als Genschers „Minenhund“.

Die SPD war auf dem Münchner Parteitag nicht ganz so weit gegangen wie Möllemann. In ihrem sicherheitspolitischem Beschluss hieß es: „Für das Gleichgewicht zwischen Ost und West werden die französischen und britischen Nuklearwaffen zu berücksichtigen sein.“

Die Briten scherten sich um solche Beschlüsse wenig, wohl aber die französische Politik. Die Verfasser dieses Teils der SPD-Entschliebung hatten offenkundig noch Erklärungen François Mitterrands aus den späten 1970er Jahren in Erinnerung, wonach ein Teil der taktischen Atomwaffen Frankreichs abgebaut, ein weiterer Teil – insbesondere die in den Nordvogesen stationierten, auf das Gefechtsfeld Bundesrepublik zielenden Kurzstreckenraketen – mit größerer Reichweite ausgestattet werden sollten und Frankreich sich an den Verhandlungen über die Verminderung strategischer Waffen beteiligen wolle.

Aber damals war Mitterrand in der Opposition. Im Mai 1981 zum Präsidenten gewählt, bewegte er sich künftig in dieser Hinsicht voll in der Kontinuität seines Vorgängers Giscard d'Estaing, der im Januar 1979 in Guadeloupe, also auf „heimischen“ Boden, die Grundidee des Doppelbeschlusses – vermutlich nach vorausgegangenen Zwiesgesprächen mit Helmut Schmidt – formuliert hatte. Warum?

Die SS-20 bedrohte auch Frankreich. Eine vermutlich notwendige Nachrüstung hätte überdies den Vorteil gehabt, dass etliche SS-20, die auf die heilige Erde Frankreichs zielten, künftig auf Ziele außerhalb gerichtet werden müssten. Giscard d'Estaing hatte sich in Guadeloupe zudem ausbedungen, dass

künftige Verhandlungen über die Mittelstreckenwaffen französische Modernisierungsprogramme in diesem Bereich nicht einschränken dürften.

Schon in den Gesprächen Schmidts mit Mitterrand nach dessen Wahl 1981/82, spätestens bei Kohls Antrittsbesuch in Paris im Oktober 1982 war deutlich geworden, dass die französische Politik den Doppelbeschluss nachhaltig unterstützte. Dennoch reagierte die bundesdeutsche Öffentlichkeit erstaunt und die SPD-Führung – Schmidt und sein Anhang ausgenommen – sehr verärgert, dass Mitterrand in seiner Rede vor dem Bundestag zum zwanzigjährigen Jubiläum des Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrags am 20. Januar 1983 aus dieser Haltung keinen Hehl machte.

Für die Befürworter der Umorientierung in dieser Frage um Brandt und Bahr war die jetzt so offen gewordene französische Haltung auch deshalb enttäuschend, weil sie zu lange auf ein ideologisches Einvernehmen mit dem Sozialisten Mitterrand gesetzt hatten. Sozialdemokratischer Einfluss auf die konservativen Regierungen in Washington<sup>15</sup> und London war ohnehin nicht mehr vorhanden. Bestand wenigstens gegenüber Moskau, wo die SPD-Führung seit dem Moskauer Vertrag von 1970 einen gewissen Vertrauensvorschuss besaß, eine Einflussmöglichkeit?

In einem Vermerk vom 20. Juli 1983, der an Brandt und Vogel ging, hielt Egon Bahr Ergebnisse seiner jüngsten Gespräche in Moskau fest. Darin hieß es: „Der Kohl-Besuch“ – der kurz zuvor stattgefunden hatte – „wird unterschiedlich beurteilt. Es gibt auch Stimmen, die ihn für die Sowjetunion negativ sehen, weil er ihm ermöglicht hat, bei der Rückkehr so zu tun, als könne alles im wesentlichen weitergehen, wenn stationiert wird. Moskau will nicht dramatisieren, so dass es als Drohung verstanden wird, aber auch nicht zur Entdramatisierung beitragen. Der Mann selbst wird in seinen bilateralen Ansichten geschätzt. Als bloßer Interpret amerikanischer Argumente lächelt man über ihn. Er hat sich selbst auf den Stand August 1970 reduziert: Der Moskauer Vertrag gilt. Was daraus an Zusätzlichem über das bilateral Hinausgehende [an] Einflußbonus [?] wird, bleibt abzuwarten.“<sup>16</sup>

Dieses Dokument offenbart ein hohes Maß an Ambivalenz: Auf der einen Seite Enttäuschung darüber, dass er – Mitautor des Moskauer Vertrags – nicht mehr selbst als vielfältig privilegierter Vertreter aus der Regierung in Bonn, sondern nur noch als Beobachter aus den Reihen der Opposition wahrgenommen wurde. Auf der anderen Seite Ernüchterung darüber, dass die sowjetische

---

15 Vgl. den Brief H.-J. Vogels an den amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan vom 18. Februar 1983, in dem die Haltung der SPD erläutert wurde; er stieß in Washington offenbar auf kühle Ablehnung; der Brief Vogels in: Privatarchiv Helmut Schmidt (Hamburg).

16 Egon Bahr, Vermerk für Willy Brandt und Hans-Jochen Vogel, 20. Juli 1983, in: Willy-Brandt-Archiv, W. Brandt als Parteivorsitzender/Verbindungen zu Mitgliedern des Präsidiums, Mappe 51, in: Archiv der Sozialen Demokratie.

Politik trotz ihrer Propaganda gegen die Stationierung mittelfristig wieder zur Tagesordnung übergehen würde.

Kurzfristig fehlte es in den Monaten vor der Bonner Stationierungsentscheidung Ende November 1983 keineswegs an dramatisierenden Warnungen Moskaus. Hinzu kam der Druck der „Friedensbewegung“, in die sich auch die Mehrheit der SPD unter Führung Brandts einzureihen begann. Die Tatsache, dass dieser Druck auch an Helmut Kohl nicht spurlos vorüberging, erhellte seine Antwort auf die Kritik Helmut Schmidts an Heiner Geißlers rüdem Angriff auf die SPD im September 1983, die dieser als „fünfte Kolonne“ der Sowjetunion, „der mächtigsten Diktatur der Weltgeschichte“ verunglimpft hatte. Während Kohl im ersten Teil seines Briefes auf Schmidts Hinweis, der beleidigende Begriff „Fünfte Kolonne“ stamme aus dem Propagandaarsenal der spanischen Faschisten, wenig überzeugend argumentierte, zielte er im zweiten Teil treffsicher auf Schmidts Achillesferse. „Der liebe Kollege Schmidt“ solle auch einmal über die Empfindungen der Christdemokraten nachdenken, die täglich den Diffamierungen seiner politischen Freunde ausgesetzt seien, „weil wir die von Ihnen wesentlich mitentworfenen Politik des NATO-Doppelbeschlusses vertreten.“<sup>17</sup> Es war verständlich, dass Kohl in diesen besonders „bewegten“ Wochen des Herbstes 1983 auf diese Weise reagierte. Es wäre fast übermenschlich gewesen, auf den Vorteil zu verzichten, seinen Vorgänger – einmal mehr – zum Kronzeugen gegen die eigene Partei zu machen. Schmidts Dilemma, seinen eigenen Standpunkt zu behaupten und mit der Partei, der er seit bald vier Jahrzehnten angehörte, nicht zu brechen, trat nicht nur hier unverhüllt zu Tage.

Als es einige Wochen später im Bundestag zur Entscheidung über die Stationierung kam, stimmten er und weitere 13 Abgeordnete der SPD nicht, wie die große Mehrheit seiner Fraktionskollegen, gegen die Stationierung. Er lehnte aber auch den Entschließungsentwurf der Koalitionsfraktionen ab. Dies geschah weniger aus Rücksicht auf die eigene Fraktion, sondern vor allem aus zwei Gründen, die indirekt zusammenhingen. Seinem Nachfolger warf er vor, nach dem Bekanntwerden des zwischen den Unterhändlern Nitze und Kwizinski in Genf ausgehandelten Kompromisses über die Mittelstreckenwaffen im Juli 1982 – er selbst hatte zuvor Nitze einen solchen Kompromiss vorgeschlagen<sup>18</sup>, der von Moskau und Washington später abgelehnt wurde –, „nicht um-

17 Vgl. H. Schmidt an Bundeskanzler Kohl, 19. September 1983; Bundeskanzler Kohl an H. Schmidt, 4. Oktober 1983, beide Briefe in: Privatarchiv Helmut Schmidt (Hamburg).

18 Strobe Talbott (Raketenschach, engl. New York 1983, dt. München u. a. 1984, S. 196ff.) hat zu Recht vermutet, dass der sog. Waldspaziergang-Kompromiss vom Juli 1982, den Paul Nitze vorgeschlagen hatte, auf einen Vorschlag von H. Schmidt zurückgeht; vgl. Hartmut Soell: Helmut Schmidt. Bd. 2. München 2008, S. 856f.

sichtig und tatkräftig [...] durch drängende Arbeitsbesuche<sup>19</sup> in diesen beiden Hauptstädten reagiert zu haben.

Führenden Sprechern der Union, vor allem aus den Reihen der CSU, warf er vor, den Verhandlungsteil des Doppelbeschlusses als Geburtsfehler von Anfang an und den Beschluss selbst als ein Eingeständnis des Scheiterns der Politik der Entspannung behandelt zu haben.

Eine auf Entspannung und Zusammenarbeit gerichtete Politik auf der Basis des Gleichgewichts – daran hielt er unverbrüchlich fest – werde, so prophezeite er am Schluss seiner Rede, schließlich zu einer Friedensordnung in Europa führen, „in der beide Teile unserer Nation zueinander finden können“.<sup>20</sup>

Im Hinblick auf diese Chance stimmte er mit seinem Nachfolger überein, der durch seine Standfestigkeit bei der Nachrüstung eine wichtige Voraussetzung dafür geschaffen hat, dass aus der Chance Jahre später Realität werden konnte.

---

19 Vgl. Protokoll des a. o. Parteitags der SPD in Köln am 18./19. November 1983, S. 113.

20 Deutscher Bundestag, Stenographischer Bericht, Bd. 126, 35. Sitzung, 21. November 1983, S. 2379.



## Langzeitwirkungen der Wende von 1982/83\*

Hans-Peter Schwarz

Die Tagungsregie hat meine Aufgabe wie folgt definiert: „Zusammenfassung: Der Beginn der Ära Kohl – Fragen und Forschungsperspektiven.“ Ich möchte mir aber die Freiheit nehmen, fast alles, was in diesem Pflichtenheft festgehalten ist, beiseite zu schieben.

Eine langatmige Zusammenfassung erübrigt sich. Die Szenerie der Wendenmonate 1982/83 ist in vier gehaltvollen Vorträgen, ergänzt durch temperamentvolle Statements der Zeitzeugen, hell ausgeleuchtet. Es wäre recht ermüdend, zu guter Letzt noch einmal Fragen hin und her zu wenden, die bereits aufgeworfen und beantwortet sind.

Nur eine Tatsache verdient es, heller angestrahlt zu werden als das in den Darlegungen meiner Vorredner geschehen ist. Es hat sich so eingebürgert, 1982 als das „Wendejahr“ zu bezeichnen. Das ist nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig. Tatsächlich war aber Anfang Oktober nicht abzusehen, ob der mittels konstruktivem Misstrauen gestürzte Bundeskanzler Helmut Schmidt bei der Bundestagswahl am 6. März 1983 nicht doch noch einmal antreten würde. Eben hatte sich bei der Hessenwahl gezeigt, was für ein formidabler Wahlkämpfer er war. Selbst als Schmidt resignierte, war der Wahlsieg der Wenderegierung durchaus noch nicht gesichert. Monatelang tat die Verratskampagne noch ihre Wirkung. Die Bürgerschaftswahl in Hamburg vom 19. Dezember und die Meinungsumfragen nährten in der Öffentlichkeit und bei den „Wende-Parteien“ bis in den Januar 1983 hinein begründete Zweifel, ob die Entscheidung für Neuwahlen nicht eine grandiose Fehlkalkulation war. Auch die vorzeitige Auflösung des Bundestags war eine Art russisches Roulette wie niemand besser wusste als Bundespräsident Karl Carstens. Erst am 16. Februar war vollends klar, dass das Bundesverfassungsgericht dies als rechtens betrachtete. Am Wahlabend des 6. März klopfen sich die Häuptlinge der Wende-Koalition zwar stolz auf die Schulter, wie klug sie es mit der vorgezogenen Neuwahl angefangen hätten. In Wirklichkeit aber hätte alles schief gehen können. Dann wäre Helmut Kohl grässlich blamiert gewesen. Niemand würde heute von einer Ära Kohl reden und die Geschichte der Bundesrepublik hätte einen völlig anderen Verlauf genommen. Die Historiker sollten sich deshalb angewöhnen, den Umschwung vom September 1982 bis zum 6. März 1983 als Gesamtvorgang zu schildern und zu bewerten.

---

\* Vortrag anlässlich der Veranstaltung „Die Ära Kohl im Gespräch“ am 24. November 2011 im Bundesrat in Bonn. Teilidentische Vorstudie zu der inzwischen erschienenen Darstellung der „Wende 1982/83“ in: Hans-Peter Schwarz: Helmut Kohl. Eine politische Biographie. München 2012.

Auch zu dem Thema „Forschungsperspektiven“ will ich mich im Folgenden nur kursorisch äußern. Künftige Forschung ist nicht prognostizierbar. Unversehens taucht eine neue, wichtige Quelle auf – das bisher unbekannte, detaillierte Tagebuch eines Akteurs oder eines Journalisten, der ganz nah an den Vorgängen dran war, oder bisher unzugängliche Dokumente der alle Vorgänge in der Bundesrepublik sorgsam registrierenden westlichen Geheimdienste oder ich weiß nicht was. Und plötzlich haben wir dann eine neue Diskussion über Vorgänge, die wir für längst erforscht hielten. Man darf auch nie vergessen, dass kreative Historiker immer auch Freude an unkonventionellen, provozierenden Neuinterpretationen haben. Kurz: künftige Forschung geht erfahrungsgemäß ihre eigenen Wege.

So möchte ich im Folgenden nur eine einzige Frage aufgreifen, die in der Tat weit in jene Epoche hereinführt, für die sich der Begriff Ära Kohl einzubürgern beginnt. Es ist dies die Frage: Wie viel von dem, was sich in den folgenden Jahren entwickelt hat, ist bereits in den Improvisationen der Jahre 1982/83 angedacht, vorentschieden und auf den Weg gebracht worden? Lassen Sie mich auch meine Antwort dazu gleich vorwegschicken, die da lauten könnte: Tatsächlich haben die Entwicklungen und Entscheidungen der Wendemonate den künftigen Gang der Dinge sehr wesentlich bestimmt. Die mittelfristigen Auswirkungen und die Fernwirkungen der Wende waren genauso wichtig wie der Regierungswechsel selbst. Dazu fünf Stichworte.

*Erstes Stichwort: Der Führungsstil in der Wende-Regierung*

Bereits während der Wende lässt sich ein Führungsstil erkennen, an dem sich mittel- und langfristig nicht viel ändern wird. Natürlich muss nach dem Ausscheiden der FDP aus der Koalition und mit Blick auf die Vorschriften des Konstruktiven Misstrauensvotums alles sehr schnell gehen. Wie schon geschildert, fallen die wichtigsten Entscheidungen bei wenigen Sitzungen der Top-Spielführer: Kohl und der CSU-Landesgruppenvorsitzende Zimmermann einerseits, Genscher und Mischnick, und danach die entscheidenden Besprechungen zwischen Kohl, Stoltenberg, Strauß, Genscher, Lamsdorff, wobei Stoltenberg auch einige Hauptpunkte des Wirtschaftsprogramms herunterdiktirt. So geht es weiter. Die Zustimmung der Fraktionen und der höchsten Parteigremien sind zwar wichtig, vor allem bei der FDP. Aber der Willensbildungsprozess verläuft doch „top-down“.

Bei der entscheidenden Sitzung der CDU/CSU-Fraktion beispielsweise, bei der noch vor der Kanzlerwahl das Koalitionsprogramm der Wende-Regierung grundsätzlich beschlossen wird, lässt Helmut Kohl zusätzlich Stoltenberg und Blüm berichten. Eine Abstimmung zu dem noch unfertigen Sachprogramm erfolgt aber nicht. Die personelle Zusammensetzung des künftigen Kabinetts Kohl kommt bei der entscheidenden Fraktionssitzung vor der Kanzlerwahl

überhaupt nicht zur Sprache. Die Partei- und Fraktionsvorsitzenden haben das stillschweigend untereinander ausgemacht, natürlich auch deshalb, weil enttäuschte hochgestellte Fraktionsmitglieder die trotz allem labile Abstimmung gefährden könnten.

Vergleichsweise ähnlich, wenngleich viel heftiger umstritten, läuft es in der FDP. In der Sitzungspause der CDU/CSU-Fraktion wird bekannt, dass sich Genscher und die Wende-Liberalen in ihrer parallel tagenden Fraktionssitzung durchgesetzt haben. Wie erhofft, hat dort eine hinreichende Mehrheit von 34 Abgeordneten in geheimer Abstimmung ihre Bereitschaft erklärt, am 1. Oktober Helmut Kohl zum Kanzler zu wählen. 18 haben mit „Nein“ gestimmt, zwei weitere haben sich enthalten. Daraufhin beschließt auch die CDU/CSU-Fraktion einstimmig, nach Artikel 67 GG die Abwahl Helmut Schmidts und die Wahl Helmut Kohls zum Bundeskanzler zu beantragen.

So wie jetzt erstmals vorexerziert, wird es in den 16 kommenden Jahren der Ära Kohl häufig laufen. Die allerhöchsten Parteibosse der Koalition, oft sekundiert von den Fraktionsvorsitzenden, treten in aller kleinstem Kreis zusammen und handeln untereinander die Eckpunkte des weiteren Vorgehens aus, sichern sich, so das geboten erscheint, in den Parteipräsidien und Parteivorständen ab und steuern die erst umrisshaft festgelegten Willensbekundungen in die Expertengremien der Ministerien und der Fraktion, wobei die Ergebnisse in den Fraktionsvorständen abschließend diskutiert und nur selten modifiziert werden. Im Fraktionsplenum mag danach diese oder jene Gruppe, die Zweifel oder Grund zur Unzufriedenheit hat, nochmals ihre Böllerschüsse abfeuern. Doch am Ende erfolgt wie hier erstmals bei der Machtübernahme in den Wendewochen eine fast einstimmige Zustimmung der disziplinierten Fraktion. Die kritische Publizistik wird das Verfahren dieser „top-down“-Entscheidungen künftig als wesentliches Element des „Systems Kohl“ charakterisieren. Doch das sind generell Entscheidungsprozesse, wie sie für die Bundesrepublik zwingend sind, die einerseits eine parlamentarische Demokratie ist, andererseits eine Parteiendemokratie.

Dass Kohl immer dann, wenn er eine Sache für wichtig hält, sehr selbstbewusst und zunehmend selbstgefällig regiert, ist richtig. Doch wie bei den Entscheidungsprozessen der Wende wird er auch künftig darauf achten, ein möglichst einstimmiges Votum der wesentlichen Gremien zu erreichen, ganz besonders der Bundestagsfraktion. Wenn es sehr schnell gehen muss wie bei der Wende oder dann nochmals beim Umbruch 1989/90, drückt er massiv aufs Tempo, doch in der Regel lässt er sich Zeit. In der CDU weiß aber von nun an jedermann, dass der Bundeskanzler dann, wenn er sich erst einmal festgelegt hat, wortreich argumentierend, aber zugleich mit der Sensibilität eines Dickhäuters zu guter Letzt alle Widerstände niederwalzen wird. Ich lasse es dahingestellt, ob man diesen Regierungsstil als neue Variante der Kanzlerdemokra-

tie bezeichnen soll oder ob wir diesen Regierungsstil, wofür Wolfgang Jäger plädiert, als „Koordinationsdemokratie“ bezeichnen sollten.

*Zweites Stichwort: Die Wende 1982/83 – eine Wasserscheide im deutschen Parteiensystem*

Eine der wichtigsten Entscheidungen mit weitreichender Fernwirkung ist die Neugruppierung im Parteiensystem. Am 6. März 1983 hat es die schon für tot erklärte FDP zu ihrer eigenen Verblüffung geschafft, mit 7,0 Prozent der Wählerstimmen wieder in den Bundestag einzuziehen und damit zu einer tragenden Säule der Regierung Kohl zu werden. Damit sind die Grundbedingungen des Koalitionssystems für die kommenden einundeinhalb Jahrzehnte der Ära Kohl festgelegt. Ein baldiger Schwenk ist nicht mehr möglich.

Zwischen den sozialpolitischen Auffassungen der FDP einerseits und der SPD sowie der Grünen liegen tiefe Gräben. In der Wirtschafts- und Sozialpolitik steht die FDP zwar eindeutig rechts von der CDU, kann sich aber mangels vorhandener Koalitionsoptionen mit ihr immer wieder einigen. Die Entfremdung zur SPD, die 1982 zum Koalitionsbruch geführt hat, wird seither noch dadurch verstärkt, dass sich in der Außen- und Sicherheitspolitik der Sozialdemokraten alsbald nach dem Rückzug Schmidts die Parameter nach links verschoben haben und weiter verschieben: mehr Egon Bahr und Erhard Eppler, weniger Helmut Schmidt und Hans Apel. Kein Wunder, dass bei den Freien Demokraten künftig mit Genscher, Bangemann, Lambsdorff, Kinkel und Gerhard Parteichefs amtieren, die auf das Bündnis mit der CDU setzen. Von nun an stehen zwei Partei-Lager gegeneinander: einerseits die CDU/CSU und die FDP, andererseits die SPD und die Grünen.

Auch im geschwisterlichen Spannungsverhältnis zwischen CDU und CSU ist mit dem Wahlausgang vom 6. März 1983 eine definitive Klärung eingetreten. Der Machtkampf zwischen Strauß und Kohl, der zwischen 1975 und 1982 den Unionsschwesterinnen das Leben schwer gemacht hat, ist entschieden. Von jetzt an hat der glücklich ins Amt gelangte Bundeskanzler die Bonner CSU-Ministerriege und fast die gesamte CSU-Landesgruppe ziemlich fest auf seiner Seite. Der teils grollende, teils in Maßen loyale CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß in der bayerischen Staatskanzlei ist zwar nicht ganz marginalisiert, aber doch weitgehend. Nur Anfang 1987, als Kohl durch den Wahlausgang sichtlich geschwächt ist, kann Strauß nochmals die Muskeln spielen lassen – mit sehr problematischen Folgen für die folgende Haushaltspolitik der Bundesregierung. Doch als er 1988 verstirbt, wird die CSU mit ihrem neuen Vorsitzenden Theo Waigel endgültig ins „System Kohl“ eingebaut.

Seitdem die Grünen 1983 mit immerhin 29 Männern und Frauen, wenngleich nur knapp über der 5-Prozent-Grenze, in den Deutschen Bundestag eingezogen sind, zieht Bundeskanzler Kohl auch großen Nutzen aus der Rivalität

der beiden Linksparteien. Dort werden von nun an die Flügelkämpfe nie ganz aufhören. Innerhalb der SPD sorgt jetzt der Widerstreit zwischen Befürwortern und Gegnern des „Projekts“ Rot-Grün auf Bundesebene für einen Dauerkonflikt. Aber auch die Grünen selbst werden permanent vom Streit zwischen ihren „Realos“ und den „Fundis“ in Atem gehalten. Von 1983 bis 1994 schrecken viele der Mitte-Wähler, auf die Helmut Kohl sich stützt, wieder und wieder vor dem Schreckgespenst einer linken Mehrheit von Rot-Grün zurück. Kohls Kanzlerherrlichkeit geht erst zu Ende, als sich 1998 bei den Mitte-Wählern die Auffassung durchsetzt, man könne sich das Experiment Rot-Grün doch einmal leisten, dies nicht zuletzt im Bestreben, den zu lange regierenden Bundeskanzler endlich loszuwerden.

Tendenzen bei der FDP, bei der SPD und auch in der CDU, aus dem System der polarisierten Lager auszubrechen, werden sich zwar periodisch bemerkbar machen, können sich aber nicht durchsetzen. Die koalitionspolitischen Fernwirkungen der Wende von 1982/83 reichen sogar weit über die Ära Kohl hinaus. Erst im Jahr 2005 werden sich die beiden polarisierten Parteilager Rot-Grün einerseits, oppositionelle Union und FDP andererseits, umständehalber auflösen zugunsten der Neuaufgabe einer Großen Koalition. Doch in CDU und FDP wird die Nostalgie nach der aus heutiger Sicht schon klassisch erscheinenden Wende-Koalition von 1982 so groß sein, dass es beide nach der Bundestagswahl 2009 nochmals miteinander versuchen. Ob, wann und wie diese bekanntlich nicht harmonisch verlaufende Koalitionsehe zu Ende gehen wird, steht heute Abend nicht zur Diskussion. Möglicherweise – ich selbst erhoffe das nicht – erleben wir gegenwärtig die Spätblüte dieses Koalitionsmodells. Jedenfalls wird niemand bestreiten können, dass die Wende von 1982 das Koalitionssystem im Bund über drei lange Jahrzehnte hinweg stark determiniert hat.

Allerdings ist es während der Wende 1982/83 nicht gelungen, das gemeinsame Wollen der Wendekoalition in einem von der Publizistik und einer breiten Öffentlichkeit übernommenen Schlagwort zu komprimieren. Auch später ließ sich das nicht mehr erfinden. Politische Schlagworte sind wichtig. Sie müssen knapp, eingängig und auch von allen Parteien einer Koalition akzeptiert sein. Der Begriff „sozial-liberale Koalition“ für die Regierungen Brandt und Schmidt in den Jahren 1969 bis 1982 war ein solcher Begriff, der sich auch später in der historischen Forschung durchgesetzt hat.

Kohl suchte seiner Koalition das Label „Koalition der Mitte“ aufzuprägen. Der Begriff ist 1973 von Biedenkopf in die Diskussion geworfen und mit dem Konzept der Volkspartei verbunden worden. Er war jedoch zu umständlich, um als Kurzformel geeignet zu sein, außerdem behagte er Franz Josef Strauß nicht, der sich gerne auf der rechten Mitte oder ganz rechts profilierte. Er schmeckte aber auch den Freien Demokraten nicht so richtig, die sich in dem Kürzel „sozial-liberal“ namentlich erwähnt fanden, in dem Begriff „Koalition der Mitte“

aber nicht. Auch in Kreisen der SPD, der Grünen oder bei den Gewerkschaften war dem Schlagwort „Mitte“ natürlich kein Erfolg beschieden – die Wendekoalition wurde als „konservativ“, „rechts“ oder noch Schlimmeres benannt.

Versuche FDP-naher Journalisten, die Bezeichnung „Regierung Kohl/Genscher“ durchzusetzen, konnten weder der CDU noch der CSU gefallen, somit keine Tragfähigkeit erzielen. Aber warum hat sich die Bezeichnung „schwarz-gelb“ nicht so recht durchsetzen können, während später das Stichwort „Rot-Grün“ allseits gern akzeptiert wurde? Beide Kürzel sind eingängig. „Rot-Grün“ wurde 1998 von SPD und den Grünen als „rot-grünes Projekt“ begeistert gefeiert und von den Gegnern entsprechend kritisiert. Bei der Wende 16 Jahre zuvor, im Jahr 1982 und auch später, wollten sich jedoch weder die Unionsparteien noch die FDP mit den Farben „schwarz“ oder „gelb“ anfreunden. „Schwarz-gelb“ ist politisch nicht aussagekräftig. Außerdem schätzen es CDU-Leute nicht, mit einem uralten, auf das Zentrum gemünzten Schimpfwort als „die Schwarzen“ verunglimpft zu werden, zumal ohnehin niemand daran dachte, die FDP-Leute als „die Gelben“ zu bezeichnen. Aber auch die Bezeichnung „christlich-liberal“ blieb ein Non-Starter. Die Liberalen wollten sich weder mit dem Christlichen semantisch verkoppelt sehen, und die Truppe Geißler und Blüm in der CDU perhorreszierte die Verbindung des Christlichen mit dem Liberalen. Diesem Flügel in der CDU wollte auch die in der Publizistik oft verwandte Bezeichnung „bürgerliche Koalition“ nicht behagen.

Den Schwierigkeiten der Semantik lag natürlich das Problem zugrunde, dass die Wendekoalition zwar darin einigermaßen einig war, was sie *nicht* wollte, ohne aber von Anbeginn bereit zu sein, die neue Regierung als gemeinsames Projekt mit kohärenten Zielvorstellungen zu verstehen. Kein Wunder, dass das Stichwort „halbe Wende“ rasch populär wurde. So hielten CDU, CSU und FDP zwar über 16 lange Jahre an der Koalition untereinander fest und hätten diese auch gern noch weitergeführt, ohne aber für das heterogene Bündnis ein Kürzel zu finden, das ein gemeinsames Wollen zum Ausdruck brachte. Semantische Schwierigkeiten, die letztlich in programmatischen Gegensätzen wurzelten, machten jedenfalls der Wendekoalition von 1982/83 dauerhaft zu schaffen.

Erst heute scheint sich in einer breiten Öffentlichkeit, auch unter den Historikern, ein zusehends akzeptiertes Kürzel für jene 16 Jahre einzubürgern, in denen die Wendekoalition Geschichte gemacht hat. Dieses Stichwort, auf das man sich zusehends zu einigen scheint, lautet kurz und knapp: die Ära Kohl.

### *Drittes Stichwort: Das Wende-Kabinett*

Wenn wir nach den langfristigen Festlegungen fragen, die in den beiden Wendewochen nach dem 17. September getroffen werden, müssen auch die Ressortverteilung und die Ministerriege angesprochen werden. Helmut Kohls erstes Kabinett ist genauso improvisiert wie das Konzept zum Umsteuern in der

Wirtschafts- und Sozialpolitik. Doch bereits in den Wendewochen erfolgen zwei Grundentscheidungen mit Langzeiteffekt. Deren erste kann mit dem umständlichen Politologen-Begriff „koalitionsinternes Gleichgewicht“ erfasst werden, deren zweite ist Kohls Ministerriege.

In jeder Koalition muss ein halbwegs akzeptables Gleichgewicht zwischen den sie tragenden Parteien herrschen, aber ebenso zwischen den innerparteilichen Strömungen, soll die Regierung nicht an ihren eigenen Widersprüchen auseinanderplatzen. Im Übrigen dürfen bei der Kabinettsbildung auch die Erwartungen gewichtiger Landesverbände nicht ganz unter den Tisch fallen. Zur Herstellung eines solchen Gleichgewichts dient in erster Linie die Ressortverteilung. Wer sich diese im Verlauf der Ära Kohl in Erinnerung ruft, wird leicht erkennen, dass vieles, wenngleich nicht alles, auf die Wendemonate zurückgeht.

Genscher war als Außenminister gesetzt. Das hieß zugleich, dass das Auswärtige Amt in der Hand der FDP verblieb, vorausgesetzt, die Freien Demokraten würden nicht bei der Bundestagswahl in den Abgrund stürzen. Da sie diesem Schicksal entgingen, musste ein Gegengewicht zum FDP-dominierten Auswärtigen Amt etabliert werden. Das eine dieser Gegengewichte war der Bundeskanzler in höchstestiger Person, dabei gestützt auf die Abteilung 2 im Bundeskanzleramt. Das andere war das Bundesverteidigungsministerium. Es musste unbedingt an die Union fallen – übrigens eine Tradition, die noch auf die Zeiten Adenauers, Erhards und Kiesingers zurückging. Bei der Zuordnung dieser außen- und sicherheitspolitischen Ressorts verblieb es jedenfalls in der ganzen Ära Kohl. Die langsame Schwächung des Auswärtigen Amts seit Ende der 1980er Jahre erfolgte aber nicht durch Stärkung des Verteidigungsministeriums, sondern durch Machtkonzentration im Bundeskanzleramt.

Ein zweiter Bereich, in dem es um das Gleichgewicht innerhalb der Koalition ging, waren die Bereiche Innere Sicherheit, Bürgerrechte und auch – bis zur Errichtung des Umweltministeriums im Jahr 1986 – der Umweltschutz. Dieses Ensemble von Zuständigkeiten ressortierte beim Innenminister und fiel an die CSU. Franz Josef Strauß hoffte, über das Innenministerium der FDP gegenüber die Wende auf den besonders umstrittenen Gebieten der inneren Sicherheit erzwingen zu können. So wurde Friedrich Zimmermann, Vorsitzender der CSU-Landesgruppe, veranlasst, das Bundesinnenministerium zu übernehmen, obwohl er eigentlich auf das Verteidigungsministerium reflektiert hatte. Doch der linksliberale Gerhart Baum als Innenminister sollte unbedingt verhindert werden, woran damals übrigens auch Genscher gelegen war. Es verstand sich aber von selbst, dass die FDP als Kompensation das Justizministerium erhielt. Innenministerium in den Händen der Union, Justizministerium als FDP-Domäne, und die beiden Häuser in einer Art Dauerclinch – auch dabei verblieb es während der ganzen Ära Kohl.

Eine weitere Ebene, auf der ein Gleichgewicht hergestellt werden musste, waren die Bereiche Wirtschaft und Soziales. Hier mussten vor allem die hete-

rogenen Kräfte innerhalb der Union in ein prekäres Gleichgewicht gebracht werden. So fiel das Finanzministerium an den wirtschaftsnahen Flügel der CDU unter dem ordo-liberal orientierten Gerhard Stoltenberg. Zur Kompensation erhielt Norbert Blüm, Vorsitzender der CDA, das Arbeits- und Sozialministerium. Doch auch die FDP wünschte dringend, ihre recht weitgehenden Wendevorstellungen im Kabinett durchzusetzen und bestand auf dem Bundeswirtschaftsministerium, das bei Graf Lambsdorff verblieb, solange dieser wegen seiner Verwicklung in die Parteispendenaffäre noch haltbar war. Bundesfinanzministerium in den Händen der Union (erst Stoltenberg, ab 1989 Waigel), Arbeit und Soziales als Trutzburg des linken Flügels der CDU durchgehend unter Norbert Blüm, Wirtschaftsministerium bei der FDP – auch das blieb ein Grundmuster in den ganzen 16 Jahren der Ära Kohl.

Wäre mehr Zeit, so müsste man intensiver diskutieren, dass es außerhalb des Bereichs der klassischen Ministerien wichtige neuere Häuser gab, die auf das hier nur knapp skizzierte Gleichgewicht innerhalb des Kabinetts gleichfalls eingewirkt haben. Ich nenne nur, ohne das weiter auszuführen, die Ministerien für Forschung und Technologie, das Ministerium für Post und Fernmeldewesen und das Verkehrsministerium. Fragt man, in welchen Bereichen während der 16 Jahre dauernden Ära Kohl Innovationen zustande kamen mit starker Nachwirkung bis heute, so im Bereich dieser Häuser unter den auf Modernisierung drängenden Ministern Heinz Riesenhuber, Christian Schwarz-Schilling und – in den 1990er Jahren – Günther Krause und Matthias Wissmann. Auf der anderen Seite bildete das Ministerium für Familie und Gesundheit eher eine Spielwiese jenes anderen Flügels in der CDU, der die Sozialpolitik zur fortschrittlichen Gesellschaftspolitik fortzuentwickeln suchte. Die entsprechenden Idealbesetzungen dieser Couleur waren Heiner Geißler und Rita Süßmuth.

Zur sichtlichen Kontinuität bei der Ressortverteilung, bei der besonders 1989 und dann nochmals 1992/93 stärkere Veränderungen erfolgten, gehört auch die personelle Kontinuität. Blüm blieb 16 Jahre hindurch, Genscher bis 1992, Stoltenberg als Bundesminister der Finanzen und Zimmermann im Bundesinnenministerium immerhin bis zum Frühjahr 1989, Schwarz-Schilling und Riesenhuber bis in die frühen 1990er Jahre. Ich kann und will hier nicht ins Detail gehen. Die These lässt sich aber vertreten, dass die Personalentscheidungen der Wendewochen vom September/Oktober 1982 gleichfalls einen Langzeiteffekt entfalteten, teilweise über die Schwelle der Umbruchjahre 1989/90 hinaus.

Auffällig ist, wie wenige der CDU-Minister 1982/83 aus der eigentlichen „Truppe Kohl“ kamen. Neben Blüm und Geißler war das nur Dorothee Wilms. Sie erhielt das Ressort für Bildung und Wissenschaft, und später ins Ministerium für Innerdeutsche Fragen zu wechseln. Auch sie blieb im Kabinett Kohl acht Jahre auf Deck. Wenn Kohl jedoch bis Ende der 1980er Jahre nur auf wenige aus der eigenen Anhängerschaft zurückgreifen kann, obschon er daran

seit Ende der 1960er Jahre hinarbeitete, so hatte das einleuchtende Gründe. Wolfgang Schäuble, Volker Rühe, Rudolf Seiters, Friedrich Bohl, die seiner späteren Amtszeit das Gepräge geben werden, waren für damalige Vorstellungen schlicht und einfach noch zu jung. Die Jahre, da man in der CDU schon mit 32 ins Bundeskabinett geholt wird, liegen noch in ferner Zukunft. Ein zweiter Grund war betrüblicher. Im Jahr 1982 war Kohl bereits mit verschiedenen starken Figuren seiner Anfänge – Richard von Weizsäcker, Kurt Biedenkopf – zerfallen. Auch Ernst Albrecht in Niedersachsen und dem CDU-Schatzmeister Walther Leisler Kiep, beide von Anfang an ziemlich eigenständige Leute, traute er nicht mehr so recht über den Weg.

Die Hauptpunkte mögen deutlich geworden sein: Erstens Dauerhaftigkeit der in den kurzen Tagen der Wende vorgenommenen Ressortverteilung im Kabinett, zweitens Beginn einer recht eindrucksvollen Kontinuität der Kabinettsminister, und drittens die halbwegs, oder sagen wir: zu drei Vierteln gelungene Austarierung der Gewichte zwischen CDU, CSU und FDP sowie zwischen den Parteiflügeln der CDU.

#### *Viertes Stichwort: Wende in der Außen- und Europapolitik*

Es wäre reizvoll und eigentlich auch notwendig, breit auszuführen, wie sich eine gewisse Neuorientierung der Außen- und Europapolitik schon in den ersten Wendewochen manifestiert. Mit seinen Reisen nach Paris zu Präsident Mitterrand und zu Präsident Reagan in den USA macht der neugewählte Bundeskanzler von vornherein klar, dass er einerseits ein überzeugter und bekennender Atlantiker ist, andererseits ein ebenso überzeugter Europäer, letzteres mit ausgeprägt frankophilen Überzeugungen. Ich möchte das jetzt aber nicht weiter ausführen, beschränke mich vielmehr auf einen Hinweis zum Außenbild der Bundesrepublik zum Zeitpunkt der Wende.

Als der bereits legendäre Raymond Aron im Herbst 1982 seine Memoiren abschließt, schreibt er im „Epilog“: „In Europa erscheint die Bundesrepublik Deutschland, die mehr als je zuvor der Eckstein der Atlantischen Allianz ist, erschüttert. Angrenzend an das sowjetische Imperium bemüht sie sich darum, eine amerikanische Armee auf ihrem Territorium zu behalten, ohne die Männer im Kreml zu verärgern. Der Pazifismus von Millionen Deutschen in der Friedensbewegung reduziert die Entscheidungsfähigkeit der Regierung. Ob Sozialdemokrat oder Konservativer, der Bundeskanzler in Bonn blickt sowohl nach dem ihn bedrohenden Osten wie nach dem ihn schützenden Westen. In welche Richtung wird er schließlich gehen?“<sup>1</sup>

---

1 Raymond Aron: Erkenntnis und Verantwortung. Lebenserinnerungen. München 1985, S. 501.

Bekanntlich ist Kohl „nach Westen“ gegangen und hat die eigene Partei und die Koalition mit brutaler Kraft zum Vollzug des Nachrüstungsbeschlusses gezwungen. Nach wenigen Jahren wird sein Anteil an der Wende in dieser letzten Phase des Kalten Krieges nicht mehr bestritten. Während er sich ansonsten vielfach als Zauderer und Finasseur par excellence erweist, können seine vielen Kritiker im Zentralpunkt der Nachrüstung kein Schwanken erkennen. Wie schon in den Wochen der Wende versprochen, wird der Kanzler am engen Bündnis mit Amerika und an der NATO festhalten und erstaunlicherweise – anders als sein beredter, aber leider allzu behelrend auftretender Vorgänger – mit recht unterschiedlich gestrickten amerikanischen Präsidenten bestens auskommen, zuerst mit Ronald Reagan, dann mit George Bush und schließlich besonders gut mit Bill Clinton.

Genauso ausgeprägt aber ist seine europäische Grundorientierung, die der Wende-Kanzler schon beim ersten Zusammentreffen mit Mitterrand zum Ausdruck bringt. Man muss hinzufügen: in diesem Punkt ist seine Grundlinie deckungsgleich mit der von Hans Dietrich Genscher. Als Kohl am Abend des 1. Oktober 1982, unmittelbar nach der Kanzlerwahl, in Paris zum Antrittsbesuch eintrifft, ist dieser „schwere und ungeschlachte Mann“<sup>2</sup>, so Mitterrands Intimus Jacques Attali, im Umfeld des Präsidenten ein ziemlich unbeschriebenes Blatt. „Keiner von uns“, wird Mitterrands enger Mitarbeiter Hubert Védrine später schreiben, „hatte im vorweg noch sonstwie präzise Informationen über Helmut Kohl; keiner machte sich klar, in welchem Ausmaß die deutschen Eliten diesen Politiker aus dem Rheinland für einen Töpel hielten.“<sup>3</sup> Der Präsident ist sogar besorgt, nach dem Sturz Schmidts könnte es mit der Festigkeit gegenüber Moskau vorbei sein.<sup>4</sup> Doch Kohl wirkt auf Anhieb kultiviert, geradeheraus, als leidenschaftlicher Europäer und als großer Bewunderer Frankreichs. „Täuschen Sie sich nicht“, sagt er bei diesem ersten Besuch zu Mitterrand, „ich bin der letzte pro-europäische Bundeskanzler. Sie sind ein Mann mit historischem und literarischem Sinn, ich genauso (...) Wenn ich mich nicht irre, werden in den kommenden Jahren weitreichende Entscheidungen fällig sein, außenpolitische Entscheidungen, sicherheitspolitische Entscheidungen ...“. Wir sind, so versichert er ebenso wie Genscher, der dabei ist, dem französischen Präsidenten, „absolut entschlossen“, im nächsten Jahr die Pershings zu installieren. Als er sich verabschiedet, vermerkt Attali im Tagebuch: Kohl mache sich wegen der Sowjetunion dieselben Sorgen wie Helmut Schmidt, doch mit mehr Aufrichtigkeit, menschlicher Wärme und Willenskraft; er sei kein skeptischer und resignierter Bundeskanzler.

2 Jacques Attali: *Verbatim I: 1981–1983*. Paris 1993, Eintrag vom 2. Oktober 1982, S. 491.

3 Hubert Védrine: *Les mondes de Francois Mitterrand. À l'Élysée 1981–1995*. Paris 1996, S. 290.

4 Ebd., Eintrag vom 29. September 1982, S. 489.

Ein halbes Jahr später sind Kohl und Mitterrand schon fast ein halbes Dutzend Mal zusammengetroffen, haben einander gründlich beschnuppert und auch beiderseits konkrete Proben ihrer in vielem gleichlaufenden Politik gegeben – der Präsident mit der Ansprache im Januar 1983 im Deutschen Bundestag zur Nachrüstungsfrage, für Kohl eine unschätzbare Wahlhilfe, der Bundeskanzler im März 1983 bei der von Mitterrand ebenso geschätzte Unterstützung bei der Franc-Krise. Jetzt wird derselbe Attali, der das Gras wachsen hört, im Tagebuch vermerken: „Nach der Stunde der Wahrheit im März taucht ein europäisches Projekt in vorerst noch vagen Umrissen auf: Ein offener Wirtschaftsraum, und darüber hinaus monetäre und politische Annäherung, vielleicht sogar eine gemeinsame Außenpolitik und Verteidigungspolitik ... Von da an könnte resultieren: die Lösung der strittigen Fragen der EG, ein Neubeginn der europäischen Gemeinschaft und das Ende des Europessimismus.“<sup>5</sup>

Diese außenpolitischen Weichenstellungen müssen wenigstens angetippt werden, will man würdigen, welche Fernwirkungen von bestimmten Grundentscheidungen der Wendemonate ausgehen. Doch dabei möchte ich es auch belassen, statt dessen aber noch auf gleichfalls weitreichende Entscheidungen mit Langzeiteffekt auf den Feldern Wirtschafts- und Sozialpolitik verweisen, die sich allesamt bereits in den Wendemonaten 1982/83 vollzogen haben.

*Fünftes Stichwort: Nur „halbe Wende“ in der Wirtschafts- und Sozialpolitik*

Bezüglich der Langzeitwirkungen der Wende 1982/83 war bisher nur von der Koalitionspolitik, vom Parteiensystem und von der Choreographie der Kabinettsbildung die Rede. Aus den improvisierten Koalitionsverhandlungen hat sich aber in den Wendemonaten auch ein Policy-Mix der Wirtschafts- und Sozialpolitik ergeben, der gleichfalls zu den Langzeitwirkungen der Wende gehört.

Helmut Kohl hat 1982 das Ziel seiner Wünsche erreicht, weil die SPD mit ihrem als „Weltökonom“ gefeierten Bundeskanzler buchstäblich abgewirtschaftet hatte. Wie jeder Oppositionsführer vor ihm oder nach ihm hatte auch Kohl eine gründliche wirtschaftspolitische Umkehr und Neuorientierung versprochen. Dabei ist jedoch daran zu erinnern, dass das Schlagwort „Wende“ von der FDP in Genschers berühmtem Wende-Brief von 1981 kreiert wurde. Als die Wende 1982 dann holterdiepolter erfolgt, ist die Erwartung groß, nun werde sich auch in der Bundesrepublik eine fundamentale Neuorientierung nach gewissen Rezepten neo-liberaler, angebotsorientierter Wirtschaftspolitik vollziehen, wie sie bereits in England seit 1979 von der radikal-liberalen Margaret Thatcher und in den USA von der Administration Reagan vorexerziert werden.

---

5 Attali: Verbatim, Eintrag vom 21. April 1983, S. 650.

Anders als man häufig hört und liest, war Helmut Kohl bei der Verwendung der Wende-Terminologie nachweislich recht zurückhaltend gewesen. Zwar hat er ein einziges Mal – in einem Aufsatz in der „Neuen Ordnung“ in etwas verschwurbelter Formulierung von einer „geistigen Wende in der Führung der Bundesrepublik“ als Antwort auf eine „geistig-moralische Krise“ geschrieben<sup>6</sup>, doch das Schlagwort von der „geistig-moralischen Wende“ dann nicht mehr verwandt. Es ist übrigens auch in den CDU-Wahlprogrammen nicht zu finden. Jede genauere Analyse von Kohls programmatischen Äußerungen zeigt, dass ihm der Begriff „geistig-moralische Wende“ sowohl von seinen Gegnern auf der Linken wie auf der Rechten eigentlich zu Unrecht ständig um die Ohren geschlagen wurde.

Als Bundeskanzler hat er sich in den Regierungserklärungen nicht allzu weit aus dem Fenster gehängt. Aber er hat anfangs doch stark in die Saiten gegriffen. Der Staat, so versprach er in den Regierungserklärungen vom Oktober 1982 und März 1983 unter Verweis auf die Adenauerzeit, solle wieder „auf den Kern seiner Aufgaben“ zurückgeführt werden. „Erneuerung der Sozialen Marktwirtschaft“, Entfaltung von „Freiheit, Dynamik und Selbstverantwortung“ wurden proklamiert. Individuelle Leistung solle sich wieder lohnen. Im Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft müsse das Prinzip der Subsidiarität erneut in den Vordergrund rücken.<sup>7</sup> So lautete die Programmatik, und nach Art aller Kraftmenschen glaubte er damals an die Realisierbarkeit solcher Ziele.

Tatsächlich aber verzichteten Bundeskanzler Kohl und seine CDU dankend darauf, die von Wirtschaftsliberalen angemahnte und, wie sich viel später zeigen sollte, in der Tat jetzt fällige grundlegende Neuordnung der Wirtschafts- und Sozialpolitik anzupacken. Wer in seiner ganzen bisherigen Tätigkeit ein Vierteljahrhundert hindurch am Sozialstaat gebaut hat, setzt nach der Etablierung im Bundeskanzleramt nicht die Abrissbirne in Gang – dies erst recht nicht beim Blick auf die diesbezüglich allzeit labilen Wählermehrheiten, denen jede Opposition mit den Schlagwörtern „Sozialabbau“ oder „Umverteilung von unten nach oben“ Angst einzujagen versteht.

Beraten von Bundesfinanzminister Stoltenberg und dessen Staatssekretär Tietmeyer entscheidet sich der Bundeskanzler schon während der Wendewochen für ein langsames Umsteuern, zumal die ohnehin noch nicht überwundene Weltwirtschaftskrise keine allzu starke Drosselung des Konsums erlaubt. Bereits wenige Monate später ist das Wehklagen bei den Befürwortern neo-liberalen Tiefpflügens groß. Alle, die sich von der Wende eine Rückkehr zur

6 Helmut Kohl: Herausforderung der Krise. Die Wende bleibt Aufgabe, in: Die neue Ordnung 37 (1983), S.5f.

7 Verhandlungen des Deutschen Bundestags, Stenographischer Bericht, Bd. 122, S. 7214–7219 (9. Wahlperiode) und Bd. 124 (10. Wahlperiode), S. 56–62.

Marktwirtschaft der 1950er und frühen 1960er Jahre versprochen haben, verfallen in lautes Klagen. Einer von ihnen ist Johannes Gross, damals der artikulierteste konservative Intellektuelle, einstmals ein Berater und Bewunderer von Ludwig Erhard. Den Jahrestag der „Wende“ glossiert er am 7. Oktober 1983 mit der Kolumne: „Eine Regierung, vor der niemand Angst hat. Ihre Gegner hängen ihr eine Wende an, von der ihre Anhänger nichts merken. Sie sitzt im Regimente und fühlt sich trefflich wohl.“<sup>8</sup>

Mitte der 1990er Jahre wird Gross noch resignierter formulieren: „So ist es trotz der Annonce von der Wende bei der Kontinuität geblieben, die auch den Generalbaß aller vorherigen Regierungswechsel gebildet hatte. Umschwünge wie von Carter zu Reagan, von Giscard zu Mitterrand oder von Labour zu Frau Thatcher: das ist nichts für Deutschland. Kontinuität und Stabilität – die Schlüsselwörter gelten einer inneren Verfassung, die auf soviel Marktwirtschaft wie nötig und soviel Wohlfahrtsstaat wie möglich als Prinzip abstellt (...) So wird das zunächst erstaunliche Phänomen plausibel, daß sich unter Kanzler Kohl, der als Innenpolitiker angetreten war, innenpolitisch nichts verändert hat (...) Für Kohl heißt Innenpolitik Sicherung der Machtbasis und deshalb auch Sicherung des Status quo.“<sup>9</sup>

Zur vielleicht wichtigsten Leistung wurde die Senkung der Staatsquote. Im Jahr 1982 bemächtigte sich der Staat genau der Hälfte des Volkseinkommens (49,8 Prozent), um es nach politischem Gutdünken einzusetzen und umzuverteilen. 1989, als das Umsteuern endlich voll zu greifen beginnt, war der Staatsanteil um immerhin fünf Punkte auf 45,3 Prozent zurückgeführt. Auch ein moderates Wachstum von durchschnittlich um die zwei Prozent kehrte wieder zurück. Zu den Leistungen der Regierung Kohl gehört auch die Inflationsbekämpfung. Als Schmidt aus dem Amt schied, lag die Inflationsrate von 1982 bei 5,3 Prozent. Schon im Vorwahljahr 1986 war sie auf Null zurückgegangen. Selbst der Anstieg in den frühen 1990er Jahren, als die Vereinigung zu bewältigen war, blieb vergleichsweise moderat.

Doch auch die Defizite der halben Wende sind evident. Am schwersten tut sich die Regierung mit der Rückführung der Arbeitslosigkeit. 1986, als es auf die Bundestagswahl zugeht, liegt diese immer noch bei 9 Prozent, um selbst 1989, als der globale Boom endlich auch die Bundesrepublik voll erreicht hat, nur auf 7,9 Prozent zu sinken.<sup>10</sup> Auch die gesamtwirtschaftliche Investitionsquote verbessert sich kaum. Im Licht der zu Beginn der Ära Kohl formulierten

---

8 Johannes Gross: Notizbuch. Stuttgart 1985, FAZ-Kolumne vom 7. Oktober 1983, S. 199.

9 Ders.: Begründung der Berliner Republik. Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 1995, S. 78.

10 Zahlen nach Werner und Reimut Zohlhörer: Die Wirtschaftspolitik der Ära Kohl 1982–1989/90, in: Günter Buchstab/Hans-Otto Kleinmann/Hanns-Jürgen Küsters (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch. Köln 2010, S. 38.

Absichtserklärungen lässt sich also nur eine „halbe Wende“ konstatieren.<sup>11</sup> Ab 1990 ist an tiefgreifende Reformen des Sozialsystems ohnehin nicht mehr zu denken. Die ganz unerlässlichen Transferleistungen in die neuen Länder begrenzen alle haushaltspolitischen Spielräume und absorbieren die politischen Energien.

Belassen wir es auch hier bei der Feststellung, dass der Policy-Mix, der in den Koalitionsverhandlungen der Wende im Oktober 1982 und im März 1983 ausgehandelt wurde, die Wirtschafts- und Sozialpolitik während der ganzen 1980er Jahre und darüber hinaus im guten und im weniger guten stark bestimmt hat. Auch hier gilt: Genauso wichtig wie die Wende als solche waren die in wenigen Monaten festgelegten Langzeitkonzepte für die Wirtschafts- und Sozialpolitik. Bei aller gebotenen Betonung des Einerseits-Andererseits und vieler Kontinuitäten zur Regierung Schmidt auf dem Feld der Sozialpolitik darf die grundlegende Neuorientierung aber nicht so skeptisch relativiert werden, wie das häufig geschieht. Das von der lähmenden SPD befreite Kabinett erteilte die gebotenen frischen Impulse und vollzog im großen und im Detail doch eine grundlegende Neuorientierung, die sich markant von der gescheiterten Wirtschafts- und Sozialpolitik der SPD unterschied. In der Wirtschaft und bald bei einer breiten Wählerschaft kehrte der Optimismus zurück. Alles in allem begann eine längere Phase ruhiger Entwicklung. Betrachtet man die kurzen Jahre der Regierung Kohl von 1982 bis 1989 in der Langzeitperspektive, so lässt sich schwerlich bestreiten, dass es der Bundesrepublik wirtschaftlich und auch sozialpolitisch wesentlich besser ging als in den kritischen Jahren unter den Kanzlern der SPD von 1973 bis 1982. Gewiss wirkten sich dabei auch die günstigeren Rahmenbedingungen der Weltwirtschaft aus. Aber viel hing doch von den deutlich veränderten Konzepten der Wende-Regierung und von ihren neuen Leuten ab, die Schmidts ausgelaugte Regierung und die dominierende Regierungspartei SPD ersetzten, in der starke Kräfte dem eigenen Kanzler nicht mehr zu folgen bereit waren. So darf man bei der Bewertung der Wende aus heutiger Sicht einerseits eingetretene Zäsur nicht übertreiben – Helmut Kohl glich weder ein Ronald Reagan noch Margaret Thatcher – man sollte aber auch nicht den Fehler begehen, die im ganzen

---

11 Zohnhöfner: Die Wirtschaftspolitik der Ära Kohl, S. 42. Ähnlich Manfred G. Schmidt: Sozialpolitik 1982–1989, in: Buchstab/Kleinmann/Küstners (Hg.): Die Ära Kohl im Gespräch, S. 443 und Andreas Wirsching: Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1990. München 2006, S. 228 und passim. Diese These wird auch in dem Sammelband zur Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945 breit entfaltet (Bd. 7: Manfred G. Schmidt [Hg.]: Finanzielle Konsolidierung und institutionelle Reform 1982–1989. Baden-Baden 2005). In der bisherigen Forschung ist es ziemlich unumstritten, dass die Wendepolitik trotz der Korrektur einiger Auswüchse im Kontext einer recht kontinuierlichen Entwicklung der Arbeits- und Sozialbeziehungen verblieb (Andreas Rödter: Die Bundesrepublik Deutschland 1969–1990. München 2005, S. 183).

doch sehr erheblichen wirtschafts- und sozialpolitischen Veränderungen zu unterschätzen. Richtig ist jedoch, dass sich die historisch wichtigsten Langzeitwirkungen der Wende auf den Feldern der Außenpolitik und der Europapolitik vollzogen haben.



# LEBENSBLDER

## Umweltpolitische Positionen Hans Filbingers

Erik Lommatzsch

„Und wer im Besonderen die Verhältnisse in Baden-Württemberg unter die Lupe nimmt, wird einräumen müssen, daß hier schon frühzeitig und mit beachtlicher Tatkraft für den Umweltschutz gearbeitet worden ist. Die baden-württembergische Landespolitik hat die elementare Bedeutung des Umweltschutzes erkannt und hiernach gehandelt, längst ehe dieser Begriff geboren war. Sie kann heute auf einem breiten Fundament bereits erbrachter Leistungen ihre Anstrengungen fortsetzen und intensivieren.“<sup>1</sup>

Diese Passage findet sich in einem Büchlein mit thesenhaften, nicht allzu stark ins Detail gehenden Ausführungen zu verschiedenen politischen Themen, welches vom baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbinger 1976 veröffentlicht wurde. Eindeutig ist die wahlkämpferische Absicht der Publikation, schließlich standen am 4. April 1976 Landtagswahlen an. In Erinnerung geblieben ist diese Wahl vor allem durch den CDU-Wahlspruch „Freiheit statt Sozialismus“. Hans Filbinger gelang es, nach 1972 abermals die absolute Mehrheit zu holen und mit 56,7 Prozent das vorherige Wahlergebnis für die Union noch zu steigern.

Auch wenn man in Veröffentlichungen, die Wahlkampfzwecken dienen, gern eigenlobende Worte aufnimmt, die wie die eingangs zitierten Sätze eher im Allgemeinen verbleiben, so ist doch der Bereich „Umweltschutz“ zurecht von Filbinger besonders hervorgehoben worden. Mit Fragen des Umweltschutzes bzw. der Umweltpolitik sah er sich in der Zeit seines Wirkens in der baden-württembergischen Landespolitik immer wieder konfrontiert, er nahm wiederholt ausdrücklich dazu Stellung. Bemerkenswert ist, dass sich das umweltpolitische Engagement Filbingers jedoch schon sehr frühzeitig nicht nur auf das Reagieren beschränkte, sondern dass seine Umweltpolitik durchaus programmatische Züge trägt.

### I.

Kommt die Rede in der wissenschaftlichen Literatur und in der Publizistik auf Hans Filbinger (1913–2007), so konzentriert sich das Interesse an seiner Person fast ausschließlich auf die Diskussion um seine Tätigkeit als Marinerichter in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, die darauf abgestellten Kam-

---

1 Hans Filbinger: Entscheidung zur Freiheit. Eine Auslese. Stuttgart 1976, S. 70.

pagnen gegen ihn sowie seinen Rücktritt vom Amt des baden-württembergischen Ministerpräsidenten am 7. August 1978.<sup>2</sup> Zudem beziehen selbst wissenschaftliche Darstellungen hier eindeutig Position für oder gegen Filbinger.<sup>3</sup> Vergleichsweise wenig Beachtung hingegen findet sein landespolitisches Wirken.<sup>4</sup> Dies erstaunt, denn allein schon durch eine zwanzigjährige Mitgliedschaft in der Landesregierung, davon zwölf Jahre als Ministerpräsident des Südweststaates, wirkte Filbinger prägend. 1958 war er ehrenamtlicher Staatsrat mit Stimmrecht in der Landesregierung geworden, zuständig für die Interessen Südbadens. 1960 berief ihn Kurt Georg Kiesinger zum Innenminister und schließlich folgte er 1966 Kiesinger als Ministerpräsident nach. Bei der Bevölkerung erfreute sich Filbinger sehr großer Popularität als „Landesvater“, was auch in den sich stets steigernden Landtagswahlergebnissen für die CDU Niederschlag fand. Eine Reihe von – durchaus teilweise sehr kontrovers diskutierten – Themen waren für die Landespolitik dieser Zeit prägend. Hans Filbingers Handschrift ist vielfach deutlich zu erkennen, wenn es etwa um die Bildungspolitik, die Behandlung der „Baden-Frage“, Verwaltungsreformen und Landesplanung geht. Eng mit dem letzteren Komplex ist der Bereich Umwelt bzw. Umweltschutz verbunden. Dieser wiederum ist untrennbar mit Fragen der Energiepolitik verflochten. Hier ließe sich wieder der Bogen zur allgemeinen Politik schlagen, war doch ein großer Teil der Energiepolitik in der Ära Filbinger Überlegungen zur Nutzung der Kernkraft und den entsprechenden Planungen gewidmet. Darüber gab es reichlich Auseinandersetzungen zwischen den Befürwortern auf Seiten der Regierung und den Kernkraftgegnern. Argumentationen und Aktionen beider Seiten verblieben nicht immer auf der einer Lösung – der Frage der Energieversorgung – dienenden Sachebene, genannt seien die Kämpfe um das schließlich nicht realisierte Kernkraftwerk Wyhl.<sup>5</sup>

- 
- 2 Eine Gesamtdarstellung ist Ziel des Projekts „Hans Filbinger (1913–2007). Eine Biographie“, welches der Verfasser zurzeit an der Universität Augsburg am Lehrstuhl für Geschichte des europäisch-transatlantischen Kulturraums (Prof. Dr. Philipp Gassert) bearbeitet.
  - 3 Aus der Fülle der entsprechenden Publikationen seien stellvertretend erwähnt: Wolfram Wette (Hg.): *Filbinger – eine deutsche Karriere*. Springe 2006, mit anklagendem, zuweilen die Grenze der Sachlichkeit überschreitendem Charakter. Verteidigend, seinerzeit zu Unterstützung Filbingers verfasst: Bruno Heck (Hg.): *Hans Filbinger. Der „Fall“ und die Fakten. Eine historische und politologische Analyse* von Heinz Hürten, Wolfgang Jäger, Hugo Ott. Mainz 1980. Vgl. auch die Selbstdarstellung Filbingers: *Hans Filbinger: Die geschmähete Generation. Politische Erinnerungen*. 3. Aufl. Esslingen 1994.
  - 4 Zu Filbingers Wirken in der baden-württembergischen Landespolitik vgl.: Fred Ludwig Sepaintner: *Baden-Württemberg 1960 bis 1992*, in: Hansmartin Schwarzmaier/Meinrad Schaab: *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte*. Viertes Band: *Die Länder seit 1918*. Stuttgart 2003, S. 591–895 sowie – mit Festschriftcharakter – Fred Ludwig Sepaintner (Hg.): *Hans Filbinger. Aus neun Jahrzehnten*. Karlsruhe 2003.
  - 5 Die politischen Auseinandersetzungen um die Kernkraftwerke sind nicht Gegenstand dieses Aufsatzes.

Die folgende Betrachtung soll sich auf das umweltpolitische Wirken Hans Filbingers beschränken. Dabei wird zunächst auf grundsätzliche umweltpolitische Probleme und Initiativen der 1960er und 1970er Jahre in Baden-Württemberg verwiesen. Durch verschiedene Stellungnahmen Filbingers aus diesem Politikbereich wird – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – sodann herausgearbeitet, inwiefern er sich umweltpolitisch exponierte und welche Schwerpunkte er setzte oder aufgriff. Besonderes Augenmerk ist vor allem auf die Frage zu richten, ob sich Kontinuitäten erkennen lassen oder ob sich Positionen im Laufe der Zeit verschoben oder sogar grundsätzlich verändert haben.

## II.

Fielen die meisten Fragen des Umweltschutzes noch in das Ressort des Innenministers, als Hans Filbinger dieses Amt bekleidete, so wurden die Aufgaben unter seiner Ministerpräsidentenschaft neu geordnet.<sup>6</sup> Bereits 1970 war zwecks Koordinierung ein „Interministerieller Ausschuß für Umweltschutz“ geschaffen worden. Waren bis 1972 insgesamt fünf Ministerien mit Aufgaben des Umweltschutzes befasst, so wurden diese nun in zwei Behörden zusammengefasst: Dem am 1. Oktober 1972 neu errichteten „Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt“ wurden die Bereiche biologisch-ökologischer Umweltschutz, Landespflege und landschaftsbezogenes Erholungswesen zugeteilt, ebenso Gewässerschutz und Abfallbeseitigung; für Fragen der Anwendung von Technik in Industrie und Haushalt sowie Strahlenschutz und Sicherheit der Kerntechnik war das „Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung“ zuständig. Diese Einteilung wurde in der Amtszeit Hans Filbingers als Ministerpräsident beibehalten. Ein eigenständiges Umweltministerium für das Land Baden-Württemberg gibt es erst seit dem 1. Juli 1987.

Die Errichtung einer ganzen Reihe von Einrichtungen, Koordinierungsgremien und Foren schloss sich an.<sup>7</sup> So konstituierte sich beispielsweise am 8. Februar 1974 der „Landesbeirat für Umweltschutz“, kurz darauf wurde die Einrichtung einer „Zentralen Koordinierungsstelle für Umweltforschung“ beschlossen und seit dem 5. Juni 1974 gab es im „Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt“ eine „Zentrale Meldestelle für Umweltangelegenheiten“. Hier hatte die Bevölkerung die Möglichkeit, sich über konkrete Probleme der Umweltverschmutzung zu beschweren bzw. auf Missstände hinzuweisen. Des Weiteren entstand 1974 die „Landesanstalt für Umweltschutz“ in Karlsruhe. Verschiedene Institutionen wurden hier integriert, so etwa die „Landesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin, Immissions- und Strah-

6 Das Folgende in enger Anlehnung an Sepaintner: Baden-Württemberg 1960 bis 1992, S. 772.

7 Das Folgende ebd., S. 772f.

lenschutz“, Karlsruhe, die „Landesstelle für Gewässerkunde und wasserwirtschaftliche Planung“, Karlsruhe, die „Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege“, Ludwigsburg und das „Staatliche Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung“, Langenargen/Konstanz.

Als Geburtsjahr der programmatischen Umweltpolitik in Deutschland wird im Allgemeinen das Jahr 1969 betrachtet, mit der Anerkennung des Umweltschutzes als eigenständiger Aufgabe des Staates und der Zuweisung der entsprechenden Aufgaben an den Bundesinnenminister. Das erste Sofortprogramm zum Umweltschutz auf gesamtstaatlicher Ebene in der Bundesrepublik wurde 1970 verabschiedet, das erste Umweltprogramm am 29. September 1971. Insgesamt spiegelt sich die Tendenz des Bewusstwerdens der Umweltproblematik auch in Veröffentlichungen wie der Studie „Die Grenzen des Wachstums“ des „Club of Rome“ von 1972 oder des Buches „Ein Planet wird geplündert“ des damaligen CDU-Bundestagsabgeordneten und späteren „Grünen“-Mitbegründers Herbert Gruhl aus dem Jahre 1975.<sup>8</sup>

Mit Fug und Recht können sich die Baden-Württemberger als Vorreiter in puncto Umweltpolitik betrachten. Kurt Georg Kiesinger, Ministerpräsident von 1958 bis 1966, kann für sich in Anspruch nehmen, das Thema Natur- und Umweltschutz (wieder-) entdeckt zu haben und er war „zeitlebens stolz darauf, den ‚Umweltschutz‘ als einer der ersten ins Bewußtsein gerückt zu haben. [...] In den 1960er Jahren wuchs eine solche Gesinnung noch überwiegend aus einer wertkonservativen Grundhaltung heraus.“ Kiesingers große umweltpolitische (Nicht-)Tat war „die partielle Verhinderung eines Modernisierungsprojekts, [...] das so recht nach dem Geschmack der technokratischen Gipfelstürmer der 1960er Jahre gewesen sein muß: Der geplante Ausbau des Hochrheins von Basel bis zum Bodensee.“<sup>9</sup> Obwohl dem Projekt weitgehende wirtschaftliche Rentabilität bescheinigt wurde, was unter anderem aus einer Prüfung von Innenminister Filbinger vom Juni 1962 hervorging<sup>10</sup>, setzte sich hier Kiesingers „landschaftsschützerische Konzeption [...] gegen ein aus struktur- und integrationspolitischen Gründen naheliegendes Projekt durch“.<sup>11</sup>

Inwieweit Filbinger von Kiesinger, unter dem er von 1960 bis 1966 als baden-württembergischer Innenminister wirkte, bezüglich des Umweltschutzes bzw. der entsprechenden Prioritätensetzungen beeinflusst war, sei dahinge-

8 Ebd., S. 771f. Zu Gruhl vgl. Daniel Hildebrand: Herbert Gruhl und die ökologische Protestbewegung, in: Historisch-Politische Mitteilungen 10 (2003), S. 325–332.

9 Philipp Gassert: Kurt Georg Kiesinger 1904–1988. Kanzler zwischen den Zeiten. München 2006, S. 407–413, die Zitate S. 410 und S. 407.

10 Ebd., S. 408.

11 Ebd., S. 411f. Gassert stellt allerdings fest, dass in Kiesinger mitnichten ein Vorläufer der „Grünen“ zu sehen sei. Aufgewogen würde sein Engagement um den Erhalt der natürlichen Bodenseelandschaft durch den Ausbau des Straßen- und Autobahnsystems, ebd., S. 408.

stellt. Fest steht, dass Filbinger bereits aus den 1950er Jahren Umweltprobleme „geerbt“ hatte. Große Bedeutung kam der Reinhaltung bzw. der Beseitigung des Abwassers zu.<sup>12</sup> Ein Problemschwerpunkt der 1960er Jahre war der Bodensee.<sup>13</sup> Verschmutzung, vor allem die Zufuhr düngender Stoffe, führte zur Gefahr eines „Umkippens“ des Sees, d. h. aufgrund von Sauerstoffmangel wurde der Nährstoff Phosphat nicht mehr gebunden und auf dem Seegrund abgelegt, sondern verblieb als Nährstoff gelöst im Wasser. Damit beschleunigte sich das Algenwachstum exorbitant, die Biomasse sank auf den Seegrund und zehrte den im Wasser gelösten Sauerstoff fast gänzlich auf, was wiederum zur Phosphatfreisetzung führte.

Erfolgreich wurde eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, um die fortschreitende Eutrophierung des Sees zu stoppen und das Ganze wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Einen Maßnahmenkatalog enthält eine im baden-württembergischen Innenministerium unter Filbinger erstellte Denkschrift aus dem Jahr 1962, der ausführlich die Notwendigkeit des Ausbaus der Kanalisationsnetze und die Anlage von Sammelkläranlagen begründet.<sup>14</sup> Im Ergebnis war die Befürchtung, der See könne umkippen, dank der durchgeführten Maßnahmen bereits im Jahre 1973 gegenstandslos geworden.<sup>15</sup>

Ein spezieller, wiederum eng mit dem Bodensee verknüpfter umweltrelevanter Komplex, der von etwa 1960 bis 1967 auf Baden-Württemberg lastete, war die Trassenführung der geplanten Ölpipeline der italienischen Firma ENI von Genua nach Ingolstadt. Nach der ursprünglichen Planung hätte die Pipeline den Bodensee nicht tangiert, jedoch wurde ab Sommer 1960 das Verlaufskonzept so geändert, dass „jeder Ölaustritt zwischen dem Spülgenpass und der Baden-Württembergisch-Bayerischen Grenze bei Neuravensburg eine Verunreinigung des Bodensees herbeiführen könnte.“<sup>16</sup> Wenig begeistert von der neuen Trassenführung bemühte sich Innenminister Filbinger noch 1964 um eine Änderung. Aufgrund bereits geschlossener Verträge und begonnener Arbeiten waren diesem Vorhaben keine Erfolgsaussichten beschieden. Daraufhin wurde die Strategie umgestellt: Die Abschnitte, die innerhalb des Landes Baden-Württemberg liegen sollten, wurden genehmigt. Somit sicherte sich das

---

12 Vgl. Ausarbeitung Sepaintner, in: Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP) 01-688-214/4.

13 Vgl. dazu Sepaintner: Baden-Württemberg 1960 bis 1992, S. 774–776; Fred Ludwig Sepaintner: Die Lebensgeschichte, in: Ders. (Hg.): Aus neun Jahrzehnten, S. 21–68, hier S. 39–42; Ausarbeitung Sepaintner, in: ACDP 01-688-214/4.

14 Die Reinhaltung des Bodensees. Teil 2 der von der Landesregierung dem baden-württembergischen Landtag vorgelegten Denkschrift über den Ausbau des Hochrheins zur Großschiffahrtsstraße und die Reinhaltung des Bodensees, bearb. v. Innenministerium Baden-Württemberg Oktober 1962. Maßnahmenkatalog S. 14–18.

15 Sepaintner: Lebensgeschichte, S. 42.

16 Manfred Bulling: Die Wasserwirtschaft in Baden-Württemberg, 1969, zitiert nach Sepaintner: Lebensgeschichte, S. 42.

Land wenigstens Mitspracherechte. Im Falle einer Verweigerung wäre die Trasse allein durch bayerisches Gebiet geführt worden. Somit war es möglich, sich von baden-württembergischer Seite für eine weitere Erhöhung der Sicherheitsstandards stark zu machen.<sup>17</sup>

Einen weiteren großen Bereich innerhalb der Thematik Umweltschutz seit Mitte der 1960er Jahre stellte die Problematik der Müllentsorgung dar. Ursprünglich verfügte fast jede Gemeinde über eine eigene Müllkippe. Innerhalb eines Jahrzehnts wurde dieses System aufgelöst und durch die geordnete Ablagerung auf Deponien, Kompostierung oder Verbrennung ersetzt, seit Ende der 1970er Jahre ging die Tendenz in Richtung Wiederverwertung.<sup>18</sup>

In den 1970er Jahren gesellte sich aus dem Bereich der Energiepolitik die Diskussion um die Kernkraft hinzu, nach damaliger Regierungsauffassung eine äußerst umweltfreundliche, emissionslose Energiequelle. Auch Kiesinger hatte das bereits so gesehen.<sup>19</sup>

Nach diesen Schlaglichtern auf grundsätzliche Linien und herausragende Themenkomplexe der Umweltpolitik in Baden-Württemberg der 1960er und 1970er Jahre, die Filbinger verantwortet bzw. mitverantwortet hat, soll nun anhand von Positionierungen zu konkreten Problemen eine Annäherung an Filbingers persönliche Vorstellungen und Schwerpunktsetzungen erfolgen.

### III.

Bereits im Oktober 1962 konnte Innenminister Filbinger eine Presse-Schlagzeile für sich verbuchen, wonach er mit Betriebsschließungen gedroht habe, wenn einzelne Betriebe sich hartnäckig weigern sollten, ihren gesetzlichen Pflichten nachzukommen, Abwässer nur geklärt in Flüsse und Seen einzuleiten.<sup>20</sup>

In der Regierungserklärung vom 16. September 1970 verwies Ministerpräsident Filbinger darauf, dass man den Umweltschutz, der in den modernen Industriestaaten „in jüngster Zeit [...] die besondere Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit“ gefunden habe, in Baden-Württemberg nicht gerade erst entdeckt worden sei, sondern bereits seit Beginn der 1960er Jahre besonders im Bereich des Gewässerschutzes große Anstrengungen unternommen worden seien.<sup>21</sup>

17 Vgl. dazu Sepaintner: Baden-Württemberg 1960 bis 1992, S. 776–781, hier sind auch ausführlich die parlamentarischen Auseinandersetzungen dargestellt; Sepaintner: Lebensgeschichte, S. 42f.; Ausarbeitung Sepaintner, in: ACDP 01-688-214/4.

18 Sepaintner: Baden-Württemberg 1960 bis 1992, S. 782–784.

19 Gassert: Kiesinger, S. 410.

20 Filbinger droht mit dem ‚scharfen Schwert‘. Betriebe werden geschlossen, wenn sie ihre Abwässer nicht klären, in: Badische Neueste Nachrichten, 17. Oktober 1962.

21 Regierungserklärung, abgegeben vor dem Landtag von Baden-Württemberg am 16. September 1970 von Ministerpräsident Dr. Hans Filbinger.

Dass der Bodensee auch nach dem Abwenden der unmittelbaren Gefahr des „Umkippens“ einen Schwerpunkt bildete, ist daran erkennbar, dass zur besseren Gewährleistung des Umweltschutzes die „Bodenseekonferenz“ etabliert wurde, die seit 1979 als „Internationale Bodenseekonferenz“ organisiert ist.<sup>22</sup> Die erste Bodenseekonferenz, einberufen durch Hans Filbinger, fand am 14. Januar 1972 in Konstanz statt. Politiker, Beamte und Medienvertreter aus Deutschland, Österreich sowie der Schweiz waren dazu geladen. In seiner Rede<sup>23</sup> umriss Filbinger, wenn auch im Allgemeinen verbleibend, die Vorstellungen, die er mit dieser Initiative verband. Besonders wichtig war es ihm – möglicherweise noch unter dem Eindruck der zunächst nicht allzu guten Abstimmung zwischen den Bodenseeanrainern in der Diskussion um die Führung der ENI-Öltrasse – hier gemeinsame Wege zu suchen, um „die Zusammenarbeit bei der Planung und beim Schutz unserer Umwelt am Bodensee verbessern“ zu können. Bewusst vermied er es, gleich zu Anfang Vorschläge über engere Organisationsformen zu machen. „Planung und Umweltschutz sind Aufgaben, die sich nicht aus einer engen lokalen oder nationalen Perspektive erfüllen lassen; sie fordern vielmehr den Blick auf den ganzen Lebens- und Landschaftsraum.“ Filbinger sah – durchaus berechtigt – eine neue Etappe der Regionalplanung. Die Gefahren für die Umwelt seien umfassender zu sehen, „Gewässerschutz, Trinkwasserversorgung, die Bekämpfung von Lärm und Luftverschmutzung sind nicht mehr lediglich fachbezogene und fachbegrenzte Aufgaben, sondern Aspekte, die den Blick auf eine insgesamt problematische und gefährdete, sich immer schneller verändernde Lebensumwelt freigeben.“ Wiederum verwies er darauf, dass die staatlichen Grenzen zumeist nicht mit den Lebensräumen und schon gar nicht mit den Landschaftsräumen identisch seien, für die es zu planen gelte. Ein besonderes Anliegen war Filbinger die Forderung, ein Forum für „Kommunalpolitiker rund um den Bodensee“ zu schaffen. Immer wieder kam er darauf zurück, dass sich die Bodenseekonferenz als Plattform, als Ort des Austausches etablieren sollte, mit möglichst großer Offenheit gegenüber allen, die sich mit ihrem Anliegen einzubringen gedachten. Knapp drei Jahre später, am 22. November 1974 fand die zweite Bodenseekonferenz statt, wobei schon auf erste Erfolge verwiesen werden konnte.<sup>24</sup>

22 Vgl. [www.bodenseekonferenz.org](http://www.bodenseekonferenz.org) (Abruf: 27. Juni 2012). Zu den Gründungsmitgliedern Baden-Württemberg, Bayern, Vorarlberg, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen stießen später Appenzell Innerrhoden, Appenzell Außerrhoden, Zürich und Liechtenstein.

23 Entwurf einer Rede des Herrn Ministerpräsidenten bei der Bodenseekonferenz am 14. Januar 1972 in Konstanz, in: ACDP 01-688-028/2. Vgl. auch: Filbingers Initiative erfolgreich. Ständige Bodenseekonferenz gebildet. Auch Vertreter der Schweiz und Österreichs sicherten volle Unterstützung zu, in: Schwarzwälder Bote, 25. Januar 1972.

24 Vgl. beispielsweise Max Streibl: Internationale Aufgabe: Umweltschutz am Bodensee. Eine Konferenz sucht neue Wege, in: Bayernkurier, 23. November 1974. Streibl, zu dieser

Anlässlich der Erklärung des ca. 15.000 ha umfassenden Kerngebietes des Schönbuchs zum ersten Naturpark in Baden-Württemberg hielt Hans Filbinger am 27. März 1972 eine Ansprache<sup>25</sup>, die wiederum grundsätzliche Vorstellungen seines Verständnisses von Umwelt- bzw. Umweltschutzpolitik aufzeigt. Er wollte die Etablierung des Naturparks „als wichtigen Schritt in der Umweltschutzpolitik des Landes“ begriffen wissen. Zu Recht verwies er darauf, dass der Begriff „Umweltschutz“, der nun zu einem beherrschenden Thema der öffentlichen Diskussion geworden sei, zwei Jahre zuvor noch nahezu unbekannt gewesen wäre. Gefährdet sei die Umwelt durch Bevölkerungszunahme und Industrialisierung, daraus resultierten Luftverschmutzung und verschmutzte Flüsse, Lärmbelästigungen und eine steigende Beanspruchung der Landschaft. Drauf folgt das – nicht unbegründete – Eigenlob des baden-württembergischen Ministerpräsidenten: „Die Landesregierung hat die Problematik des Umweltschutzes erkannt, längst bevor dieser Begriff geboren war.“ Belegen konnte er die Aussage: So habe das Land Baden-Württemberg beispielsweise seit 1952 880 Mio. DM Zuschüsse für Kläranlagen aufgebracht, im Mittelpunkt der Wassereinhaltungsmaßnahme habe der Bodensee gestanden. Zwischen 1960 und 1970 seien 48 Naturschutz- und 325 Landschaftsschutzgebiete neu ausgewiesen worden und bereits 1964 habe Baden-Württemberg als erstes Bundesland ein Immissionsschutzgesetz erlassen. Weiterhin verwies er auf den im Juli 1971 verabschiedeten Umweltschutzbericht der Landesregierung sowie „das jüngste Kind des Landes auf dem Gebiete des Umweltschutzes“, das vom Landtag soeben verabschiedete Abfallgesetz. Filbinger lenkte allerdings auch den Blick auf das Erholungsbedürfnis der Menschen und die Notwendigkeit, entsprechende Naherholungsmöglichkeiten zu bieten. Im Schönbuch seien schon mehr Erholungsmöglichkeiten geschaffen als in jedem anderen Erholungsgebiet der Bundesrepublik. Zum Schluss verwies er darauf, dass mit der Erklärung zum Naturpark die Diskussion, ob der Schönbuch gegebenenfalls Standort eines neuen Flughafens werden solle, nun endgültig erledigt sei.

Wenige Monate später fand in Stuttgart die Umweltschutzausstellung „Umwelt 72“ statt, welche Hans Filbinger am 30. September 1972 mit einer Grußansprache eröffnete.<sup>26</sup> Wiederum konnte er ein Novum in der Bundesrepublik verkünden, die Ausstellung wurde betrachtet als „der erste großangelegte Versuch einer umfassenden Information über Probleme und Lösungsmöglichkeiten des Umweltschutzes. [...] Eine Chance, einmal mehr das öffentliche

---

Zeit Bayerischer Staatsminister für Landesentwicklung und Umweltfragen, betont in diesem Artikel natürlich eher den Beitrag seines Landes zum Bodenseeschutz.

25 Ansprache von Ministerpräsident Dr. Filbinger bei der Feier anlässlich der Erklärung des Schönbuchs zum Naturpark vor Vertretern des öffentlichen Lebens und der Presse im Schloß Bebenhausen am 27. März 1972, in: ACDP 01-688-030/2.

26 Entwurf einer Grußansprache des Herrn Ministerpräsidenten bei der Eröffnung der Ausstellung „Umwelt 72“ in Stuttgart am 30.6.1972, in: ACDP 01-688-030/2.

Bewußtsein wachzurütteln und zu zeigen, daß Umweltschutz weder Spleen noch Schau, sondern eine Existenzfrage für uns alle ist.“ Natürlich hob er auch gern wieder hervor, dass in Baden-Württemberg „der Umweltschutz schon immer großgeschrieben wurde“. Filbinger verwies auf die Notwendigkeit „eines Umdenkungsprozesses auf breiter Front – auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene.“ Auf internationaler Ebene habe das Ganze schon Ausdruck gefunden mit der UNO-Konferenz über die menschliche Umwelt in Stockholm. „Daß der Umweltschutz eine der vordringlichsten [sic] politischen Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft ist, wird heute wohl von niemand mehr bestritten.“ Diesbezüglicher Nachlässigkeit in der Vergangenheit war er sich sehr wohl bewusst: „Selbstverständlich ist es unmöglich, in Jahrzehnten Versäumtes oder nicht Getanes in wenigen Jahren nachzuholen. Aber wir sollten aus diesen Versäumnissen auch Konsequenzen für die Zukunft ziehen. Wir müssen vermeiden, daß der Umweltschutz weiterhin der Entwicklung stets nur nachhinkt.“

Filbinger stellte sich in dieser Rede auch gegen Behauptungen, staatlicherseits sei bisher viel zu wenig getan worden: „Dieser Behauptung müssen wir entgegentreten. Der Begriff Umweltschutz ist zwar neu, die mit diesem Begriff zusammengefassten Aufgaben werden jedoch von den zuständigen Behörden seit eh und je wahrgenommen.“ Es folgte die Aufzählung einer Reihe von Beispielen – von denen viele auch bereits in der Rede zur Erklärung des Schönbuchs zum Naturpark enthalten waren. Pathetische Schlussworte eines Politikers anlässlich der Eröffnung einer Umweltausstellung sind sicher nicht überraschend, allerdings sollte man sich vor Augen halten, dass es sich um den CDU-Ministerpräsidenten Hans Filbinger im Jahre 1972 handelte, der ausführte: „Schutz und Erhaltung des Lebens und der dafür notwendigen Grundlagen sind uns allen als verpflichtende Aufgabe aufgegeben. Die Menschheit schickt sich an, die Grundlagen ihres eigenen Lebens zu zerstören. Dieser ungeheuren Herausforderung müssen wir uns mit den Mitteln des Geistes und des Verstandes, mit zielstrebigener Energie, aber auch mit persönlicher Opferbereitschaft stellen, damit wir auch morgen leben können.“

Das Jahr 1973 wurde zum „Jahr des aktiven Umweltschutzes“ ausgerufen. Dem Umweltschutz wurde im Rahmen der gesamten Landespolitik Baden-Württembergs hohe Priorität eingeräumt, auf der Grundlage eines eigens erstellten Sofortprogramms.<sup>27</sup> In seiner Ansprache am 17. Januar 1973<sup>28</sup> nahm Hans Filbinger erneut die Gelegenheit wahr, seine Positionen zu verdeutlichen. Abermals betonte er die Notwendigkeit der Erholungsräume in der Nähe von

---

27 Vgl. dazu Sepaintner: Baden-Württemberg 1960 bis 1992, S. 781. Hier findet sich auch eine Auflistung der im Einzelnen vorgesehenen Maßnahmen.

28 Ansprache von Ministerpräsident Dr. Hans Filbinger zum Jahr des Aktiven Umweltschutzes 1973 am 17. Januar 1973 auf der Burg Hohenneuffen, in: ACDP 01-688-032.

Ballungsgebieten – für ihn war dies ein wichtiger Teil des Umweltschutzes, der seiner Meinung nach immer mehr an Bedeutung gewinnen würde. Allerdings warnte er auch vor Übertreibungen bezüglich einer bevorstehenden Katastrophe, etwa im Hinblick auf Veröffentlichungen wie „Der Dreck, in dem wir leben“<sup>29</sup> oder „Das Selbstmordprogramm“<sup>30</sup>. Man meint hier deutlich den Konservativen zu erkennen, der vor kontraproduktiven Weltuntergangspropheetien warnt und den Blick auf das Notwendige und Machbare lenkt. Beschönigt wird allerdings nichts. Eingriffe in die und Beschädigung der Natur seien nicht neu. „Neu ist nur ihre Intensität. Wir haben in den letzten 200 Jahren die Erde stärker zerstört als zuvor in der gesamten Menschheitsgeschichte. Wir haben in diesem Zeitraum einen großen Teil der natürlichen Rohstoffe verbraucht, die sich während Hunderten von Millionen Jahren auf unserem Planeten gebildet hatten. Diesem Prozeß wohnt offensichtlich beschleunigende Kraft inne. Dem muß die Politik in Zukunft mehr als bisher Rechnung tragen.“

Vehement wandte sich Hans Filbinger gegen eine Ideologisierung des Umweltschutzes, gegen diejenigen, die die Umweltzerstörung als eine notwendige Folge des kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems betrachteten. Mit einem detaillierten Verweis auf die Umweltprobleme der sozialistischen Planwirtschaftsstaaten ließ sich dieser Vorwurf leicht widerlegen. Zurückgewiesen wurde von Filbinger aber auch der Appell des „Club of Rome“. „Die Grenzen des Wachstums“ seien „hochinteressant, jedoch sind ihre Schlußfolgerungen nicht zwingend. Einmal dürften die Berechnungen auf unzureichendem Datenmaterial aufbauen. Zum anderen werden die technischen Möglichkeiten zur Bekämpfung der Umweltgefahren wohl unterbewertet. Schließlich dürfte die Studie auch nicht ausreichend berücksichtigen, daß der Mensch in der Lage ist, sein Denken und Verhalten veränderten Situationen anzupassen. [...] Die Forderung, das Wachstum radikal einzuschränken oder gar zu stoppen, ist aber Utopie. Wir haben andererseits niemals dem Wachstum um jeden Preis das Wort geredet. Wir wollen kein maximales, sondern ein optimales Wachstum.“ Filbinger machte sich des Weiteren für die Einführung des Verursacherprinzips stark, wonach der Verursacher für die Beseitigung entstandener Schäden aufkommen müsse – ein Problem, welches sich akut bei der Abwasserbeseitigung stellte. Als Grundprinzip betonte er, dass der Umweltschutz sich nicht nur zentral steuern ließe. Schließlich appellierte er an das Bewusstsein jedes Einzelnen: „Die Anschaffung eines geräuschlosen Rasenmähers bedeutet weniger Lärmbelästigung, die Rückkehr zu Omas Einkaufsnetz weniger Verpackungsmüll.“ Allerdings schloss er optimistisch: „Nunmehr

29 Wilfried Scharnagl: *Der Dreck, in dem wir leben oder Ein Nachruf auf unsere Umwelt*. München 1971.

30 Gordon Rattray Taylor: *Das Selbstmordprogramm. Zukunft oder Untergang der Menschheit*. Frankfurt/Main 1971.

bedroht der Mensch die Umwelt [...] durch seine eigenen Erfindungen und Leistungen. Er ist dabei zu erkennen, daß diese Gefahr zu einer Existenzfrage werden kann. Der Mensch wird, weil ihm gar keine andere Wahl bleibt, auch die Folgerungen aus dieser Erkenntnis ziehen und die Maßnahmen ergreifen, die erforderlich sind, um einer Zerstörung der Umwelt wirkungsvoll zu begegnen.“

Eher bilanzierenden Charakter trugen die Ausführungen Hans Filbingers zum „Tag der Umwelt“ am 5. Juni 1973.<sup>31</sup> Als erfreulich bezeichnete er die Zusammenarbeit mit Österreich und der Schweiz bezüglich des „Sorgenkindes“ Bodensee und unterstrich noch einmal, dass dessen Reinhaltung eine Existenzfrage sei. Allerdings beklagte er die weniger erfolgreiche Zusammenarbeit in der „Internationalen Kommission zum Schutze des Rheins“ sowie die Schwierigkeiten bei der Planung von Kernkraftwerken am Oberrhein. Wiederholt betonte er die Notwendigkeit der Schärfung des kritischen Bewusstseins jedes Einzelnen und er machte sich für eine verfassungsrechtliche Verankerung eines Umweltgrundrechts stark. Weiterhin propagierte er den – bereits im Folgejahr realisierten – „Landesbeirat für Umweltschutz“. Und er sprach sich noch einmal dafür aus, das Verursacherprinzip stärker zur Geltung zu bringen. Auch die Einführung einer Umweltsteuer – die in die Zuständigkeit des Bundes fallen würde – wollte er ernsthaft erwogen wissen. Bezüglich der Problematik des Wachstums verwies er auf seine Ansprache zum „Jahr des Aktiven Umweltschutzes“ im Januar. Wachstum wollte er positiv betrachtet wissen, aber: „Ich bekräftige hier erneut die Entschlossenheit meiner Regierung, dem ungezügeltten Wachstum entgegenzutreten. Nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität des Wachstums unserer Wirtschaft kommt es an.“ Die Rede beschloss Filbinger mit einem – nicht ganz stilblütenfreien – Aufruf zum Zusammenwirken: „Wenn der heutige internationale Umwelttag das Bewußtsein, daß wir auf der ganzen Erde in einem Boot sitzen, gestärkt hat, so sind wir unserem gemeinsamen Endziel, das Leben auf unserem Globus lebenswert zu erhalten, einen Schritt näher gekommen.“

In seiner Ansprache bei der Konstituierung des „Landesbeirats für Umweltschutz“ am 8. Februar 1974<sup>32</sup> kündigte er an: „Der Kampf um die Erhaltung einer gesunden Umwelt wird von uns allen noch große Opfer verlangen“.

31 Entwurf einer Ansprache des Herrn Ministerpräsidenten zum „Tag der Umwelt“ am 5. Juni 1973 in Mannheim, in: ACDP 01-688-034/2. Vgl. auch: Filbinger: Bodensee-Schutz vorrangig. Entscheidung über Bodensee-Neckar-Stollen nicht mehr in diesem Jahr, in: Stuttgarter Zeitung, 6. Juni 1973; Filbinger fordert spezielle Umweltsteuer. Programatische Rede des Stuttgarter Regierungschefs zum „Tag der Umwelt“, in: Süddeutsche Zeitung, 6. Juni 1973.

32 Entwurf einer Ansprache des Herrn Ministerpräsidenten anlässlich der konstituierenden Sitzung eines Landesbeirats für Umweltschutz am 8. Februar 1974 im Neuen Schloß, in: ACDP 01-688-036/2.

lerdings wandte er sich auch gleich wieder gegen jegliche Untergangsprophe- tie und zeigte demonstrativ Optimismus: „Ich bin zuversichtlich, daß wir mit unseren Umweltproblemen auch in Zukunft fertig werden. Die Technik wird langfristig angesichts der drohenden Verknappung einzelner Rohstoffe Alternativen entwickeln und uns im Kampf gegen die Umweltverschmutzung neue und bessere Waffen in die Hand geben.“ An der Spitze der speziellen Aufga- ben, die er nannte, stand wieder der Bodensee. Dann verwies er bilanzierend auch darauf, dass man von den im Vorjahr angekündigten Maßnahmen die Schließung von über 1000 Müllkippen realisiert und stattdessen mehrere Großdeponien in Betrieb genommen habe.

In seiner Regierungserklärung vom 28. November 1974<sup>33</sup> führte er aus, dass in der Arbeit der Landesregierung der aktive Schutz der Umwelt ein Schwer- punkt sei. „Wir haben unsere Umweltpolitik geordnet und in ein System ge- bracht. Im Anschluß an das Sofortprogramm für die dringlichsten Maßnahmen haben wir mit dem mittelfristigen Umweltprogramm eine Gesamtkonzeption entwickelt.“ Die Reinhaltung des Bodensees und der Abfallbeseitigungsplan wurden abermals explizit benannt.<sup>34</sup>

In seiner Rede am Vorabend des CDU-Kommunalparteitages in Mannheim am 14. Februar 1975<sup>35</sup> unterstrich er zunächst wiederum die Leistungen: „Wir wissen, daß Umweltschutz ein dorniges und unglaublich mühseliges Geschäft ist. Aber immer deutlicher zeigt sich, daß harte und konsequente Arbeit sich schließlich doch auszahlt. Niemand kann bestreiten, daß wir den Bodensee wieder saubergemacht haben. Niemand kann bestreiten, daß wir gegenüber der Mineralölindustrie Auflagen zur Luftreinhaltung durchgesetzt haben, die rich- tungsweisend sind.“

Pragmatischen Optimismus strahlte Filbinger bei seinen umweltpolitischen Stellungnahmen fast immer aus. So etwa, wenn er bei einer Rede anlässlich eines Gesprächs mit der „Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg e. V.“ am 4. Mai 1977<sup>36</sup> hervorhob: „Die Ansprüche des mo-

33 Regierungserklärung, abgegeben von Ministerpräsident Dr. Hans Filbinger vor dem Land- tag von Baden-Württemberg am 28. November 1974.

34 Unwiderrprochen blieb die Erfolgsgeschichte vom erfolgreichen Wirken am Bodensee nicht. Albert-Maria Drexler sprach in seiner Dissertation (Umweltpolitik am Bodensee Baden-Württemberg. Regionalpolitik, Gewässerschutz, Verkehrsplanung, Landschafts- pflege und Naturschutz. Konstanz 1980) von Konzeptionslosigkeit. Vgl. dazu: Eine Dok- torarbeit über den Bodensee vergällt dem Minister die Urlaubsfreuden, in: Die Welt, 11. August 1980.

35 Entwurf einer Rede des Herrn Ministerpräsidenten für den Vorabend des Kommunal-Par- teitages in Mannheim am 14. Februar 1974 „CDU – Politik für Baden-Württemberg“, in: ACDP 01-688-049/1.

36 Redeskizze des Herrn Ministerpräsidenten anlässlich des Gesprächs der Landesregierung mit der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg e. V. am 4. Mai 1977 in der Villa Reitzenstein, in: ACDP 01-688-044/2.

dernen Lebens bedrohen die Natur und Landschaft. Manchem erscheinen diese Probleme unlösbar. Sie malen das Schreckensgemälde vom nahen Untergang an die Wand und glauben, das Rad der Geschichte zurückdrehen und zu einem romantisch verklärten Naturzustand zurückkehren zu müssen. Ich glaube nicht, daß uns dies weiterhilft. Vielmehr vertraue ich der Vernunft und der Erfindungskraft des Menschen und somit darauf, daß wir die Probleme der technischen Zivilisation grundsätzlich bewältigen können.“ Angekündigt wurde auch ein weiteres mittelfristiges Umweltschutzprogramm für die Jahre 1977 bis 1980.

In vielen anderen Reden benannte Filbinger das Problem der knappen Rohstoffe, zeigte sich aber überzeugt davon, dass hier eine Lösung gefunden werde. Was ihm dabei vorschwebte, machte er auch deutlich. Zum eng mit der Umweltpolitik zusammenhängenden Bereich der Energiepolitik führte er beispielsweise aus: „Aber Umweltschutz kann nicht heißen, daß nicht mehr gehandelt wird, wo im Interesse des Gesamtwohls gehandelt werden muß. In der Energiepolitik heißt das Gebot der Stunde nicht, zögern und Zeit gewinnen, sondern jetzt entscheiden, um für die Zukunft gerüstet zu sein. Denn die sichere Energieversorgung von morgen ist der wichtigste Beitrag für die Sicherung der Arbeitsplätze von übermorgen. Deshalb müssen und werden wir auch in diesem Lande Kernkraftwerke bauen.“

Wiederholt sprach sich Filbinger für die Kernenergie aus. So zum Beispiel am 9. Mai 1977 auf dem „Energiepolitischen Forum“ der Landesregierung.<sup>37</sup> Allerdings zeigte er hier deutlich, dass er sich des Gegenwindes sowie der Gefahren durchaus bewusst war. Zu seiner expliziten Aussage – der Bejahung der Kernenergie – kam er erst nach längeren Ausführungen. Immer wieder stützte er seine Argumentation auf Vergleiche, etwa: „Bisher haben, soweit ich sehe, alle zivilisierten Staaten sich zur Kernenergie als einer notwendigen Energiequelle bekannt, und die Staaten mit dem entsprechenden know-how haben Kernkraftwerke gebaut und wollen auch weitere bauen.“ Bezüglich der Risiken hieß es, dass „wir gefährliche Stoffe oder Verfahren erst dann und nur insoweit nutzen dürfen, als die aus ihnen sich ergebenden Gefahren bis zu einem solchen Grade beherrscht werden können, daß das verbleibende Restrisiko vernachlässigt werden kann“. Dennoch war das Bekenntnis eindeutig. Seine Position wiederholte Hans Filbinger unter anderem beim „Energiepolitischen Kongreß“ der CDU am 27. August 1977<sup>38</sup>: „Unser ‚Ja‘ zur Kernenergie hat uns nie davon abgehalten, unseren Standpunkt kritisch zu überprüfen und neue Erkenntnisse zu suchen [...] Natürlich werden die Gegner der Kernkraft

---

37 [Rede auf dem] Energiepolitische[n] Forum der Landesregierung zusammen m. d. Uni St[utt]g[ar]t 9. Mai 1977, 14.30 Uhr, in: ACDP 01-688-044/2.

38 Rede des Herrn Ministerpräsidenten beim Energiepolitischen Kongreß der CDU Baden-Württemberg am 27. August 1977 in Ettlingenweiher, in: ACDP 01-688-045/2.

nicht ruhen [...] wir werden auch weiterhin dem Druck standhalten und nicht aus opportunistischen Gründen den richtigen Weg verlassen!“

In einer Begrüßungsansprache zum CDU-Kongress „Energie und Umwelt“ am 10. Oktober 1977<sup>39</sup> trug Filbinger abermals seine verfestigten Positionen vor: Er bejahte die Kernkraft, allerdings wiederum deutlich im Bewusstsein darum, wie umstritten das Thema war: „Mit dieser Frage befassen wir uns nicht erst seit heute. So hat beispielsweise die CDU von Baden-Württemberg auf einem Landesparteitag schon im November 1974 zur Kernenergie ein eindeutiges ‚Ja‘ gesagt. [...] Das heißt nicht, wir hätten die Sorgen der Bevölkerung nicht ernst genommen. Niemand hat mehr Verständnis für die Ängste und Nöte unserer Bevölkerung als wir – niemand hat mit größerer Sorgfalt die Sicherheitsfragen geprüft!“ Wie stark damals seitens der Befürworter die Unbedenklichkeit – anderthalb Jahre vor der Havarie im Kernkraftwerk Three Mile Island bei Harrisburg – eingeschätzt wurde, zeigt, dass Filbinger folgende Passage in seine Rede aufnahm: „So hat die Internationale Atomenergie-Agentur in Wien in ihrem jüngsten Jahresbericht Ende September diesen Jahres festgestellt, daß es seit der Inbetriebnahme des ersten Kernkraftwerkes vor mehr als 20 Jahren in keinem Werk auf der ganzen Welt einen von der nuklearen Seite verursachten tödlichen oder auch nur ersten Unfall gegeben hat.“ Und noch einmal ganz klar: „[...] gerade weil wir alle sinnvoll nutzbaren Energieresourcen heranziehen [...], wissen wir: Ohne die Nutzung der Kernenergie kann unsere Energieversorgung in der Zukunft nicht sichergestellt werden.“ Am 9. Dezember 1977 verteidigte Filbinger im Landtag<sup>40</sup> noch einmal die Bedeutung der Atomkraftwerke.

Dass Hans Filbinger nicht lediglich der politischen und zeitgeistgebundenen Notwendigkeit gehorchend zu Umwelt(schutz)themen immer wieder Stellung bezog, dass ihm diese Problematik ein echtes Anliegen war, zeigt, dass auch das von ihm 1979 begründete und bis 1997 geleitete „Studienzentrum Weikersheim“ sich dieses Komplexes wiederholt annahm.<sup>41</sup> Im Herbst 1980 widmete sich ein Kongress der Frage: „Ist unsere Umwelt noch zu retten?“<sup>42</sup>

Neuen Wegen und Entwicklungen in der Energiegewinnung stand er sehr aufgeschlossen gegenüber. Als Ministerpräsident a. D. machte Filbinger seinen

39 CDU-Kongress Energie und Umwelt, Hannover, 10.–11. Oktober 1977, Plenum, Montag, 10. Oktober 1977, Begrüßung Ministerpräsident Dr. Hans Filbinger, in: ACDP 01-688-046/2.

40 Beitrag des Herrn Ministerpräsidenten für die aktuelle Debatte des Landtags am 9. Dezember 1977, Energiepolitik, in: ACDP 01-688-047/2.

41 Vgl. Klaus Hornung: Entscheidung für die Freiheitliche Demokratie – 25 Jahre Studienzentrum Weikersheim, in: Sepaintner (Hg.): Aus neun Jahrzehnten, S. 161–206, hier S. 175–178.

42 Hans Filbinger, Rede-Entwurf zur Einführung des Kongresses „Ist unsere Umwelt noch zu retten?“, [Ausarbeitung vom 24. November 1980], in: ACDP 01-688-348/1.

Einfluss geltend, um seiner Meinung nach wichtige Anliegen zu unterstützen. So etwa, wenn er 1981 bei der baden-württembergischen Landesregierung dafür eintrat, ein vor allem durch den Direktor des Instituts für chemische Pflanzenphysiologie der Universität Tübingen, Helmut Metzner, geplantes Institut zu errichten, welches sich mit der Umwandlung von Sonnenenergie in andere Energiearten befassen sollte, „wobei (...) als Fernziel die partielle Substitution der herkömmlichen Treibstoffe durch Methanol, das mittels Sonnenenergie erzeugt wurde, vor Augen steht“. Zwar zeigte sich Ministerpräsident Lothar Späth interessiert, wies aber unter Hinweis auf die Haushaltslage die Errichtung eines neuen Instituts zurück. Er halte die Überlegungen für „beachtlich, (...) wengleich derzeit wohl noch völlig offen ist, ob die damit verbundenen enormen technischen Probleme bewältigt werden können und ob auf diese Weise für den Alltag nutzbar gemachte Energie zu wirtschaftlich vertretbaren und konkurrenzfähigen Kosten bereit gestellt werden kann“. Späth sprach sich für eine personelle Verstärkung bestehender Institute an den Hochschulen aus.<sup>43</sup> Ebenso verwies das Ministerium für Wissenschaft und Kunst, welches Späth um Stellungnahme gebeten hatte, auf die Haushaltslage, die einer Institutsgründung im Wege stehe, aber auch auf Schwierigkeiten einer anderweitigen Finanzierung, etwas mittels eines Sonderforschungsbereichs oder eines Fraunhofer-Instituts. Schließlich hieß es: „Als erster Schritt ist deshalb eines Gesprächsrunde vorgesehen (...) bei der die auf den Gebieten von Bio- und Solarenergie arbeitenden baden-württembergischen Wissenschaftler und Unternehmen beteiligt werden.“<sup>44</sup>

Trotz des dürftigen Ergebnisses der Bemühungen, welche ursprünglich auf eine Institutsgründung hinauslaufen sollten, und der Tatsache, dass Filbinger Metzner schließlich wohl etwas resigniert mitteilte, die Gesprächsrunde sei „vielleicht nicht der schlechteste Weg, um einen Einstieg zu finden“<sup>45</sup>, zeigt sich doch hier Filbingers förderndes Interesse auch an Fragen einer alternativen Energieerzeugung. Offen bleibt, wie es um die Realisierung des Instituts unter einem Ministerpräsidenten Hans Filbinger bestellt gewesen wäre.

#### IV.

Hans Filbinger war ein leidenschaftlicher Bergwanderer und -kletterer.<sup>46</sup> Natürlich lässt sich daraus nicht zwingend eine Affinität des Politikers zu Umweltschutzthemen ableiten, aber eine schlechte Voraussetzung ist es sicher nicht.

43 Späth an Filbinger, 6. Mai 1981, in: ACDP 01-688-011/1.

44 Engler an Filbinger, 12. Mai 1981, ebd.

45 Filbinger an Metzner, 29. Mai 1981, ebd.

46 Vgl. z. B.: Martin Schliessler: Zusammen am Berg, in: Sepaintner (Hg.): Aus neun Jahrzehnten, S. 225–229.

Tatsache ist, dass Filbinger sich intensiv und mit großem persönlichen Engagement umweltpolitischen Fragestellungen widmete. Eine Reihe von Problemen kam auf ihn zu, die er bereits als – damals für Umweltschutzthemen zuständiger – Innenminister zu regeln hatte und die sich dann bis in seine Ministerpräsidentenzeit erstreckten, genannt seien der verunreinigte, vom „Umkippen“ bedrohte Bodensee oder die Öltrassenführung der Firma ENI. Auch das Problem der Einzel-Müllkippen harpte einer Lösung.

Es zeigt sich deutlich, dass Hans Filbinger, insbesondere als Ministerpräsident ab 1966, nicht lediglich reagierte, sondern programmatisch Stellung bezog und Probleme zukunftsweisend zu lösen bestrebt war, etwa durch die von ihm 1972 begründete, noch heute existente Bodenseekonferenz. Unter seiner Ministerpräsidentenschaft wurden die Umweltthemen in der Regierung gebündelt, eine Reihe von Einrichtungen und Foren wurde geschaffen. Dass er sich der drängenden Probleme bewusst war, bestätigt eine Vielzahl von Stellungnahmen, die mitunter so gar nicht dem heute gängigen Klischee eines konservativen CDU-Politikers der Bonner Republik entsprechen. Hans Filbinger ließ hier eindeutig Profil erkennen.

Brüche sind nicht festzustellen. Insgesamt gab sich Hans Filbinger optimistisch: Die Probleme waren erkannt, sie mussten gelöst werden, aber eine Lösung war zu finden. Das Ganze hatte pragmatisch zu geschehen, Weltuntergangsszenarien erteilte er stets eine klare Absage. Die These von den „Grenzen des Wachstums“ wies er zurück. Ebenso betrachtete er die Kernkraft als unabdingbar, sie war für ihn eine Energiequelle, die zwingend notwendig war und die es weiter zu erschließen galt.

Der Umweltschutz – und aus seiner Sicht gehörte die Kernenergie dazu – war ihm ein inneres Anliegen. Wenn er seine Vorreiterrolle und seine Erfolge in Sachen Umweltpolitik stolz herausstellte, dann handelte es sich um wesentlich mehr als um Wahlkampfrhetorik.

## Lieselotte Berger (1920–1989)

Denise Lindsay

„Hast Du mit Behörden Ärger, wende Dich an Lilo Berger“ – so reimte die Vorsitzende<sup>1</sup> des Petitionsausschusses des Deutschen Bundestages selbst mit Berliner Witz und charakterisierte mit diesem Bonmot ihre 14 Jahre währende Tätigkeit. Ihre Ernennung zur Vorsitzenden des Petitionsausschusses im Jahr 1973 empfand Lieselotte Berger als „Fortune“.<sup>2</sup> Hier sah sie die Möglichkeit, die sie antreibenden Motive für ihr politisches Engagement – „etwas bewegen, etwas voranbringen, schlicht: anderen zu helfen“ – nutzbringend einzusetzen.<sup>3</sup> Für sie war das Amt sicherlich auch eine Möglichkeit, soziale Ungerechtigkeiten, wie sie selbst erlebt hatte, auszugleichen. Von ihren Gegnern despektierlich als „Dampfzange“ titulierte, bedachten ihre Bewunderer sie mit den Bezeichnungen „Mutter der Nation“, „Mutter Courage“ oder „Notrufsäule“.<sup>4</sup> Sicherlich trug auch ihre stattliche Erscheinung – sie war 1,79 m groß, von nicht gerade zarter Statur und hatte eine Stimme, die durch jahrelanges Rauchen geprägt war – dazu bei, dass sie sich vielerorts Respekt und Gehör verschaffen konnte.<sup>5</sup>

Couragiert und engagiert vertrat die Berliner Bundestagsabgeordnete ihre Meinung, auch wenn sie sich damit in direkten Gegensatz zu vorherrschenden Positionen ihrer Partei stellte. Dies wurde in der Frage der Neuregelung des § 218 StGB besonders deutlich. Hier schwenkte sie nicht ein und schloss sich der in der CDU vorherrschenden Mehrheitsmeinung an, sondern blieb kompromisslos bei ihrer Befürwortung der Fristenlösung.

### *Herkunft, Beruf und Einstieg in die Politik*

Geboren wurde Lieselotte Berger am 13. November 1920 im Berliner Bezirk Spandau als Tochter des Kunst- und Bauschlossers Hans Berger und seiner Ehefrau Emilie, geb. Metscher. Sie kam aus sog. kleinen Verhältnissen, ihr Elternhaus bezeichnete sie selbst als „unpolitisch“, ihre Eltern als politisch „nicht organisiert“ und „politisch desinteressiert“.<sup>6</sup> Da die finanziellen Verhält-

---

1 Der schriftliche Nachlass von Lieselotte Berger befindet sich im Archiv für Christlich-Demokratische Politik (ACDP), Bestandssignatur 01-462.

2 Vgl. Lieselotte Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, in: Dies./Lenelotte von Bothmer/Helga Schuchardt: Frauen ins Parlament. Von den Schwierigkeiten, gleichberechtigt zu sein. Reinbek 1976, S. 57–84, hier S. 65.

3 Ebd., S. 63.

4 Vgl. Interview des RIAS Berlin mit Lieselotte Berger zum 60. Geburtstag, in: ACDP 01-462-015/1.

5 Vgl. Sabine Wittstock: Kummerkasten der Nation, in: Der Abend, 29. Oktober 1978.

6 Vgl. Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, S. 62.

nisse der Familie angespannt waren – der Vater hatte eine Werkstatt, die im Hinterhof des Hauses in der Jagowstraße 27 lag, in dem die Familie auch wohnte –, konnten sich die Eltern das Schulgeld von 40 Reichsmark für den Besuch des Lyzeums für beide Töchter nicht leisten. Daher durfte die ältere Schwester Gerda die schulische Ausbildung an der Höheren Schule fortsetzen, während die jüngere Lilo – trotz Begabung und der Empfehlung durch die Lehrer – nur die Städtische Mädchen-Mittelschule in Spandau besuchen konnte. Hier erlangte sie 1937 die Mittlere Reife. Ihr Abschlusszeugnis enthielt ausschließlich die Noten „sehr gut“ und „gut“.<sup>7</sup> 1987 wurde sie zum 125-jährigen Bestehen ihrer in Gottfried-Kinkel-Realschule umbenannten Schule eingeladen und hielt die Festrede. Darin dachte sie mit Dankbarkeit an ihre Schulzeit sowie an ihre Lehrer zurück und lobte den „toleranten und humanen Geist“, der auch in der Zeit des Nationalsozialismus in der Schule geherrscht habe.<sup>8</sup>

Von 1937 an arbeitete Berger als Stenotypistin bei der AEG in Berlin, während des Krieges war sie als Sachbearbeiterin beim Heereszeugamt in der Schönwalder Straße dienstverpflichtet. Nebenbei bildete sie sich zielstrebig auf dem Abendgymnasium weiter und legte 1942 das Abitur ab. Hier zeigten sich schon ihre Hartnäckigkeit, Zielstrebigkeit und ihr Durchhaltevermögen. Sie forderte viel von sich selbst – ein Charakterzug, der sich durch ihr weiteres Leben ziehen sollte. Ihren Berufswunsch Ärztin konnte sie indes nicht verwirklichen, da sie die notwendige Zulassungsprüfung nicht bestand. Nach erfolgreich absolvierter Prüfung in Englisch arbeitete sie von 1945 bis 1947 als Dolmetscherin. 1948, im Jahr der Gründung der Freien Universität Berlin, nahm Lilo Berger dort das Studium der Soziologie, Philosophie und Publizistik auf und wurde stellvertretende Vorsitzende des Allgemeinen Studentenausschusses.<sup>9</sup> Schon während ihres Studiums, das sie selbst finanzieren musste, war sie als freie Journalistin tätig und arbeitete auch im Gesamtdeutschen Referat des Verbandes Deutscher Studentenschaften. Ihr Studium musste sie allerdings nach einigen Jahren aus finanziellen Gründen wieder aufgeben, da ihre Eltern ihrer Unterstützung bedurften. Peter Lorenz, der sie 1958 auch für die CDU gewann, erinnerte sich anlässlich Bergers 60. Geburtstags daran, wie er sie 1948 im AStA der FU kennengelernt hatte. Ihr selbstbewusstes Auftreten war ihm unauslöschlich im Gedächtnis geblieben. Sie „stellte sich unnachahm-

7 Kopie des Zeugnisses in: ACDP 01-462-012/4.

8 Festrede zum 125-jährigen Bestehen der Gottfried-Kinkel-Realschule Berlin, ebd.

9 Zur Gründung der FU vgl. Siegward Lönnendonker: Freie Universität Berlin. Gründung einer politischen Universität. Berlin 1988. – Zu Bergers Tätigkeit in der Hochschulpolitik an der FU vgl. Michael Hochgeschwender: Freiheit in der Offensive? Der Kongreß für Kulturelle Freiheit und die Deutschen (Ordnungssysteme 1). München 1998.

lich und unvergesslich mit den Worten vor: Ich heiße Lilo Berger, wer mich nicht kennt, wird mich bald noch kennen lernen.“<sup>10</sup>

1958 wurde sie Mitarbeiterin in der Landesgeschäftsstelle der Berliner CDU. Ihr Motiv, sich politisch zu betätigen, teilte sie mit vielen Angehörigen der Kriegsgeneration. Es war „der Wille, aufzubauen und Besseres zu schaffen“<sup>11</sup>, sich für die Demokratie einzusetzen. Parteitaktisches Handeln war ihr immer zuwider, wichtig war ihr, Solidarität und Zusammenarbeit demokratischer Kräfte über alle Parteigrenzen hinweg zu praktizieren. Dieser Handlungsmaxime blieb sie auch später als Abgeordnete im Deutschen Bundestag treu. So stellte sie sich am 6. Juni 1974 in einer Fragestunde des Parlaments zur Guillaume-Affäre zusammen mit anderen Parlamentarierinnen schützend vor die neue SPD-Staatssekretärin Marie Schlei, da sie den Eindruck hatte, diese würde von ihrer eigenen Fraktion im Stich gelassen, und zog sich dabei den Ärger von Helmut Schmidt und Herbert Wehner zu.<sup>12</sup>

Nach jahrelanger freiberuflicher Tätigkeit als Redakteurin suchte sie finanzielle Sicherheit und wechselte 1959 als Referentin in die Berliner Senatskanzlei. Nachdem sie von 1960 bis 1963 als Persönliche Referentin des Bürgermeisters und CDU-Landesvorsitzenden Franz Amrehn tätig gewesen war, arbeitete sie von 1963 bis 1969 als Leiterin des Ausstellungsreferates des Presse- und Informationsamtes des Senats. In einem Interview mit dem RIAS nannte sie ihre Arbeit einmal eine „gute Vorbereitungs- und Lehrzeit“ für die spätere Arbeit im Petitionsausschuss. Für sie bedeutete Verwaltung „nie nachlassendes Aufspüren der Probleme und Sorgen, die den Bürger in seinem Alltag bewegen“.<sup>13</sup> Hier lernte sie, was eine Leitlinie in ihrem politischen Leben blieb: „Wie wichtig es ist in der Politik charakterfest zu sein und an den Grundwerten unverbrüchlich festzuhalten.“<sup>14</sup>

In dieser Zeit begann auch ihr Engagement auf landespolitischer Ebene. Von 1964 bis 1971 war Berger Vorsitzende der Landesfrauenvereinigung der CDU Berlin und von 1962 bis 1973 Mitglied im Bundesvorstand der CDU-Frauenvereinigung. Von 1965 bis 1973 war sie im Landesvorstand der Berliner CDU vertreten, von 1973 bis zu ihrem Tod auch eine der stellvertretenden Vorsitzenden der Berliner CDU.

10 Vgl. Interview des RIAS Berlin mit Lieselotte Berger zum 60. Geburtstag, in: ACDP 01-462-015/1.

11 Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, S. 63.

12 Ebd., S. 65f. sowie Der Kanzler holte die Dame nicht aus dem Feuer heraus, in: Kölner Stadt-Anzeiger, 7. Juni 1974; Heinz Schweden: Marie Schleis Würstchen-Einsicht, in: Rheinische Post, 7. Juni 1974.

13 Interview mit dem RIAS, 28. April 1977, in: ACDP 01-462-001/1.

14 Vgl. Festrede zum 125-jährigen Bestehen der Gottfried-Kinkel-Realschule Berlin, in: ACDP 01-462-012/4.

*Mitglied des Deutschen Bundestages*

Am 26. August 1971 zog Lilo Berger erstmals in den Deutschen Bundestag ein. Sie rückte für den Berliner Abgeordneten Karl-Heinz Schmitz nach, der das Parlament nach nur einem Jahr Abgeordnetentätigkeit wieder verlassen hatte. Ihrem eigenen Bekunden nach hat sie sich die Entscheidung, in die Politik zu wechseln, nicht leicht gemacht.<sup>15</sup> Wie für Frauen ihrer Generation typisch, bestritt sie Karriereambitionen und betonte den glücklichen Moment, der zu ihrem Einstieg in die Politik führte.<sup>16</sup> Dem Deutschen Bundestag gehörte sie von diesem Zeitpunkt bis zu ihrem Tod 1989 ohne Unterbrechung an.

Lilo Berger zog zu einem Zeitpunkt in den Deutschen Bundestag ein, an dem die Präsenz der Frauen im Parlament gering war. War von 1949 bis 1957 eine steigende Tendenz<sup>17</sup> zu erkennen, so fiel der Anteil in der 4. bis 7. Wahlperiode von 8,3 Prozent (1961) auf 6,9 Prozent (1965) und von 6,6 Prozent (1969) auf 5,8 Prozent im Jahr 1972.<sup>18</sup> 1972 war der Anteil der weiblichen Mitglieder der CDU/CSU-Fraktion mit 6,4 Prozent (15 Abgeordnete) etwas höher als der der SPD-Abgeordneten mit 5,4 Prozent (13 Parlamentarierinnen), ein Verhältnis das sich nur noch in der 8. Wahlperiode (1976–1980) fortsetzte.<sup>19</sup>

Am 7. Oktober 1972 gelang es Berger, sich bei der Nominierung der neun Berliner Bundestagsabgeordneten der CDU auf dem Landesparteitag in Berlin durchzusetzen. Sie wurde mit 201 von 233 Delegiertenstimmen nach Gerhard Kunz (212 Stimmen) und Franz Amrehn (210 Stimmen) auf den dritten Platz gewählt.<sup>20</sup> Wiederholen konnte sie dieses gute Wahlergebnis 1976, als sie auf dem 57. Landesparteitag der Berliner CDU mit 292 Ja- bei 21 Nein-Stimmen erneut für den Deutschen Bundestag benannt wurde, an dritter Stelle hinter Peter Lorenz und Franz Amrehn. Auch 1983 konnte sie ein gutes Ergebnis auf dem Landesparteitag der Berliner CDU erringen und landete auf

15 Vgl. Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, S. 63.

16 Vgl. zu dieser Thematik Birgit Meyer: Frauen im Männerbund. Politikerinnen in Führungspositionen von der Nachkriegszeit bis heute. Frankfurt/Main u. a., S. 287–290.

17 6,8 Prozent (1949), 8,8 Prozent (1953) und 9,2 Prozent (1957), vgl. Peter Schindler: Datenhandbuch zur Geschichte des Deutschen Bundestages 1949 bis 1999. Hg. von der Verwaltung des Deutschen Bundestages. 3 Bde. Baden-Baden 1999, hier Bd. 1, S. 634.

18 In den folgenden Jahren stieg der Frauenanteil stetig wieder an, ebd. Vgl. auch Beate Hoecker: Parlamentarierinnen im Deutschen Bundestag 1949 bis 1990. Ein Postskriptum zur Abgeordnetensoziologie, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 4 (1994), S. 556–581; Hilke Rebenstorf: Frauen im Bundestag – anders als die Männer?, in: Eliten in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart u. a. 1990, S. 52–75.

19 Vgl. Schindler: Datenhandbuch, S. 636.

20 Auf den letzten Platz kam Johann Baptist Gradl mit 118 Stimmen. Vgl. Sektkübel als Wahlurne: Kühle „Klare“ vom Gewinner, in: Die Welt, 9. Oktober 1972.

Platz 4 der Nominierten hinter Peter Lorenz, Günter Straßmeir und Peter Kittelmann.<sup>21</sup>

Im Fragebogen der Bundestagsabgeordneten gab sie 1971 den Petitionsausschuss und den Ausschuss für innerdeutsche Beziehungen als die Gremien an, in denen sie gerne mitarbeiten würde.<sup>22</sup> Im Petitionsausschuss sammelte der Neuling auch erste Erfahrungen mit der Parlamentsarbeit. Im Januar 1973 wurde Lilo Berger einstimmig zur Vorsitzenden des Petitionsausschusses des Deutschen Bundestages berufen und war damit die vierte Frau in Folge, die dieses Amt innehatte.<sup>23</sup>

### *Der Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages*

Gemäß Art. 17 des Grundgesetzes hat „jedermann das Recht, sich einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen schriftlich mit Bitten oder Beschwerden an die zuständigen Stellen und an die Volksvertretung zu wenden“. Von der 1. Wahlperiode an hatte der Deutsche Bundestag die Bearbeitung der an ihn gerichteten Petitionen einem Ausschuss übertragen. In der 5. und 6. Wahlperiode war versucht worden, die Befugnisse des Ausschusses konkret festzulegen und diese auch zu erweitern. Am 12. bzw. 19. März 1969 wurden ein interfraktioneller Antrag und ein Antrag der SPD-Fraktion bezüglich der Befugnisse des Petitionsausschusses sowie eines Gesetzes zur Änderung des Grundgesetzes (Art. 45c) ins Parlament eingebracht; beide Gesetzentwürfe wurden aber nicht mehr abschließend beraten.<sup>24</sup> Den am 19. Juni 1970 erneut eingebrachten interfraktionellen Anträgen<sup>25</sup> erging es ähnlich, sie konnten wegen der vorzeitigen Auflösung des Deutschen Bundestages im September 1972 nur noch in den Ausschüssen behandelt werden.

Schon kurz nach ihrem Amtsantritt begann Lilo Berger, zusammen mit ihren Kollegen aus verschiedenen Bundestagsausschüssen einen erneuten Gesetzesentwurf zur Änderung des Grundgesetzes (Art. 45c) sowie eines Gesetzes über die Befugnisse des Petitionsausschusses zu erarbeiten.<sup>26</sup> Am 17. Mai 1973

21 Vgl. Die CDU stellt jetzt 50 Prozent, in: Berliner Rundschau, 13. Mai 1976 bzw. CDU wählte Kandidaten für den Deutschen Bundestag, in: Informationsdienst der Berliner CDU, Nr. 8/3, 19. Januar 1983.

22 Vgl. Fragebogen vom 26. August 1971, in: ACDP 08-001-414/1.

23 Ihre Amtsvorgängerinnen waren Luise Albertz (1949–1959, SPD), Helene Wessel (1959–1965, SPD) und Maria Jacobi (1965–1972, CDU).

24 Bundestag-Drs. V/3965, V/3966, V/3992.

25 Bundestag-Drs. VI/973 bzw. VI/974.

26 Vgl. Schreiben von Berger an die Vorsitzenden der Bundestagsfraktionen, in: ACDP 01-462-015/1. Vgl. dazu Werner Banse: Chronik der Bestrebungen um eine Reform des Petitionswesens im Deutschen Bundestag, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 2 (1973), S. 171–174 sowie Hans-Josef Vonderbeck: Zur Entwicklung des parlamentarischen Petitionsrechts von den Anfängen bis zur jüngsten Neuregelung für den Deutschen Bundestag, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 2 (1975), S. 178–187.

brachten SPD, CDU/CSU und FDP die beiden Entwürfe, die die Rechte und Befugnisse des Petitionsausschusses regeln und auch verbessern bzw. erweitern sollten, in den Deutschen Bundestag ein.<sup>27</sup> Beraten wurden die Vorlagen am 27. Februar 1975 im Parlament.<sup>28</sup> Das Gesetz über die Befugnisse des Petitionsausschusses wurde am 15. Juli 1975 verkündet, es verankerte den Ausschuss in der Verfassung.<sup>29</sup> Der Petitionsausschuss kann seitdem Akteneinsicht von Bundesregierung und Bundesbehörden fordern; den Ausschussmitgliedern steht zu, sich auf Inspektionsreisen bei Institutionen zu informieren; der Ausschuss hat außerdem das Recht, Zeugen und Sachverständige anzuhören sowie Amtshilfe durch Gerichte und Verwaltungsbehörden in Anspruch zu nehmen. In den Augen Lilo Bergers waren dies wichtige Funktionen, demonstrierten sie doch ein „Parlament zum Anfassen“.<sup>30</sup> Auf Bergers Initiative hin legte der Petitionsausschuss seit 1979 jährlich einen schriftlichen Bericht über seine Tätigkeit vor. Die erste Vorlage erfolgte in der Bundestagssitzung am 2. Juli 1979. Allerdings war erst nach der Neuregelung der Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages 1980 ein schriftlicher Bericht mit Debatte im Parlament zwingend vorgesehen, was Berger sehr befürwortete.<sup>31</sup> Bis zu diesem Zeitpunkt war nur ein vierteljährlicher mündlicher Vortrag des Berichterstatters vor dem Plenum des Parlaments laut Geschäftsordnung des Parlaments erforderlich.

In der Sitzung am 2. Juli 1979 verlangte Lilo Berger zudem, die Bearbeitungsdauer von Petitionen zu verringern, da der Bürger sich an den Ausschuss wende in der Erwartung formloser Hilfe und sonst das Ansehen des Parlaments gefährdet wäre. Ihre Forderung traf auf fraktionsübergreifende Zustimmung.<sup>32</sup> 1983 beauftragte der Petitionsausschuss zudem den Rechtswissenschaftler Wolfgang Graf Vitzthum, ein Gutachten „zur Klärung von Inhalt und Schranken des parlamentarischen Petitionsbehandlungsrechtes“ zu erarbeiten.<sup>33</sup>

27 Bundestag-Drs. 7/581 bzw. 7/580.

28 Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 152, S. 10531–10540.

29 Vgl. BGBl. I, S. 1901. Artikel 45c GG sieht vor: „(1) Der Bundestag bestellt einen Petitionsausschuss, dem die Behandlung der nach Artikel 17 an den Bundestag gerichteten Bitten und Beschwerden obliegt. (2) Die Befugnisse des Ausschusses zur Überprüfung von Beschwerden regelt ein Bundesgesetz.“

30 Vgl. Vortrag Berger zum Thema „Die Petitionsausschüsse in der Bundesrepublik Deutschland“ anlässlich der Internationalen Enquete über Ombudsman-Einrichtungen, 23.–25. November 1983, Wien, in: ACDP 01-462-001/3.

31 Die erste Debatte gemäß der neugeregelten GO des Bundestages fand am 24. Juni 1981 statt, vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 118, S. 2563–2572.

32 Bundestag-Drs. 8/3036. Vgl. auch Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 11, S. 14036–14040.

33 Vgl. Schindler: Datenhandbuch Bd. 3, S. 3128. Das Gutachten wurde 1985 veröffentlicht, vgl. Wolfgang Graf Vitzthum: Petitionsrecht und Volksvertretung. Zu Inhalt und Schranken des Petitionsbehandlungsrechts, Rheinbreitbach 1985.

Zum Zeitpunkt der Berufung von Lilo Berger umfasste der „Kummerkasten der Nation“ 27 Mitglieder, Abgeordnete aller im Bundestag vertretenen Parteien, und 42 Mitarbeiter.<sup>34</sup> Die Zentralstelle für Petitionen und Eingaben stellte eine Abteilung der Bundestagsverwaltung dar und teilte sich in das Sekretariat des Petitionsausschusses und das Büro für Petitionen auf. Das Büro wiederum war gegliedert in eine Verwaltungsstelle und drei Referate für Eingaben. Die Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages regelt die Zusammensetzung und Arbeitsweise des Ausschusses.<sup>35</sup>

Die Zahl der an den Ausschuss herangetragenen Petitionen stieg in der Amtszeit Bergers kontinuierlich an: 1973 gingen 16.164 Anträge ein, 1974 waren es 17.499.<sup>36</sup> In der gesamten 7. Wahlperiode des Deutschen Bundestages (1972–1976) gingen zusammen 49.204 Eingaben ein. Zwischen 1975 und 1986 lag die Zahl der Eingaben immer zwischen 10.000–13.000 jährlich, wobei das Jahr 1976 mit 20.728 Eingaben aus dem Rahmen fiel.<sup>37</sup> Lieselotte Bergers unermüdliches Engagement für die Bürger machte den Ausschuss weithin bekannt, so dass auch fehlerhafte Anschreiben mit den Bezeichnungen „An den Präzisionsausschuss“, „An den Speditionsausschuss“ oder „An den Repetitionsausschuss“ von der Post zugestellt wurden.<sup>38</sup> Die Bandbreite der Petitionen war groß, der Schwerpunkt lag im sozialen Bereich, seien es Fragen des Lastenausgleichs, der Ausbildungsförderung, des Kindergelds, von Rentenangelegenheiten, zur Sozialversicherung oder zum Umgang mit behinderten Menschen.<sup>39</sup>

34 Vgl. Lieselotte Berger: Kummerkasten der Nation, in: Frau und Politik, Nr. 7, Juli 1973, S. 12f. – Es handelte sich um 13 Angehörige der SPD-Fraktion, zwölf der CDU/CSU sowie zwei der FDP, die gemäß § 69 Abs. 1 der Geschäftsordnung des Bundestages benannt wurden.

35 Seit der 1980 erfolgten Überarbeitung der GO des Bundestages regeln die §§ 108 bis 112 die Zuständigkeiten des Petitionsausschusses. Vgl. Text der GO im Internet: [http://www.bundestag.de/dokumente/rechtsgrundlagen/go\\_btg/go09.html](http://www.bundestag.de/dokumente/rechtsgrundlagen/go_btg/go09.html) (Zugriff: 16. Januar 2012).

36 Vgl. Presse- und Informationszentrum des Deutschen Bundestages (Hg.): Bitten und Beschwerden an den Deutschen Bundestag. Die Tätigkeit des Petitionsausschusses des Deutschen Bundestages in der ersten Hälfte der 7. Wahlperiode (1973/74). Stuttgart [1975].

37 Vgl. zum Überblick: Deutscher Bundestag (Hg.): Der Petitionsausschuß des Deutschen Bundestages. Tätigkeitsbericht 1985 mit Plenardebatte (Zur Sache – Themen Parlamentarischer Beratung 1/86). Bonn 1986, S. 93. – Die hohe Zahl der Eingaben war der Debatte über die Reform des § 218 StGB geschuldet, vgl. Zur Sache. Bitten und Beschwerden an den Deutschen Bundestag (II). Die Tätigkeit des Petitionsausschusses des Deutschen Bundestages in der zweiten Hälfte der 7. Wahlperiode (1975/76). Hg. vom Deutschen Bundestag. Bonn 1977, S. 26.

38 Pfadfinder im Dschungel der Bürokratie, in: Plenum: Informationen aus dem Deutschen Bundestag, Ausgabe V 15/VIII/78, 7. August 1978. Vgl. auch die Auswahl von Eingaben im Erinnerungsband zum zehnjährigen Dienstjubiläum von Lieselotte Berger, zusammengestellt von der Gruppe der CDU/CSU-Frauen im Deutschen Bundestag, in: ACDP 01-462-015/1.

39 Vgl. Hast Du mit Behörden Ärger, wende Dich an Lilo Berger, in: General-Anzeiger (Bonn), 2. Februar 1983, sowie die Auswahl von Eingaben im Erinnerungsband zum

Mit Blick auf den hohen Arbeitsanfall war der Ausschussvorsitzenden auch immer daran gelegen, die Zahl der Ausschussmitarbeiter zu erhöhen. Unermüdlich engagierte sie sich beim amtierenden Bundestagspräsidenten Karl Carstens für eine Aufstockung der Mittel.<sup>40</sup> Zudem forderte sie immer wieder, dass auf eine „vernünftige Zahl erfahrener Parlamentshasen“ für die Zuarbeit zum Petitionsausschuss nicht verzichtet werden könne, um die Anfragen der Bürger mit Sachverstand und zügig zu bearbeiten. Etwas kritisch sah sie zudem die „Parlamentsneulinge, die in großer Zahl – gleichsam als Bewährungsprobe – erst einmal in den Petitionsausschuß geschickt“ würden.<sup>41</sup> Ihr war immer sehr an der Mitarbeit durch Mitglieder der verschiedenen Fachausschüsse gelegen, um schnellstmöglich ein Ergebnis für die Anfragenden zu erreichen.

Über die Jahre hinweg war es ihr ein Anliegen, sich für die Petenten einzusetzen. „Den Dingen auf den Grund zu gehen“, bezeichnete sie als ihre Devise, „gesunden Menschenverstand, Vertrauen in die eigene Urteilsfähigkeit, die Bereitschaft zu lernen“, sah sie als ihre herausragenden Charaktereigenschaften an.<sup>42</sup> Immer wieder forderte sie die Bürger auf, von ihrem Petitionsrecht Gebrauch zu machen, und veröffentlichte auch Anleitungen, wie dabei vorzugehen wäre.<sup>43</sup> In der Bundestagsdebatte am 18. Juni 1980 über den Bericht des Petitionsausschusses wies sie darauf hin, dass der Ausschuss in jedem dritten Fall dem Bürger helfen oder zumindest Hinweise geben konnte, wo Hilfe zu erhalten wäre. Ebenso stellte sie fest, dass der Ausschuss durchaus den Eindruck habe, ernst genommen und respektiert zu werden.<sup>44</sup>

Bedauerlich fand sie, dass Frauen sich bei den Eingaben zurückhielten. Gründe konnte sie dafür allerdings nicht nennen, sie vermutete es läge daran, dass Frauen mehr auf Ausgleich und Rücksichtnahme bedacht seien.<sup>45</sup> Im Zeitraum 1972 bis 1976 waren z. B. 64,13 Prozent der Petenten männlich und nur

---

zehnjährigen Dienstjubiläum von Lieselotte Berger, zusammengestellt von der Gruppe der CDU/CSU-Frauen im Deutschen Bundestag, in: ACDP 01-462-015/1. – Bundesweite Schlagzeilen machte der Fall eines Rentners, bei dem der Ausschuss dafür sorgte, dass die Krankenkasse 240 DM im Jahr für den Kauf von Kaugummi aus medizinischen Gründen übernehmen musste, vgl. Bonn macht's möglich – Kaugummi auf Krankenschein, in: Ostholsteiner Anzeiger, 10. Dezember 1980; Nach Petition: Kaugummi von der Krankenkasse, in: Die Welt, 10. Dezember 1980.

40 Vgl. hierzu den Schriftwechsel, in: ACDP 01-462-002/3.

41 Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 116, S. 17982 (Debatte am 18. Juni 1980).

42 Vgl. Lieselotte Berger: Den Dingen auf den Grund gehen ..., in: Das Parlament, 2. September 1978.

43 Vgl. z. B. Viel zuwenig Bürger machen Gebrauch von ihrem Petitionsrecht, in: Berliner Rundschau, 3. Juli 1980.

44 Vgl. Redebeitrag Bergers, in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 116, S. 17981–17984.

45 Vgl. das Interview Bergers mit dem Titel „Die Frauen halten sich sehr zurück“, in: Brigitte, Heft 2, 17. Januar 1975.

31,09 Prozent weiblich, 1985 hatte sich das Verhältnis nicht entscheidend verändert (64,86 zu 27,58 Prozent).<sup>46</sup>

Immer wieder schilderte Berger in Reden, Interviews und Artikeln konkrete Einzelschicksale, um die sich der Ausschuss gekümmert hatte. Dies ließ ihre Arbeit lebhaft und anschaulich werden und machte eine trockene Materie begreifbar. Auch in ihrem Vortrag vor dem Deutschen Bundestag führte sie ihren Parlamentskollegen Einzelschicksale von Betroffenen vor Augen und machte damit deutlich, wie wichtig die Arbeit des Petitionsausschusses war. Für sie war der Kontakt zwischen Bürgern und politischen Repräsentanten immer wichtig, um „jenes Maß von Konsens zwischen Wähler und Gewählten“ zu erreichen, „das für das Funktionieren der Demokratie unerlässlich ist“. Der Petitionsausschuss stellte in ihren Augen „eine direkte Nahtstelle zwischen Bürger und Parlament, zwischen Bürger und dem Staat als Ganzem“ dar. Das Petitionsrecht schloss eine Lücke, da viele Bürger nur mit Hilfe einer Eingabe an den Ausschuss zu ihrem Recht kommen konnten.<sup>47</sup> Für die Ausschussvorsitzende hatte es auch die Funktion eines „Gradmessers“, mit dessen Hilfe deutlich werden konnte, welche Probleme die Bürger belasten; es war eine Art „soziales Frühwarnsystem“.<sup>48</sup> Für sie stand immer auch die Kooperation und nicht die Konfrontation zwischen Behörden und Parlament im Vordergrund ihrer Arbeit. Auch in der Presse erschienen in der Amtszeit Bergers vermehrt Berichte über die Tätigkeit des Ausschusses, vor allem dann, wenn der Ausschuss dem Parlament seinen Tätigkeitsbericht vorlegte. Dies trug sicherlich auch dazu bei, den Ausschuss im Bewusstsein der Bevölkerung weiter zu verankern. 1978 stellte sie in einem Interview mit der Schulfunkreihe des SFB ihre Arbeit als Bundestagsabgeordnete vor und erläuterte detailliert die Arbeit des Petitionsausschusses.<sup>49</sup>

Lilo Berger hatte es sich zudem zur Aufgabe gemacht, jede Petition möglichst selbst zu lesen, bevor sie zur Bearbeitung weitergereicht wurde. Gelobt wurden von Kollegen ihre preußische Pflichtauffassung, die „exakte Pünkt-

46 Vgl. statistische Angaben in: Zur Sache. Bitten und Beschwerden an den Deutschen Bundestag (II). Die Tätigkeit des Petitionsausschusses des Deutschen Bundestages in der zweiten Hälfte der 7. Wahlperiode (1975/76), S. 96 sowie Zur Sache. Themen parlamentarischer Beratung. Der Petitionsausschuß des Deutschen Bundestages. Tätigkeitsbericht 1985 mit Plenardebatte. Hg. vom Deutschen Bundestag. Bonn 1986, S. 94. – Der verbleibende Rest der Petenten verteilt sich auf juristische Personen (Organisationen, Verbände), Sammelpetitionen und anonyme Zuschriften.

47 Vgl. Redemanuskript zum Thema „Demokratie in der Bewährung – Das Petitionsrecht als aktuelles Grundrecht“ anlässlich der Charterübergabe des Inner Wheel Clubs, Berlin, 6. Oktober 1984, in: ACDP 01-462-001/3.

48 Vgl. Vortrag Berger zum Thema „Die Petitionsausschüsse in der Bundesrepublik Deutschland“ anlässlich der Internationalen Enquete über Ombudsman-Einrichtungen, 23.–25. November 1983, Wien, in: ACDP 01-462-001/3.

49 Vgl. Interview mit dem SFB-Schulfunk 1978, in: ACDP 01-462-016/3.

lichkeit“, mit der sie die Sitzungen eröffnete wie auch die „Herzlichkeit“ des Umgangs.<sup>50</sup> Ihre Pflichtauffassung verschonte auch einen Minister nicht, der zu einer Sitzung des Petitionsausschusses 20 Minuten zu spät kam. Er wurde von ihr streng ermahnt, früher aufzustehen.<sup>51</sup>

Ihr stetiger, nicht nachlassender Arbeitseinsatz – manchmal waren ihre Arbeitstage 16 Stunden lang – wurde sicherlich auch dadurch ermöglicht, dass sie unverheiratet geblieben war, ihre politische Tätigkeit nicht mit ihrem Familienleben vereinbaren und somit das eine nicht dem anderen unterordnen musste. Allerdings blieb sie auch hier absolut konsequent. Solange ihre Mutter lebte, war der Sonntag immer für deren Betreuung reserviert.<sup>52</sup>

Im Rahmen ihrer Tätigkeit setzte sie sich entschlossen für die Geiseln der in Mogadischu befreiten Lufthansa-Maschine Landshut<sup>53</sup> ein. Sie betreute die aus Berlin stammenden Opfer persönlich, hielt über Jahre hinweg den Kontakt zu ihnen und kritisierte massiv die schleppende Hilfe der Behörden. Im Januar 1978 traf sie die sieben aus Berlin stammenden Entführten zu einem Informationsgespräch im Berliner Reichstag, und im April 1978 lud sie die anderen Terroropfer zu einem viertägigen Besuch nach Bonn ein.<sup>54</sup> Eine besonders enge Beziehung verband sie mit der Witwe des von den Geiselnehmern getöteten Flugkapitäns Jürgen Schumann. Jährlich forderte sie verschiedene Stellen zu einer Kranzniederlegung auf dem Friedhof in Babenhausen zur Erinnerung an Schumann auf.<sup>55</sup> Am 6. Juni 1988 hielt sie in der Lufthansa-Verkehrsfliegerschule eine Rede zum Gedenken an den Ermordeten.<sup>56</sup> Auch in der Unterstützung der Terroropfer zeigt sich die nie nachlassende Einsatzbereitschaft Lilo Bergers.

1986 wurde sie vom Deutschen Staatsbürgerinnen-Verband<sup>57</sup> mit der Auszeichnung „Frau des Jahres“ geehrt, als Anerkennung für ihre engagierte Ar-

50 Vgl. Schreiben von Rainer Funke (FDP) zum zehnjährigen Amtsjubiläum von Lieselotte Berger, in: ACDP 01-462-015/1.

51 Vgl. Die Beherzte, in: Capital, 28. November 1986.

52 Vgl. Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, S. 82f. sowie Sabine Wittstock: Kummerkasten der Nation, in: Der Abend, 29. Oktober 1978.

53 Am 13. Oktober 1977 war die Boeing 737 der Lufthansa von einem palästinensischen Terrorkommando entführt und am 18. Oktober 1977 durch die deutsche Spezialeinheit GSG 9 in Mogadischu befreit worden.

54 Vgl. „Helden der Nation“ waren nach viereinhalb Tagen vergessen, in: Weser-Kurier, 25. Januar 1978; Landshut-Geiseln stehen oft vor bürokratischen Hindernissen, in: Berliner Morgenpost, 21. April 1978; Hilfe vom Staat erst auf Antrag der Geiseln, in: Bonner Rundschau, 17. Mai 1978. Vgl. auch die Unterlagen in: ACDP 01-462-009/1, -009/2, -014/1.

55 Vgl. Korrespondenz mit verschiedenen Stellen, in: ACDP 01-462-009/3.

56 Vgl. Bulletin, Nr. 76, 8. Juni 1988, S. 735f.

57 1865 in Leipzig als „Allgemeiner Deutscher Frauenverein“ unter dem Vorsitz von Louise Otto-Peters gegründeter überparteilicher und überkonfessioneller Frauenverband.

beit und ihren „Einsatz als Bürgeranwältin“.<sup>58</sup> 1987 gab sie das von ihr sehr geliebte Amt als Vorsitzende des Petitionsausschusses auf – „man hat niemals ein Erbrecht auf ein Amt in der Politik“<sup>59</sup> –, um Parlamentarische Staatssekretärin im Bundeskanzleramt und Bevollmächtigte des Bundes in Berlin zu werden. Sie folgte dem ebenfalls aus Berlin stammenden Peter Lorenz nach, der sein Amt aus Gesundheitsgründen abgegeben hatte.

### *Diskussion um Paragraph 218 StGB*

Engagiert und deutlich meldete sich Lieselotte Berger auch in der Diskussion um die Neugestaltung des § 218 StGB zu Wort. Zu Beginn des Jahres 1970 waren die seit den 1960er Jahren immer wieder geäußerten Forderungen verschiedener Gruppen nach einer Reform des § 218 StGB lauter geworden.<sup>60</sup> Bis zu diesem Zeitpunkt stellten Schwangerschaftsabbrüche einen Straftatbestand dar und waren nur mit medizinischer Indikation straffrei. Eine im Ausland vorgenommene Schwangerschaftsunterbrechung stand ebenfalls unter Strafe. Das am 25. Juni 1969 verkündete Erste Gesetz zur Reform des Strafrechts<sup>61</sup> setzte die Strafen für Abtreibung erstmals herab.

Die neu entstandene Frauenbewegung organisierte bundesweite Kampagnen für eine Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung, deren Höhepunkt eine spektakuläre Aktion der Zeitschrift „Stern“ bildete. Am 6. Juni 1971 erschien das Magazin mit dem provokanten Titel „Wir haben abgetrieben!“.<sup>374</sup> – auch prominente – Frauen, die den § 218 für überholt befanden, bezichtigten sich darin selbst des Schwangerschaftsabbruchs.

Zur Debatte standen die Fristenlösung und die Indikationsregelung. Die Fristenlösung sah Straffreiheit bei Abtreibung in den ersten drei Monaten vor. Die Indikationslösung sah Straffreiheit bei ethischen, eugenischen, medizinischen Voraussetzungen oder bei einer besonderen Notlage der Frau vor.<sup>62</sup>

Bereits 1971, kurz nach ihrem Einzug in den Deutschen Bundestag, nannte Lilo Berger in einem Interview als eines ihrer Anliegen, eine bessere Neuregelung des § 218 zu erreichen. Sie plädierte dafür, dass „über ein Delikt, von dem die anderen Umstände wollen, daß es nur von Frauen begangen werden kann,

58 Vgl. Porträt der Woche – Lieselotte Berger, in: Stuttgarter Zeitung, 16. August 1986. – Dankesrede Berger, in: ACDP 01-462-001/3.

59 Vgl. Sigrid Latka-Jöhring: Frauen in Bonn. Zwanzig Porträts aus der Bundeshauptstadt. Bonn 1988, S. 34.

60 Vgl. Herrad Schenk: Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. 2. Aufl. München 1981, S. 84–87.

61 Vgl. BGBl. 1969 I, S. 645.

62 Zur Debatte um die Neuregelung des § 218 in dieser Zeit generell vgl. Michael Gante: § 218 in der Diskussion. Meinungs- und Willensbildung 1945–1976 (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 21). Düsseldorf 1991.

auch Frauen ein ganz entscheidendes Wort mitreden sollen“.<sup>63</sup> Im gleichen Jahr sprach sie sich dezidiert für die Fristenlösung aus. In ihren Augen war diese Regelung „für jeden verständlich, sozial gerecht und kriminalpolitisch überzeugend“. Einem Fraktionszwang wollte sie sich in dieser Frage nicht unterwerfen, für sie galt nur der „Zwang zur Gewissensentscheidung“.<sup>64</sup> Ihre Argumentation wiederholte sie in der Sondersitzung der CDU/CSU-Fraktion am 14. März 1972.<sup>65</sup> Für sie stand die „Notlage der Frau“ im Vordergrund.<sup>66</sup> Ebenso forderte sie Respekt für anderslautende Standpunkte ein. In einem Redebeitrag in einer Sitzung der CDU/CSU-Fraktion am 9. Mai 1973 machte sie deutlich, dass sie sich die Entscheidung nicht leicht gemacht habe.<sup>67</sup> Sie wolle aber bei ihrer Überzeugung bleiben, auch dann, „wenn dieser Standort einsam ist“.<sup>68</sup> Für sie war und blieb „jede Schwangerschaftsunterbrechung [...] eine schreckliche Sache“, die sie für „unmoralisch“ und „widernatürlich“ hielt, dennoch sah sie es nicht als gerechtfertigt an, Frauen in Notsituationen zu strafen, zumal in ihren Augen die bisherige Strafregelung nicht in der Lage war, Abtreibungen zu verhindern.<sup>69</sup> Berger vertrat die Ansicht, dass „die Straflosigkeit, die die Angst vor dem Richter beseitigt, die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen schärft“.<sup>70</sup> Zum Abschluss ihres Redebeitrags bat sie ihre Parteikollegen, Andersdenkenden „den schuldigen Respekt nicht zu versagen“.<sup>71</sup> Auch einen Konflikt mit dem „C“ ihrer Partei, der ihr von vielen Seiten attestiert wurde, sah sie nicht. In ihren Augen sollte man Christ aus Überzeugung, „aber nicht aus Anpassung, Gewohnheit, Tradition oder gar aus Bequemlichkeit“ sein.<sup>72</sup> Sie war „bereit, auf das Wort der Kirchen zu hören“, gleichzeitig lehnte sie es aber entschieden ab, „verlängerter Arm für bestimmte Gruppierungen in den Kirchen zu sein“.<sup>73</sup> In einem Leserbrief in der „Berliner Rundschau“ wandte sie sich erneut gegen die Reglementierung ihrer Überzeugungen, forderte Toleranz ein und warf die Frage auf: „Ist es nicht ein

---

63 Vgl. Als Neuling im Bundestag, in: Berliner Rundschau, 23. September 1971.

64 Vgl. Christdemokraten – Entscheidung nach Weihnachten, in: Stern, Nr. 53, 26. Dezember 1971.

65 Vgl. Protokoll der Fraktionssondersitzung, in: ACDP 08-001-1028/2, Redebeitrag Berger S. 11–14.

66 Ebd., S. 12.

67 Vgl. Redebeitrag Bergers in der CDU/CSU-Fraktion, Protokoll in: ACDP 08-001-1032/1, Redebeitrag Berger S. 36–41.

68 Ebd., S. 36.

69 Ebd., S. 37.

70 Ebd., S. 38.

71 Ebd., S. 40.

72 Ebd., S. 37.

73 Ebd., S. 39.

urchristliches Zeichen, zu seinen Überzeugungen zu stehen, sich zu bekennen?“<sup>74</sup>

Auf dem 8. Bundesdelegiertentag der CDU-Frauenvereinigung, der vom 30. März bis 1. April 1973 in Kassel stattfand, blieb Lieselotte Berger bei ihrer Haltung und stimmte – zusammen mit drei von etwa 150 Delegierten – für die Fristenregelung. Sie nahm damit in Kauf, dass sie bei der Wahl für den Vorstand nicht mehr reüssieren konnte.<sup>75</sup> Die Münchner „Abendzeitung“ vermerkte, dass sie sich durch ihre „mutige Stellungnahme [...] so unbeliebt gemacht hat, daß sie aus dem Frauenvorstand, dem sie seit zehn Jahren angehört, hinausgewählt wurde“.<sup>76</sup> Die Frauenvereinigung sprach sich in der Entschliebung Nr. 27 am 1. April 1973 für eine „sorgfältig abgegrenzte Indikationslösung“ aus.<sup>77</sup> Berger strebte kein Amt mehr in der Frauenvereinigung der CDU an.

Auf die Kritik, die von Angehörigen beider Konfessionen an ihrer entschiedenen Haltung geübt wurde, reagierte die Protestantin immer sachlich und ohne jede Bissigkeit.<sup>78</sup> Auch in der Auseinandersetzung mit Julius Kardinal Döpfner und der sich daran anschließenden Debatte mit der Berliner Kirchengemeinde St. Thomas von Aquin vertrat sie ihre Haltung entschlossen, sachlich und ohne jede Polemik. Kardinal Döpfner, zu diesem Zeitpunkt Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, hatte am 25. April 1973 das „Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe zum Schutz des ungeborenen Lebens“ veröffentlicht und sich in einem Schreiben an alle Bundestagsabgeordneten für eine „gute Lösung“ jenseits von Fristen- oder weitgefasster Indikationsregelung ausgesprochen. Lilo Berger antwortete Kardinal Döpfner in einem vier Seiten umfassenden Schreiben, in dem sie die Gründe für ihre Entscheidung darlegte und für sich das Recht in Anspruch nahm, „meine Auffassung mit demselben Maß an Verantwortung gebildet [zu] habe[n] wie die Vertreter anderer Auffassungen“. Den Kirchen schrieb die „engagierte evangelische Christin“ ins Stammbuch, sie „würden die Konfliktsituation vieler Frauen wesentlich entschärfen, wenn sie dazu beitragen, zum Beispiel die Diffamierung und Isolierung der ledigen Mütter zu bekämpfen und wenn sie ihnen statt dessen in

74 Zur Diskussion um § 218 – Andersdenkende nicht reglementieren!, in: Berliner Rundschau, 2. August 1973.

75 Im 1. Wahlgang für eine der neun Beisitzerinnenstellen erhielt sie mit 41 von 135 abgegebenen Stimmen die niedrigste Stimmenzahl, vgl. Protokoll der Wahlen, in: ACDP Dokumentation 2/201/34-1.

76 Vgl. Heli Ihlefeld: „Wir dürfen uns nicht zu Scharfrichtern machen“, in: Abendzeitung (München), 12. Mai 1973 sowie CDU-Frauen lehnen Fristenlösung ab, in: Allgemeine Zeitung (Mainz), 2. April 1973. – Die Namen der anderen Frauen, die mit ihr stimmten, waren nicht zu ermitteln.

77 Vgl. Anträge, in: ACDP Dokumentation 2/201/34-1.

78 Vgl. den Schriftwechsel, in: ACDP 01-462-008/1.

christlicher Gesinnung beistünden.“<sup>79</sup> Der auf ihre Veröffentlichung folgenden Kritik der Gemeindemitglieder der katholischen Kirchengemeinde St. Thomas Aquin in Berlin-Charlottenburg begegnete sie ruhig und sachlich, machte aber sehr deutlich, dass sie ihre eigene Meinung weiterhin vertreten würde, denn „alles andere wäre unehrlich und unchristlich“. Auch hier betonte sie wieder, dass sie für die Fristenregelung eintrete, weil diese „bei aller Unzulänglichkeit gerechter und sozialer ist als andere Regelungen“.<sup>80</sup>

Vom 29. Mai bis zum 2. Juni 1973 war Lilo Berger eines der Mitglieder einer Delegation des Sonderausschusses für die Strafrechtsreform des Deutschen Bundestages, die sich zu einem Informationsbesuch über das Recht des Schwangerschaftsabbruchs in den USA in New York aufhielt.<sup>81</sup> In der Abstimmung am 26. April 1974 im Deutschen Bundestag sprach sie sich gegen den Änderungsantrag der CDU/CSU-Fraktion<sup>82</sup> zum Entwurf der SPD und FDP zur Reform des Strafrechts aus und stimmte für den von SPD und FDP eingebrachten Entwurf einer Fristenregelung.<sup>83</sup>

Auch in der Abstimmung am 12. Februar 1976 im Deutschen Bundestag blieb sie ihrer Haltung treu und votierte für den von SPD und FDP eingebrachten Entwurf eines Fünfzehnten Strafrechtsänderungsgesetzes.<sup>84</sup> Eine weitere gesetzliche Regelung war notwendig geworden, da die Landesregierungen von Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz, Schleswig-Holstein und dem Saarland sowie 193 Angehörige der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag Verfassungsbeschwerde erhoben hatten. Der Schwangerschaftsabbruch durch einen Arzt blieb danach straflos, wenn die Frau zustimmte, nachdem sie in sozialer und ärztlicher Hinsicht beraten wurde und ein anderer Arzt festgestellt hat, dass eine der vier Indikationen (medizinisch, ethisch/kriminologisch, eugenisch oder Notlage) vorliege.

79 Vgl. Hirtenwort der deutschen Bischöfe sowie Schreiben Bergers an Kardinal Döpfner vom 21. Mai 1973 und diverse Entwürfe für ein Antwortschreiben, in: ACDP 01-462-008/2. Vgl. auch Leidenschaftliches Plädoyer für die Fristenlösung, in: Berliner Rundschau, 7. Juni 1973.

80 Vgl. Schreiben Bergers an die Kirchengemeinde vom 23. Juli 1973, in: ACDP 01-462-008/2.

81 Weitere Teilnehmer sowie Unterlagen zur Studienreise, in: ACDP 01-462-007/2.

82 Bundestag-Drs. 7/2041.

83 Bundestag-Drs. 7/1981. Der Antrag wurde mit den Stimmen von 247 Abgeordneten und 14 Berliner Abgeordneten angenommen. Vgl. das Protokoll der Debatte am 26. April 1974 mit namentlicher Abstimmung, in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 88, S. 6470–6505.

84 Bundestag-Drs. 7/4182. Vgl. das Protokoll der Debatte am 12. Februar 1976 mit namentlicher Abstimmung, in: Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 97, S. 15319–15359.

*Weiteres politisches Engagement*

Lilo Berger blieb ihrer Heimatstadt Berlin und ihrem Heimatbezirk Spandau ein Leben lang eng verbunden. Nach ihrem Einzug in den Bundestag 1971 betonte sie in einem Interview mit der „Berliner Rundschau“: „Ich bin Berlinerin und dabei bleibt es. [...] Mein Fundament ist hier.“<sup>85</sup> Regelmäßig hielt sie eine Bürgersprechstunde im Spandauer Rathaus ab und forderte die Bürger immer wieder auf, mit ihr in Kontakt zu treten. Wichtig war ihr, dass die Lage ihrer geteilten Heimatstadt nicht in Vergessenheit geraten durfte. Aus diesem Grund setzte sie sich 1973 auch gegen die Auflösung der Treuhandstelle für den Interzonenhandel ein, die in ihren Augen die enge Bindung West-Berlins an das Bundesgebiet dokumentierte.<sup>86</sup> Ebenso warb sie dafür, ausländische Staatsgäste verstärkt nach Berlin zu führen und warf der SPD-Regierung vor, die Besuche massiv einzuschränken, die in ihren Augen durchaus „lehrreich“ sein konnten, da sie den Besuchern die Spaltung Deutschlands anschaulich vor Augen führten.<sup>87</sup> Auch die Tatsache, dass die verhältnismäßig größte Anzahl von Petitionen aus Berlin kam, sah sie bedingt in der besonderen Situation ihrer Heimatstadt.<sup>88</sup>

Schon in den 1960er Jahren war Lieselotte Berger als Schatzmeisterin der Organisation „Freundschaftsbrücke“ tätig, die sich um politische Häftlinge in und Flüchtlinge aus der DDR kümmerte.<sup>89</sup> Als Mitglied des Bundestagsausschusses für innerdeutsche Beziehungen und Vorsitzende der Arbeitsgruppe „Verplombungsgesetz“ der Unionsfraktion war Berger 1972 auch an der Erarbeitung eines neuen Gesetzes beteiligt, das den Güterverkehr von und nach West-Berlin regeln sollte.<sup>90</sup> Die Art, wie die regierende sozial-liberale Koalition die Verhandlungen führte, wurde von Berger scharf kritisiert. Sie warf der Bundesregierung vor, den „Gesetzentwurf mit einer heißen Nadel gemacht“ zu

85 Als Neuling im Bundestag, in: Berliner Rundschau, 23. September 1971. Vgl. auch Edith Kohagen: Sonntags ist die Berliner nie in Bonn, in: Berliner Morgenpost, 28. September 1972.

86 Vgl. Presseerklärung der CDU/CSU-Fraktion des Deutschen Bundestages vom 10. August 1973.

87 Vgl. Ist Berlin keine Reise wert?, in: Deutschland-Union-Dienst, Nr. 165, 30. August 1974.

88 Vgl. Interview mit dem SFB-Schulfunk 1978, in: ACDP 01-462-016/3.

89 Vgl. Lieselotte Berger: Kennen Sie die „Freundschaftsbrücke“, in: Deutsches Monatsblatt, Nr. 11, November 1964. Erste Vorsitzende des Vereins war von 1961 bis 1971 Marie-Elisabeth Klee, ihre Nachfolgerin war Maria Kröger. Unterlagen zum Verein in: ACDP 01-462-012/2.

90 Vgl. Gesetz über die Verplombung im Durchgangsverkehr von zivilen Gütern zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) vom 23. Juni 1972, in: BGBl. 1972 I, S. 985f. sowie Verordnung zum Verplombungsgesetz vom 24. Oktober 1972, ebd., S. 2021f. Vgl. auch die Materialien in: ACDP 01-462-011/2 und -010/1.

haben.<sup>91</sup> Die Union hatte vorgeschlagen, den Güterverkehr bei Leertransporten aus Gründen der Kosten- und Zeitersparnis von der Pflicht der Verplombung zu befreien, die Regierung lehnte Ausnahmen ab.<sup>92</sup> Auch an den Beratungen über den deutsch-deutschen Verkehrsvertrag nahm Lieselotte Berger aktiv teil.<sup>93</sup> Hierbei war es ihr wichtig herauszustellen, dass es sich bei den innerdeutschen Beziehungen nicht um die Beziehungen zwischen Staaten handele, die als Ausland zu betrachten seien. Ferner wollte sie sichergestellt wissen, dass die Berlin-Klausel unverändert weiterhin Gültigkeit haben würde. Zusammen mit Angehörigen der Berliner CDU kritisierte sie zudem die vom Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen, Heinrich Franke (SPD), geplante Verlagerung von Abteilungen des Ministeriums von Berlin nach Bonn und monierte die dadurch sinkende Präsenz des Bundes in der Stadt.<sup>94</sup>

Ein weiteres Anliegen war ihr, das Engagement von Frauen in der Politik zu stärken und mehr Frauen in die Politik zu holen. Immer wieder forderte sie Frauen auf, das Wort zu ergreifen und sich zu gesellschaftspolitisch relevanten Themen zu äußern. In ihren Augen war ein Entwicklungsprozess auf beiden Seiten dringend notwendig: Männer müssten „lernen, ihre Vorurteile gegenüber den Frauen, die Politik betreiben wollen, abzubauen“ und Frauen müssten „sich mehr zutrauen und sich mehr engagieren“.<sup>95</sup> Einen Grund für die Zurückhaltung von Frauen sah sie in deren Belastung durch Familienaufgaben, die Frauen am parteipolitischen Engagement hindern würden.<sup>96</sup> Gleichzeitig zeigte sie sich mit dem Verlauf ihrer politischen Karriere zufrieden und machte ihrer Partei das Kompliment: „In meiner Partei habe ich selbst nie Schwierigkeiten gehabt, die von Dauer waren.“<sup>97</sup> Die politische Zusammenarbeit mit ihren männlichen Kollegen empfand sie immer als „fair und zuvorkommend“.<sup>98</sup> Zudem zeigte sie sich mit dem, was die CDU für die Frauen erreicht hat, sehr

91 Vgl. die Ausarbeitung Bergers „Gesichtspunkte zur 2. und 3. Lesung des Verplombungsgesetzes“ vom 24. April 1972, in: ACDP 01-462-013/1.

92 Vgl. Union in Deutschland, Nr. 10, 9. März 1972, S. 2. Vgl. auch Heinrich Siegler: Dokumentation zur Deutschlandfrage in Verbindung mit der Ostpolitik. Bd. 8: Chronik der Ereignisse von Januar 1971 bis zum Inkrafttreten der Ostverträge im Juni 1972. Bonn 1972, Dok. 2660, S. 687f.

93 Vgl. Unterlagen in ACDP 01-462-007/1.

94 Vgl. Lieselotte Berger: Bundespräsenz in Berlin geschwächt, in: Berliner Morgenpost, 27. August 1972.

95 Vgl. Lieselotte Berger: Politik muss auch Frauensache werden, in: Berliner Rundschau, 31. August 1972.

96 Vgl. Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, S. 57f.

97 Ebd., S. 64. Vgl. auch Joachim Stoltenberg: Politikerinnen in Bonn – „Als Mann wäre ich in der Partei nicht so schnell so weit gekommen“, in: Berliner Morgenpost, 15. Oktober 1978.

98 Berger: Als Bundestagsabgeordnete in Bonn, S. 68.

einverstanden.<sup>99</sup> Ihre Zufriedenheit resultierte sicher auch aus dem Gefühl der „Fortune“ heraus, dass sie kurz nach Einzug ins Parlament – ohne die langjährige sprichwörtliche Ochsentour – ein Amt übernehmen konnte, das sie voll und ganz ausfüllte.

Energisch war ihr Einsatz auch in der Auseinandersetzung mit der „Deutschen National-Zeitung“<sup>100</sup>. In einem Brief an Bundeskanzler Helmut Schmidt setzte sie sich für ein Verbot der Zeitung ein und warb dafür, ein Verfahren nach Art. 18 GG<sup>101</sup> vor dem Bundesverfassungsgericht anzustrengen.<sup>102</sup> Dem Blatt warf sie vor, Hetzpropaganda im Stil von Julius Streichers nationalsozialistischem Organ „Der Stürmer“ zu verbreiten. Ihre Initiative verlief allerdings im Sande.

Für ihre Verdienste um das Gemeinwohl wurde Lilo Berger im Mai 1987 von Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit dem Großen Bundesverdienstkreuz mit Stern ausgezeichnet.

In die Kritik geriet Lieselotte Berger wegen einer Reise, die sie im Februar 1988 nach Südafrika und Namibia unternommen hatte.<sup>103</sup> Diese fand zu einem Zeitpunkt statt, als die Proteste gegen die Politik der Apartheidsregierung in Pretoria immer lauter wurden. Der „Spiegel“ hatte unter der Überschrift „Skandalöse Reise“ berichtet, dass Berger ohne Wissen des Auswärtigen Amtes auf Einladung der südafrikanischen Regierung ans Kap gereist war, wo sie zu Gesprächen mit Mangosuthu Buthelezi – der Sanktionen gegen das Apartheidsre-

99 Lieselotte Berger: Warum die Union für die Frauen anziehender geworden ist, in: Berliner Rundschau, 4. November 1976.

100 Vom langjährigen Vorsitzenden der Deutschen Volksunion, Gerhard Frey, herausgegebene rechtsextreme Wochenzeitung. 1969 war ein Verbotsantrag vom damaligen Bundesinnenminister Ernst Benda gestellt worden, den das Bundesverfassungsgericht 1974 abgelehnt hatte.

101 Art. 18 lautet: „Wer die Freiheit der Meinungsäußerung, insbesondere die Pressefreiheit (Artikel 5 Absatz 1), die Lehrfreiheit (Artikel 5 Absatz 3), die Versammlungsfreiheit (Artikel 8), die Vereinigungsfreiheit (Artikel 9), das Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnis (Artikel 10), das Eigentum (Artikel 14) oder das Asylrecht (Artikel 16a) zum Kampf gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung mißbraucht, verwirkt diese Grundrechte. Die Verwirkung und ihr Ausmaß werden durch das Bundesverfassungsgericht ausgesprochen.“

102 Vgl. Berliner CDU-Abgeordnete um Verbot der „Nationalzeitung“ bemüht – „Das Blatt fördert den Antisemitismus“, in: Nürnberger Nachrichten, 10. März 1978; Günter Geschke: Streichers Fußstapfen, in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, 12. Februar 1978. Vgl. auch mündliche Anfrage Bergers im Bundestag am 13. Januar 1978, Bundestag-Drs. 8/1417.

103 Namibia war bis zu seiner Unabhängigkeit im März 1990 südafrikanisches Mandatsgebiet. – Die Vorgehensweise der weißen Minderheitsregierung in Südafrika durch Einladungen und Anzeigenkampagnen für das Regime zu werben, stieß auf Kritik. Der „Spiegel“ prangerte in einem „Wie bei Hitler“ (Nr. 22, 30. Mai 1988, S. 34f.) betitelten Artikel die PR-Maßnahmen an.

gime ablehnte – zusammentraf.<sup>104</sup> Die von der südafrikanischen Bergwerksindustrie finanzierte Reise zog eine Kleine Anfrage der Fraktion der Grünen und Fragestunden im Bundestag nach sich. Lutz Stavenhagen, der Staatsminister im Kanzleramt, verwies in den Fragestunden am 25. Februar und 3. März 1988 im Parlament mehrfach auf den privaten Charakter der Reise. Berger habe Privatbesuche im Rahmen ihres Urlaubs durchgeführt und keine offiziellen Gespräche im Auftrag der Bundesregierung geführt. Die Tatsache, dass sie von einem Mitarbeiter des Bundeskanzleramtes begleitet wurde, sorgte für weiteren Wirbel. Stavenhagen erklärte, dass auch er eine Urlaubsreise unternommen habe.<sup>105</sup> Berger selbst nahm keine Stellung zu ihrer umstrittenen Reise.

\*\*\*

In ihrem Amt als Parlamentarische Staatssekretärin, das sie im März 1987 übernommen hatte, konnte Lilo Berger nur noch wenig bewirken. Nach einer Hüftgelenkoperation fiel sie in ein Koma, aus dem sie nicht mehr erwachte. Am 26. September 1989 erlag sie den Folgen eines Schlaganfalls. Die Wiedervereinigung Deutschlands und ihrer geteilten Vaterstadt Berlin, für die sie immer engagiert gekämpft hatte, konnte sie nicht mehr erleben.

Der Trauergottesdienst für Lieselotte Berger fand am 5. Oktober 1989 in der Spandauer St.-Nikolai-Kirche statt.<sup>106</sup> Beigesetzt wurde sie in einem Ehrengrab der Stadt Berlin auf dem Friedhof „In den Kisseln“ an der Spandauer Pionierstraße. In Neukölln wurden ein Platz und eine Straße nach ihr benannt.

In den Nachrufen wurde ihre langjährige Tätigkeit als Vorsitzende des Petitionsausschusses und ihr unermüdlicher Einsatz für die Anliegen der Bürger ebenso gewürdigt wie ihr nicht nachlassendes Engagement für ihre Heimatstadt. Bundeskanzler Helmut Kohl lobte ihr „ausgeprägtes soziales Engagement und ihr Gespür für die Sorgen und Nöte der Menschen“.<sup>107</sup> Rudolf Seiters nannte sie in seiner Ansprache beim Trauergottesdienst eine „Parlamentarierin

104 Vgl. Urlaubsreise nach Afrika, in: Spiegel, Nr. 7, 15. Februar 1988, S. 17 und Skandalöse Reise, ebd., Nr. 10, 7. März 1988, S. 16. – Mangosuthu Buthelezi (geb. 1928), 1975 Gründer der Inkatha Freedom Party, 1976–1994 Chefminister des Homelands KwaZulu.

105 Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 144, Sitzung am 25. Februar 1988, S. 4195–4197. Vgl. auch Bundestag-Drs. 11/1852 und 11/1939 sowie Verhandlungen des Deutschen Bundestages, Stenographischer Bericht, Bd. 144, Sitzung am 3. März 1988, S. 4393–4395.

106 Unterlagen zur Organisation der Trauerfeierlichkeiten für Lilo Berger, in: ACDP 03-012-574/1.

107 Vgl. Ein waches Gespür für die Sorgen der Menschen – Zum Tode von Lieselotte Berger, in: Deutschland-Union-Dienst, Nr. 185, 26. September 1989, S. 4.

aus Passion“, die ihre politische Arbeit als „selbstverständliche Pflichterfüllung und als Dienst für das Gemeinwohl“ angesehen habe.<sup>108</sup>



Lieselotte Berger auf dem 33. Bundesparteitag der CDU 1985 in Essen (ACDP Bildarchiv).

---

108 Vgl. Abschied von Lieselotte Berger, in: Bulletin, Nr. 103, 10. Oktober 1989, S. 892 sowie Oft letzte Hoffnung für bedrängte Bürger, in: Süddeutsche Zeitung, 27. September 1989; Berlinerinnen mit Gespür für Nöte der Menschen, in: Die Welt, 27. September 1989.



## MISZELLE

### **Eine erfolglose Intervention von drei Schweizer Bischöfen im Dezember 1933 zugunsten des verhafteten Münchner Publizisten Fritz Gerlich. Zugleich Korrektur einer Fehlinformation über deren Initiator**

**Rudolf Morsey**

#### *I.*

In den Abendstunden des 9. März 1933 erfolgte auf revolutionärem Wege die politische Gleichschaltung Bayerns. Dabei wurden die Räume der Redaktion des Naturrechts-Verlags in der Hofstatt 4–6 in München, in dem „Der gerade Weg“ (künftig: „GW“) erschien – seit Mitte Dezember 1932 zweimal in der Woche –, von SA-Horden verwüstet und geplündert. Der Herausgeber und Chefredakteur des „GW“, der Archivar am Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München, Dr. Fritz Gerlich, wurde schwer misshandelt, in „Schutzhaft“ genommen und in das Polizeigefängnis in der Ettstraße eingeliefert. Der Finanzier und Mitbesitzer des Verlags, Erich Fürst von Waldburg-Zeil, der am 11. März 1933 beim Staatskommissar z. b. V. im Staatsministerium, Hermann Esser (NSDAP), für Gerlich das „Recht auf einen Arzt und priesterlichen Beistand“ forderte, erhielt die Antwort: „Recht ist, was wir als Recht bestimmen.“<sup>1</sup>

Über Gerlichs Verhaftung und Misshandlung berichteten bereits wenige Tage später Zeitungen in Österreich und der Schweiz. Am 19. März 1933 veranlasste der Erzbischof von München und Freising, Michael Kardinal von Faulhaber, von Rom aus telegrafisch, dass Gerlich und der vier Tage nach ihm verhaftete Schriftleiter der „Münchner Neuesten Nachrichten“, Erwein von Aretin, „seelsorglichen Beistand“ erhielten.<sup>2</sup> Am 1. April 1933 wurde ein Dis-

---

1 Zitiert nach den 1941 verfassten Erinnerungen Waldburg-Zeils in dem Abschnitt „Der Sturm auf den ‚Geraden Weg‘“. Druck: Rudolf Morsey (Bearb.): Fritz Gerlich – Ein Publizist gegen Hitler. Briefe und Akten 1930–1934 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: 56). Paderborn u. a. 2010, S. 337–340, hier S. 338. Nach wie vor unentbehrlich Erwein von Aretin: Fritz Michael Gerlich. Prophet und Märtyrer. Sein Kraftquell. Zum 100. Geburtstag Gerlichs und zur 50jährigen Wiederkehr seiner Gefangennahme und seines Todes herausgegebene Zweitaufgabe mit einem zeitgeschichtlichen Kommentar von Karl Otmar von Aretin. München 1983.

2 Morsey: Gerlich, S. 271, Anm. 520. Vermutlich lag Faulhaber der Bericht des Münchner Domdekans Anton Scharnagl vom 13. März 1933 „Die Vorgänge in Bayern seit dem 9. März 1933“ vor. Bereits am Abend des 10. März 1933 hatte der Kardinal in einer Audienz Pius XI. – der bereits über die „Rivoluzione“ in München informiert war – mitgeteilt,

ziplinarverfahren gegen Gerlich eingeleitet, aber keine Anklage gegen ihn erhoben. Zwei Tage später bat Kardinal Faulhaber, inzwischen wieder in München, „im Namen und im Auftrag“ der bayerischen Bischöfe den „kommissarischen Ministerpräsidenten General“ Franz Xaver Ritter von Epp (NSDAP) „um Beschleunigung des Untersuchungsverfahrens für Schutzhäftlinge sowie um Einrichtung der Seelsorge in den Gefangenlagern“.<sup>3</sup> Am 23. April 1933 dankte der Kardinal dem „Herrn Reichsstatthalter General“ von Epp für die „wohlwollende Behandlung der Eingaben“ der bayerischen Bischöfe.<sup>4</sup> Sie blieben jedoch im Falle Gerlich ohne Ergebnis.

Anfang April kritisierte der österreichische Journalist Bernhard Birk, Herausgeber der Pressekorrespondenz der „Vaterländischen Front“ in Wien<sup>5</sup>, beim vatikanischen Staatssekretariat das Schweigen über den Fall Gerlich. Daraufhin erbat Unterstaatssekretär Giuseppe Pizarro – auf Weisung von Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli – am 14. April 1933 vom Münchner Nuntius Alberto Vassallo di Torregrossa die Einschätzung des Nuntius über etwaige kirchliche Hilfsmaßnahmen für den Häftling. In seiner Antwort vom 22. April 1933<sup>6</sup> schilderte Vassallo di Torregrossa zunächst die unter dem Einfluss von Therese Neumann erfolgte Konversion des früheren Calvinisten Gerlich zum Katholizismus und dessen Rolle als „Verteidiger“ von Konnersreuth, sodann seine Kampfpublizistik gegen den Nationalsozialismus – für die er auch von einem „Spion“ Informationen erhalten habe<sup>7</sup> – und die ihm zugefügten Miss-

---

dass am Vorabend der bayerische Innenminister Karl Stützel „und ein giornalista [Gerlich] mißhandelt“ worden seien. Ludwig Volk (Bearb.): Akten Kardinal Michael von Faulhabers 1917–1945. I: 1917–1934 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: 7). Mainz 1975, S. 660, S. 667.

- 3 Ebd., S. 693f. Am 31. März 1933 hatte Faulhaber diese Absicht den bayerischen Bischöfen mitgeteilt und um Zustimmung gebeten, die von allen erfolgte. Ebd., S. 683f.
- 4 Morsey: Gerlich, S. 271, Anm. 520. Nach diesem Schreiben hatte Faulhaber seine Eingabe gleichzeitig auch an den Innenminister, Adolf Wagner (NSDAP), geschickt.
- 5 Birk hatte noch 1932 in Innsbruck eine Biographie des am 2. August 1932 verstorbenen Bundeskanzlers a. D. Ignaz Seipel publiziert.
- 6 Thomas Brechenmacher (Bearb.): Berichte des Apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo aus Deutschland 1930–1939. Internet-Edition des Deutschen Historischen Instituts in Rom u. a. 2010. Teil I: 1933, Nr. 329/1933. Dazu vgl. Morsey: Gerlich, S. 274, Anm. 526. Das Schreiben des Münchner Nuntius ist in Übersetzung gedruckt bei Ovidia Dallera/Ilsemarie Brandmair: Tödliche Schlagzeilen. Fritz Michael Gerlich, Journalist und Widerstandskämpfer. München 2009, S. 175f., allerdings mit falscher Quellenangabe („Archiv des Erzbistums München-Freising“, S. 253, Anm. 12 und S. 256, Anm. 11). Diese zunächst 2008 in Milano erschienene Biographie enthält zahlreiche Sachfehler. Zudem lautet der Titel auf dem Umschlag des Buches anders als der auf dem Titelblatt. Schließlich führte Gerlich seinen Taufnamen „Michael“ weder in seinen Publikationen noch in seiner Korrespondenz.
- 7 Dieser Hinweis bezog sich auf den vom Frühjahr 1931 bis April 1932 für den Stabschef der SA, Ernst Röhm, tätigen Nachrichtenhändler Georg Bell. Er hatte seit Oktober 1932 Gerlich Informationen aus den rivalisierenden Führungskreisen der NSDAP und der SA in München sowie über die politische Lage in Berlin geliefert und war am 3. April 1933 in

handlungen. Inzwischen werde der Publizist jedoch „normal“ behandelt. Gerlich wie auch Aretin hätten zu Ostern von einem Priester die hl. Sakramente empfangen, der sie jedoch kein zweites Mal habe besuchen dürfen. Man müsse diesen Weg, so schloss Vassallo di Torregrossa, weiter zu beschreiten suchen, wenn man Gerlichs Schicksal erleichtern wolle. Für die Nuntiatur sei es nicht opportun, in dieser Angelegenheit in Erscheinung zu treten.

In der Nacht vom 16. zum 17. Mai 1933 wurde Gerlich im Polizeigefängnis von zwei SA-Angehörigen erneut schwer misshandelt.<sup>8</sup> Auch darüber berichteten mehrere Zeitungen in Österreich und der Schweiz. Eine Intervention des Caritasdirektors in Recklinghausen, Otto Schlüsener, am 22. Mai 1933 bei dem ihm aus der Kriegszeit bekannten Epp blieb erfolglos.<sup>9</sup>

Am 24. Juli 1933 verband Kardinal Faulhaber sein überschwengliches Lob („tiefempfundenen Glückwunsch“) für Reichskanzler Hitler zum Abschluss des Reichskonkordats („staatsmännischer Weitblick“) mit der – vergeblichen – Bitte, „die große Stunde mit einer großmütigen Amnestie für jene“ zu krönen, „die ohne Verbrechen, nur wegen einer politischen Gesinnung in Schutzhaft sind und mitsamt ihren Familien seelisch furchtbar leiden“.<sup>10</sup> Im September 1933 gelangte, dieses Mal aus Frankreich, eine nicht näher gekennzeichnete Bitte um Informationen über das Schicksal Gerlichs an das vatikanische Staatssekretariat. Pizzardo zog keine neuen Erkundigungen ein und beschied die Bittstellerin, dass der Hl. Stuhl über weitergehende Nachrichten nicht verfüge.<sup>11</sup>

## II.

Drei Monate später ergriff Wilhelm Kiefer, der von Mai bis November 1932 Mitarbeiter des „GW“ gewesen und am 12. März 1933 wegen eines von Röhms

---

einem Gasthaus in Durchholzen, Gemeinde Walchsee, nahe Kufstein, von einem SA-Rollkommando ermordet worden. Vgl. Andreas Dornheim: Röhms Mann fürs Ausland. Politik und Ermordung des SA-Agenten Georg Bell (Geschichte, 18). Münster u. a. 1998 (ohne Kenntnis der mehr als 20 Bell-Berichte an Gerlich in dessen Nachlass; s. Anm. 16).

8 Dazu vgl. den Bericht des Mithäftlings Stefan Lorant vom 17. Mai 1933: Ich war Hitlers Gefangener. Ein Tagebuch 1933. München 1985, S. 100–102. Nachdruck: Aretin: Gerlich, S. 164–166; Morsey: Gerlich, S. 276f. Lorants Tagebuch ist in englischer Übersetzung zuerst 1935 in London und New York erschienen und dann in weitere Sprachen übersetzt worden.

9 Hans-Günter Richardi/Klaus Schumann: Geheimakte Gerlich/Bell. Röhms Pläne für ein Reich ohne Hitler. München 1993, S. 164. Sämtliche in den „Anlagen“ dieses Buches (S. 189–224) aufgeführten Namen fehlen im Personenregister. Vgl. auch die kritische Rezension von Winfried Süß: Über Röhms angebliche Pläne „für ein Reich ohne Hitler“, in: Historisches Jahrbuch 115 (1995), S. 486–490.

10 Druck: Alfons Kupper (Bearb.): Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A: 2). Mainz 1969, S. 293f.

11 Morsey: Gerlich, S. 274, Anm. 526.

befürchteten Anschlags in die Schweiz geflüchtet war, die Initiative zu einer ungewöhnlichen Aktion zugunsten des verhafteten Publizisten, der inzwischen, am 1. September 1933, aus dem bayerischen Staatsdienst entlassen worden war. Dieser selbstlose Einsatz des 43jährigen Schriftstellers ist umso bemerkenswerter, als er sich noch am 11. Januar 1933 bei Erich Fürst von Waldburg-Zeil über Gerlich beschwert hatte, weil dieser ihm, noch vor Ablauf seines Vertrags (Ende Dezember 1932), „eine weitere Tätigkeit unmöglich“ gemacht habe. Dadurch sei ihm, Kiefer, bevor er zum Januar 1933 eine neue Stelle gefunden habe, ein Schaden von „genau M. 1.080“ entstanden.<sup>12</sup>

Kiefer suchte diesen Betrag über einen Münchner Rechtsanwalt einzuklagen, erhielt jedoch von ihm am 24. Januar 1933 die Antwort, dass er seine Klage beim Arbeitsgericht anhängig machen müsse, bei dem Anwälte nicht zugelassen seien.<sup>13</sup> Ob der Schriftsteller diesen Weg nach dem 30. Januar 1933 noch beschritten hat, ist bisher nicht bekannt. Nach den in Anmerkung 1 zitierten Memoiren von Erich Fürst Waldburg-Zeil soll er Gerlich „mit Prozessen verfolgt“ haben.<sup>14</sup> Diese Aussage kann allerdings, schon wegen des dafür in Frage kommenden knappen Zeitraums (Januar bis 11. März 1933), schwerlich zutreffen. Zudem war unter mehreren Verfahren, die noch während Gerlichs Haftzeit 1933 gegen ihn liefen bzw. beendet wurden, keines, das sein früherer Mitarbeiter angestrengt hatte.

Waldburg-Zeil hat die Arbeit Kiefers, „Gerlichs rechter Hand“, für den „GW“ ungewöhnlich negativ beurteilt. Dessen Weg habe ihn „von Kampfverbänden der äussersten Rechten im Oberschlesienaufstand [1921] über liberale Zeitungen zum Reichsbanner schwarz-rot-gold“, also nach links, geführt. Kiefer, „der auf allen Sätteln gerecht war“, habe „das mir so zuwidere Verschmutzen aller Gegnerfiguren [...] mit Vorliebe“ geübt und einen „geradezu verderblichen Einfluß“ auf Gerlich besessen. Er habe den Publizisten „immer wieder“ dadurch gewonnen, „daß er vorgab, ebenfalls konvertieren zu wollen, denn er wußte, daß das seine schwache Stelle war“. Schließlich habe er, Waldburg-Zeil, erreicht, „daß der Mann an die frische Luft kam“. Kiefer habe daraufhin – wie erwähnt – „Gerlich mit Prozessen verfolgt, sich dann 1933 unter Zurücklassung von Frau und Kindern in die Schweiz geflüchtet, wo er eine Rolle in der Reihe der Emigranten spielte“.<sup>15</sup>

12 Ebd., S. 259, Anm. 499.

13 Ebd.

14 Ebd., S. 328.

15 Ähnlich kritisch äußerte sich auch Heinrich Ritzel, Beamter im hessischen Staatsdienst und SPD-MdR (1930–1933), der 1933 entlassen worden und, nach Tätigkeit in der Verwaltung des Völkerbunds im Saargebiet, 1935 in die Schweiz emigriert war. Am 7. Oktober 1938 zitierte Franz Merz, Chef der kantonalen Fremdenpolizei in Basel, als Information von Ritzel, dass Kiefer 1933 Gerlich „im Stich gelassen und verraten“ habe – was

Angesichts dieser vernichtenden Beurteilung der Arbeit wie des Charakters von Kiefer überrascht es umso mehr, dass er sich ein Jahr nach seinem ‚Hinauswurf‘ aus dem ‚GW‘ derart selbstlos für Gerlich eingesetzt hat, wie das zu schildern sein wird. Welche berufliche Tätigkeit der Schriftsteller von Januar bis Anfang März 1933 ausgeübt hat, ist nicht bekannt. Nach seiner Version von 1939<sup>16</sup>, die bisher nicht nachprüfbar ist, hat er am 9. März 1933 von einem früheren Adjutanten – wohl aus seiner Zeit beim Freikorps ‚Oberland‘ als ‚Hauptmann‘ 1921 in Oberschlesien –, der inzwischen ‚höherer SS-Führer‘ in München gewesen sei, erfahren, dass der Stabschef der SA, Ernst Röhm, ‚einen Anschlag‘ auf ihn plane. Daraufhin sei er am 12. März 1933 nach Basel geflohen, wohin ihm kurz darauf seine Frau mit den acht Kindern folgen konnte. Auf sein späteres Schicksal in der Schweizer Emigration bis 1945 wird am Schluss dieses Beitrags noch einzugehen sein. Zunächst gilt es, Kiefers schon mehrfach summarisch erwähnten Einsatz von Ende Dezember 1933 zugunsten des Münchner Häftlings zu schildern.

Dabei fällt zunächst auf, dass Kiefer seine uneigennützte Initiative von 1933 in seinem Beitrag ‚Fürst Erich [von Waldburg-Zeil] und der ‚Gerade Weg‘‘ in dem 30 Jahre später herausgegebenen Sammelband zum Gedenken an den 1953 erfolgten Tod des Fürsten verschweigt.<sup>17</sup> Erstmals, allerdings beiläufig, wird sie in der schon zitierten Arbeit von H.-G. Richardi/K. Schumann, *Geheimakte Gerlich/Bell* (1993), erwähnt.<sup>18</sup> Danach habe sich ‚Gerlichs früherer Mitarbeiter‘ Kiefer, ‚der sich in der Schweiz aufhält‘ (!), bei den – namentlich nicht genannten – Bischöfen von Chur, Basel und St. Gallen ‚um Unterstützung‘ für Gerlich bemüht; diese hätten die ‚päpstliche Nuntiatur in

---

nicht zutraf – und dieser Kiefer ‚gehasst‘ habe: ‚Ich [Ritzel] halte Kiefer zu allem fähig.‘ Archiv der sozialen Demokratie in Bonn, Nachlass Ritzel, 211.

- 16 Bei einer Vernehmung am 27. Juli 1939 durch die Bundesanwaltschaft, Polizeidienst, in Bern. Schweizer Bundesarchiv BAR, Bern, Az. N 2243 Wilhelm Kiefer-Kessler 1933–1980. E4264 1985/196, Bd. 65. Kessler war der Mädchenname von Kiefers Ehefrau Maria Theresia. – Ich danke Herrn Dr. Max A. Hoefter (Wollerau/Schweiz), Besitzer des Nachlasses Gerlich, für entsprechende Informationen aus seiner Akteneinsicht im Bundesarchiv in Bern.
- 17 Vgl. Gesamtarchiv des Hauses Waldburg (Hg.): *Schwarz-gelbe Blätter. Sonderausgabe zum Gedenken des 10. Todestages des Fürsten Erich zu Waldburg-Zeil und gleichzeitigem Rückblick auf die vergangenen 10 Jahre unter [seinem Sohn] Fürst Georg zu Waldburg-Zeil*. Leutkirch o. J. [1963], S. 20–25. In diesem Beitrag erwähnte Kiefer nur, dass ‚im Mai 1932 ein politischer Publizist‘ [Kiefer] in die Redaktion des ‚GW‘ eingetreten sei, ‚der das Gesicht der Zeitung durch seine politischen Aufsätze und die Beilage ‚Denken und Leben‘ mitgeformt‘ habe, S. 23. Im Impressum des ‚GW‘ ist die erwähnte Beilage erstmals allerdings in Nr. 49 vom 11. Dezember 1932 ausgewiesen und als deren Leiter H. G. v. Mallinckrodt genannt. Zu diesem Zeitpunkt war Kiefer bereits aus dem Naturrechts-Verlag ausgeschieden.
- 18 Richardi/Schumann: *Geheimakte*, S. 165. Dort ist als Adressat bereits Nuntius Orsenigo erwähnt.

Berlin“ um Intervention bei Hindenburg gebeten, „ohne Erfolg“.<sup>19</sup> Kiefer hatte sich allerdings nur beim Bischof von Basel „bemüht“, zudem um Intervention auch beim Reichskanzler gebeten.

Kiefers Einsatz würdigte 1995 Patrick Bernold, auf Grund der entsprechenden Quellen, in seiner Dissertation „Der schweizerische Episkopat und die Bedrohung der Demokratie 1919–1939. Die Stellungnahme der Bischöfe zum modernen Bundesstaat und ihre Auseinandersetzung mit Kommunismus, Sozialismus, Faschismus und Nationalsozialismus“.<sup>20</sup> Der Verfasser druckte längere Passagen aus der vom Bischof von Basel und Lugano, Ambühl<sup>21</sup>, redigierten Eingabe Kiefers, die er allerdings an Nuntius Orsenigo in Berlin richtete und nicht – wie der Schriftsteller vorgeschlagen hatte –, an Hindenburg und Epp. Gleichzeitig suchte er ihr Gewicht durch Mitzeichnung der Bischöfe Vincenz (St. Gallen)<sup>22</sup> sowie Scheiwiler (Chur)<sup>23</sup> zu verstärken. Am 21. Dezember 1933 ging das Schreiben, von dem noch die Rede sein wird, an Nuntius Orsenigo. Bernold erwähnte zwar, dass die Bischöfe Kiefers Entwurf „weitgehend“ übernommen hätten<sup>24</sup>, konnte jedoch ihren Verfasser („ein gewisser Wilhelm Kiefer, emigrierter Schriftsteller mit Wohnort Basel“) nicht einordnen.<sup>25</sup> Er hat auch die an dessen Entwurf von Ambühl vorgenommenen Änderungen, abgesehen von der erwähnten Umadressierung an den Nuntius, nicht nachgewiesen.

P. Bernolds Beitrag ist bei A. Dornheim, *Röhms Mann fürs Ausland*, 1998<sup>26</sup>, und bei Michael Schäfer, *Fritz Gerlich (1883–1934) – Publizistik als Auseinandersetzung mit den ‚Politischen Religionen‘ des 20. Jahrhunderts* (1998)<sup>27</sup>, nicht erwähnt, auch nicht in der schon zitierten Gerlich-Biographie von

19 Die Absage von Orsenigo – nicht: „der päpstlichen Nuntiatur“ – ist nur durch die Anmerkung belegt: „Brief von Aloisius Bischof von St. Gallen vom 9. Februar 1934 an Wilhelm Kiefer.“ S. 204, Anm. 46. Dort fehlt der Nachname des Bischofs (Scheiwiler). Als Quelle ist eine „Photokopie“ im „Besitz d. Verf. (Schumann)“ angegeben und Kiefer nur als „Gerlichs früherer Mitarbeiter“ vorgestellt, S. 165.

20 Geist und Werk der Zeiten, Nr. 84. Frankfurt/M. u. a. 1995, S. 375–378, das im Folgenden erwähnte Zitat auf S. 376, Anm. 165.

21 Joseph Ambühl, seit 1925 Bischof von Basel und Lugano. Vgl. Marco Jorio: Ambühl, in: Erwin Gatz (Hg.): *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon*. Berlin 1983, S. 9f.

22 Laurentius Matthias Vincenz, seit 1932 Bischof von Chur. Vgl. Pierre Louis Sirchat: Vincenz, ebd., S. 778.

23 Alois Scheiwiler, seit 1930 Bischof von St. Gallen. Vgl. Johannes Duft: Scheiwiler, ebd., S. 652f.

24 Bernold: Episkopat, S. 376, Anm. 368.

25 Kurzbiographie Kiefers in: Werner Röder/Herbert A. Strauss (Bearb.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. Bd. I. München u. a. 1980, S. 363. Die Angabe, dass Kiefer mit Gerlich „Herausgeber ‚Der gerade Weg‘ gewesen“ sei, trifft allerdings nicht zu.

26 Dornheim: *Röhms Mann*.

27 München 1998.

O. Daller/I. Brandmair von 2008. Er fehlt ebenso in meiner Gerlich-Edition von 2010. Dort bin ich, im Gegenteil, davon ausgegangen, dass Joseph Otto Riklin-Amann, Direktor der Schweizerischen Genossenschaftsbank in St. Gallen, die Intervention bei seinem Ortsbischof (Scheiwiler) angeregt und ihm dafür den von mir publizierten Entwurf übermittelt habe.<sup>28</sup>

### III.

Angesichts der Bedeutung dieses ungewöhnlichen „Übergriffs“ von gleich drei Bischöfen in einen „Fall“ nicht nur außerhalb ihrer Diözesen, sondern auch noch im Ausland, lohnt es sich, diesen kaum beachteten Vorgang – eingeschlossen die bisher unbekannte Begründung Kiefers für seine Eingabe – ausführlicher zu behandeln. Das soll durch den Abdruck von zwei Dokumenten und erläuternden Anmerkungen geschehen.

*Dok. 1: 18. Dezember 1933: Wilhelm Kiefer, Schriftsteller, Riehen bei Basel, an Bischof Joseph Ambühl von Basel und Lugano*

Bischöfliches Archiv Chur. Mappe 198, Schweizer Bistümer. I: Basel. Maschienschrift, mit eigenhändiger Unterschrift und (Ausgangs-)Stempel: „Bischöfliche Kanzlei Basel-Lugano. Amtlich“ sowie dem handschriftlichen Vermerk: „Copie für Chur“.<sup>29</sup>

Ew. Exzellenz, hochwürdigster Herr Bischof,

nachdem ich meine eigenen Schwierigkeiten glücklich überwunden habe<sup>30</sup>, darf ich auf das furchtbare Geschick Dr. Fritz Gerlichs aufmerksam machen und nach Mitteln und Wegen suchen, wie dieser mutige Kämpfer für die Sache des Katholizismus in letzter Stunde zu retten wäre.

---

28 Morsey: Gerlich, S. 295f., auf Grund einer 2010 von den beiden Töchtern Riklins (über Herrn Dr. Max A. Hoefter) übermittelten, nicht unterzeichneten Kopie des Entwurfs. Die Geschwister glaubten sich daran zu erinnern, dass ihr Vater 1933 den Entwurf verfasst und auf seiner Reiseschreibmaschine („Underwood“) geschrieben habe. Die ihnen vorliegende Kopie ist jedoch eine nahezu wortgetreue Abschrift von Kiefers Entwurf und, wie dieser, auf einer Maschine geschrieben, die Tasten für Umlaute enthielt. Auf welchem Wege Kiefers Vorlage zu Riklin-Amann gelangt ist, lässt sich nicht feststellen.

29 Für die Übermittlung entsprechender Kopien der im Folgenden gedruckten bzw. zitierten Schriftstücke danke ich Herrn Diözesanarchivar Dr. Albert Fischer, Chur.

30 Diese Formulierung deutet darauf hin, dass Kiefer Bischof Ambühl bereits schon vorher über seine (Emigrations-)„Schwierigkeiten“ informiert hatte und ebenso – wie aus seinem nächsten Satz zu erschließen ist – über seine frühere Tätigkeit im „GW“.

Nachdem man bisher nur auf mehr oder weniger unkontrollierbare Gerichte angewiesen war<sup>31</sup>, habe ich vor einigen Tagen einen ehemaligen Kollegen Dr. Gerlichs aus dem Hause Knorr & Hirth<sup>32</sup>, Walter Tschuppik, den langjährigen Chefredakteur der „Süddeutschen Sonntagspost“<sup>33</sup>, gesprochen. Dieser sass ohne jeden Rechtsgrund acht Monate in München in Haft. Einen Teil dieser Haft verbrachte er gemeinsam mit Dr. Gerlich in derselben Zelle. Seine Befreiung verdankt er, da er tschechischer Staatsbürger ist, nur dem Eingreifen der tschechischen Regierung.

Walter Tschuppik ist Zeuge furchtbarer Misshandlungen geworden, welche noch lange nach der Einlieferung Dr. Gerlichs, und zwar in der Nacht vom 16./17. [Mai] erfolgten. Er wurde nach Mitternacht in seiner Zelle furchtbar geschlagen; später wurde er, nachdem man ihm ein Tuch über den Kopf warf, aus der Zelle geführt, eine Treppe hinabgestossen und in einem anderen Raume aufs neue entsetzlich geschlagen.<sup>34</sup>

Tschuppik, der Dr. Gerlich noch im November beim Arzte sah und sprechen konnte, erklärt, dass dieser das Gefängnis nicht mehr lebendig verlassen werde. Sein körperlicher Zusammenbruch nimmt von Tag zu Tag zu, und es ist offenbar der Wille derer, welche ihn festhalten, ohne eine Anklage gegen ihn zu erheben, diesen Zusammenbruch auf jede Weise zu beschleunigen, um des Mordes, den sie an ihm beabsichtigen (wie er nachgewiesenermassen auch mir selbst bestimmt war)<sup>35</sup> enthoben zu sein.

31 Zu den Zeitungen im Ausland, die schon kurz nach dem 9. März 1933 Gerlichs Misshandlung und Verhaftung gemeldet und über sein Schicksal im Laufe des Jahres mehrfach berichtet hatten, gehörte „Die Ostschweiz“ (St. Gallen), deren Chefredakteur Carl Doka am 16. März 1933 seinen Leitartikel überschrieb: „Das Martyrium Gerlichs“. Morsey: Gerlich, S. 274, S. 277 u. ö.

32 Verlag in München, in dem auch die „Münchner Neuesten Nachrichten“ erschienen, deren Hauptschriftleiter Gerlich 1920–1928 gewesen war. Dazu vgl. Paul Hoser: Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe der Münchner Tagespresse zwischen 1914 und 1934. Teil 1 und 2 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: 447). Frankfurt/M. u. a. 1990.

33 Der 1899 aus Leitmeritz (Böhmen) stammende Journalist war seit 1926 Chefredakteur dieser Wochenzeitung. Vom 10. März bis 8. November 1933 in München in Haft, emigrierte Tschuppik nach Prag und 1940 nach Großbritannien, wo er für Emigrantenblätter schrieb. Nach 1945 war er in Zürich Korrespondent für eine Zeitung in Prag und übersiedelte 1948 nach München. Tschuppik starb 1955 in Wien. Seine 1935 in Prag erschienene Schrift „Die Toten steigen aus den Gräbern“ ist via Fernleihe nicht zu beschaffen. Vgl. Röder/Strauss: Biographisches Handbuch, S. 769. In dem in Anm. 9 zitierten Tagebuch von Lorant: Hitlers Gefangener, ist Walter Tschuppik häufig erwähnt (vgl. S. 245 im Register), auch bei Hoser: Hintergründe, S. 1004, S. 1009 und S. 1016.

34 Dazu vgl. Anm. 8.

35 Diese Aussage ist bisher noch nicht zu belegen, die Vita Kiefers aber auch noch kaum bekannt. Vgl. den Schlussabschnitt dieses Beitrags.

Dr. Gerlich, der durch sein grosses wissenschaftliches Werk über Therese von Konnersreuth<sup>36</sup> in der ganzen katholischen Welt bekannt geworden ist, hat den Kampf gegen den Nationalsozialismus im engsten Einvernehmen mit dem bayrischen Episkopat geführt.<sup>37</sup> Er ist also ein Märtyrer der katholischen Sache.

Aber wie die Dinge liegen, kann ihm das täglich selbst gefährdete Episkopat keine Hilfe bringen. Diese kann nur vom Auslande aus kommen. Ich habe mit Walter Tschuppik eingehend alle Möglichkeiten besprochen und wir sind zu der Überzeugung gekommen, dass, wenn es einen Weg gibt, ihm Hilfe zu bringen, es nur möglich sein würde durch einen öffentlichen Appell ausländischer Kreise. Dass dafür nur katholische in Betracht kommen, liegt auf der Hand.

Das bevorstehende Weihnachtsfest wäre die günstigste Gelegenheit zu einem solchen Appell, und ich nehme mir, um den Verlauf der Aktion zu beschleunigen, die Freiheit, einen Entwurf des Schreibens beizufügen, dessen Veröffentlichung ich für erfolgreich halten würde.<sup>38</sup> Auf einen solchen Appell an den Reichspräsidenten hin, ist, wenn auch mit einiger Verzögerung, jetzt auch der ehemalige Präsident des Reichstages, der Sozialdemokrat Löbe, aus langer Haft entlassen worden.<sup>39</sup> Es wäre aber zweckmässig, dasselbe Schreiben an den Reichsstatthalter von Bayern, General von Epp, zu richten. Dieser ist Katholik und hat sich auch mit Erfolg der Verhaftung Seiner Eminenz des hochwürdigsten Herrn Kardinal Faulhaber entgegengesetzt.<sup>40</sup>

Wenn sich aber niemand um den unglücklichen Dr. Gerlich kümmert, wenn vor allen Dingen, was die Machthaber in Deutschland heute allein noch scheuen, die Welt nicht auf ihre Gewalttaten aufmerksam gemacht wird, so kann dem Gefangenen nicht mehr geholfen werden.

36 Die stigmatisierte Therese von Konnersreuth. Erster Teil: Die Lebensgeschichte der Therese Neumann. Zweiter Teil: Die Glaubwürdigkeit der Therese Neumann. München 1929.

37 Die Aussage trifft nicht zu. Gerlich hatte Kontakt nur zu Kardinal von Faulhaber, der auf dessen Publizistik jedoch keinen Einfluss nahm. Morsey: Gerlich, S. 234f., S. 249–255.

38 Eine Veröffentlichung ist nicht erfolgt. Die Tatsache, dass Kiefers Eingabe vom 18. Dezember 1933 bereits drei Tage später, von drei Bischöfen unterschrieben, abgeschickt werden konnte, deutet darauf hin, dass Kiefer Bischof Ambühl davon bereits vorab informiert und dieser ihr zugestimmt hatte.

39 Löbe (SPD), Reichstagspräsident 1920–1932, war am 23. Juni 1933 in Berlin verhaftet und im Zuge der „Weihnachtsamnestie“ 1933 entlassen worden. Paul Löbe: Mein Lebensweg. Erinnerungen. 2. Aufl. Berlin-Grünwald 1954, S. 219–230.

40 Eine Verhaftung könnte wegen Faulhabers vier Adventspredigten über „Lebensfragen des Alten Testaments“ im Dezember 1933, die auch im Ausland Aufsehen erregten, befürchtet worden sein.

Ich brauche Ew. Exzellenz nicht zu sagen, wie dankbar alle Katholiken für diese brüderliche Tat wären. Nicht nur die vielen, auch im Ausland vorhandenen Verehrer des als Gelehrten verdienten Mannes, nicht seine in Deutschland allein, sondern darüber hinaus alle jene vielen Tausenden, welche einen derartigen Schritt des Schweizer Episkopats als ein wahrhaft ermutigendes Zeichen katholischer Treue und Verbundenheit begrüßen würden.

Millionen von Arbeitern, prominente Führer der Intelligenz erheben in diesen Tagen ihre Stimme zur Rettung der in Leipzig angeklagten Kommunisten.<sup>41</sup> Diese Tatsache gibt der Bedeutung einer ausserkirchlichen Solidarität einen bedeutsamen Ausdruck und demgegenüber wäre die Gefahr, welche für die katholische Kirche erwüchse, um so grösser, wenn der Eindruck entstünde, als dürfte ein Katholik sich nicht in der Stunde der Not und Gefahr einer ebensolchen Solidarität und Hilfsbereitschaft erfreuen.

Ich darf Ew. Exzellenz noch darauf hinweisen, dass auch das Leben der schwerleidenden Gattin Dr. Gerlichs<sup>42</sup> gefährdet ist, und dass eine Aktion, welche nicht ohne Zögern eingeleitet wird, vielleicht zu spät kommt, um die drohende Katastrophe zu verhüten.

Mit dem Ausdruck aufrichtiger Verehrung  
bin ich Ew. Exzellenz ganz ergebener  
*Wilhelm Kiefer*

*Dok. 2: Entwurf Wilhelm Kiefers für eine Eingabe von Schweizer Bischöfen*

Wie Dok. 1. Maschinenschrift, ohne Anrede und Grußformel. Inhaltlich referiert und in einigen Passagen in der von Bischof Ambühl redigierten Fassung gedruckt: Bernold: Episkopat, S. 175–177 (mit kleinen Abweichungen); Morsey: Gerlich, S. 296 f. (nach einem irrtümlich Riklin-Amann zugeordneten Entwurf). Ambühl nahm, außer der Umadressierung von Kiefers Entwurf an Nuntius Orsenigo (anstatt an Hindenburg und Epp), im ersten Abschnitt erhebliche Änderungen vor, die in Anm. 41 nachgewiesen sind. Danach tauschte er nur einzelne Formulierungen oder Wörter aus, die in weiteren Anmerkungen

41 Das am 21. September 1933 vom Reichsgericht eröffnete Hochverratsverfahren gegen Marinus van der Lubbe, Ernst Torgler und drei Bulgaren endete am 23. Dezember 1933 mit der Urteilsverkündung: Todesurteil für van der Lubbe und Freisprüche für Torgler und die bulgarischen Kommunisten.

42 Sophie (Sofie) Gerlich (1883–1956), geb. Stempfle, gesch. Botzenhart, seit 1920 Ehefrau Fritz Gerlichs. Sie litt an einer seit Gerlichs Verhaftung verstärkten Lähmung, deretwegen sie außer Hauses auf Begleitung angewiesen war.

belegt werden. Die von Bernold: Episkopat, wörtlich zitierten Sätze bzw. Satz-  
teile sind durch *Kursivdruck* kenntlich gemacht.

Sr. Exzellenz Herr[n] Reichspräsidenten Dr. h. c. Paul von Hindenburg, Berlin  
W 30, Reichspräsidentenpalais Wilhelmstrasse

An den Herrn Reichsstatthalter von Bayern, General Franz Ritter von Epp,  
München

Die unterzeichneten Bischöfe des dem deutschen Reiche durch alte historische  
Bande und durch vielfache freundschaftliche Beziehungen eng verbundenen  
Schweizer Episkopates nehmen sich die Freiheit, Eurer Exzellenz eine Weih-  
nachtsbitte vorzutragen. Mit tiefer Sorge erfüllt uns das Schicksal des seit dem  
9. März gefangen gehaltenen katholischen Gelehrten und Publizisten Dr. Fritz  
Gerlich, der uns, da er oft in katholischen Kreisen unseres Landes verweilte,  
ebensowenig ein Fremder ist, wie den vielen Schweizer Lesern seines grossen  
Werkes über Theres[e] von Konnersreut[h].<sup>43</sup>

Nach glaubwürdigen Nachrichten, die wir empfangen haben, hat Dr. Gerlich  
schwer gelitten während seiner Haft.<sup>44</sup> Ohne dass wir uns die vielfachen und  
zuletzt auch von einem früheren Kollegen und Mitgefangenen gemachten Be-  
richte über wiederholte schwere Misshandlungen zu eigen machen möchten,  
ist es uns bekannt geworden, dass Dr. Fritz Gerlich in seiner Gesundheit auf  
das Schwerste angegriffen und von einem völligen physischen Zusammen-  
bruch bedroht ist.

*Da<sup>45</sup> irgend eine Anklage gegen Dr. Gerlich nicht erhoben ist, muss angenom-  
men werden, dass seine Verhaftung in unmittelbaren [!] Zusammenhang<sup>46</sup> steht  
mit seiner politischen Tätigkeit, in der er ein Gegner des Nationalsozialismus*

---

43 Diesen Abschnitt änderte Bischof Ambühl folgendermaßen: „Die unterzeichneten schwei-  
zerischen Bischöfe, durch vielfache und althergebrachte Bande des Blutes, der Religion,  
der Wissenschaft und Freundschaft mit Deutschland verbunden, gestatten sich, Eurer Ex-  
zellenz die Weihnachtsbitte vorzutragen, zu erwägen, ob es nicht sich empfehlen würde,  
sei es dem Herrn Reichspräsidenten Exzellenz Dr. h. c. Paul von Hindenburg, oder dem  
Herrn Reichskanzler Exzellenz Adolf Hitler die Frage vorzulegen, ob nicht die Möglich-  
keit gegeben wäre, den seit 9. März dieses Jahres gefangen gehaltenen Dr. Fritz Gerlich  
durch einen Gnadenakt aus der Haft zu entlassen. Sowohl rein menschlich gesprochen,  
wie auch vom Standpunkt der schriftstellerischen Bedeutung Dr. Gerlich's würde eine  
solche Verfügung allenthalben lebhaft und dankbar begrüsst.“

44 Von Ambühl umgestellt: „während seiner Haft schwer gelitten“.

45 In der Ausfertigung ergänzt: „Da unseres Wissens ...“.

46 Geändert in: „unmittelbar im Zusammenhang“. – Bei Bernold: Episkopat: „in unmittel-  
barem Zusammenhang“.

war. *Ohne uns in die Angelegenheiten eines fremden Landes<sup>47</sup> einmischen zu wollen, müssen wir uns aber die Frage stellen, ob es sich mit jenen christlichen Grundsätzen vereinbaren lässt, auf die sich ihre [!] Regierung<sup>48</sup> beruft, einen Mann gefangen zu halten wegen seiner von ihm in vergangenen Zeiten bekundeten politischen Überzeugung?* Auch in den Augen Ew. Exzellenz<sup>49</sup> muss sich Dr. Gerlich, der zweimal während seiner politischen Tätigkeit mit allem Eifer und aller Hingabe Ihre Wahl zum Reichspräsidenten<sup>50</sup> betrieb, um sein Vaterland verdient gemacht haben. Wenn er die Partei, die heute an der Macht ist [NSDAP], bekämpft hat, so mag vom Standpunkte seiner politischen Gegner aus betrachtet, die Leidenschaft, mit der das geschah, verurteilenswert sein. Aber wir fragen uns, ob der Mann, der diesen Kampf ohne jegliches<sup>51</sup> materielle Interesse führte, nicht auch in den Augen seiner Gegner hinreichend bestraft ist durch den Verlust seiner Beamtenstellung [1. September 1933], durch die nun<sup>52</sup> seit neun Monaten währende Gefangensetzung<sup>53</sup>, durch die schwere gesundheitliche Schädigung, zu schweigen von dem übrigen Leid, das ihm zugefügt worden ist. Wir sehen uns zu diesem Schreiben auch veranlasst durch das Unglück, von dem die schwer leidende Gattin Dr. Gerlichs<sup>54</sup> heimgesucht worden ist. *Ist es nicht genug, wenn das häusliche Glück der Gatten, ihre Gesundheit, ihre Existenz zerstört sind, und ist es dem Ansehen eines Landes<sup>55</sup> zuträglich in den Augen aller Katholiken, wenn sie immer wieder durch die Presse von der Verfolgung führender Glaubensgenossen in der Welt hören?*

In tiefer Sorge um das Schicksal eines angesehenen katholischen Mannes richten daher die unterzeichneten Bischöfe an Ew. Exzellenz die herzliche Bitte, Dr. Fritz Gerlich zum Weihnachtsfeste die Freiheit wieder zu geben.<sup>56</sup> Wäre man aber der Ansicht, dass das *aus Gründen der persönlichen Sicherheit* für Dr. Gerlich unmöglich ist, so wären diese Bedenken leicht zu überwinden, wenn man ihm gestatten würde, sich zur Erholung in die Schweiz zu begeben.

Wir haben uns in der Schweiz während der furchtbaren Kriegsjahre [1914–1918] ehrlich und eifrig darum bemüht, *das schwere Schicksal tausender ver-*

47 Bei Bernold: Episkopat: „fremden Staates“.

48 Geändert in: „die Regierung“.

49 Geändert in: „der Reichsregierung“.

50 Geändert in: „die Wahl ... Hindenburg's“. Gemeint sind die Wahlen von 1925 und von 1932.

51 Geändert in: „jedes“.

52 Ergänzt: „schon“.

53 Geändert in: „Gefangenschaft“.

54 Geändert in: „Dr. Gerlich's“.

55 Geändert in: „dieses Landes“.

56 Geändert in: „dahin zu wirken, dass Dr. Gerlich zum Weihnachtsfeste die Freiheit zurückgegeben werde.“

wundeter<sup>57</sup> oder kranker deutscher Soldaten zu lindern. Möge diese Tatsache, aus der wir kein Recht ableiten, unserer Bitte nur<sup>58</sup> das entsprechende Gewicht und die erhoffte Aufnahme verleihen. So wie wir uns damals, ohne nach der Gesinnung oder der Konfession zu fragen, um das Wohl deutscher Staatsbürger, in denen wir nichts als den leidenden Bruder<sup>59</sup> sahen, sorgten, so wenden wir uns heute an Ew. Exzellenz<sup>60</sup> und bitten für einen unserer Glaubensgenossen, indem wir hoffen, dass Ew. Exzellenz<sup>61</sup> in diesem Augenblick in ihm auch nichts anderes als den *leidenden* Menschen sehen.<sup>62</sup>

*Die Erfüllung unserer Bitte würde nicht nur in unserem<sup>63</sup> Lande unter unseren<sup>64</sup> Gläubigen als eine wahre Weihnachtsbotschaft aufgenommen werden, sondern sie würde für die ganze katholische Welt ein lebendiger Ausdruck jener christlichen Gesinnung sein, auf welche sich Ihre Regierung beruft.*<sup>65</sup>

Der Kanzler des Bistums Basel in Solothurn, G. Lisibach, informierte am 20. Dezember 1933 Bischof Vincenz von Chur über diesen Schritt seines Bischofs. Dabei bezog er sich, ohne Kiefer zu erwähnen, auf den „von zuverlässiger Seite (dem Mitgefangenen Walter Tschuppik, langjähriger Chefredakteur der ‚Süddeutschen Sonntagspost‘)“ erhaltenen Hinweis, „dass die Gefangenschaft Dr. Gerlichs ein Martyrium sei“. Deswegen befürwortete Ambühl – er war der älteste und gleichzeitig „Dienstälteste“ der drei Bischöfe –, einen gemeinsamen Schritt mit den Ordinarien von Chur und St. Gallen an Nuntius Orsenigo, „damit eventuell etwas zu Gunsten des armen Konvertiten geschehe“. Lisibach teilte Vincenz mit, dass ihm „das entsprechende Schreiben“ vom Bischof von St. Gallen (Scheiwiler) zugehen werde, bat ihn, „den Schritt wohlwollend“ aufzunehmen und den dann auch von ihm unterzeichneten Text von Chur aus nach Berlin weiterzuleiten.<sup>66</sup>

57 Bei Bernold: Episkopat, stattdessen: „Verwundeter“.

58 Gestrichen: „nur“.

59 Geändert in: „Mitbruder“.

60 Geändert in: „an die deutsche Regierung“.

61 Geändert in: „die hohe Regierung“.

62 Geändert in: „sehe“.

63 Geändert in: „unserm“.

64 Geändert in: „unsern“. Bei Bernold: Episkopat, stattdessen: „unseren Gläubigen“.

65 Geändert aus: „die deutsche Regierung für ihre eigenen Belange immer wieder berufen muss“. – In der Ausfertigung folgte die Grußformel: „Genehmigen Sie, hochwürdigste Exzellenz, den Ausdruck unserer ausgezeichneten Hochschätzung, mit der wir zu zeichnen die Ehre haben.“

66 Wie Dok. 1, Maschinenschrift mit eigenhändiger Unterschrift. Dem handschriftlichen Vermerk auf der Rückseite dieses Schreibens („Von St. Gallen erhalten und nach Berlin an Nuntius Orsenigo exp[ediert]. 21. XII. 33.“), zitiert bei Bernold: Episkopat, S. 376, Anm. 168, wurde später hinzugefügt: „1933 Ordinariat Solothurn. Causa: Dr. Gerlich.“

## IV.

Das tat Bischof Vincenz am 21. Dezember 1933. Daraufhin übermittelte Nuntius Orsenigo diese Eingabe am 29. Dezember 1933 seinem Kollegen in München, Alberto Vassallo di Torregrossa, und erbat dessen Urteil.<sup>67</sup> In seiner zwei Tage später erfolgten Antwort bezeichnete Vassallo di Torregrossa – nach einer Charakteristik Gerlichs, wie er sie im April Pizzardo mitgeteilt hatte<sup>68</sup> – eine Intervention als nutzlos, nach dem Beispiel eines ähnlichen Falles „von höchster Seite“; es sei das Beste, zu beten und zu Ruhe und Gehorsam zu raten. Mit diesem Rat gab der Münchner Nuntius das Schreiben der Schweizer Bischöfe nach Berlin zurück und ergänzte: Nach dem Bericht eines Priesters, der Gerlich vor etwa zehn Tagen im Gefängnis gesehen habe, sei Gerlich in einem erträglichem Zustand, werde normal behandelt, könne Bücher wie Pastors Papstgeschichte und die des hl. Thomas lesen, Zeitungen erhalten und auch schreiben.<sup>69</sup> Dem Rat des betreffenden Geistlichen folgend sei es besser, Gerlich dort zu lassen, wo er ist, weil eine weitere Intervention ihm schaden könne, wie es in anderen Fällen schon geschehen sei; wenn Gerlich in Freiheit wäre, könnte es für ihn gefährlich sein.<sup>70</sup>

Nuntius Orsenigo schloss sich diesem Rat an und teilte am 8. Januar 1934 Bischof Ambühl von Basel und Lugano mit, dass er den gewünschten diplomatischen Schritt in Berlin nicht unternommen habe, da ihm verschiedene Geistliche – vom Nuntius in München war keine Rede – davon abgeraten hätten. Zudem habe sich Gerlichs Lage inzwischen verbessert. Ambühl solle auch seine beiden Mitbrüder in Chur und St. Gallen informieren und die ganze Angelegenheit „streng vertraulich“ behandeln.<sup>71</sup> Der Kanzler des Bistums Chur, Hoefliger, kommentierte diese Antwort am 19. Januar 1934 gegenüber seinem Kollegen Lisibach in Solothurn folgendermaßen: „Es muss aber doch schmerzlich für Dr. Gerlich sein, wenn er erfährt, dass der Nuntius sich nicht für ihn verwendet hat.“<sup>72</sup>

Dieses negative Ergebnis erfuhr einige Wochen später, am 9. Februar 1934, auch Kiefer, allerdings von Bischof Scheiwiler von St. Gallen<sup>73</sup> und nicht von Ambühl, an den er seine Eingabe gerichtet hatte. Offensichtlich hat der Münch-

67 Brechenmacher: Berichte, Nr. 328/1933.

68 S. Anm. 11.

69 Über Gerlichs „Befinden“ vgl. seine Schreiben vom 20. Oktober und 14. November 1933 an Riklin-Amann. Morsey: Gerlich, S. 290–293.

70 Brechenmacher: Berichte, Nr. 329/1933. Morsey: Gerlich, S. 297, Anm. 583. Gerlich soll Anfang 1934 aus Leipzig die „offizielle Nachricht“ erhalten haben, es sei „beim Reichsgericht nichts gegen ihn anhängig geworden, er müsse aber trotzdem in Schutzhaft verbleiben, da man draußen für sein Leben nicht garantieren könne“. Aretin: Gerlich, S. 127f.

71 Zitiert bei Bernold: Episkopat, S. 378.

72 Ebd.

73 Wie Anm. 23.

ner Nuntius Vassallo di Torregrossa Kardinal von Faulhaber über diesen bemerkenswerten Vorgang nicht informiert. Der Erzbischof von München und Freising äußerte sich, soweit bisher bekannt, seit dem 24. Juli 1933 nicht mehr zum Schicksal einzelner Häftlinge in „Schutzhaft“ und Konzentrationslagern. Auch blieb er nach Gerlichs Ermordung am 30. Juni 1934 – anders als der Berliner Bischof Nikolaus Bares nach der am selben Tage in Berlin erfolgten Ermordung des Katholikenführers Erich Klausener<sup>74</sup> – stumm.<sup>75</sup> Ebenso schwieg die „Münchener Katholische Kirchenzeitung“.<sup>76</sup> Der 1934 in die Schweiz emigrierte katholische Publizist Waldemar Gurian kritisierte noch im selben Jahr, allerdings unter dem Pseudonym Stefan Kirchmann: „Das Schweigen der Bischöfe ist vielleicht noch furchtbarer als alles andere, was am 30. Juni geschehen ist. Denn das Schweigen zerstört die letzte moralische Autorität in Deutschland.“<sup>77</sup>

#### V.

Abschließend noch einige Worte zur Vita Kiefers in der Schweiz, wo er nicht als „Emigrant“ gelten, sondern mit einer regulären Aufenthaltsbewilligung leben wollte. Er schrieb zunächst für die „Nationalzeitung“, die „Basler Nachrichten“ und „Die Nation“. Kiefer konnte sich, nach einer zeitweisen Notsituation seiner Familie (1935), in der u. a. Thomas Mann und Hermann Hesse einen Aufruf für eine Sammlung zu deren Unterstützung unterzeichnet hatten, auch weiterhin schriftstellerisch betätigen. 1935/36 gab der Emigrant die Zeitschrift „Europa“ (Paris) mit heraus<sup>78</sup> und reiste mehrfach in die französische Hauptstadt, 1937/38 auch nach Wien, wo er u. a. für den dort erscheinenden

74 Über ihn vgl. zuletzt: Georg Möllers/Richard Voigt (Hg.): Dr. Erich Klausener (1885–1934). 4. Aufl. Recklinghausen 2010. In der Literatur zur Geschichte des Dritten Reiches und speziell des Widerstands gegen das Hitler-Regime ist die im Zuge des „Röhmputsches“ erfolgte Ermordung Klauseners in mehr als 60 einschlägigen Publikationen erwähnt, in denen diejenige Gerlichs fehlt.

75 Klaus Scholder: Faulhaber habe „keinerlei Neigung gezeigt, zur Ermordung von Fritz Gerlich und anderer, erwiesenermaßen unschuldiger Opfer, Stellung zu nehmen.“ Die Kirchen und das Dritte Reich. Bd. 2: Das Jahr der Ernüchterung 1934. Berlin 1985, S. 260. Ferner Michael Kißener: „Kein offizieller Protest der deutschen Bischöfe“. Der „Röhmputsch“ und die deutschen Katholiken, in: „Unterwegs zur Einheit“. 92. Deutscher Katholikentag 29.6.–3.7.1994 in Dresden. Bonn 1994, S. 419–428, hier S. 423.

76 Hans-Georg Becker: Die Münchener Kirchenzeitung 1933–1939, in: Georg Schwaiger (Hg.): Das Erzbistum München und Freising in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Bd. 2. München 1984, S. 134–156, hier S. 155.

77 Ambrosius und die deutschen Bischöfe. Luzern 1934, S. 6.

78 Marita Krauss: Das Europa der Außenseiter. Friedrich Wilhelm Foerster, Wilhelm Kiefer und die Exilzeitung Europa (1935/36), in: Michel Grunewald/Hans Manfred Bock (Hg.): Les discours européens dans les revues allemandes (1933–1939)/Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1933–1939). Bern u. a. 1999, S. 95–115.

„Christlichen Ständestaat“ schrieb.<sup>79</sup> Kiefer, der eine umfangreiche Korrespondenz führte, stand zudem mit dem Herausgeber der Zeitung „Der Deutsche in Polen“, Johannes Maier-Hultschin, Kattowitz, in Verbindung.<sup>80</sup> In Österreich wurde er, ebenso wie in der Schweiz, von der Politischen Polizei überwacht.

Sie erfuhr, nicht zuletzt von ihm selbst, auch von den permanenten Auseinandersetzungen mit anderen Leidensgefährten – darunter dem schon erwähnten Heinrich Ritzel sowie Reichskanzler a. D. Joseph Wirth, der seit 1938 in Luzern lebte –, gewann aber kein eindeutiges Bild über seine zwielichtige nachrichtendienstliche Tätigkeit. So stand er mit einzelnen Offizieren der Wehrmacht in Verbindung<sup>81</sup>, die mehrfach in die Schweiz kamen. Gern bezog sich Kiefer, der 1938 ein kleines Haus in Ruchfeld bei Basel erwarb, auf seine gute Bekanntschaft mit dem Reichsminister des Innern, Wilhelm Frick (NSDAP) – den er 1939 sogar gesprochen haben will –, und seine alte Freundschaft mit dem Mitglied des Obersten NSDAP-Gerichts, Rudolf Schmid in München, der ihn mehrfach besuchte. 1937 gab Kiefer seine bisherige Anti-NS-Position auf und näherte sich Hitler-Deutschland an – zu dessen „Staatsoberhaupt“ er sich auch noch nach Kriegsende bekannte. 1939 wegen Spionageverdachts 14 Tage verhaftet, verhinderte der Kriegsausbruch die bereits ausgesprochene Ausweisung Kiefers, der schließlich drei Roman-Manuskripte fertig gestellt haben wollte, aus der Schweiz. 1942 wurde er erneut für kurze Zeit verhaftet, wenig später, bei einem Besuch in Lörrach, zwei Monate von der Gestapo festgesetzt, aber angeblich von Hitler „begnadigt“, und 1945 aus der Schweiz ausgewiesen. Bisher ist die Emigrationsvita Kiefers besser dokumentiert als seine Tätigkeit vor 1933 und nach 1945, die nähere Erforschung lohnt.<sup>82</sup>

Drei Kurzbiographien<sup>83</sup> verschweigen Kiefers problematisches Verhalten in der Emigration. Nach 1945 schrieb er Essays über Landschaften und Städtebilder in Schwaben und trat für eine Verständigung mit der Sowjetunion ein.

79 Rudolf Ebner: Die österreichische Wochenschrift „Der Christliche Ständestaat“. Deutsche Emigration in Österreich 1933–1938 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 76). Mainz 1976, S. 212; Elke Seefried: Reich und Stände. Ideen und Wirken des deutschen politischen Exils in Österreich 1933–1938 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, 147). Düsseldorf 2006, S. 334, S. 338.

80 Pia Nordblom: Für Glaube und Volkstum. Die katholische Wochenzeitung „Der Deutsche in Polen“ (1934–1939) in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: 87). Paderborn u. a. 2000, S. 228.

81 Ebd., S. 206f., Anm. 81.

82 Ein Nachlass Kiefer ist bisher nicht bekannt.

83 Gottfried Griesmayr, in: Badische Heimat 57 (1977), S. 81–83; Helmut Bender, in: Ebd. 59 (1979), S. 259–261; Bender, in: Bernd Otnad (Hg.): Badische Biografien, NF: III. Stuttgart 1990, S. 151f.

# AUS DER ARBEIT DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

## **Die Konrad-Adenauer-Stiftung in der Welt. Der Beginn der Arbeit des Instituts für Internationale Solidarität**

**Josef Thesing**

### *1. Einführung*

Die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) konnte am 1. Juli 2012 auf eine fünfzigjährige internationale Zusammenarbeit zurückblicken. Das Ereignis ist Anlass genug, um sich etwas intensiver mit der Frage zu befassen, was die Gründe für den Beginn der Kooperation im Jahr 1962 mit Personen und Institutionen, mit den Partnern, waren. Was waren und sind die Motive, Prinzipien, Werte, Methoden und Instrumente, die die KAS, eine deutsche Politische Stiftung, mit ihren Programmen und Projekten 1962 erreichen wollte?

Die Auswahl der wichtigen und bedeutsamen Ereignisse unterliegt der Betrachtung eines beobachtenden und mitgestaltenden Autors, der von 1965 bis 2002 in der KAS gearbeitet hat, davon acht Jahre in Lateinamerika (Guatemala und Kolumbien), später (ab 1973 bis 2002) innerhalb der Stiftungszentrale in leitenden Positionen mit der Verantwortung für die internationale Arbeit der Stiftung. Er kann und will nicht verschweigen oder unterdrücken, dass Lateinamerika und besonders einige Länder (Guatemala, Kolumbien, Chile) in ihm eine dauerhafte Zuneigung bewirkt und hinterlassen haben.

Die internationale Arbeit der KAS begann als entwicklungspolitische Tätigkeit in Lateinamerika, Afrika und Asien. Lateinamerika war über viele Jahre der Schwerpunkt der Arbeit. Das ist der Ausgangspunkt meiner Darstellung. Erst später – ab 1978 – kam durch die Einrichtung des Büros für Internationale Zusammenarbeit (BIZ) der europäische und transatlantische Teil hinzu. Ab 1989 wurde die Tätigkeit der Stiftung auf mittel-, ost- und südosteuropäische Länder ausgedehnt.

### *2. Politische Stiftungen in Deutschland*

Will man einigermaßen zuverlässig und verständlich die internationale Arbeit der deutschen Politischen Stiftungen beschreiben, so ist es zunächst wichtig, der Frage nachzugehen, warum es sie gibt und wie sie entstanden sind. Diese Frage verdient besondere Aufmerksamkeit, weil es wohl in keinem anderen Land der Welt solche Institutionen gibt, auch wenn in einigen Ländern der

Versuch gemacht wurde (USA, Großbritannien, Spanien), Vergleichbares zu etablieren. Dem deutschen Modell der Politischen Stiftungen am nächsten kommt Spanien, was nicht verwunderlich ist, da die KAS und die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) daran mitgewirkt haben. Auch in den USA mit dem „National Endowment for Democracy“ und in Großbritannien mit der „Westminster Foundation“ dienten die deutschen Politischen Stiftungen durchaus als Orientierung, aber sie gingen wegen einer anderen Ausgangsposition ihre eigenen Wege.

Erstmals in der deutschen Verfassungsgeschichte erhielten Politische Parteien im Grundgesetz einen Verfassungsrang. Sie wirken bei der politischen Willensbildung des Volkes mit. Daraus folgt, dass das demokratische System ohne die Existenz und Mitwirkung von Politischen Parteien nicht funktionsfähig ist.

Die Politischen Parteien waren sich schnell einig, dass man ein umfassendes System der politischen Bildung benötigte. Die Frage war nur, ob die Parteien diese Aufgabe selbst übernehmen sollten oder ob man nicht eine andere Institution schaffen musste. Man suchte nach einer Alternative. Man fand sie durch die Schaffung von Politischen Stiftungen, die den Parteien zwar nahe stehen durften, vornehmlich geistig, politisch und programmatisch, die aber in eigener Verantwortung politische Bildung, wissenschaftliche Forschung, Förderung von begabten jungen Menschen und internationale Zusammenarbeit als ihre eigenen Tätigkeitsfelder realisieren sollten. So entstanden in Deutschland die „parteinahen Stiftungen“. Sie dienen der Förderung und Stärkung der Demokratie, stehen aber gleichzeitig in einer engen politischen Bindung zu ihren Parteien. Hinzu kam eine wegweisende Entscheidung des Staates: Sowohl die Parteien als auch die Politischen Stiftungen sollten finanzielle Mittel aus den öffentlichen Haushalten bekommen. Ihre Aufgaben sind politischer Natur und im öffentlichen Interesse. Die Förderung und Stärkung der Demokratie durch politische Bildung liegt im öffentlichen Interesse, für das eine Gesellschaft auch öffentliche Mittel zur Verfügung stellen kann. Das Bundesverfassungsgericht hat in einem Urteil vom 14. Juli 1986 festgestellt: „Die Vergabe öffentlicher Mittel zur Förderung politischer Bildungsarbeit an parteinahe Stiftungen setzt von den Parteien rechtlich und tatsächlich unabhängige Institutionen voraus, die sich selbständig, eigenverantwortlich und in geistiger Offenheit dieser Aufgabe annehmen. Diese müssen auch in der Praxis die gebotene Distanz zu den jeweiligen Parteien wahren.“<sup>1</sup> Damit war das Verhältnis zwischen den Parteien und ihren Stiftungen geklärt. Sie sind Teile des politischen Systems in der Bundesrepublik Deutschland.

---

1 Leitsatz des Urteils vom 14. Juli 1986, in: BverfGE 73, 1.

### 3. Es begann im Jahr 1962

Die Christlich-Demokratische Union (CDU) gründete am 22. Dezember 1955 die „Gesellschaft für christlich-demokratische Bildungsarbeit“. Am selben Tag wurde das Schloss Eichholz in der Nähe Bonn als Sitz des Bildungsinstitutes erworben. Die Arbeit begann noch im Jahre 1956. Am 12. April 1957 fand die offizielle Einweihung statt. Auch der Parteivorsitzende Bundeskanzler Konrad Adenauer nahm daran teil. Der etwas schwerfällige Name der Gesellschaft wurde am 26. April 1958 in Politische Akademie Eichholz e.V. umbenannt. Dieser Name entwickelte sich zum Markenzeichen. Zahlreiche ausländische Gäste nahmen an diesem Ort an Seminaren teil. Zu den Aufgaben der Akademie Eichholz gehörte auch die internationale Verständigung. Am 1. April 1960 übernahm Dr. Peter Molt die Leitung der Akademie. Er erkannte sehr schnell, dass auch die internationale Arbeit zu den wichtigen Aufgaben gehört. Das gilt zunächst für Europa. In der Akademie wurden zahlreiche europäische Tagungen organisiert. Die CDU profitierte davon, weil sie dadurch ihre Kontakte mit den europäischen Schwesterparteien aufbauen und entwickeln konnte. Sie halfen auch, die damals bestehenden Vorbehalte gegen die CDU in den christlich-demokratischen Parteien Europas abzubauen.

Die internationale Arbeit blieb aber nicht auf Europa beschränkt. Zu Beginn der 1960er Jahre waren die Trümmer des Zweiten Weltkrieges größtenteils beseitigt. Die wirtschaftliche Entwicklung zeigte Anzeichen eines beginnenden Wohlstandes. Bereits Mitte der 1950er Jahre erkannten Bundeskanzler Adenauer und die Bundesregierung ihre Verantwortung für die Länder Afrikas, Asiens und Lateinamerikas. Unter dem etwas vagen Begriff Entwicklungshilfe wurden 1956 auf Initiative des CDU-Bundestagsabgeordneten Paul Leverkuehn und 61 weiterer Bundestagsabgeordneter aller Fraktionen im Haushalt des Auswärtigen Amtes 50 Mio DM für „Förderungsmaßnahmen für unterentwickelte Länder“ veranschlagt.<sup>2</sup> Auch die beiden christlichen Kirchen nahmen die neue Herausforderung an. In einer Rede vor der Vollversammlung der deutschen katholischen Bischöfe in Fulda erläuterte der Kölner Kardinal Josef Frings am 19. August 1958 die Idee, unter dem Namen „Misereor“ ein bischöfliches Hilfswerk zu gründen.<sup>3</sup> Das Anliegen, die Güter der Welt gerecht zu verteilen und die Überwindung von Hunger und Aussatz in den ärmeren Ländern zu erreichen, stand im Vordergrund. Die erste Misereorkollekte wurde in der Fastenzeit 1958 durchgeführt. Das Ergebnis war sehr positiv. Danach entwickelte sich Misereor als eigenständiges bischöfliches Hilfswerk. Heute ist es

2 Horst Dumke: Anfänge der staatlichen Entwicklungspolitik. Eine Korrektur des politischen Bildes. Sankt Augustin 1997, S. 9.

3 Siehe dazu Norbert Trippe: Josef Kardinal Frings (1887–1978). Band II. Paderborn 2005, S. 104ff.; Stefan Voges: Solidarität in der Weltkirche. Die Gründung der Bischöflichen Aktion „Adventiat“, in: Historisches Jahrbuch 125 (2005), S. 327–347.

das weltweit erfolgreichste Hilfswerk der Katholischen Kirche. Die Evangelische Kirche folgte schnell. Am 12. Dezember 1959 wurde in Berlin die Hilfsaktion „Brot für die Welt“ ins Leben gerufen, die sich ebenfalls zu einer bedeutenden Hilfsorganisation entwickelt hat.<sup>4</sup>

Auch die politischen Parteien konnten sich dem Thema der Entwicklungshilfe nicht länger verschließen. Der erste Schritt wurde 1956 getan. Der reichte aber nicht, um eine überzeugende Antwort auf die neue Herausforderung der Hilfe für die unterentwickelten Länder in Afrika – die größtenteils erst in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erlangt hatten –, Asien und Lateinamerika zu geben. Diese Aufgabe musste im Kontext des Ost-West-Konfliktes angegangen und gesehen werden. Am 24. April 1955 verkündeten in Bandung auf der indonesischen Insel Java Vertreter von 20 blockfreien Staaten aus Afrika und Asien die Ablehnung jeder Form von Kolonialismus und Rassendiskriminierung. Am 1. Januar 1959 übernahm der charismatische Rebellenführer Fidel Castro nach einem erfolgreichen bewaffneten Kampf gegen das verhasste Regime des Diktators Batista in Kuba die Macht. Von diesem Ereignis ging eine große politische und symbolische Wirkung aus.

Präsident Kennedy versuchte 1961 eine neue Lateinamerikapolitik einzuleiten. Mit der „Allianz für den Fortschritt“ sollte der kubanische Einfluss bekämpft werden. Diese Ausgangssituation beeinflusste auch die deutsche Entwicklungspolitik. Der Ost-West-Konflikt, das Bündnis mit den USA und die sicherheitspolitischen Interessen des NATO-Mitglieds Deutschland bildeten eine vorgegebene strategische Orientierung. Nach der Bundestagswahl am 17. September 1961 verlor die CDU/CSU-Fraktion ihre absolute Mehrheit im Bundestag. Die Autorität Adenauers hatte durch die Ereignisse um den Berliner Mauerbau gelitten. Seine lange Regierungszeit ging dem Ende entgegen. Mit den Freien Demokraten (FDP) bildete er zwar noch eine Koalition, musste aber gleichzeitig nach zwei Jahren seinen Abgang akzeptieren.

Bedeutsam bei der Regierungsbildung war, dass ein neues Ministerium begründet wurde. Das „Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit“ (BMZ) nahm nach der Ernennung von Walter Scheel (FDP) als Bundesminister am 14. November 1961 seine Arbeit auf. Das BMZ sollte die bisher in verschiedenen Ministerien betriebene Entwicklungspolitik bündeln. Die Bundesrepublik Deutschland war das erste Land, das der Entwicklungspolitik mit einem eigenen Ministerium eine herausgehobene Bedeutung verlieh. Nicht unerwähnt bleiben darf die Anmerkung, dass in Deutschland neben den politischen Argumenten in der Entwicklungspolitik am Anfang auch moralische Gründe eine Rolle spielten. Nach den schrecklichen Ereignissen, die Deutsch-

---

4 Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland: Den Armen Gerechtigkeit – 50 Jahre Brot für die Welt. Stuttgart 2008.

land von 1933 bis 1945 verursacht und erlebt hatte, gab es in der Bevölkerung ein Gefühl der Wiedergutmachung.

Auch für die CDU stellte sich im Herbst 1961 die Frage, wie sie sich in der Entwicklungspolitik engagieren sollte. Der Bundesgeschäftsführer der Partei, Dr. Konrad Kraske, beauftragte Dr. Peter Molt, der als Mitglied der deutschen Delegation am 15. Kongress der „Nouvelles Equipes Internationales (NEI)“ vom 12. bis 14. September 1961 in Luzern teilnahm, mit den dort ebenfalls anwesenden Vertretern christlich-demokratischer Parteien aus Lateinamerika Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zu erkunden. Bei der NEI handelt es sich um einen Zusammenschluss christlich-demokratischer Parteien in Europa.<sup>5</sup> Auf dem Luzerner Kongress wurde ein konkreter Aufruf zur Hilfe verabschiedet. Schon auf den vorhergehenden Kongressen der NEI in Freiburg 1959 und 1960 in Paris war die Verpflichtung zur Entwicklungshilfe festgestellt worden. In Luzern folgte eine Solidaritätserklärung für die christlich-demokratischen Parteien Lateinamerikas und die Zusicherung einer Zusammenarbeit. Gleichzeitig wurden die freien Völker aufgerufen, die Hilfe für die Entwicklungsländer zu intensivieren.<sup>6</sup> Für Peter Molt waren die Gespräche und Kontakte in Luzern nicht sehr ergiebig. Staatssekretär Dr. Globke, Chef des Bundeskanzleramtes, empfahl die Kontaktaufnahme mit dem Generalsekretär des Internationalen Christlichen Gewerkschaftsbundes (ICBG) in Brüssel, dem Belgier Auguste Vanistendael (1920–2003). Konrad Adenauer hatte ihn 1947 auf dem Parteitag der CDU Westfalen in Recklinghausen getroffen<sup>7</sup>. Vanistendael, der mehrere Sprachen beherrschte, auch gut deutsch sprach, gewann das Vertrauen Adenauers. Er besuchte Adenauer regelmäßig. Für Adenauer war er ein wichtiger Verbindungsmann zu den christlichen Politikern in Frankreich, Belgien, Luxemburg und den Niederlanden, die die CDU noch mit Distanz betrachteten. Die Entwicklung der christlichen Gewerkschaften und der Einheitsgewerkschaft in Deutschland, Personalfragen in den neuen europäischen Behörden, aber auch die politische Entwicklung in Afrika und Lateinamerika – das waren die Themen, die beide Herren miteinander besprachen. Vanistendael war der Meinung, dass die Stärkung der christlichen Gewerkschaften in der Dritten Welt ein wichtiges Anliegen der christlichen Gewerkschaften in Europa sein müsse. Die christlichen Gewerkschaften waren damals in Frankreich, Luxemburg, Belgien und den Niederlanden stark. Vanistendael trug viel dazu bei, dass 1954 die „Union Panafricaine des Travailleurs Croyants (UPTC)“

---

5 Vgl. Winfried Becker: Die europäische Einigung und die deutschen Unionsparteien. Von den Anfängen in der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart, in: Historisch-Politische Mitteilungen 1 (1994), S. 136–154.

6 Dokument Nr. 13, Centre International Démocrate-Chrétien d'Études et de Documentation. Rom, Dezember 1964.

7 Siehe dazu: Konrad-Adenauer-Stiftung (Hg.): Konrad Adenauer und die CDU der britischen Besatzungszone. Bonn 1975, S. 330.

gegründet wurde. Die ebenfalls 1954 in Santiago de Chile ins Leben gerufene „Confederación Latino Americana de Sindicalistas Cristianos (CLASC)“ wurde von ihm gefördert. Der US-amerikanischen Administration gefiel das nicht. Die CLASC wurde heftig bekämpft. Der „Internationale Bund Freier Gewerkschaften (IBFG)“, unterstützt von der US-amerikanischen „American Federation of Labor – Congress for Industrial Organization (AFL/CIO)“ wollte eine antikommunistische und nichtkonfessionelle Gewerkschaftsbewegung in Lateinamerika organisieren. Die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES), eng verbunden mit dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB), kooperierte mit dem IBFG und förderte den lateinamerikanischen Regionalverband „Organización Regional Interamericana de Trabajadores (ORIT)“. Das Geld für die Hilfe stammte teilweise aus dem Haushalt des Auswärtigen Amtes in Bonn. Vanistendael berichtete darüber Adenauer und schlug seinerseits vor, ebenfalls finanzielle Hilfe für Programme der christlichen Gewerkschaften und der christlich-demokratischen Parteien in Lateinamerika zur Verfügung zu stellen. Adenauer war zunächst skeptisch, weil er von den politischen Erfolgsaussichten eines solchen Programms nicht überzeugt war.

Vanistendael reiste im November 1961 nach New York. Dort wollte er das „Center for Christian Democratic Action“, das von dem polnischen christlich-demokratischen Politiker Janusz Sleszynski, der in New York im Exil lebte, gegründet worden war, besuchen. Beide unternahmen den Versuch, anlässlich des USA-Besuches von Bundeskanzler Adenauer (20.–22. November 1961) eine Begegnung mit Dr. Rafael Caldera zu ermöglichen. Rafael Caldera (1916–2009) war Vorsitzender der christlich-demokratischen Partei COPEI in Venezuela, Parlamentspräsident seines Landes und Präsident der 1961 in Santiago de Chile neu gegründeten „Christlich-Demokratischen Weltunion (UMDC)“. Ebenso sollte ein Treffen zwischen Präsident John F. Kennedy, Bundeskanzler Adenauer und Caldera vorbereitet werden. Doch beide Treffen kamen nicht zustande. Bundeskanzler Adenauer veranlasste daraufhin eine offizielle Einladung an Caldera zu einem Besuch in Bonn für Februar 1962.

Auguste Vanistendael war Anfang 1962 in der venezolanischen Hauptstadt Caracas. Er nutzte seinen Aufenthalt, um den Besuch Calderas bei Adenauer vorzubereiten. In einem Memorandum, das er mit Vertretern der christlichen Gewerkschaft und der COPEI verfasste, analysierte er die Entwicklung in Lateinamerika. Er prognostizierte eine zunehmende Bedeutung der christlich-demokratischen Parteien in Lateinamerika. Dabei stützte er sich auf die Tatsache, dass Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre in vielen Ländern Lateinamerikas christlich-demokratische Parteien entstanden waren. Ebenso stellte er fest, dass der Einfluss der christlichen Demokratie nicht nur bei den Gewerkschaften, sondern auch bei der Universitätsjugend wachse. Als Beispiele verwies er auf die Entwicklung in Chile und Venezuela. Alle Vorsitzenden der Universitätsverbände in Chile gehörten der PDC (Partido Demócrata

Cristiano) an. In Venezuela seien die christlich-demokratischen Kandidaten aus den Wahlen an allen Universitäten des Landes als die stärkste Fraktion hervorgegangen. Weiter führte er aus, dass die christlich-demokratische Bewegung in Lateinamerika ihre eigenen charakteristischen Züge habe. Diesen Hinweis gab Vanistendael nicht ohne Grund, wusste er doch, dass es zwischen christlich-demokratischen Parteien in Europa und denen in Lateinamerika beträchtliche programmatische Unterschiede gab. Die politische, soziale und wirtschaftliche Ausgangssituation in Lateinamerika war grundverschieden. Geschichte, Kultur, die politischen Systeme, auch die Mentalität der Menschen – das war anders in Lateinamerika. Das richtig zu erkennen und zu respektieren, fiel damals vielen christlich-demokratischen Politikern in Europa noch schwer. Das galt auch für die CDU. Man neigte am Anfang zu sehr zum Vergleich mit der eigenen Programmatik und kam dabei zu oberflächlichen und erschreckenden Erkenntnissen. Diejenigen, die sich weniger auskannten, versetzten die christlich-demokratischen Parteien Lateinamerikas in den Verdacht, links oder sogar sozialistisch zu sein. Das wusste Vanistendael. Deshalb sein Hinweis auf die Unterschiedlichkeit.

Er plädierte dann in seinem Memorandum für Hilfe. „Ist es doch eine feststehende und anerkannte Tatsache, dass den Kommunisten eine Fülle an internationaler Hilfe zufließt und dass auch sonstige Gruppen (u. a. Sozialisten) in stets größerem Ausmaße ausländische Hilfe erhalten, während die christlich-demokratische Bewegung ihren Kampf unter doppelt nachteiligen Bedingungen führen muss, nämlich dass sie über wenig Eigenmittel verfügt, weil sie jüngerem Datums und immer noch eine Minderheit ist und darüber hinaus, dass sie keine Auslandshilfe bekommt, weil die internationale Solidarität der christlich-demokratischen Parteien nicht organisiert ist.“<sup>8</sup> Für Vanistendael ist die Frage der Hilfe von vorrangiger Bedeutung. Sie müsse sofort beginnen. Wahrscheinlich war er der Erste, der die Idee einbringt, eine Konrad-Adenauer-Stiftung zu gründen, „die Gelder von verschiedenen privaten Kreisen entgegennehme und diese Institute unterstützen könnte, so dass die zentrale Einrichtung ausgedehnt, Filialen errichtet, Verlag von Büchern vorgenommen werden kann. Alles dies würde kaum zu übersehende Erfolge erzielen.“<sup>9</sup> Bei den Instituten dachte er an das „Instituto Nacional de Estudios Sociales (INES)“, eine Bildungseinrichtung der christlichen Gewerkschaften in Venezuela, und an ein Bildungsinstitut der COPEI. Weiter hob er hervor, dass neben den konkreten Hilfsmöglichkeiten, die er in seinem Memorandum vorschlug, den christlich-

---

8 Memorandum von Auguste Vanistendael vom Januar 1962, von ihm in Caracas handschriftlich verfasst. Er selbst fertigte eine deutsche Übersetzung an. Diese übermittelte er Bundeskanzler Adenauer zur Vorbereitung des Gesprächs mit Rafael Caldera am 2. Februar 1962, Ziff. 3.

9 Memorandum Vanistendael, Ziff. 4.

demokratischen Parteien in Lateinamerika schon erheblich geholfen wäre, „wenn man mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln in Europa ein richtiges Verständnis für die Lage in Lateinamerika wecken könnte.“<sup>10</sup>

Das Papier ist ein überzeugendes Plädoyer für eine schnelle Hilfe. Es benennt die wichtigsten Punkte, macht mit klarer Sprache deutlich, dass die von Kuba ausgehende kommunistische Gefahr nur durch die Unterstützung der christlichen Gewerkschaften und der christlich-demokratischen Parteien bekämpft werden kann.

Das für den 2. Februar 1962 vorgesehene Gespräch zwischen Bundeskanzler Adenauer und Rafael Caldera war gut vorbereitet. Es sollte im Kanzleramt stattfinden, wurde aber wegen einer leichten Erkrankung Adenauers in seinem Rhöndorfer Haus geführt. Adenauer sagte Caldera Unterstützung für das gewerkschaftliche Bildungsinstitut INES zu.<sup>11</sup>

#### *4. Gründung des Instituts für Internationale Solidarität*

Die Zusage Adenauers wurde auch deshalb möglich, weil sich Peter Molt und Auguste Vanistendael Ende Oktober 1961 in Essen trafen. Vanistendael regte an, die Bildungsarbeit der christlichen Gewerkschaften und der christlichen Demokraten in Venezuela zu fördern. Diesen Vorschlag wiederholte er in seinem Memorandum. Die Politische Akademie Eichholz lud Ende November 1961 zu einer Fachtagung ein. Thema war die geplante entwicklungspolitische Arbeit. Das BMZ hatte am 14. November 1961 die Arbeit aufgenommen. Jetzt musste die entwicklungspolitische Arbeit konkretisiert werden. An der Tagung in Eichholz nahmen einige interessierte Bundestagsabgeordnete der CDU teil – das entwicklungspolitische Themenfeld fand in der Partei und in der Fraktion nur geringes Interesse –, ebenso Vertreter der beiden kirchlichen Hilfswerke Misereor und Brot für die Welt, Wissenschaftler und Beamte aus den betroffenen und interessierten Bundesministerien. Man betrat Neuland, das noch geordnet und bearbeitet werden musste. Die geistige Linie für das entwicklungspolitische Engagement war klar. Hilfe zur Selbsthilfe aus Solidarität mit den Menschen – das war die Grundlage. Auf der Basis des christlichen Menschenbildes und im Verständnis einer partnerschaftlichen Solidarität wurde die neue Aufgabe in Angriff genommen. Prinzipien der christlichen Soziallehre bildeten die Säulen, auf die das Programm gestellt werden sollte. Man verstand die entwicklungspolitische Aufgabe als eine politische Aufgabe. Es sollten Menschen befähigt werden, Strukturen zu verändern, neue Ordnungsprinzipien in der Gesellschaft und in der Wirtschaft einzuführen, die Demokratie

<sup>10</sup> Ebd., Ziff. 7

<sup>11</sup> Rafael Caldera berichtete dem Autor am 7. August 2001 in seinem Haus in Caracas ausführlich über das Gespräch mit Adenauer.

als Staats- und Lebensform zu verwirklichen. Machtstrukturen sollten verändert werden, um für die Menschen bessere und gerechtere Lebensbedingungen zu schaffen. Als Partner wurden Parteien, christliche Gewerkschaften, Genossenschaften, Journalisten, Unternehmer und geeignete Bildungseinrichtungen in den Ländern der Dritten Welt ins Auge gefasst. Auch der Name des neuen Instituts wurde festgelegt. Unter dem Dach der Politischen Akademie Eichholz sollte das „Institut für Internationale Solidarität (IIS)“ gegründet werden.

Nach dem Gespräch Adenauers mit Caldera am 2. Februar 1962 ging es schnell weiter. Adenauer selbst gab dem im Aufbau befindlichen BMZ eine wichtige Orientierung. Winfried Böll, selbst aktiv am Aufbau des neuen Ministeriums beteiligt, bezeugt das. „Ein besonderes Kapitel ist den politischen Stiftungen, besser gesagt den parteinahen Stiftungen zu widmen. Es war Konrad Adenauer, der die Weisung gab, politische und gesellschaftliche Bildungseinrichtungen in Entwicklungsländern zu fördern. Der Generalsekretär der Internationalen Christlichen Gewerkschaften (Vanistendael) hatte ihn überzeugt, dass in Lateinamerika die kommunistische Gewerkschaft praktisch die einzige Alternative zu ‚Gewerkschaften‘ sein würde, die in starkem Maße von den Amerikanern abhingen. Amerikanische Gewerkschaften seien ihrerseits weniger an sozialen Verbesserungen in Lateinamerika, als an Profiten ihrer Konzerne interessiert, weil sie dann etwas mehr für ihre Mitglieder herauschlagen könnten. Konrad Adenauer ordnete eine Förderung der Schule für christliche Parteikader und Gewerkschaften in Caracas und Venezuela aus Bundesmitteln an. Das Auswärtige Amt hatte – wie meistens bei Neuerungen – erhebliche Bedenken. Es fürchtete, dass die Amerikaner verstimmt sein könnten und die Deutschen wieder in Verdacht gerieten, eine Fünfte Kolonne zu unterstützen.“<sup>12</sup>

Peter Molt hat jüngst in einem wichtigen Beitrag die Hintergründe und die Förderung der deutschen Entwicklungspolitik durch Konrad Adenauer untersucht und dargestellt.<sup>13</sup>

Die benötigten Mittel wurden nach Absprache zwischen dem Auswärtigen Amt, dem BMZ, dem Haushaltsausschuss und dem Ausschuss für wirtschaftliche Zusammenarbeit des Bundestages mit zwei Haushaltstiteln für die inter-

---

12 Winfried Böll: Staats- und Regierungsorganisationen in der Entwicklungspolitik – Komplementarität oder Konkurrenz?, in: Michael von Hauff/Werner Heinecke (Hg.): Komplementarität oder Konkurrenz? Zum Verhältnis von staatlichen und privaten Organisationen in der Entwicklungszusammenarbeit. Ludwigsburg u. a. 1991, S. 18.

13 Peter Molt: Konrad Adenauer und die deutsche Entwicklungspolitik – Für Freiheit, Menschenrechte und Demokratie, in: Die Politische Meinung 511 (Juni 2012), S. 51–58. Molt betont hier, dass Adenauer auf Drängen der US-Amerikaner mit der Entwicklungspolitik einen Beitrag zum Kalten Krieg erbrachte. Siehe auch: Peter Molt: Konrad Adenauer und die Anfänge der internationalen Arbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung, in: KAS Auslandsinformationen 28. Jg (7/12), S. 6–27.

nationale Arbeit der Politischen Akademie Eichholz und der Friedrich-Ebert-Stiftung zur Verfügung gestellt. Zugleich wurde vereinbart, dass die Herkunft der Mittel nicht mitgeteilt werden durfte. Mit dieser etwas naiven Vorstellung sollten die Bedenken des Auswärtigen Amtes berücksichtigt werden.

Wahrscheinlich war damals nicht allen klar, dass damit eine sehr weitsichtige Entscheidung getroffen wurde. In der deutschen Entwicklungspolitik spielen private Organisationen, vornehmlich die Politischen Stiftungen und die kirchlichen Hilfswerke, eine wichtige Rolle. Der Staat stellt ihnen öffentliche Mittel für die Durchführung entwicklungspolitischer Programme und Projekte zur Verfügung, die sie in eigener Verantwortung direkt oder mit Partnern in den Entwicklungsländern realisieren.

„Das Institut für Internationale Solidarität (IIS)“ wurde am 8. Februar 1962 im Haus Schleswig-Holstein in Bonn gegründet. Als rechtlicher Rahmen diente die Satzung der Politischen Akademie Eichholz. Peter Molt lud am 30. Januar 1962 zu der Gründungssitzung für den 8. Februar 1962 ein. Anwesend waren u. a.: Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel, die CDU-Bundestagsabgeordneten Dr. Gerhard Fritz, Dr. Gottfried Arnold, Dr. Gerhard Stoltenberg. Die Abgeordneten Dr. Werner Dollinger (CSU), Heinrich Gewandt, Dr. Bruno Heck und Ernst Majonica (alle CDU) konnten nicht teilnehmen. Dr. Konrad Kraske, der Bundesgeschäftsführer der CDU, Walter Molt, Auslandsreferent der CDU, und Dr. Peter Molt waren ebenfalls anwesend. Ein Vorstand wurde gewählt, der wiederum für die laufenden Geschäfte einen geschäftsführenden Vorstand bestimmte. Ihm gehörten Dr. Gerhard Fritz, Dr. Bruno Heck, Heinrich Gewandt, Dr. Gerhard Stoltenberg und Dr. Walter Althammer (CSU-MdB) an. Peter Molt übernahm neben seiner Aufgabe als Leiter der Akademie Eichholz auch die Leitung des IIS. Am 1. Juli 1962 begann das neue Institut mit der Arbeit. An diesem Tag trat der Vorstand zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen.

Peter Molt und Konrad Kraske, der auch geschäftsführender Vorsitzender der Politischen Akademie Eichholz war, berichteten im März 1962 Bundeskanzler Adenauer über die Gründung des IIS. Peter Molt selbst schildert die Reaktion Adenauers folgendermaßen: „Adenauer hatte nur gegen den Namen Bedenken, Solidarität sei doch ein sozialistischer Begriff. Nun kam mir meine Mannheimer Erfahrung zu Hilfe, ich erlaubte mir, Adenauer darauf hinzuweisen, dass der Jesuit Heinrich Pesch, den er natürlich aus seiner Zentrumszeit gut kannte, ein dreibändiges Werk über den christlichen Solidarismus geschrieben habe. Das überzeugte ihn und er gab mit einem ‚Na jut‘ seine Zustimmung, womit Kraske und ich entlassen waren.“<sup>14</sup>

Der Name des IIS war ein Programm, er half in den ersten Jahren, die geistige und politische Zielrichtung des neuen Engagements glaubhaft darzustel-

14 Josef Thesing (Hg.): Peter Molt – 70 Jahre. Sankt Augustin 2000, S. 24.

len. IIS oder die spanische Abkürzung ISI (Instituto de Solidaridad Internacional) wurden zu bekannten Kürzeln der entwicklungspolitischen Arbeit.

Der Beginn war mühsam. Es waren Lernjahre, die nun begannen. In der CDU fand die Arbeit wenig Beachtung. Für sie interessierte sich nur eine kleine Gruppe von Abgeordneten. Für das Jahr 1962 stand ein Budget von 400 000 DM bereit. Die administrativen Prozeduren mussten erst noch entwickelt werden. Das BMZ war, wie Winfried Böll sagte, noch „eine Dornen ohne Rosen.“ Die Antrags- und Abwicklungsmechanismen mussten noch erarbeitet werden. Die Partner verstanden nicht sofort die Regeln der deutschen Haushaltsordnung, die ersten Auslandsarbeiter hatten damit auch ihre Schwierigkeiten. Allein die Überweisung von Geldmitteln nach Afrika, Asien und Lateinamerika eröffnete ein bisher unbekanntes Problemfeld. In solchen Situationen sind Akteure gefragt, die das Wichtige von dem Notwendigen trennen und die richtigen Prioritäten setzen, die sich eher auf den gesunden Menschenverstand und den politischen Willen verlassen und nicht so sehr auf bürokratische Absicherungen schauen. Dazu gehören ein klares politisches Konzept, Mut und Entscheidungsfreude. Über diese Eigenschaften verfügte Peter Molt. Das erleichterte die Überwindung der Anfangsschwierigkeiten und die Beschriftung des Wegweisers für die Arbeit in der ersten Phase.

Mit geringen Mitteln und einer sehr bescheidenen Ausstattung wurde am 1. Juli 1962 begonnen. Seminare für Führungskräfte aus Entwicklungsländern in Deutschland, Seminare für ausländische Studenten, die in Deutschland studierten sowie erste Programme mit Partnern in Lateinamerika und Afrika wurden in Angriff genommen. Anfang 1963 verfügte Peter Molt als Leiter des IIS über 2 Assistenten und eine Sachbearbeiterin. Die ersten Mitarbeiter wurden ins Ausland geschickt, am 1. April 1963 ein Mitarbeiter nach Venezuela, am 1. November 1963 folgte ein weiterer Mitarbeiter nach Chile. Lateinamerika setzte sich als Schwerpunkt der Arbeit durch. Das hing mit der Vorgeschichte zusammen, in Lateinamerika fand das IIS bei den Gewerkschaften und den politischen Parteien Partner, die den eigenen Werten und Zielen näher standen. Zudem kannte man die wichtigsten Persönlichkeiten aus diesen Organisationen. Man fühlte sich in der großen Familie der christlichen Demokraten stärker miteinander verbunden. Besonders Dr. Bruno Heck, der spätere langjährige Vorsitzende der KAS (1968 bis 1989) förderte die Arbeit. Auch Bundeskanzler Adenauer setzte sich für das Engagement des IIS bis zum Ende seiner Kanzlerschaft ein. Der Wahlsieg von Eduardo Frei Montalva in Chile 1964 wirkte sich positiv aus. Er gewann als erster christlich-demokratischer Politiker die Präsidentschaftswahl in seinem Lande und in Lateinamerika.

Die Arbeit der Politischen Akademie Eichholz und die schnell wachsende internationale Arbeit machten es notwendig, eine politische und rechtliche Erweiterung des Trägervereins zu suchen. Das geschah am 13. Oktober 1964. Der Name des Trägervereins wurde in „Konrad-Adenauer-Stiftung für poli-

tische Bildung und Studienförderung e. V.“ geändert. Der Name war etwas langatmig, musste aber gewählt werden, da es noch eine andere Stiftung mit dem Namen Konrad Adenauers gab. Der endgültige Name „Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.“ wurde am 21. Juni 1976 beschlossen. Er setzte sich dann auch weltweit durch. Die Stiftung hat dadurch gegenüber den anderen politischen Stiftungen einen beträchtlichen Wettbewerbsvorteil. Den Namen und die politische Bedeutung Konrad Adenauers muss man nicht weiter erklären. Er ist weltweit zu einem Begriff geworden, der in einem engen Zusammenhang mit dem Wiederaufbau Deutschlands nach 1949 steht. Und inzwischen kennt man auch in den früheren Mitgliedsländern des Warschauer Paktes die Bedeutung dieses Staatsmannes.

### *5. Solidarität und partnerschaftliche Zusammenarbeit*

Zwei Begriffe, die mit der internationalen Arbeit der KAS eng verbunden sind, müssen noch erläutert werden. Sie wurden von Peter Molt als Arbeitsgrundlage eingeführt und haben sich als tragende Säulen der Zusammenarbeit herausgestellt.

Der Name des IIS hatte den Begriff „Solidarität“ zum Bestandteil. Peter Molt wusste, warum dieser Begriff, der, wie Adenauer zunächst vermutete, durchaus auch Assoziationen mit anderen Ideologien erzeugen konnte, für die Arbeit so wichtig war. Er hatte sich während seiner Tätigkeit im Heinrich-Pesch-Haus in Mannheim mit dem christlichen Solidarismus und mit den Gedanken von Oswald von Nell-Breuning beschäftigt. Solidarität ist ein Substanzbegriff der christlichen Soziallehre. Er ist Teil des christlichen Menschenbildes. Danach ist der Mensch als Geschöpf Gottes – unabhängig von seiner Hautfarbe und Herkunft, ob er gesund oder krank ist, ob er arm oder reich ist, ob er gebildet oder ungebildet ist – mit einer eigenen Würde ausgestattet. Diese Würde ist nicht relativierbar, sie ist unantastbar.

Die kulturellen und sozialen Befindlichkeiten zu messen, Stimmungssensoren wahrzunehmen, die Sensibilität für Formen und Schwingungen zu erfassen – das alles macht die Kultur in Lateinamerika aus. Das zu verstehen und zu respektieren, ist eine wichtige Aufgabe der internationalen Zusammenarbeit. Vor allem muss man diese Erkenntnis und Notwendigkeit vorurteilsfrei gegenüber anderen Menschen in anderen Kulturen umsetzen. Geistige Offenheit, das Wollen und Bemühen, andere Menschen in anderen Kulturen zu verstehen, die Motive und Ursachen ihres Verhaltens und Handelns zu erfassen – das ist in der Tat eine mühsame und schwierige Aufgabe. Man kann sie bewältigen, wenn man ihr mit der erforderlichen Geduld, Aufgeschlossenheit und Lernbereitschaft begegnet.

Menschen müssen zusammenleben. Das Miteinander ist vorbestimmt. Das Individuum muss sich mit seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten in die Gemein-

schaft einordnen. Aber alle sind auf alle angewiesen. Jeder muss seine Eigenverantwortung ausüben. Reicht sie nicht, um eigene Probleme zu lösen, hilft die Gemeinschaft. So entsteht Solidarität. Sie wirkt sich nicht nur im eigenen Land aus, sondern gilt auch für Menschen in anderen Ländern. Im Mittelpunkt steht immer der Mensch. Nur auf ihn kommt es an. Alle Hilfe geht von ihm aus, sie kommt ihm andererseits auch wieder zugute. Deshalb hat Peter Molt den Begriff der Solidarität mit den Menschen als ein grundsätzliches Merkmal der internationalen Arbeit der Stiftung von Anfang an in den Mittelpunkt gestellt. Wer sich mit anderen Menschen solidarisch erklärt, äußert den Willen und die Bereitschaft, sich für ihn einzusetzen und ihm zu helfen. Die Hilfe hängt von den Bedürfnissen und Fähigkeiten der beteiligten Personen ab. Solidarität kann moralische, geistige, materielle und politische Hilfe bedeuten.

Das Technische, das Materielle, auch das ist wichtig, aber es ist nur ein Instrumentarium, das richtig eingesetzt werden muss. Es muss die Menschen erreichen. Es darf nicht inhuman und leblos vermittelt werden. Deshalb war und ist das entwicklungspolitische Engagement der KAS immer ein gesellschaftspolitisches Vorgehen. Eine Politische Stiftung findet hier ihr ureigenes Betätigungsfeld – orientiert von der Idee, dass Politik nicht alles ist, dass Politik aber in allem ist.

Solidarität ist nur partnerschaftlich möglich. Mit gleichberechtigten Partnern soll zusammengearbeitet werden. Schließlich ist es nicht die KAS, die die gesellschaftlichen Probleme in den Partnerländern lösen kann. Es sind die Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften, Unternehmer, Frauen- und Jugendverbände und andere, die ihren eigenen Beitrag zur Lösung der Probleme leisten müssen. Sie tragen dafür die Verantwortung. Diese muss ihnen durch eigenständige Entscheidungen überlassen und ermöglicht werden. Beide Partner, die Stiftung und die Projektpartner, haben ihre Interessen und ihre Eigenständigkeit. Sie führen einen ständigen Dialog und reden auf Augenhöhe miteinander. Sie wissen sich auch in Solidarität geistig, menschlich und politisch miteinander verbunden. Daraus entsteht eine wirksame, manchmal auch mühsame Partnerschaft. Für dieses Konzept fehlte am Anfang die Erfahrung. Sie musste mühsam erarbeitet werden. Der Ansatz war richtig. Die Erfahrung der letzten 50 Jahre hat das eindrucksvoll unter Beweis gestellt.

Ganz entscheidend war auch, dass Peter Molt und die Stiftung sich entschieden, in die Länder, in denen Projekte durchgeführt wurden, einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin zu entsenden. Die partnerschaftliche Zusammenarbeit muss praktiziert werden. Das geschieht durch das tägliche Miteinander und durch ständigen Dialog. Das ist nur am Ort des Geschehens möglich. Die Präsenz und die Tätigkeit der von der Stiftung entsandten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen garantiert das Gespräch und den Dialog über Ziele, Instrumente und Probleme der Projekte. Die Mitarbeit in den Projekten, die Kenntnis über Land, Leute und Kultur, die Fähigkeit, sich ständig über die Entwicklung des

Projektes zu verständigen, auch dort hilfreich zu sein, wo das Menschliche stattfindet, wo Freundschaften geschlossen werden, diese Wirkungs- und Hilfsmöglichkeiten geben dem Einsatz des Auslandsmitarbeiters eine herausragende Bedeutung. Auf diese Weise entstehen gegenseitiges Verständnis und Vertrauen, die Gewissheit, dass man sich aufeinander verlassen kann, auch gerade dann, wenn sich Schwierigkeiten und Probleme ergeben. So wird viel menschliches Vertrauenskapital aufgebaut. Diese Gütezeichen und die damit verbundene Wertschätzung sind über Jahre vor allem von den Auslandsmitarbeitern und Auslandsmitarbeiterinnen geschaffen worden. Durch das dabei gezeigte Engagement, durch die Offenheit, Lernbereitschaft, Aufnahmebereitschaft, Hilfsbereitschaft, Fleiß, Kompetenz sind die Ideen, Ziele und Projekte der Stiftung mitgestaltet und zum Erfolg geführt worden. Dafür gibt es unzählige Beispiele<sup>15</sup>.

Politische Stiftungen sind ganz besondere und eher ungewöhnliche Akteure in der internationalen Zusammenarbeit. Die Bundesrepublik Deutschland hat von ihrer Arbeit sehr profitiert. Bundeskanzler Helmut Kohl bekräftigte das am 28. Februar 1989: „Wer von außen das politische Leben unseres Landes betrachtet und die Reputation kennt, die die Bundesrepublik Deutschland in der Welt genießt, der weiß: Das wäre nicht möglich gewesen ohne den Beitrag der Stiftungen. Sie sind ein Novum in unserer Geschichte und stehen in der Tat einzigartig da. In keinem anderen Land mit vergleichbaren Strukturen gibt es dergleichen. Die Politischen Stiftungen leisten einen sehr wichtigen Beitrag für die internationale Präsenz der Bundesrepublik Deutschland, aber auch für unser Ansehen. Ein Stück von unserer Kultur strahlt von diesen Stiftungen in die Welt aus. Und wer wie ich in Jahrzehnten Woche für Woche, Monat für Monat erlebt hat, wie Gäste aus aller Welt zu uns kommen – hierher nach Sankt Augustin in die Konrad-Adenauer-Stiftung oder zu den anderen Stiftungen – der hat eine Vorstellung davon, wie von hier parallel zur amtlichen Politik der klassischen Ministerien ein Strom von Informationen, von Unterstützung ausgeht.“<sup>16</sup>

15 Dazu verweise ich auf Josef Thesing (Hg.): In der Welt und für die Welt – 40 Jahre internationale Zusammenarbeit – Persönliche Erfahrungsberichte. Sankt Augustin 2002.

16 Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl am 28. Februar 1989 in einer Ansprache in der KAS in Sankt Augustin, in: Konrad-Adenauer-Stiftung: Beitrag der Politischen Stiftungen zur Stärkung der Demokratie und des Friedens in der Welt. Eine Auswahl von Reden und Ansprachen. Sankt Augustin 1997, S. 19f.

## LITERATURBERICHT

### **„Plane mit, arbeite mit, regiere mit.“ Gerald Götting – Gesicht der Blockpartei CDU und Träger des Systems der DDR**

**Ulrike Hospes**

*Peter Joachim Lapp: Gerald Götting. CDU-Chef in der DDR.  
Eine politische Biografie. Helios-Verlag, Aachen 2011. 230 Seiten, € 24,90,  
ISBN 9783869330518.*

Vier Jahrzehnte stand Gerald Götting an der Spitze der CDU in der DDR. Er war 26 Jahre jung, als 1949 die DDR gegründet und er zum Generalsekretär der CDU gewählt wurde. Als das von ihm gestützte System zusammenbrach, war er 66 Jahre alt und seit 23 Jahren Vorsitzender der größten Blockpartei nach der SED. Der Volkskammer hatte er stets angehört, nur der letzten – der einzigen frei gewählten – nicht mehr.

Mit seiner politischen Biographie zu Götting beginnt Peter Joachim Lapp eine Forschungslücke zu schließen. In den 20 Jahren nach dem Untergang der ehemaligen DDR waren lediglich die Akten der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO), die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes sowie die Akten der Ost-CDU zugänglich. Das Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung (ACDP) übernahm die Akten des Zentralen Parteiarchivs der Ost-CDU zwischen Dezember 1990 und März 1991. Die Rundschreiben und Arbeitsunterlagen, Protokolle von Sitzungen, Parteitage, Bezirks- und Kreisdelegiertenkonferenzen, Informationsberichte und Statistiken sowie Fraktionsunterlagen aus der Volkskammer sind für die Aufarbeitung der leitenden Parteigremien unverzichtbar. Das Finanz- und Personalwesen, die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Kontakte ins Ausland, in die Bundesrepublik Deutschland, zu den Parteien und Massenorganisationen in der DDR sowie die Haltung und Entwicklung einzelner Politikbereiche sind anhand der Dokumente nachvollziehbar.<sup>1</sup>

Doch um sich der Geschichte einer Partei umfassend zu nähern, dürfen die Protagonisten nicht außer Acht gelassen werden. Ihr Handeln steht exempla-

---

1 Manfred Agethen: Die Akten der Ost-CDU und der Demokratischen Bauernpartei Deutschlands (DBD) im Archiv für Christlich-Demokratische Politik. Eine Bestandsbeschreibung, in: Historisch-Politische Mitteilungen 2 (1995), S. 309–311.

risch für einzelne Phasen in der Entwicklung der Ost-CDU – vom Neuanfang und Kampf um die Unabhängigkeit über die Gleichschaltung bis zur Anpassung an das von der Sowjetunion und der SED vorgegebene System. Geradezu prädestiniert für eine solche Untersuchung ist die Person Gerald Göttings. Er war vom Anfang bis zum Ende einer der führenden Köpfe. Nicht nur Göttings Rolle in der Partei, auch die in Staat und Gesellschaft ragt heraus: Stellvertreter des Staatsratsvorsitzenden (1960–1989), Präsident der Volkskammer (1969–1976), deren Vizepräsident (1980–1989), Präsident der Liga für Völkerfreundschaft (1976–1989).

### *Quellenbasis und Fragestellung*

Eine Autobiographie war von Götting selbst in den letzten Jahren in Gesprächen mehrfach angekündigt worden, doch konnte er das Vorhaben – so Lapp – aufgrund seines Gesundheitszustandes, vor allem seiner nachlassenden Sehkraft nicht mehr umsetzen. Geblieben sind seine handschriftlichen Aufzeichnungen sowie Reden, Briefe, Glückwünsche, Aktenvermerke und Tagebuchnotizen, Skripte zu Einzelfragen und Themenkomplexen beispielsweise über Begegnungen mit Funktionären in der DDR, zur Rolle der CDU und zum Untergang der SED-Diktatur, ferner Reiseberichte aus rund 50 Ländern der Welt, Bücher sowie Fotos und Dias. Aufbewahrt und sachlich geordnet in Dutzenden von Karteikästen entstand daraus Gerald Göttings Privatarchiv. Götting stellte es Lapp in den Jahren 2009 und 2010 für die nun vorliegende Biographie zur Verfügung. Somit ist erstmals ein auch auf autobiographische Quellen gestützter Lebensabriss möglich.

Anschließend, im August 2010 hat Gerald Götting seinen 12 Regalmeter umfassenden Vorlass dem Stadtarchiv seiner Geburtsstadt Halle an der Saale übergeben. Die schon bald nach der Vereinigung von West- und Ost-CDU unternommenen Versuche des Archivs für Christlich-Demokratische Politik, Göttings politisch-persönliche Unterlagen zu erwerben und damit den Bestand des Parteiarchivs zu ergänzen, scheiterten aufgrund unangemessener Geldforderungen Göttings damit endgültig, und eine lückenlose Überlieferung kam nicht zustande.<sup>2</sup> Allerdings hatte Götting dem ACDP bis Ende 2008 Auszüge aus seiner Korrespondenz und aus seiner geplanten Autobiographie, übrigens durchweg mit selbstentlastender Prägung, zur Verfügung gestellt.

Im Forschungsüberblick weist Lapp auf die mehrheitlich negativen Bewertungen der Person Göttings durch Zeithistoriker, Politologen und Publizisten

2 Peter Godazgar: Briefe vom Friedensfreund. Der ehemalige Chef der DDR-CDU überlässt seinen Nachlass dem Stadtarchiv. Dort ist man sich über Gerald Göttings Rolle wohl nicht ganz im Klaren, in: Mitteldeutsche Zeitung, 17. September 2010. Martin Schramme: Gruß vom Christ im Sozialismus. Halles Stadtarchiv übernimmt Privatarchiv von Gerald Götting – Biografie kommt 2011, in: Sonntagsnachrichten, 19. September 2010.

hin: zuverlässiger Verbündeter der SED, Folgebereitschaft in Sachen Demokratischer Zentralismus, Festlegung auf die Einheitsliste der Nationalen Front, Opportunismus.<sup>3</sup> Lapp – selbst von 1960 bis 1964 in der DDR politisch inhaftiert, nach Freikauf durch die Bundesrepublik Deutschland Redakteur des Deutschlandfunks und Verfasser einer differenzierten Biographie zu Georg Dertinger<sup>4</sup> – stellt an sich dagegen den Anspruch, „weder eine Fest- noch eine Schmähschrift“ zu verfassen. Er versucht, „dem Wirken des hohen Partei- und Staatsfunktionärs aus heutiger Sicht gerecht zu werden“.<sup>5</sup> Als Basis nutzt er die Aufzeichnungen Göttings, betont jedoch, dessen fehlende Selbstkritik nicht zu verkennen. Auch wenn Lapp darüber hinaus Dokumente aus der Behörde für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU), der Abteilung „Befreundete Parteien“ des Zentralkomitees der SED und des zentralen Parteiarchivs der Ost-CDU sowie Auskünfte von siebzehn Zeitzeugen und Wissenschaftlern heranzieht, hätten dem Leser an mancher Stelle die Widersprüche und Konsequenzen von Göttings Verhalten stärker aufgezeigt werden sollen. Lapp orientiert sich an der Aktenlage, doch spricht daraus häufig Göttings Sicht der Dinge. Das zwischen den Zeilen mitschwingende Verständnis, Einfühlungsvermögen und die Erklärungsversuche Lapps werden erst im Epilog aufgelöst: Hier wird das Unrechtsregime der DDR als solches deutlich benannt. Es bleibt die Frage, wie Götting, der sich selbst als „christlicher Demokrat“ und „Humanist“ definierte, ein System ohne freie Wahlen, das Menschenrechte verletzte, politische Inhaftierungen zehntausendfach durchführte und Flüchtlinge an der Grenze ermordete, mittragen konnte. Lapp bilanziert: Als einer der ersten Köpfe in der zweiten Reihe sei Götting zwar nicht ursächlich verantwortlich, er habe das System jedoch mitgetragen und mitverantwortet, sei somit auch mitschuldig geworden. Festzuhalten bleibt: Die Wahl hatte er – und er hat sich zum Bleiben und Mitmachen nach den Spielregeln der SED entschieden, wurde zum Träger und Mitverantwortlichen des Systems. Die von ihm heute häufig heraufbeschworene Rolle des Opfers bzw. des Unterstützers der Benachteiligten und Verfolgten lässt sich nicht aufrechterhalten.

### *Göttings Leben in 13 Kapiteln*

Auf 230 Seiten beschreibt Lapp Göttings Jugend und Einstieg in die Politik, die Zeit als Generalsekretär und später als Vorsitzender der Ost-CDU, seine Überwachung durch die und Zusammenarbeit mit der Stasi, die Reisetätigkeiten, die Beziehungen zur Kirche und zu „Unionsfreunden“, das abrupte

---

3 Peter Joachim Lapp: Gerald Götting. CDU-Chef in der DDR. Eine politische Biografie. Aachen 2011, S. 8.

4 Ders.: Georg Dertinger. Journalist – Außenminister – Staatsfeind. Freiburg/Breisgau 2005.

5 Ders.: Gerald Götting, S. 12.

Ende seiner politischen und staatlichen Ämter sowie das Leben als Ruheständler. Ein umfangreiches Abkürzungsverzeichnis und Personenregister sowie die Auflistung der Lebensdaten und Begegnungen helfen bei der Orientierung. Wünschenswert wäre anstelle der Auswahlbibliographie eine vollständige Zusammenstellung der Schriften Göttings gewesen. Diese kommen in der Analyse ohnehin ein wenig kurz. Aufgrund des erstmaligen Zugangs zu den Privatunterlagen ist es jedoch nachvollziehbar, diese verstärkt in den Mittelpunkt zu rücken. Gut 30 Originaldokumente werden abgedruckt und bieten zusammen mit einer Bilderstrecke in der Buchmitte einen Einblick in Göttings Wirken und Kontakte. Die Aufbereitung der Texte wird allerdings den wissenschaftlichen Maßstäben einer Monographie nicht in vollem Umfang gerecht. Die hervorgehobenen Textelemente mögen zur Orientierung gedacht sein, wirken jedoch häufig beeinflussend und verkürzend. Die chronologische Schilderung der Abläufe hemmt den Lesefluss und trägt teilweise stakkatoartig die Ereignisse vor.

Lapp beginnt mit dem letzten Kapitel in Göttings öffentlichem Leben: die zunehmende Kritik der CDU-Mitglieder, die Rücktritte 1989 als Parteivorsitzender am 2. November, als stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates und des Präsidiums der Volkskammer, schließlich als Vorsitzender der Liga für Völkerfreundschaft. Detailliert schildert Lapp die Zeit der Anklage wegen Veruntreuung von Parteigeldern, der Untersuchungshaft und der Steuerrückzahlungen. Es folgt der Sprung zu den Anfängen: Kindheit, Jugend, Soldat, Nachkriegszeit, Hinwendung zur CDU, als Götting den Organisationsleiter der neuen CDU-Landesgeschäftsstelle in Sachsen-Anhalt kennenlernt. Bereits zuvor war er auf den Gründungsauf Ruf der Union an Litfaßsäulen aufmerksam geworden. Von allen Parteien gefiel ihm dieser Text am besten. Der Protestant Götting teilte die propagierten christlichen Werte, verurteilte ebenso die Verbrechen des Nationalsozialismus, begrüßte den politischen Zusammenschluss der Konfessionen in der Union, erhob die Forderung nach einer neuen Demokratie und bekannte sich zur Zusammenarbeit aller „antifaschistischen“ Parteien. Dass diese Zusammenarbeit Blocksystem bedeutete, akzeptierte er. Am 13. Januar 1946 trat Götting der CDU bei und beteiligte sich aktiv und erfolgreich an der Mitgliederwerbung. Auch an der Universität Halle übernahm er sofort Verantwortung: Vorsitzender des Fakultätsrates, Studentenrat, CDU-Betriebsgruppe. Es folgte der Einzug in die Gemeindevertretung.

Mit zunehmender Einbindung in CDU und JU änderte sich Göttings zunächst vermittelnde Haltung. Er öffnete sich der Sowjetischen Militäradministration, insbesondere dem russischen Kontrolloffizier Sawitschew. Eine Zusammenarbeit für den sowjetischen Geheimdienst will Lapp seinen Recherchen jedoch nicht entnehmen können.

Nach dem Sturz des Parteivorsitzenden Jakob Kaiser und der darauf folgenden Gleichschaltung der CDU erlebte Götting mit Otto Nuschke einen neu-

en Parteivorsitzenden, dessen Grundansichten er teilte: Gegen die Interessen und Pläne der Sowjetunion konnte keine Politik getrieben werden. Nuschke holte Götting 1949 als Generalsekretär nach Ost-Berlin und übertrug ihm den organisatorischen Aufbau der Partei – hin zu einer zentralistischen Struktur wie bei der SED. Der junge Götting setzte sich gegen Widerstände durch, installierte das Berichtswesen, den Politischen Ausschuss (ab 1960 Präsidium des Hauptvorstands) als Führungsgremium und das Generalsekretariat bzw. Sekretariat des Hauptvorstandes als Schaltstelle der CDU. Er organisierte Hauptreferate, Kreismitgliederversammlungen, installierte hauptamtliche Kreissekretäre, pflegte Kontakte zu kirchlichen Persönlichkeiten, unternahm Reisen, sanierte die Parteifinanzen, schuf parteieigene Verlage, Schulungseinrichtungen, Ferienheime.

Götting fügte sich in die der CDU zugeordnete Rolle: Einzig entscheidungsbefugt war die SED. Einheitslisten zu Wahlen waren daher unvermeidlich. Sein Argument, die SED räume damit ihre moralische Niederlage vor dem Volk ein, mochte zwar richtig sein, änderte jedoch nichts an den Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Der Christdemokrat Götting richtete sich in der DDR ein, einem weder christlichen noch demokratischen System. Die theologisch unmögliche Zusammenführung von Christentum und Marxismus-Leninismus – noch zu Lebzeiten Stalins und dessen menschenverachtenden Verbrechen – erklärt Lapp mit Göttings Zweckoptimismus, um im Real-Sozialismus als Christ eine Überlebenschance für sich und seine Partei zu haben. 1953 sah sich Götting durch die unerwartete Verhaftung und Verurteilung seines Trauzeugen und Vorgängers im Amt des Generalsekretärs, Georg Dertinger, dem Minister für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, veranlasst, noch mehr dem Willen der SED zu folgen. Er zeigte vermeintliche „Dertinger-Nester“ an, überprüfte Personal und tat in vorauseilendem Gehorsam alles, um ein Verbot der CDU zu vermeiden. Überhaupt war das Jahr 1953 ein Schicksalsjahr für die CDU: Der 1952 offiziell auf der Zweiten Parteikonferenz der SED proklamierte „Aufbau des Sozialismus“ führte in den folgenden Monaten zu einer Verschärfung der Repressionen gegenüber der Jungen Gemeinde. Das Verhältnis zu den Kirchen verschlechterte sich 1954 weiter, als in Folge einer sowjetischen Anweisung die Jugendweihe beschlossen wurde. Am 17. Juni 1953 wurde der Volksaufstand auf den Straßen mit Gewalt niedergeschlagen. Das Ministerium für Staatssicherheit registrierte jede noch so kleine Öffnung Göttings bei innerparteilichen Diskussionen und wies ihn in die Schranken. Doch im Kern war Götting davon überzeugt, dass dem Sozialismus die Zukunft gehörte. Er befürwortete und unterstützte daher die Unterordnung der CDU. Mit dem Tode Wilhelm Piecks, des ersten und einzigen Staatspräsidenten der DDR, machte Götting einen Karrieresprung: 1960 wurde er einer der Stellvertreter des Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht – und überholte damit protokollarisch den neuen CDU-Vorsitzenden August Bach. Die Verbindung von hohem

Staats- und hohem Parteiamt verschaffte Götting nun mehr politische Beachtung im In- und Ausland. Die Toten an der Mauer nahm Götting erschrocken, aber am Ende resignierend zur Kenntnis. Vorsichtige Kritik äußerte Götting verschiedentlich und genug, um bei SED und Stasi weiteres Misstrauen hervorzurufen. 1962 wurden auch in seinem Wohnhaus Abhörenanlagen installiert.

Als August Bach 1966 starb, erreichte Götting nicht nur im Staat, sondern auch in der CDU die entscheidende Führungsposition: Die Funktion des Vorsitzenden wurde mit der des Generalsekretärs zusammengelegt. Götting war auch offiziell ganz oben angekommen. Ulbricht ließ ihn 1969 zum Präsidenten der Volkskammer wählen – wieder einmal fragt sich der Leser nach der Strategie der SED: Abhören und Belobigen, Kritisieren und in die Pflicht nehmen. Es war ein politisch unbedeutender Posten, bei dem Götting abhängig war von SED-Vorgaben, selbst der Ablaufplan einer Sitzung wurde ihm vorgeschrieben. Nach außen stand seine Wahl für die Mitwirkung der Blockparteien im System. Aufgrund eines SED-Personalkarussells verlor Götting nach sieben Jahren das Amt so plötzlich, wie es an ihn herangetragen worden war.

Zur Belohnung dafür, dass er sich mit den politischen Verhältnissen arrangiert hatte, erhielt Götting Ämter, die ihn Reisen in alle Welt unternehmen ließen. Intensive Kontakte pflegte er zu Albert Schweitzer in Afrika. Götting war dabei, als die jungen afrikanischen Nationalstaaten zu Beginn der 1960er Jahre in die Unabhängigkeit entlassen wurden. Er bewegte sich auf diplomatischem Parkett, half dabei, Handelsbeziehungen zu verbessern und Konsulate zu eröffnen. Die UdSSR gehörte naturgemäß zum Besuchsprogramm. In der Tschechoslowakei und in Polen pflegte Götting den Kontakt zu „Schwesterparteien“ der Ost-CDU. Mit Volkskammerdelegationen reiste er nach Indien, Ceylon, Nordvietnam, China, in die Mongolei, nach Nordkorea, Japan, Frankreich, Großbritannien, in den Vatikan, nach Indonesien, auf die Philippinen, zur UN-Vollversammlung in New York, in den Iran und Irak, nach Argentinien, Kolumbien, Venezuela, Ecuador, Peru, Brasilien, Chile, Mexiko, Kuba. Viele Staatsoberhäupter lernte er auf diesen Reisen kennen.

An exponierten Stellen auf Partei- wie auf Staatsebene, aber weitgehend machtlos, repräsentierte Götting die DDR. Er war in jeder Beziehung abhängig vom Zentralkomitee der SED und deren Abteilung „Befreundete Parteien“ zur „Anleitung“ der Blockparteien sowie vom Ministerium für Staatssicherheit. Auf der einen Seite gab es aufgrund von Göttings Funktionen eine offizielle Zusammenarbeit mit der Stasi, auf der anderen Seite stand er gleichzeitig selbst unter Kontrolle – ob zu Hause, im Büro oder auf Reisen. Es bleibt die Erkenntnis, dass die Ost-CDU (wie die anderen kleineren Blockparteien) zunächst direkt sowjetgesteuert, dann SED-geführt war. Auch wenn Götting vieles als lästig empfand, akzeptierte er im Prinzip die Machtverhältnisse und damit die führende Rolle der „Partei der Arbeiterklasse“ beim Aufbau des Sozialismus. Er war von der Richtigkeit der marxistisch-leninistischen Weltan-

schauung überzeugt und leistete seinen Beitrag für die Mitwirkung der CDU. Trotz seines schwierigen Verhältnisses zu den Kirchen, die Götting nicht als Ansprechpartner bzw. Mittler anerkannten, sondern den direkten Kontakt zu staatlichen Funktionsträgern suchten, war Götting stets bemüht, christliche DDR-Bürger an den von der SED gelenkten Staat heranzuführen. Er schien als lebendiger Gegenbeweis gegen alle Christen, die mit der DDR nicht zurechtkamen.

Für den Leser letztlich nicht endgültig zu beurteilen bleibt Göttings Balanceakt: Was nahm er in Kauf? Wieweit lehnte er sich auf? War er eifriger Mitläufer? Gefährdete er jemals seine eigene Karriere? Wie sehr schützte ihn die SED vor Intrigen in seiner eigenen Partei? In den letzten Monaten der DDR orientierte sich die Partei neu; Göttings politische Laufbahn war damit beendet. Aus „Unionsfreunden“ wurden offene Gegner. Im Oktober 1989 gingen Mitglieder von der Basis, aber auch hohe CDU-Funktionäre auf Distanz: Der bekannte „Brief aus Weimar“ sollte – so glaubte Götting – auf Veranlassung des Ministeriums für Staatssicherheit seinen Sturz herbeiführen. Lapp bezeichnet diese Einschätzung als „originell, durch Fakten aber nicht zu belegen“.<sup>6</sup> Im Gegensatz zu Manfred Gerlach, dem Vorsitzenden der Blockpartei LDPD, hat Götting nicht einmal ansatzweise versucht, in der Umbruchphase eine halbwegs eigenständige Rolle zu spielen. Heute hadert er mit seinem Schicksal und sieht sich als Sündenbock. Fast tragisch zu nennen ist seine Haltung, trotz aller Ernüchterung und allem Misstrauen, das ihm seitens der SED entgegengebracht wurde, das System der DDR weiterhin zu verteidigen und rückblickend die seiner Ansicht nach positiven Erlebnisse in den Vordergrund zu rücken. Zu einer wirklichen Aufarbeitung, die die eigene Rolle in vier Jahrzehnten in Frage stellen müsste, ist Götting nicht bereit.

### *Fazit*

Festzuhalten bleibt nach Ansicht Lapps, dass Gerald Götting die führende SED durch geschicktes Taktieren davon abhalten konnte, die Arbeit der Ost-CDU noch mehr zu beschränken. Im Rahmen seiner Möglichkeiten habe er christliche Werte und Traditionen in der atheistisch gewollten Umwelt in der DDR bewahrt. Durch diverse informelle Vorschläge gegenüber SED-Verantwortlichen habe er manche Härten für Bürger abstellen oder abschwächen und in vielen Einzelfällen individuell helfen können. Aus heutiger Sicht vielleicht wenig bedeutsam habe das seinerzeit vielen Menschen konkret und nachhaltig geholfen. Die Frage nach der Motivation bleibt für den Leser ungeklärt: War es Göttings Machtstreben, das ihn an der Spitze hielt und den Spielregeln folgen

---

6 Ebd., S. 18.

ließ? Steckte in ihm ein Menschenfreund? War er ein überzeugter Kommunist? Zu widersprüchlich sind die verschiedenen Quellen und Zeitzeugenaussagen.

Lapps Verdienst ist es, die erste zusammenfassende Darstellung über Gerald Götting präsentiert, bisher vorhandene Lücken gefüllt und neue Dokumente und Auskünfte erschlossen zu haben. Leider konnte er die typische „Biographenfalle“ nicht vollständig umgehen: Zwar zeichnet Lapp das Bild einer widersprüchlichen Persönlichkeit in der Zeit der deutschen Spaltung, doch wird die Täterrolle zu wenig hinterfragt. Göttings gewählte Rückzugsmöglichkeiten, die sich insbesondere in seinen Auslandsreisen in den 1980er Jahren niederschlugen, änderten nichts an seiner über vier Jahrzehnte systemstabilisierenden Wirkung. Auch als Volkskammerpräsident und Präsident der Liga für Völkerfreundschaft trug er pflichtgemäß zum Ansehen der DDR bei. Er übte seine Rolle in der der CDU zugewiesenen bürgerlichen Schicht der DDR aus. Der Widerspruch zwischen den Ansätzen für Parteiliebe in der DDR mehr zu erreichen, dem klar erkennbaren vorseilenden Gehorsam, dem unwidersprochenen Einschlagen des SED-Weges wird bei Lapp nicht aufgelöst.

Es ist nun Aufgabe des Stadtarchivs in Halle, das Privatarchiv Götting für die weitere wissenschaftliche Nutzung aufzubereiten. Eine erste Schätzung nach Übernahme der Akten geht davon aus, die Materialien Ende 2012 erschlossen zu haben. Diese werden zusammen mit den Akten der DDR-CDU in Sankt Augustin die biographische Aufarbeitung voran bringen. Die Auseinandersetzung über die Person und Rolle Göttings ist eröffnet.

## Neuerscheinungen zur Christlichen Demokratie Auswahlbibliographie 2011–2012

### *Editionen, Handbücher, Lexika*

- Breunig, Werner/Herbst, Andreas (Bearb.): Biografisches Handbuch der Berliner Stadtverordneten und Abgeordneten 1946–1963 (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin 14). Berlin 2011.
- Christlich-Demokratische Union Deutschlands (Hg.): Protokoll 23. Parteitag der CDU Deutschlands. 15.–16. November 2010, Messe Karlsruhe. Berlin 2011.
- Die CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag. Sitzungsprotokolle 1949–1972. Bearb. von Andreas Zellhuber, Tim B. Peters (Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 15/I). Düsseldorf 2011. (Beil.: CD-ROM).
- Die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung. Bd. 21. 1968. Bearb. von Christine Fabian und Uta Rössel. München 2011.

### *Monographien, Aufsätze, Sammelbände*

#### Deutschland

- Altmaier, Peter/Müller, Stefan (Hg.): Das „C“ ist für uns Programm. Bedrängte und verfolgte Christen schützen. Berlin 2011.
- Dies. (Hg.): Das „C“ ist für uns Programm. Das christliche Menschenbild als Richtschnur für die Politik. Berlin 2010.
- Dies. (Hg.): Das „C“ ist für uns Programm. Die Würde des Menschen schützen: Vom Anfang des Lebens bis zu seinem Ende. Berlin 2011.
- Arslan, Bülent: Integration durch politische Partizipation am Beispiel des Deutsch-Türkischen Forums der CDU, in: Marvin Oppong (Hg.): Migranten in der deutschen Politik. Wiesbaden 2011, S. 3–44.
- Bathge, Thomas: Strategien von Regierungsmehrheit und Opposition in Untersuchungsausschüssen, in: Mitteilungen des Instituts für deutsches und internationales Parteienrecht und Parteienforschung 18 (2012) S. 49–60.
- Beust, Ole von: Mutproben. Ein Plädoyer für Ehrlichkeit und Konsequenz. Ole von Beust mit Nahuel Lopez. Gütersloh 2012.
- Blumenstiel, Jan Eric/Fürnberg, Ossip: Wissen und Einstellungen zu Überhangmandaten, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 43 (2012) 1, S. 132–141.
- Börnsen, Wolfgang: Peter Harry Carstensen. Ein Schleswig-Holsteiner und die Rückkehr der bürgernahen Politik. Neumünster 2011.

- Bohl, Jochen: Christ und Politik. Vortrag zum Gesprächsforum des Johann-Amos-Comenius-Clubs Sachsen anlässlich des 70. Geburtstags Fritz Hähles am 28. Februar 2012 in der St.-Jakobi-Kirche Chemnitz (Schriftenreihe zu Grundlagen, Zielen und Ergebnissen der parlamentarischen Arbeit der CDU-Fraktion des Sächsischen Landtages 64). Dresden 2012.
- Borchard, Michael: Sprichst Du Volkspartei? In: Die Politische Meinung 56 (2011) 504, S. 27–31.
- Ders. (Hg.): Volks- und Grossparteien in Deutschland und Europa. Stand und Perspektiven. Sankt Augustin, Berlin 2012.
- Ders.: „Volksdemokratie“ in Deutschland? Eine kleine kritische Kulturgeschichte der direkten Demokratie, in: Die Politische Meinung 56 (2011) 498, S. 14–18.
- Brennan, Sean: The Politics of Religion in Soviet-Occupied Germany: The Case of Berlin-Brandenburg 1945–1949. Lanham 2011.
- Bräuninger, Thomas/Debus, Marc: Parteienwettbewerb in den deutschen Bundesländern. Unter Mitarb. von Jochen Müller. Wiesbaden 2012.
- Dies.: Die Regierungsbildung nach der Bundestagswahl 2009: Wie wahrscheinlich ist eine Neuaufgabe der Großen Koalition? In: Suzanne S. Schüttemeyer (Hg.): Politik im Klimawandel. Keine Macht für gerechte Lösungen? Baden-Baden 2011, S. 261–286.
- Bröchler, Stephan/Blumenthal, Julia von (Hg.): Regierungskanzleien im politischen Prozess. Wiesbaden 2011.
- Cecere, Vito: Der Bund und die Länder: Bund-Länder-Koordinierung in der Regierungspraxis der Großen Koalition, in: Uwe Jun/Sven Leunig (Hg.): 60 Jahre Bundesrat. Tagungsband zum Symposium an der Friedrich-Schiller-Universität Jena vom 12. bis 14. Oktober 2009. Baden-Baden 2011, S. 53–67.
- Christlich-Demokratische Union Deutschlands (Hg.): Was das „C“ für mich bedeutet. Beiträge der Mitglieder des CDU-Bundesvorstands. Berlin 2011.
- Christlich-Demokratische Union/Ortsverband Herne-Süd (Hg.): 65 Jahre CDU Herne-Süd. Chronik zum 65jährigen Bestehen des CDU Ortsverbandes Herne-Süd. Herne-Süd 2011.
- Debus, Marc: Koalitionspräferenzen von Wählern und Parteien und ihr Einfluss auf die Wahlabsicht bei der Bundestagswahl 2009, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 43 (2012) 1, S. 86–102.
- Debus, Marc/Müller, Jochen: Government Formation After the 2009 Federal Election. The Remake of the Christian-Liberal Coalition Under New Patterns of Party Competition, in: German Politics 20 (2011) 1, S. 164–185.
- Decker, Frank: Regieren im „Parteienbundesstaat“. Zur Architektur der deutschen Politik. Wiesbaden 2011.
- Dowe, Christopher: Matthias Erzberger. Ein Leben für die Demokratie. (Mensch – Zeit – Geschichte). Stuttgart 2011.

- Eisel, Stephan: Helmut Kohl. Nahaufnahme. 2. verb. Aufl. Bonn 2012.
- Ders.: Zur Politikfähigkeit des „C“, in: Stimmen der Zeit 137 (2012) 5, S. 333–341.
- Elff, Martin/Roßteutscher, Sigrid: Stability or Decline? Class, Religion and the Vote in Germany, in: German Politics 20 (2011) 1, S. 107–127.
- Escher, Clemens: Politischer Katholizismus, in: Wolfgang Benz (Hg.): Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 5: Organisationen, Institutionen, Bewegungen. Berlin 2012, S. 492–499.
- Gast, Henrik: Der Bundeskanzler als politischer Führer. Potenziale und Probleme deutscher Regierungschefs aus interdisziplinärer Perspektive. Wiesbaden 2011.
- Gauger, Jörg-Dieter: Kontinuität und Wandel. Bildungsbegriff und Bildungssystem in den Grundsatzserklärungen der CDU zwischen 1945 und 2011 (Bildungsrepublik Deutschland). Sankt Augustin/Berlin 2011.
- Glienke, Stephan A. (Bearb.): Die NS-Vergangenheit späterer niedersächsischer Landtagsabgeordneter. Abschlußbericht zu einem Projekt der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen im Auftrag des Niedersächsischen Landtages. Hg. vom Präsidenten des Niedersächsischen Landtages. Hannover 2012.
- Glossner, Christian L./Gregosz, David: The Formation and Implementation of the Social Market Economy by Alfred Müller-Armack and Ludwig Erhard. Incipieny and Actuality. Sankt Augustin, Berlin 2011.
- Görner, Regina: Small is beautiful? Anmerkungen zur Tarifeinheit aus christlich-sozialer Sicht, in: Ralf Thomas Baus/Günter Krings (Hg.): Aktuelle Herausforderungen im Sozial- und Arbeitsrecht. Dritte Rechtspolitische Gespräche zum Sozial- und Arbeitsrecht. Sankt Augustin, Berlin 2012, S. 45–53.
- Grein, Eberhard: Für die Soziale Marktwirtschaft. Oswald von Nell-Breuning – Reformier und Jesuit. 2. Aufl. Sankt Ottilien 2011.
- Gröhe, Hermann: Bildungsrepublik Deutschland, in: Die Politische Meinung 56 (2011) 503, S. 5–9.
- Groß, Florian: „Wohin treibt die Bundesrepublik?“ Die erste Große Koalition in der öffentlichen Diskussion Westdeutschlands. Hamburg 2011.
- Gross, Martin: Auswirkungen Großer Koalitionen auf die Parteiensysteme in Bund und Ländern zwischen 1946 und 2009, in: Mitteilungen des Instituts für Deutsches und Internationales Parteienrecht und Parteienforschung 17 (2011) S. 17–28.
- Ders.: Große Koalition, große Folgen? Die Auswirkungen schwarz-roter Regierungsbündnisse auf die Parteiensysteme in Bund und Ländern 1946 bis 2009. Marburg 2011.

- Grosse-Brömer, Michael: Rechtspolitische Schwerpunkte der CDU/CSU in der 17. Wahlperiode, in: *Zeitschrift für Rechtspolitik* 43 (2010) 3, S. 65f.
- Grotz, Florian/Bolgherini, Silvia: Im Schatten der Großen Koalition? Bundespolitik und Landtagswahlen unter Merkel I und Merkel II, in: *Niedermayer: Parteien* 2011, S. 307–324.
- Harnisch, Sebastian: Die Außen- und Sicherheitspolitik der Regierung Merkel. Eine liberale Analyse der Großen Koalition, in: *Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik* 3 (2010) 1, S. 59–83.
- Hehl, Christoph von: Adolf Süsterhenn (1905–1974). Verfassungsvater, Weltanschauungspolitiker, Föderalist (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 62). Düsseldorf 2012.
- Henkel, Peter: Anton Betz. Ein Verleger zwischen Weimar und Bonn. Düsseldorf 2011.
- Hochgeschwender, Michael (Hg.): Epoche im Widerspruch. Ideelle und kulturelle Umbrüche in der Adenauerzeit (Rhöndorfer Gespräche 25). Bonn 2011.
- Hockerts, Hans Günter: Der deutsche Sozialstaat. Entfaltung und Gefährdung seit 1945 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 199). Göttingen 2011.
- Hoffmann, Ingeborg: „Im Anfang war die Tat ...“. Biographische Erinnerungen von Ingeborg Hoffmann. Aufgeschrieben von Uta Albeshausen. Norderstedt 2011.
- Horst, Patrick: Koalitionsbildungen und Koalitionsstrategien im neuen Fünfparteiensystem der Bundesrepublik Deutschland, in: *Zeitschrift für Politikwissenschaft* 20 (2010) 3–4, S. 327–408.
- Jander, Ingrid: Politische Verfolgung in Brandenburg 1949 bis 1953. Der Kampf gegen Ost-CDU, Bauern und Kirchen im Spiegel der Akten von SED und Staatssicherheit (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 59). Düsseldorf 2012.
- Jandura, Olaf: Publizistische Chancengleichheit in der Wahlkampfberichterstattung? Eine Untersuchung zur medialen Repräsentation der im Bundestag vertretenen Parteien, in: *Publizistik* 56 (2011) 2, S. 181–197.
- Jesse, Eckhard: Ist zwei mehr als drei? Wahlen und Parteiensystem nach 20 Jahren deutscher Einheit, in: Kurt Bohr/Arno Krause (Hg.): *20 Jahre Deutsche Einheit. Bilanz und Perspektiven* (Denkart Europa 13). Baden-Baden 2011, S. 211–243.
- Jesse, Eckhard/Sturm, Roland (Hg.): Bilanz der Bundestagswahl 2009. Voraussetzungen, Ergebnisse, Folgen (Parteien und Wahlen 1). Baden-Baden 2012.
- Dies. (Hg.): „Superwahljahr“ 2011 und die Folgen (Parteien und Wahlen 2). Baden-Baden 2012.

- Jun, Uwe: Der Bundesrat und die politischen Parteien: Mitwirkungs- oder Blockadeinstrument? In: Uwe Jun/Sven Leunig (Hg.): 60 Jahre Bundesrat. Tagungsband zum Symposium an der Friedrich-Schiller-Universität Jena vom 12. bis 14. Oktober 2009. Baden-Baden 2011, S. 106–133.
- Ders.: Die Repräsentationslücke der Volksparteien: Erklärungsansätze für den Bedeutungsverlust und Gegenmaßnahmen, in: Markus Linden/Winfried Thaa (Hg.): Krise und Reform politischer Repräsentation. Baden-Baden 2011, S. 95–123.
- Kallinich, Daniela/Schulz, Frauke (Hg.): Halbzeitbilanz. Parteien, Politik und Zeitgeist in der schwarz-gelben Koalition 2009–2011. Stuttgart 2011.
- Kaske, Volker: „Wir wollen aus den Fehlern der Vergangenheit lernen“. Adolf Ehrtmann – Widerstandskämpfer und Mitbegründer der Lübecker CDU. Facetten aus seinem Leben, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte 91 (2011) S. 257–279.
- Kauder, Volker: Wir müssen die Religionsfreiheit verteidigen, in: Die Politische Meinung 56 (2011) 497, S. 25–28.
- Keil, Silke/Gabriel, Oscar: The Baden-Württemberg State Election of 2011: A Political Landslide, in: German Politics 21 (2012) 2, S. 239–246.
- Keller, Meiko: Die sicherheitspolitischen Positionen von CDU und SPD im Vergleich. Kann der Konsensgrad in den Positionen der Bundestagsfraktionen von CDU/CSU und SPD zum Afghanistaneinsatz der Bundeswehr durch Weltbilder erklärt werden? (Forschungsberichte Internationale Politik 43). Berlin 2011.
- Kercher, Jan/Brettschneider, Frank: Nach der Wahl ist vor der Wahl? Themenschwerpunkte und Verständlichkeit der Parteien vor und nach der Bundestagswahl 2009, in: Niedermayer: Parteien 2011, S. 325–353.
- Kiefert, Cathleen: Politik ist eine viel zu ernste Sache, als dass man sie allein den Männern überlassen könnte. Die Frauenorganisationen in den deutschen Parteien. Baden-Baden 2011.
- Kirch, Daniel: Sonderpolitikzone Saarland. Die Entwicklung des Parteiensystems von 1985 bis 2009. Marburg 2012.
- Kirchinger, Johann: Michael Horlacher. Ein Agrarfunktionär in der Weimarer Republik (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 159). Berlin 2011.
- Koschkar, Martin/Schoon, Steffen: Die mecklenburg-vorpommersche Landtagswahl vom 4. September 2011: Bestätigung der Großen Koalition mit sozialdemokratischem Zugewinn, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 43 (2012) 1, S. 3–18.
- Kronenberg, Volker/Weckenbrock, Christoph (Hg.): Schwarz-Grün. Die Debatte. Wiesbaden 2011.
- Kropp, Sabine/Ruschke, Matthias: 40 Jahre 1969 – Große Koalitionen und die Zukunft des deutschen Parteiensystems, in: Gabriele Abels (Hg.): Deutsch-

- land im Jubiläumsjahr 2009. Blick zurück nach vorn. (Theodor Eschenburg-Vorlesungen 5). Baden-Baden 2011, S. 119–139.
- Küstlers, Hanns Jürgen: Reaktion der Bundesregierung und des Senats von Berlin auf die Berlin-Krise, in: Stefan Karner u. a. (Hg.): Der Wiener Gipfel 1961. Kennedy – Chruschtschow (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung Graz–Wien–Klagenfurt. Hg. von Stefan Karner. Sonderbd. 12). Innsbruck u. a. 2011, S. 719–734.
- Ders.: Repräsentative Demokratie durch plebiszitäre Elemente ergänzen? Zur Geschichte der Partizipationsdebatte in Deutschland, in: Die Politische Meinung 56 (2011) 498, S. 24–29.
- Ders.: Richard von Weizsäcker – Bundespräsident in Zeiten der Wiedervereinigung, in: Robert Chr. van Ooyen/Martin H. W. Möllers (Hg.): Der Bundespräsident im politischen System. Wiesbaden 2012, S. 233–243.
- Ders.: Die Teilung Deutschlands und die beiden Berlin-Krisen, in: Hans-Joachim Veen/Franz-Josef Schlichtung (Hg.): 50 Jahre Mauerbau. Vorgeschichte und Folgen. Weimar 2011, S. 9–20.
- Kuhl, Christoph: Carl Trimborn 1854–1921. Eine politische Biographie (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen 120). Paderborn 2011.
- Kulick, Manuela S.: Absturz der Volksparteien. Eine Analyse der loyalen und ehemaligen Wählerschaft von CDU und SPD im Vergleich, in: Niedermayer: Parteien 2011, S. 199–219.
- Lammert, Norbert: Wahrheiten und Mehrheiten – Zur Urteilsbildung im demokratischen Staat, in: Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 2011. Bonn 2012, S. 15–21.
- Lapp, Peter Joachim: Gerald Götting – CDU-Chef in der DDR. Eine politische Biografie. Aachen 2011.
- Lees, Charles: The Paradoxical Effects of Decline: Assessing Party System Change and the Role of the Catch-All Parties in Germany Following the 2009 Federal Election, in: Party Politics 18 (2012) 4, S. 545–562.
- Lengsfeld, Vera: Ich wollte frei sein. Die Mauer, die Stasi, die Revolution. München 2011.
- Leunig, Sven/Träger, Hendrik (Hg.): Parteipolitik und Landesinteressen. Der deutsche Bundesrat 1949–2009 (Landespolitik 4). Münster 2012.
- Lieberknecht, Christine: 20 Jahre EAK Thüringen, in: Evangelische Verantwortung (2011) 11/12, S. 3–6.
- Maizière, Thomas de: Staatliches Handeln im Wandel der Zeit (Dresdner Vorträge zum Staatsrecht 3). Baden-Baden 2012.
- Martin, Albrecht/Mehnert, Gottfried/Meißner, Christian: Der Evangelische Arbeitskreis der CDU/CSU 1952–2012. Werden, Wirken und Wollen. Berlin 2012. (Beil.: DVD „Der Film zum Jubiläum“)

- Massud, Abdel-Hafiez: Einblicke in die verbale Wahlkampfkommunikation der Schlagwörter-Parteien CDU und SPD. Berlin 2011.
- Matuschek, Peter/Güllner, Manfred: Volksparteien ohne Volk: Der Niedergang von Union und SPD auf dem Wählermarkt, in: Niedermayer: Parteien 2011, S. 221–235.
- Mayer, Tilman: The German CDU: A People's Party in Heavy Weather/Die CDU Deutschlands: Eine Volkspartei in Turbulenzen, in: Grabow: Parties 2012, S. 63–76.
- Mayer-Vorfelder, Gerhard: Ein stürmisches Leben. Erinnerungen. Hg. von Rainer Laubig. Stuttgart 2012.
- McKay, Joanna: The Berlin Land Election 2011, in: German Politics 21 (2012) 2, S. 228–238.
- Merkel, Angela (Hg.): Dialog über Deutschlands Zukunft. Hamburg 2012.
- Meyer, Karl-Friedrich: Dr. Adolf Süsterhenn (1905–1974) – Verfassungsjurist der ersten Stunde, Politiker und Richter, in: Hans-Peter Hexemer (Hg.): Landauf – Landab. Fünf Abgeordnete und 200 Jahre Demokratie- und Parlamentsgeschichte (Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz 53). Mainz 2012, S. 125–155.
- Mielke, Gerd: „Alternativlos“ in die Sackgasse? Anmerkungen zur politischen Führung der beiden Großparteien, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 24 (2011) 4, S. 4–12.
- Mielke, Siegfried/Reutter, Werner (Hg.): Landesparlamentarismus. Geschichte – Struktur – Funktionen. 2. Aufl. Wiesbaden 2012.
- Miller, Bernhard: Der Koalitionsausschuss. Existenz, Einsatz und Effekte einer informellen Arena des Koalitionsmanagements (Studien zum Parlamentarismus 18). Baden–Baden 2011.
- Mittelstands- und Wirtschaftsvereinigung der CDU/CSU (Hg.): Ordnungspolitik in Deutschland – Quo Vadis? Berlin 2011.
- Möllring, Eva (Hg.): „So wurden wir, was wir sind.“ CDU-Frauen in politischen Führungspositionen. Hg. von der Frauen Union der CDU in Niedersachsen. Hannover 2012.
- Moog, Stefan/Raffelhüsch, Bernd: Ehrbarer Staat? Eine Zwischenbilanz schwarz-gelber Regierungspolitik, in: Zeitschrift für Staats- und Europawissenschaften 9 (2011) 2, S. 244–261.
- Müller, Harald/Wolff, Jonas: Demokratischer Krieg am Hindukusch? Eine kritische Analyse der Bundestagsdebatten zur deutschen Afghanistanpolitik 2001–2011, in: Klaus Brummer/Stefan Fröhlich (Hg.): Zehn Jahre Deutschland in Afghanistan (Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik, Sonderh. 3/2011). Wiesbaden 2012, S. 197–221.
- Müller, Judith Maria: Politische Inszenierung in Landtagswahlkämpfen. Ein akteursorientierter Vergleich der Kampagnenkommunikation zur sächsischen Landtagswahl 2004. Baden-Baden 2011.

- Neu, Viola/Borchard, Michael: Bürgerschaftswahl in Hamburg am 20. Februar 2011. Sankt Augustin, Berlin 2011.
- Dies.: Landtagswahl in Sachsen-Anhalt am 20. März 2011. Sankt Augustin, Berlin 2011.
- Neumann, Arijana: Die CDU auf Landesebene. Politische Strategien im Vergleich. Wiesbaden 2012.
- Niedermayer, Oskar: Die Berliner Abgeordnetenhauswahl vom 18. September 2011: Grün war nur die Hoffnung, die Realität ist rot-schwarz, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 43 (2012) 1, S. 18–35.
- Ders.: Landtagswahlen und Bundespolitik im „Superwahljahr“ 2011, in: Gesellschaft, Wirtschaft, Politik 60 (2011) 1, S. 39–50.
- Ders. (Hg.): Die Parteien nach der Bundestagswahl 2009. Wiesbaden 2011.
- Ders.: Parteimitgliedschaften im Jahre 2010, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 42 (2011) 2, S. 365–383.
- Niermann, Guido: Brücke zwischen den Konfessionen – Die ersten Jahre der CDU in Stadt und Altkreis Soest, in: Ilse Maas-Steinhoff (Hg.): Nachkriegszeit in Soest (Soester Zeitschrift 122/123). Soest 2011, S. 153–170.
- Oberreuter, Heinrich (Hg.): Am Ende der Gewissheiten. Wähler, Parteien und Koalitionen in Bewegung. München 2011.
- Ders.: Zwischen Programm und Populismus. Die offene Zukunft der CSU, in: Zeitschrift für Staats- und Europawissenschaften 9 (2011) 2, S. 224–243.
- Ockenfels, Wolfgang: Der Walberberger Kreis. Zur sozialetischen Bedeutung der Dominikaner in Deutschland (Die Neue Ordnung, Sonderh. Nov. 2011). Walberberg 2011.
- Olsen, Jonathan: Leadership in Grand Coalitions. Comparing Angela Merkel and Kurt Georg Kiesinger, in: German Politics 20 (2011) 3, S. 342–359.
- Ders.: The Spring 2011 Landtag Elections: Regional Specificities or National Electoral Dynamics? In: German Politics 21 (2012) 1, S. 116–128.
- Ost, Friedhelm: Mittelstand mit großer Zukunft, in: Otmar Franz (Hg.): Die Zukunft des deutschen Mittelstands. Sternenfels 2011, S. 138–147.
- Pappi, Franz Urban: CSU- und CDU-Wählerschaften im sozialstrukturellen Vergleich. (Hanns-Seidel-Stiftung, Akademie für Politik und Zeitgeschehen/Aktuelle Analysen 57). München 2011.
- Pappi, Franz Urban/Seher, Nicole Michaela/Kurella, Anna-Sophie: Das Politikangebot deutscher Parteien bei den Bundestagswahlen seit 1976 im dimensionsweisen Vergleich. Gesamtskala und politikfeldspezifische Skalen (Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung/Arbeitspapiere 142). Mannheim 2011.
- Paul, Dominik: Adenauer-Wahlkämpfe. Die Bundestagswahlkämpfe der CDU 1949–1961. Marburg 2011.

- Pfeiffer, Joachim: Welche Position zur Zeitarbeit vertreten CDU und CSU? In: Andreas Dinges u. a. (Hg.): *Zukunft Zeitarbeit. Perspektiven für Wirtschaft und Gesellschaft*. Berlin 2012, S. 115–128.
- Pöttering, Hans-Gert (Hg.): *Politik und Religion. Der Papst in Deutschland*. Sankt Augustin, Berlin 2011.
- Pöttering, Hans-Gert/Klose, Joachim (Hg.): *Wir sind Heimat. Annäherungen an einen schwierigen Begriff*. Sankt Augustin, Berlin 2012.
- Pokorny, Sabine: *Junge Wähler: hoffnungslos verloren? Das Wahlverhalten der Generationen (Forum Empirische Sozialforschung)*. Sankt Augustin, Berlin 2012.
- Probst, Lothar (Hg.): *Politische Institutionen, Parteien und Wahlen im Bundesland Bremen. (Politik und Partizipation 5)*. Berlin 2011.
- Randall, Vicky: *The CDU and the Politics of Gender in Germany: Bringing Women to the Party*, in: *West European Politics* 35 (2012) 2, S. 431f.
- Reichart-Dreyer, Ingrid: *Wer wählt die Abgeordneten aus? Der Einfluss von Wählern und Parteien auf die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses von Berlin 1963 bis 2011*, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen* 43 (2012) 1, S. 36–53.
- Reinken, Joachim Georg: *Konflikte zwischen CDU-Parteiführung und CDU/CSU-Bundestagsfraktion (Schriftenreihe Politica 81)*. Hamburg 2011.
- Remeke, Stefan: *Anders links sein. Auf den Spuren von Maria Weber und Gerd Muhr*. Essen 2012.
- Resing, Volker: *Angela Merkel: So wahr mir Gott helfe. Vertrauen, Verantwortung, Zuversicht. Ein Porträt von Volker Resing*. Leipzig 2011.
- Ders.: *Werner Remmers (1930–2011). Über die Kraft des politischen Katholizismus*. Hg. von der Ludwig-Windthorst-Stiftung. Freiburg i. Br. 2011.
- Rödder, Andreas: *Bündnissolidarität und Rüstungskontrollpolitik. Die Regierung Kohl – Genscher, der NATO-Doppelbeschluss und die Innenseite der Außenpolitik*, in: Philipp Gassert/Tim Geiger/Hermann Wentker (Hg.): *Zweiter Kalter Krieg und Friedensbewegung. Der NATO-Doppelbeschluss in deutsch-deutscher und internationaler Perspektive (Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer)*. München 2011, S. 123–136.
- Ders.: *Was ist heute konservativ? Eine Standortbestimmung*. Merzig 2012.
- Roth, Petra: *Aufstand der Städte. Metropolen entscheiden über unser Überleben*. Frankfurt/M. 2011.
- Ruh, Ulrich: *Was hat sich verändert? Religion und Wahlverhalten in der Bundesrepublik*, in: *Herder Korrespondenz* 65 (2011) 5, S. 247–250.
- Ruthendorf-Przewoski, Cornelia von: *„Sozialismus aus christlicher Verantwortung? Die (Ost-)CDU und die Kirchenpolitik in Thüringen“ (Evangelische Akademie Thüringen, Neudietendorf 2./3. Dezember 2011)*, in: *Mitteilungen zur Kirchlichen Zeitgeschichte* 6 (2012) S. 227–232.

- Sachsen-Anhalt. Ein Land findet sich. Eine Festschrift zu Ehren von Wolfgang Böhmer. Hg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung. In Zusammenarb. mit Rainer Robra und Monika Zimmermann. Halle (Saale) 2011.
- Schavan, Annette: Bildungs- und Wissenschaftspolitik im Kontext der föderalen Ordnung, in: *Jahrbuch des Föderalismus* (2011) S. 17–26.
- Schindler, Danny: Ist Regieren „schwieriger“ geworden? – Wahlerfolge und veränderte Rahmenbedingungen für Regierungsparteien bei Bundestagswahlen 1953 bis 2009, in: *Zeitschrift für Parlamentsfragen* 43 (2012) 1, S. 65–85.
- Schmid, Josef: Die CDU – wofür steht die Partei derzeit? In: *Neue Gesellschaft, Frankfurter Hefte* 58 (2011) 6, S. 33–35.
- Schmidhuber, Peter M.: Nichts erwarten, auf alles gefasst sein, in: Otmar Franz (Hg.): *Die Zukunft des deutschen Mittelstands*. Sternenfels 2011, S. 58–62.
- Schmitt, Karl/Oppelland, Torsten: *Politische Parteien in Thüringen 1990–2011*. 2. Aufl. Erfurt 2012.
- Schmitt-Beck, Rüdiger (Hg.): *Wählen in Deutschland (Politische Vierteljahresschrift. Sonderh. 45)*. Baden-Baden 2012.
- Schneider, Georg S.: Alois Mertes (1921–1985). Das außenpolitische Denken und Handeln eines Christlichen Demokraten (Forschungen und Quellen zur Zeitgeschichte 61). Düsseldorf 2012.
- Schockenhoff, Andreas: Die Parlamentsbeteiligung in Regierung und Opposition: Die CDU/CSU, in: Christoph Schwegmann (Hg.): *Bewährungsproben einer Nation. Die Entsendung der Bundeswehr ins Ausland*. Berlin 2011, S. 127–135.
- Schoen, Harald: Merely a Referendum on Chancellor Merkel? Parties, Issues and Candidates in the 2009 German Federal Election, in: *German Politics* 20 (2011) 1, S. 92–106.
- Schönfeld, Ralf: *Bundeskanzleramtschefs im vereinten Deutschland. Friedrich Bohl, Frank-Walter Steinmeier und Thomas de Maizière im Vergleich (Göttinger Junge Forschung 10)*. Stuttgart 2011.
- Schröder, Kristina/Waldeck, Caroline: *Danke, emanzipiert sind wir selber! Abschied vom Diktat der Rollenbilder*. München 2012.
- Schubert, Thomas: *Wahlkampf in Sachsen. Eine qualitative Längsschnittanalyse der Landtagswahlkämpfe 1990–2004*. Wiesbaden 2011.
- Schulze, Helmut R./Kujacinski, Dona/Kohl, Walter (Hg.): *Hannelore Kohl. Ein deutsches Leben*. Heidelberg 2011.
- Schwan, Heribert: *Die Frau an seiner Seite. Leben und Leiden der Hannelore Kohl*. München 2011.
- Schwarz, Hans-Peter: *The Meaning of Adenauer*. Translated by Giles W. Bennett. Freiburg i. Br. 2011.
- „Sozialismus aus christlicher Verantwortung? Die Ost-CDU und die Kirchenpolitik der DDR“. Beiträge einer Tagung der Evangelischen Akademie

- Thüringen vom 2.–3.12.2011. (Epd-Dokumentation 2012,20). Frankfurt/M. 2012.
- Spier, Tim/Klein, Markus u. a. (Hg.): Parteimitglieder in Deutschland. Wiesbaden 2011.
- Tenscher, Jens (Hg.): Superwahljahr 2009. Vergleichende Analysen aus Anlass der Wahlen zum Deutschen Bundestag und zum Europäischen Parlament. Wiesbaden 2011.
- Träger, Hendrik: Die Ostdeutschen in den Bundesparteien, in: Mitteilungen des Instituts für deutsches und internationales Parteienrecht und Parteienforschung 18 (2012) S. 5–15.
- Ders.: Die ostdeutschen Landesverbände in den Bundesparteien. Personelle, inhaltlich-programmatische und finanzielle Beziehungen (1990–2007) (Europäische Hochschulschriften, Reihe 31: Politikwissenschaft 608). Frankfurt/M. 2011.
- Uertz, Rudolf: Das „C“ in der christlichen Demokratie, in: Die Politische Meinung 56 (2011) 505, S. 10–14.
- Vogel, Bernhard: Glaubenswerte – Orientierungen für die Politik, in: Zur Debatte (2011) 1, S. 28.
- Walter, Franz/Werwath, Christian/D’Antonio, Oliver: Die CDU. Entstehung und Verfall christdemokratischer Geschlossenheit (Schriftenreihe Die politischen Parteien der Bundesrepublik Deutschland). Baden-Baden 2011.
- Wehrmann, Hildegard: Hermann Pünder (1888–1976). Patriot und Europäer (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens 85). Essen 2012.
- Wengst, Udo: Ludwig Erhards Jahre der Kanzlerschaft, in: Orientierungen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik (2011) 127, S. 58–64.
- Wiesendahl, Elmar: Volksparteien. Aufstieg, Krise, Zukunft. Opladen 2011.
- Wilms, Dorothee: Grenzen der Deutschlandpolitik. Die Wiedervereinigung – ein nie vergessenes, aber lange unerreichbares politisches Ziel, in: Die Politische Meinung 56 (2011) 500/501, S. 13–17.
- Wünsche, Horst Friedrich: Wirtschaftswachstumspolitik? Nach Ludwig Erhard, in: Die Neue Ordnung 66 (2012) 1, S. 4–21.
- Wulff, Christian: Reden und Interviews. 30. Juni 2010–1. Mai 2011. Band 1. Berlin 2011.
- Zimmer, Matthias: Über den Umgang der CDU mit den Grünen, in: Die Politische Meinung 57 (2012) 506/507, S. 111–114.
- Zolleis, Udo/Schmid, Josef: Regierungswechsel statt Machtverlust – die CDU nach der Bundestagswahl 2009, in: Niedermayer (Hg.): Parteien 2011, S. 37–56.
- Zwischen Langeweile und Extremen. Die Bundestagswahl 2009. Hans Rattinger u. a. (Wahlen in Deutschland 1). Baden-Baden 2011.

## Europa, Asien, Lateinamerika – Internationale Kooperation

- Bajon, Philip: De Gaulle finds his „Master“. Gerhard Schröder's „Fairly Audacious Politics“ in the European Crisis of 1965–66, in: *Journal of European Integration History/Revue d'Histoire de l'Intégration Européenne/Zeitschrift für Geschichte der europäischen Integration* 17 (2011) 2, S. 253–269.
- Blind, Jochen: *Das Heimspiel der „Europa-Parteien“? Die Europawahlkämpfe der Union von 1979 bis 2009*. Wiesbaden 2012.
- Brok, Elmar: Die europäische Krise meistern, in: *Die Politische Meinung* 57 (2012) 506/507, S. 19–25.
- Fortes Rivas, María Concepción (Ed.): *Democracia Cristiana, cultura política y gobernanza/Fundación Konrad Adenauer. México, D.F. 2010*.
- Grabow, Carsten (Hg.): *Christlich-Demokratische Parteien in Westeuropa. Stand und Perspektiven/Christian Democratic Parties in Western Europe. Status and Prospects (Im Plenum)*. Sankt Augustin, Berlin 2012.
- Halper, Dietmar: *Werte und Grundsätze der ÖVP. Woher wir kommen. Wer wir sind. Wohin wir gehen*. Wien 2010.
- Hartleb, Florian: Europas Parteien von morgen: Organisation und Struktur, in: *Die Politische Meinung* 56 (2011) 505, S. 29–33.
- Hülken, Claudia: Kür- oder Pflichtveranstaltung? Die Europawahlen in den 1980er Jahren, in: *Mittag: Direktwahlen 2011*, S. 195–216.
- Jansen, Thomas/Van Hecke, Stephen: *At Europe's Service: The Origins and Evolution of the European People's Party*. Berlin 2011.
- Khol, Andreas u. a (Hg.): *Österreichisches Jahrbuch für Politik 2010*. Wien, Köln 2011.
- Kruke, Anja/Beule, Peter: Europa-Wahlkämpfe im Plakat 1979–2009: Nationaler Schaukampf oder europäische Vokation? In: *Mittag: Direktwahlen 2011*, S. 247–270.
- Lappenküper, Ulrich: Die Europapolitik Helmut Kohls 1982–1992, in: Sylvain Schirmann (dir.): *Quelles architectures pour quelle Europe? Des projets d'une Europe unie à l'Union européenne (1945–1992)*. Actes des deuxièmes journées d'étude de la Maison de Robert Schuman, Metz, 9, 10 et 11 mai 2010 (Publications de la Maison de Robert Schuman/études et travaux 2). Bruxelles 2011, S. 273–291.
- Meyer, Hinnerk: Die christlich-demokratische Fraktion des Europäischen Parlaments im Spannungsfeld verschiedener transnationaler Kooperationsformen 1965–1979, in: *Journal of European Integration History* 17 (2011) 1, S. 31–45.
- Miliopoulos, Lazaros: Eine neue Identitätsbestimmung konservativer Parteien in Europa? In: *Mitteilungen des Instituts für deutsches und internationales Parteienrecht und Parteienforschung* 18 (2012) S. 61–71.

- Mittag, Jürgen (Hg.): 30 Jahre Direktwahlen zum Europäischen Parlament (1979–2009). Europawahlen und EP in der Analyse (Denkart Europa 12). Baden-Baden 2011.
- Molt, Peter: Für Freiheit, Menschenrechte und Demokratie. Konrad Adenauer und die deutsche Entwicklungspolitik, in: *Die Politische Meinung* 57 (2012) 511, S. 51–58.
- Neisser, Heinrich/Pisa, Karl/Taus, Josef: Zeitzeugengespräch – Österreich nach 1945. Der konservative Reformler – Was blieb von der Ära Klaus? In: Helmut Wohnout (Hg.): *Demokratie und Geschichte. Jahrbuch des Karl von Vogelsang-Instituts zur Erforschung der Geschichte der christlichen Demokratie in Österreich* 13/14 (2009/2010). Wien 2011, S. 317–337.
- Öispuu, Jane: Die Sozialisation der osteuropäischen Abgeordneten in das Europäische Parlament. Eine Analyse am Beispiel der EVP-ED-Fraktion (*Integration Europas und Ordnung der Weltwirtschaft* 37). Baden-Baden 2011.
- Pöttering, Hans-Gert: Den Gemeinschaftsgeist erneuern, in: *Die Politische Meinung* 57 (2012) 506/507, S. 13–18.
- Quisthoudt-Rowohl, Godelieve: 20 Jahre Erfahrungen einer Europa-Parlamentarierin 1989–2009, in: Michael Gehler/Hinnerk Meyer (Hg.): *Deutschland, der Westen und der europäische Parlamentarismus (Hildesheimer Europagespräche 1/Historische Europa-Studien – Geschichte in Erfahrung, Gegenwart und Zukunft* 5). Hildesheim 2012, S. 333–340.
- Rothacher, Albrecht: Die Kommissare. Vom Aufstieg und Fall der Brüsseler Karrieren. Eine Sammelbiographie der deutschen und österreichischen Kommissare seit 1958. Baden-Baden 2012.
- Schmidhuber, Peter M.: Europäische Integration aus historischer Erfahrung. Ein Zeitzeugengespräch mit Michael Gehler (*ZEI Discussion Paper C* 210/2012). Bonn 2012.
- Teufel, Erwin: Europa in eine bessere Verfassung bringen, in: *Internationale Katholische Zeitschrift Communio* 40 (2011) Juli/August, S. 333–337.
- Voerman, Gerrit (Red.): *De conjunctuur van de macht. Het Christen Democratisch Appèl 1980–2010*. Amsterdam 2011.
- Vytiska, Herbert: Die letzte Chance? Die Österreichische Volkspartei in der Krise, in: *Die Politische Meinung* 56 (2011) 499, S. 53–56.
- Wagner, Andreas: Die Geschichte der niederländischen Christdemokraten von Lubbers bis Balkenende. Marburg 2011.
- Wahlers, Gerhard: Fünfzig Jahre für Demokratie weltweit. Wichtige Etappen auf dem Weg der internationalen Zusammenarbeit der KAS, in: *Die Politische Meinung* 57 (2012) 511, S. 59–64.
- Wimmel, Andreas: Deutsche Parteien in der Euro-Krise: Das Ende des Konsensprinzips? In: *Integration* 35 (2012) 1, S. 19–34.
- Wulff, Christian: „Unser Europa muss uns alle Anstrengung wert sein“, in: *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft* 110 (2011) 3, S. 220–228.



## Abstracts<sup>1</sup>

*Hanns Jürgen Küsters:* The Bonn-Berlin Resolution of 20 June 1991 and its consequences (pp. 1–24)

On 20 June 1991 the Bundestag decided in favour of the “Berlin Resolution”, i. e. the move of the parliament and parts of the government to Berlin. The close vote and the preceding emotional debate were a milestone of German parliamentarism. The article visualises the initial situation, enquires after the resolution’s realisation and points out the implementing and its consequences.

*Katrin Rupprecht:* The Icelandic fishing zone dispute 1972–1976. The conflict between national fishing interests and NATO’s alliance policy (pp. 25–46)

Between 1972 and 1976 the dispute about the expansion of the Icelandic fishing zone dominated the relations between this country and the Federal Republic of Germany. Bonn had to have in mind the interests of its domestic fishing industry. The conflict however quickly gained an international dimension. On the one hand by the involvement of Great Britain as an interested party, on the other hand by involvement in NATO’s alliance policy and the East-West conflict.

*Herbert Elzer:* Neither land of milk and honey nor Fata Morgana: The Kingdom of Saudi-Arabia and the contact with the Federal Republic of Germany during autumn 1952 (pp. 47–76)

The Reparations Agreement between Israel and West Germany concluded on 10 September 1952 posed an endurance test for the relations between the Federal Republic of Germany and the Arabic states. By reference to the different contacts and relations to Saudi-Arabia these problems are presented on the basis of records from the Foreign Office and the Federal Ministry of Economics. Furthermore these occurrences are brought into line with the history of Saudi-Arabia and its relations to Germany.

---

<sup>1</sup> Translated by Denise Lindsay.

*Markus Lingen:* Heinrich Brauns (1868–1939) – The Reich ministry for Labour and welfare policy during the Weimar Republic (pp. 77–108)

The role played by Brauns, who was one of the most important social policy makers during the Weimar Republic, in shaping this largely new policy area is being depicted. Beginning with Brauns' political socialization at the People's Association for Catholic Germany, it will be explained how the network between the different groups within the Centre Party, the economic realities and the political constellations within the coalition governments determined his framework for action and his success.

*Benjamin Schulte:* The failure of the "cultural demobilisation" after the First World War: the Ruhr Crisis 1923 (pp. 109–136)

The failure of a "cultural demobilisation" after the First World War and the Versailles Treaty will be discussed with the aid of selected contemporary posters. By way of comparison with other parties the Centre Party's attitude will be analysed. Especially its political and propagandistic demeanour during the occupation of the Ruhr 1923 will be a focal point.

*Christopher Sterzenbach:* The perception of the Irish Question within the Centre Party and the Germania, 1912–1922 (pp. 137–160)

This article examines background and contents of the Ireland coverage in the Centre Party newspaper "Germania" for the time between the presentation of the Third Home Rule Bill in 1912 and the beginning of the Irish Civil War in 1922. Additionally, the attitude of the Centre Party resp. of Centre politicians will be analysed. Particular attention will be focused on the time of the First World War.

*Wolfgang Jäger:* The "turnaround" in 1982: collapse of the coalition and formation of government (pp. 167–176)

Thirty years after the "turnaround" in 1982 this contribution gives a review of the process. The political development required for the change of government from the social-liberal coalition of the 1970s to the "Kohl era" will be illustrated in five objections. In addition to that a detailed analysis of the events ensues, which will be summarized in conclusive theses.

*Matthias Stickler*: “A leap too short?” – The CSU and the change of government at Bonn in 1982 (pp. 177–195)

Including the past history the article has a focus on the role of the CSU in advance, during and after the election of Helmut Kohl as federal chancellor. In doing so the different trends within the party and the in part different patterns of motivation and action will be described in detail.

*Joachim Scholtyseck*: The FDP during the turnaround (pp. 197–220)

Did economic causes or foreign policy considerations induce the FDP during autumn 1982 to leave the coalition with the SPD and enter a new government under the leadership of Helmut Kohl? This contribution pursues this key question on the basis of the months of the turnaround. Finally reactions on the turnaround within the FDP will be stated and an outlook towards the policy of the new government will be given.

*Hartmut Soell*: The change of government in 1982 from the standpoint of the SPD (pp. 221–235)

This contribution looks into the reaction of the SPD which after a “long decade” in office saw itself banished again into opposition. By reference to various policy areas such as social policy, family policy, foreign and defence policy the attitude of the Social Democrats to the new government will be analysed.

*Hans-Peter Schwarz*: Long-term effect of the turnaround 1982/83 (pp. 237–251)

Based on the ad-libbing of the years 1982/83 the question of how many decisions made during these months of the turnaround were later added to the politics implemented in the course of the subsequent long period of Helmut Kohl’s government will be looked into. Especially the style of leadership, the term of “Wende (turnaround)”, the staff composition and finally the foreign policy will be investigated more precisely.

*Erik Lommatzsch*: Hans Filbinger’s eco-political positions (pp. 253–268)

The discussion about Filbinger’s role during the National Socialist era at frequent intervals lets pass out of mind his longstanding successful work as a state

politician. This contribution reveals that Filbinger as interior minister as well as later on as prime minister of Baden-Wuerttemberg has been a pioneer in implementing ecological policy and did by all means develop his own approaches. His special attention was directed to the protection of the Lake Constance for which he initiated the first International Lake Constance Conference in 1972.

*Denise Lindsay: Lieselotte Berger (1920–1989) (pp. 269–287)*

In 1958 when Lieselotte Berger started to work for the CDU she already had an eventful life behind her. At first she worked for the CDU in Berlin. As a member of the Bundestag starting 1971 and especially during her work as chairwoman of the Committee on Petitions (1973–1987) she carried a great weight. Social commitment and dedication to the citizens' requirements were always given priority in her work. She remained true to her principles especially during the controversy about the new regulation of the paragraph 218 penal code on abortion.

*Rudolf Morsey: An unsuccessful intervention of three Swiss bishops in December 1932 on behalf of the arrested Munich publicist Fritz Gerlich. At the same time amendment of a misinformation about its initiator (pp. 289–304)*

In the winter of 1933 the three Swiss bishops Ambühl (Basel and Lugano), Vincenz (St. Gall) as well as Scheiwiler (Chur) tried to intervene in favour of Fritz Gerlich. The publisher and editor-in-chief of the periodical "Der gerade Weg" from Munich was arrested by the National Socialists in March 1933 and had been mistreated severely several times. The contribution verifies with the help of historical documents that contrary to the up to now valid research the author and Gerlich's former employee Wilhelm Kiefer originated this action.

*Josef Thesing: Die Konrad-Adenauer-Foundation in the world. The beginnings of the Institute for International Solidarity's work (pp. 305–318)*

This article summarises the development of the Konrad-Adenauer-Foundation's international work, which started in 1962 with the installation of the Institute for International Solidarity. This development work was embedded in the beginnings of ecclesiastical and Federal German development policy.

*Ulrike Hospes*: “Make plans, collaborate, co-govern.” Gerald Götting – Face of the bloc party CDU and system carrier of the GDR (pp. 319–326)

The review essay deals with Peter Joachim Lapp’s biography of Gerald Götting. This attempt to present a contradictory person in the times of Germany’s division is being put in an academic frame. At the same the article points out desiderata and additional research approaches.

## Résumés<sup>1</sup>

*Hanns Jürgen Küsters:* La décision Bonn/Berlin du 20 juin 1991 et ses conséquences (p. 1–24)

Le 20 juin 1991, le Bundestag adopte la »motion pro-Berlin«, c'est-à-dire le déménagement du Parlement et de parties du gouvernement à Berlin. La courte majorité et le débat émotionnel qui l'a précédée font partie des moments forts du parlementarisme allemand. La contribution expose la situation initiale, réinterroge le processus conduisant à ce vote et montre son application ainsi que ses conséquences.

*Katrin Rupprecht:* La guerre de la Morue 1972–1976. Entre intérêts halieutiques régionaux et politique d'alliance de l'OTAN (p. 25–46)

Entre 1972 et 1976, le litige sur l'extension de la zone de pêche islandaise a gouverné les relations du pays et de la République fédérale d'Allemagne. Bonn se devait de ne pas perdre de vue les intérêts de son industrie halieutique. Mais le conflit a rapidement pris une dimension internationale parce que, d'une part, la Grande-Bretagne est devenue partie au conflit et que, de l'autre il était impliqué dans la politique d'alliance de l'OTAN et le conflit Est-Ouest.

*Herbert Elzer:* Ni pays de cocagne ni Fata Morgana : le royaume d'Arabie Saoudite et la prise de contact avec la République fédérale d'Allemagne à l'automne 1952 (p. 47–76)

La résolution sur l'accord de Luxembourg le 10 septembre 1952 a constitué une pierre de touche des relations de la République fédérale d'Allemagne et des États arabes. En s'appuyant sur les dossiers du ministère des Affaires étrangères et du ministère de l'Économie, l'article présente les difficultés de cette époque à la lumière des contacts et des relations très hétéroclites avec l'Arabie Saoudite. Il replace en outre les événements dans l'histoire de l'Arabie Saoudite et de ses rapports avec l'Allemagne.

---

<sup>1</sup> Traduit par Valentine Meunier.

*Markus Linggen:* Heinrich Brauns (1868–1939) – ministère du Travail du Reich et politique sociale sous la République de Weimar (p. 77–108)

Lingen présente le rôle qu'a joué Brauns, principal acteur politique de l'action sociale sous la République de Weimar, dans l'organisation de ce champ politique largement novateur. En partant de la socialisation politique de Brauns par le biais de ses activités au sein de l'association Volksverein, l'auteur met en lumière la manière dont l'écheveau conjoncturel des différents groupes du Zentrum, des réalités économiques et des constellations politiques au sein des gouvernements de coalition ont déterminé le cadre d'action de Brauns et son succès.

*Benjamin Schulte:* L'échec de la «démobilisation culturelle» après la première guerre mondiale: la crise de la Ruhr en 1923 (p. 109–136)

À l'aide d'une sélection d'affiches de l'époque, la contribution débat de l'échec d'une «démobilisation culturelle» après la première guerre mondiale et le traité de paix de Versailles. Il analyse principalement la position du Zentrum en la mettant en perspective de celle d'autres partis. Il s'intéresse notamment à ses interventions politiques et à sa propagande pendant la crise de la Ruhr de 1923.

*Christopher Sterzenbach:* La réception de la question irlandaise dans le Zentrum et la Germania, 1912–1922 (p. 137–160)

L'auteur étudie le contexte et le contenu des informations sur l'Irlande dans Germania pour la période comprise entre la troisième version du Home Rule Bill présentée en 1912 et la guerre civile irlandaise en 1922. Il analyse en outre les positions du Zentrum, précisément de ses membres, sur «le problème irlandais», en accordant une attention particulière à l'époque de la première guerre mondiale.

*Wolfgang Jäger:* Le «tournant» de 1982: rupture de la coalition et formation d'un gouvernement (p. 167–176)

Trente ans après le «tournant» de 1982, cette contribution propose un tour d'horizon des événements. Elle expose en cinq contradictions l'évolution politique qui préside à la fin de la coalition social-libérale des années 1970 et au changement de gouvernement ouvrant sur «l'ère Kohl». L'auteur mène de sur-

croît une analyse détaillée des événements qui lui permet de soumettre des hypothèses en conclusion.

*Matthias Stickler:* »Un trop petit bond«? – La CSU et le changement de gouvernement à Bonn de 1982 (p. 177–195)

En tenant compte des antécédents, la contribution se consacre au rôle de la CSU avant, pendant et après l'élection d'Helmut Kohl à la Chancellerie. Elle expose en détail les divers courants au sein du parti ainsi que les grilles d'action et de motivation, en partie différentes.

*Joachim Scholtyseck:* Le FDP dans le tournant (p. 197–220)

Sont-ce plutôt des motifs de politique économique ou de politique étrangère qui ont incité le FDP à quitter la coalition à l'automne 1982 et à rejoindre un nouveau gouvernement dirigé par Helmut Kohl? L'auteur examine cette question centrale en présentant les antécédents et les mois du tournant. En conclusion, il expose les réactions sur le tournant au sein du FDP et ouvre la perspective sur la politique du nouveau gouvernement.

*Hartmut Soell:* Le changement de gouvernement de 1982 dans la perspective du SPD (p. 221–235)

Cette contribution explore les réactions au sein du SPD qui se retrouve dans l'opposition après une »longue décennie« au pouvoir. Il analyse la position des sociaux-démocrates à l'égard du nouveau gouvernement à la lumière de différents champs politiques, comme ceux de la politique familiale, sociale, étrangère et de défense.

*Hans-Peter Schwarz:* Effets à long terme du tournant de 1982/83 (p. 237–251)

À partir des improvisations des années 1982/1983, la contribution se demande combien de décisions prises dans les mois du tournant ont ensuite été intégrées dans la politique du long mandat d'Helmut Kohl. Il étudie en particulier le style de direction, le terme de »Wende (tournant)«, les acteurs et enfin la politique étrangère et économique.

*Erik Lommatzsch*: Les positions sur la politique environnementale de Hans Filbinger (p. 253–268)

Le débat sur le rôle de Filbinger sous le régime nazi fait souvent oublier sa longue activité d'acteur politique régional couronnée de succès. La contribution montre que Filbinger a été un pionnier de la mise en œuvre de la politique environnementale, que ce soit à titre de ministre de l'Intérieur du Bade-Wurtemberg ou, plus tard, de ministre-président, et qu'il a élaboré des approches programmatiques originales. Il s'est en particulier attaché à protéger le lac de Constance, en initiant par exemple la première Conférence internationale de la région du lac de Constance en 1972.

*Denise Lindsay*: Lieselotte Berger (1920–1989) (p. 269–287)

Lorsque Lieselotte Berger a commencé à s'investir dans la CDU en 1958, elle a déjà une vie mouvementée derrière elle. Berger a tout d'abord œuvré principalement au sein de la section berlinoise. Députée au Bundestag à compter de 1971, et surtout présidente de la Commission des pétitions (1973–1987), elle prend rapidement une envergure nationale. L'engagement social et la défense des intérêts des citoyens ont toujours été au cœur de son action. Elle reste également fidèle à ses principes lors des débats sur la refonte du § 218 du Code pénal.

*Rudolf Morsey*: Une intervention vaine de trois évêques suisses en décembre 1933 au profit du journaliste munichois Fritz Gerlich, placé en détention. Conjointement rectification d'une information erronée sur son initiateur (p. 289–304)

Durant l'hiver 1933, trois évêques suisses, Ambühl (Bâle et Lugano), Vincenz (Saint-Gall) et Scheiwiler (Choire) ont tenté d'intervenir en faveur de Fritz Gerlich. L'éditeur et rédacteur en chef de la revue munichoise »Der gerade Weg« est arrêté en mars 1933 par les nazis et gravement maltraité à plusieurs reprises pendant sa détention. La contribution démontre, documents historiques à l'appui, que contrairement à l'idée scientifique jusqu'ici établie, l'initiateur de cette action est l'écrivain Wilhelm Kiefer, ancien collègue de Gerlich.

*Josef Thesing*: La fondation Konrad Adenauer dans le monde. Le début du travail de l'Institut de solidarité internationale (p. 305–318)

L'article résume le développement du travail international de la fondation Konrad Adenauer, qui a commencé avec la création de l'Institut de solidarité internationale (Institut für Internationale Solidarität) en 1962. Ce travail s'intègre dans les débuts de la politique de coopération et de développement du gouvernement et des Églises.

*Ulrike Hospes*: »Planifie, travaille, gouverne avec nous«. Gerald Götting –Visage du parti du bloc CDU et pilier du système de RDA (p. 319–326)

La recension traite de la biographie de Peter Joachim Lapp sur Gerald Götting. Sa tentative d'y montrer une personnalité contradictoire à l'époque de la division allemande est replacée dans une optique scientifique. La recension dévoile ce faisant des lacunes et indique des pistes de recherche plus prometteuses.

## Zusammenfassung

*Hanns Jürgen Küsters:* Der Bonn/Berlin-Beschluss vom 20. Juni 1991 und seine Folgen (S. 1–24)

Am 20. Juni 1991 entschied der Deutsche Bundestag zugunsten des „Berlin-Antrags“, d. h. für den Umzug von Parlament und Teilen der Regierung nach Berlin. Die knappe Abstimmung gemeinsam mit der ihr vorhergehenden emotionalen Debatte gehört zu den Sternstunden des deutschen Parlamentarismus. Der Beitrag führt die Ausgangslage vor Augen, fragt nach dem Zustandekommen des Beschlusses und zeigt dessen Umsetzung sowie die Konsequenzen auf.

*Katrin Rupprecht:* Der isländische Fischereizonenstreit 1972–1976. Im Konfliktfeld zwischen regionalen Fischereiinteressen und NATO-Bündnispolitik (S. 25–46)

Zwischen 1972 und 1976 bestimmte der Streit um die Ausweitung der isländischen Fischereizone die Beziehungen des Landes zur Bundesrepublik Deutschland. Bonn musste dabei die Interessen der heimatischen Fischindustrie im Auge behalten. Jedoch erhielt der Konflikt schnell eine internationale Dimension. Zum einen durch die Beteiligung Großbritanniens als Interessenspartei, zum anderen durch die Einbindung in die NATO-Bündnispolitik und den Ost-West-Konflikt.

*Herbert Elzer:* Weder Schlaraffenland noch Fata Morgana: Das Königreich Saudi-Arabien und die Fühlungnahme mit der Bundesrepublik Deutschland im Herbst 1952 (S. 47–76)

Der Abschluss des Luxemburger Abkommens am 10. September 1952 stellte für die Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu den arabischen Staaten eine Belastungsprobe dar. Anhand der sehr unterschiedlichen Kontakte und Verbindungen zu Saudi-Arabien werden die Schwierigkeiten in dieser Zeit auf der Basis der Akten des Auswärtigen Amtes und des BMWi dargestellt. Außerdem werden die Vorgänge in die Geschichte Saudi-Arabiens und dessen Beziehungen zu Deutschland eingeordnet.

*Markus Lingen:* Heinrich Brauns (1868–1939) – Reichsarbeitsministerium und Sozialpolitik in der Weimarer Republik (S. 77–108)

Dargestellt wird die Rolle, die Brauns als der wohl wichtigste Sozialpolitiker der Weimarer Republik bei der Ausgestaltung dieses weitgehend neuen Politikfeldes spielte. Ausgehend von Brauns' politischer Sozialisation in der Arbeit des Volksvereins wird deutlich gemacht, wie das Bedingungsgeflecht zwischen den verschiedenen Gruppierungen im Zentrum, den wirtschaftlichen Realitäten und den politischen Konstellationen in den Koalitionsregierungen seinen Aktionsrahmen und Erfolg bestimmte.

*Benjamin Schulte:* Das Scheitern „kultureller Demobilisierung“ nach dem Ersten Weltkrieg: die Ruhrkrise 1923 (S. 109–136)

Anhand ausgewählter, zeitgenössischer Plakate soll das Scheitern einer „kulturellen Demobilisierung“ nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Versailler Friedensvertrag diskutiert werden. Im Vergleich mit anderen Parteien wird vor allem die Haltung der Zentrumsparterie analysiert. Besonders deren politisches und propagandistisches Auftreten während der Ruhrkrise 1923 steht dabei im Mittelpunkt.

*Christopher Sterzenbach:* Die Rezeption der Irischen Frage in der Zentrumsparterie und der Germania, 1912–1922 (S. 137–160)

Für die Zeit zwischen der dritten Vorlage der Home Rule Bill 1912 und dem Beginn des irischen Bürgerkrieges 1922 untersucht der Beitrag Hintergründe und den Inhalt der Irland-Berichterstattung in der Germania. Außerdem wird die Haltung der Zentrumsparterie bzw. von Zentrumspolitikern zum „irischen Problem“ analysiert. Ein besonders Augenmerk richtet sich dabei auf die Zeit des Ersten Weltkriegs.

*Wolfgang Jäger:* Die „Wende“ 1982: Bruch der Koalition und Regierungsbildung (S. 167–176)

Dreißig Jahre nach der „Wende“ des Jahres 1982 gibt dieser Beitrag einen Überblick über die Abläufe. In fünf Widersprüchen wird die politische Entwicklung als Voraussetzung für den Regierungswechsel von der sozialliberalen Koalition der 1970er Jahre zur „Ära Kohl“ dargelegt. Zudem erfolgt eine ausführliche Analyse der Abläufe, die in abschließenden Thesen verdichtet wird.

*Matthias Stickler:* „Zu kurz gesprungen“? – Die CSU und der Bonner Regierungswechsel des Jahres 1982 (S. 177–195)

Unter Einbeziehung der Vorgeschichte widmet sich der Beitrag der Rolle der CSU im Vorfeld, während und nach der Wahl Helmut Kohls zum Bundeskanzler. Dabei werden die verschiedenen Strömungen innerhalb der Partei und die teilweise unterschiedlichen Motivations- und Handlungsmuster ausführlich dargestellt.

*Joachim Scholtyseck:* Die FDP in der Wende (S. 197–220)

Waren es eher wirtschaftspolitische oder außenpolitische Gründe, die die FDP im Herbst 1982 bewegten, die Koalition mit der SPD zu verlassen und einer neuen Regierung unter Helmut Kohl beizutreten? Dieser zentralen Frage geht der Beitrag anhand der Darstellung der Vorgeschichte und der Wendemonate selbst nach. Abschließend werden Reaktionen auf die Wende in der FDP dargelegt und ein Ausblick auf die Politik der neuen Regierung gegeben.

*Hartmut Soell:* Der Regierungswechsel 1982 aus der Sicht der SPD (S. 221–235)

Dieser Beitrag untersucht die Reaktionen in der SPD, die sich nach einem „langen Jahrzehnt“ Regierungszeit erneut in die Opposition verwiesen sah. Anhand verschiedener Politikfelder wie Sozial-, Familien-, Außen- und Verteidigungspolitik wird die Haltung der Sozialdemokraten gegenüber der neuen Regierung analysiert.

*Hans-Peter Schwarz:* Langzeitwirkungen der Wende von 1982/83 (S. 237–251)

Ausgehend von den Improvisationen der Jahre 1982/83 wird hier der Frage nachgegangen, wie viel von den Entscheidungen der Wendemonate in die Politik der nachfolgenden langen Regierungszeit Helmut Kohls übernommen wurde. Genauer untersucht werden dabei der Führungsstil, der Begriff der „Wende“, die personelle Zusammensetzung und schließlich die Außen- sowie die Wirtschaftspolitik.

*Erik Lommatzsch:* Umweltpolitische Positionen Hans Filbingers (S. 253–268)

Die Diskussion um Filbingers Rolle in der NS-Zeit lässt häufig seine langjährige Tätigkeit als erfolgreicher Landespolitiker vergessen. Dabei zeigt der Beitrag, dass Filbinger sowohl als Innenminister von Baden-Württemberg wie später als Ministerpräsident ein Vorreiter in der Umsetzung der Umweltpolitik war und durchaus eigene programmatische Ansätze entwickelte. Sein besonderes Augenmerk galt dem Schutz des Bodensees, wozu er 1972 die erste Internationale Bodensee Konferenz (IBK) initiierte.

*Denise Lindsay:* Lieselotte Berger (1920–1989) (S. 269–287)

Als Lieselotte Berger 1958 begann, für die CDU zu arbeiten, hatte sie bereits ein bewegtes Leben hinter sich. Zuerst wirkte sie vor allem für die Berliner Partei. Als Mitglied des Bundestages ab 1971 und vor allem in ihrer Tätigkeit als Vorsitzende des Petitionsausschusses (1973–1987) entfaltete sie bald nationale Bedeutung. Das soziale Engagement und der Einsatz für die Belange der Bürger standen für sie immer im Vordergrund ihrer Tätigkeit. Ihren Prinzipien blieb sie auch in der Auseinandersetzung um die Neuregelung des § 218 StGB treu.

*Rudolf Morsey:* Eine erfolglose Intervention von drei Schweizer Bischöfen im Dezember 1933 zugunsten des verhafteten Münchner Publizisten Fritz Gerlich. Zugleich Korrektur einer Fehlinformation über deren Initiator (S. 289–304)

Im Winter 1933 versuchten die drei Schweizer Bischöfe Ambühl (Basel und Lugano), Vincenz (St. Gallen) sowie Scheiwiler (Chur) zugunsten Fritz Gerlichs zu intervenieren. Der Herausgeber und Chefredakteur der Zeitschrift „Der gerade Weg“ aus München war im März 1933 von den Nationalsozialisten verhaftet und mehrmals schwer misshandelt worden. Der Beitrag belegt anhand historischer Dokumente, dass entgegen der bisherigen Forschungsmeinung der Schriftsteller und ehemalige Mitarbeiter Gerlichs, Wilhelm Kiefer, der Initiator dieser Aktion war.

*Josef Thesing:* Die Konrad-Adenauer-Stiftung in der Welt. Der Beginn der Arbeit des Instituts für Internationale Solidarität (S. 305–318)

Der Beitrag schildert den Aufbau der internationalen Arbeit der Konrad-Adenauer-Stiftung, die 1962 mit der Etablierung des Instituts für Internationa-

le Solidarität begann. Eingebettet wird diese Aufbauarbeit in die Anfänge bundesdeutscher und kirchlicher Entwicklungspolitik.

*Ulrike Hospes: „Plane mit, arbeite mit, regiere mit.“ Gerald Götting – Gesicht der Blockpartei CDU und Träger des Systems der DDR (S. 319–326)*

Der Literaturbericht behandelt die Biographie von Peter Joachim Lapp über Gerald Götting. Der damit unternommene Versuch, eine widersprüchliche Persönlichkeit in der Zeit der deutschen Spaltung darzustellen, wird wissenschaftlich eingeordnet. Dabei zeigt der Bericht Desiderate und weiterführende Forschungsmöglichkeiten auf.

## Mitarbeiter dieses Bandes

- Herbert Elzer*, Dr. phil., Historiker und freier Autor, Andernach
- Ulrike Hospes*, Dr. phil., Abteilungsleiterin Zeitgeschichte, Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin
- Wolfgang Jäger*, Dr. phil., Dr. h. c. mult., Professor em. für Wissenschaftliche Politik an der Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg
- Hanns Jürgen Küsters*, Dr. rer. pol. habil., Hauptabteilungsleiter Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin; apl. Professor für Wissenschaft von der Politik und Zeitgeschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn
- Denise Lindsay*, M. A., Mitarbeiterin Abteilung Publikationen/Bibliothek, Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin
- Markus Lingen*, Mitarbeiter Abteilung Zeitgeschichte, Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste/Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Sankt Augustin
- Erik Lommatzsch*, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Geschichte des europäisch-transatlantischen Kulturraums an der Universität Augsburg
- Rudolf Morsey*, Dr. phil., Dr. h. c., Professor em. für Neuere Geschichte an der Deutschen Universität für Verwaltungswissenschaften, Speyer
- Katrin Rupprecht*, Dr. phil., Pressesprecherin Internationale Handelskammer (ICC) Deutschland, Berlin
- Joachim Scholtzseck*, Dr. phil., Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Bonn
- Benjamin Schulte*, M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter Abteilung Neuere Geschichte, Historisches Institut der Universität zu Köln
- Hans-Peter Schwarz*, Dr. phil., Dr. h. c., Professor em. für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte, Gauting
- Hartmut Soell*, Dr. phil., Professor em. für Neuere Geschichte, Heidelberg
- Christopher Sterzenbach*, Dr. phil., Historiker und Archivar, München
- Matthias Stickler*, Dr. phil. habil., apl. Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität, Würzburg
- Josef Thesing*, Dr. h. c., 1984–2002 Leiter des Internationalen Instituts der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. und 2000–2002 stv. Generalsekretär, 1990–2005 Lehrbeauftragter an der Universität zu Köln